Das Stadtdenkmal Basel

Martin Möhle



Dieser Band ist der hundertfünfzigste des Gesamtwerks

Die Kunstdenkmäler der Schweiz

Herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK
mit eidgenössischen, kantonalen, kommunalen und privaten Subventionen

Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern 2025

Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt XI

Das Stadtdenkmal Basel

Martin Möhle

Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern 2025

Die Erarbeitung des Manuskripts sowie
die Herstellung der Abbildungsvorlagen wurden
durch den Kanton Basel-Stadt finanziert.

Kanton Basel-Stadt

Die Herausgabe dieses Kunstdenkmälerbandes
wurde unterstützt von:

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Bundesamt für Kultur BAK

bgbasel
BÜRGERGEMEINDE
DER STADT BASEL

Schweizerischer
Nationalfonds

und weiteren Gönnern

Projektleitung:
Ferdinand Pajor, Gesellschaft für
Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern

Wissenschaftliche Begutachtung:
Martina Stercken, Zürich

Redaktionskommission:
Nicole Pfister Fetz, Zug (Präsidentin)
Armand Baeriswyl, Bern
Cecilie Gut, Luzern
Marc-Henri Jordan, Bern
Thomas Müller, Zürich
Marc Carel Schurr, Trier
Lukas Zurfluh, Zürich

Lektorat:
Sandra Hüberli, Stephanie Ehrsam,
Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern

Satz/Gestaltung/Buchumschlag:
Philipp Kirchner, Gesellschaft für
Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern

Korrektorat:
Christoph Blum, Basel

Fotolithos/Druck:
Gutenberg AG, Schaan FL

Papier:
Munken Lynx naturweiss

Bindung:
Kunesch GmbH, Lamprechtshausen A

ISBN 978-3-03797-925-9
ISSN 2235-0624
DOI-Nr. 10.30429/KDS-BS-XI

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
https://www.dnb.de abrufbar.

© 2025 Gesellschaft für
Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern

CC BY NC ND

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte **S. 10**
Vorwort des Kantons Basel-Stadt **S. 11**
Vorwort des Autors **S. 12**

Einleitung

Zur Benutzung des Bands **S. 19**

Das Stadtdenkmal: Gedacht, erforscht, dargestellt

Die ganze Stadt erfassen: Die Theorie S. 22

Die logische Stadt **S. 22**
Der Blick von oben **S. 22**
Stadttypen und Strukturanalysen **S. 25**
Die alte Stadt als Vorbild **S. 26**
Die Stadt als Organismus **S. 27**
Die Stadt als Gedächtnis **S. 29**

Die ganze Stadt erfassen: Die denkmalpflegerische Praxis S. 31

Das Europäische Denkmalschutzjahr **S. 33**
Inventare der gesamten Stadt **S. 34**
Vorbilder für die Erforschung des Stadtdenkmals **S. 34**

Die Stadt im Porträt S. 36

Das obrigkeitliche Bild der Stadt im Mittelalter **S. 38**
Basel aus der Sicht der Eidgenossen **S. 41**
Eine Stadtansicht als Sujet eines Altarbilds? Eine rätselhafte Zeichnung der 1520er-Jahre **S. 43**
Für ein Schützenfest? Die Karte von Sebastian Münster und Conrad Schnitt **S. 43**
Für Kopfreisende: Die Städtebücher des 15. und 16. Jahrhunderts **S. 45**
Schönheit und Wissenschaft: Die Planveduten von Matthäus Merian d. Ä. **S. 48**
Auf Merians Spuren: Die Zeichnungen Emanuel Büchels **S. 54**
Basel im Bild der Kleinmeister **S. 55**
Panoramen **S. 59**
Fotografen des alten Basel **S. 62**
Die Stadtvermessung **S. 63**

Entstehung, Vergrösserung, Veränderung der Stadt

Die Anfänge der Stadt S. 68

Von den Anfängen bis zum ersten Münster **S. 68**
Weitere Siedlungstätigkeit ausserhalb des Münsterhügels vor 1100 **S. 74**
Die Bischofsstadt im 11. Jahrhundert **S. 75**

Mit Mauern umgeben: Die Entwicklung der Stadt bis zum Erdbeben von 1356 S. 78

Steinbauten **S. 82**
Die Rheinbrücke und die Stadtmauern in Klein- und Grossbasel **S. 83**
Sakraltopografie und Grenzziehungen **S. 85**
Der Rat **S. 88**
Gruppierungen in der Stadt und ihre Orte **S. 89**
Adlige **S. 89**
Kaufleute **S. 90**
Handwerker **S. 91**
Jüdische Bevölkerung **S. 92**
Krisen und Katastrophen **S. 92**

Spätmittelalter: Vom Erdbeben bis zur Reformation S. 92

Das Erdbeben von 1356 **S. 94**
Der Bau der Äusseren Stadtmauer und die Entwicklung der Vorstädte **S. 97**
Bauliche Verdichtung innerhalb der Inneren Mauer und Ausbau der Vorstädte **S. 100**
Die Schaffung von Marktplätzen und die Überwölbung des Birsigs **S. 100**
Der Stadtbrand von 1417 **S. 102**
Grossereignisse als organisatorische Herausforderung **S. 104**
Das Basler Konzil **S. 104**
Die Gründung der Universität **S. 105**
Die Messen **S. 106**
Basler Gasthäuser **S. 107**
Häuser für das Vieh: Ställe und Scheunen in Basel **S. 108**
Dienstleistungen und Zentren der Geselligkeit **S. 108**
Versammlungsräume, Handelslokale **S. 110**
Ruhe und Ordnung: Gerichtszeichen und Rechtsorte **S. 114**
Kirchenbau und Totenkult **S. 114**
Der Bau des Rathauses **S. 116**
Resümee **S. 118**

Reformationszeit und Dreissigjähriger Krieg (bis 1700) S. 118

Die Reformation und ihre baulichen Folgen **S. 121**
Erasmus von Rotterdam und Basel als Druckort **S. 124**
Einwanderung von «Refugianten» **S. 125**
Die Universität nach der Reformation **S. 127**
Botanische Gärten und Privatgärten **S. 128**
Landsitze und Renaissancebauten in der Stadt **S. 130**
Militär im 16. und 17. Jahrhundert **S. 132**
Die Stadt als Thema: Geschichtsbewusstsein und Strukturierung des Wissens **S. 135**
Politische Ikonografie **S. 135**
Das «1691er-Wesen» **S. 136**

Wandel der mittelalterlich geprägten Stadt im 18. und frühen 19. Jahrhundert S. 138

Der «französische Geschmack» **S. 141**
Landsitze und Gartenanlagen **S. 144**
Wohnsitze in der Stadt **S. 147**
Strassenkorrekturen **S. 148**
Fassadenumbauten **S. 149**
Ausstattung **S. 150**
Geselligkeit **S. 151**
Historisches Bewusstsein und die Münsterrestaurierung **S. 153**
Basel in der Helvetik und im frühen 19. Jahrhundert **S. 155**

Entfestigung und Wachstum der Stadt S. 156

Anschluss an die Eisenbahnnetze **S. 158**
Die Elsässerbahn **S. 158**
Die Badische Bahn **S. 158**
Die Schweizerische Centralbahn (SCB) **S. 160**
Entfestigung und Stadtplanung im politischen Liberalismus (1857–1875) **S. 161**
Der Stadterweiterungsplan von Ludwig Maring 1857 **S. 161**
Das Stadterweiterungsgesetz 1859 und der «Hartmann-Plan» **S. 162**
Der Grüngürtel um die innere Stadt **S. 164**
Gesetzliche und organisatorische Grundlagen **S. 164**
Die ersten Aussenquartiere **S. 165**
Arbeiterwohnungen und Entmischung der Funktionen **S. 166**
Stadterweiterung und -umbau als technische und soziale Aufgabe (1875–ca. 1900) **S. 167**
Der «Merian-Plan» 1876 **S. 168**
Das Gundeldingerquartier **S. 168**

Schulhausbauten **S. 169**
Kirchenbauten **S. 170**
Citybildung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts **S. 171**
Industrieareale **S. 173**
Stadtausbau bis zum Ersten Weltkrieg (1895–1918) **S. 175**
Planungen für das Westplateau **S. 175**
Neue Bahnhöfe und das Tram **S. 176**
Grossstadtkritik **S. 177**
Das Bruderholzareal **S. 179**
Reformarchitektur für wohlhabende Bauherren **S. 179**
Die Basler Baugesellschaft **S. 180**
Siedlungen und Kleinhäuser der Zwischenkriegszeit (1918–1939) **S. 181**
Der Zonenplan von 1920 **S. 183**
Genossenschaftlicher Wohnungsbau **S. 183**
Die «Baumgartnerhäuser» **S. 184**
WOBA-Siedlung und Neues Bauen **S. 185**

«Korrektion», Altstadtsanierung und Verkehrsplanung im 20. Jahrhundert S. 186

Korrektion **S. 189**
Der «Schuhmacher-Plan» und der «Plan der Architektengruppe» **S. 189**
Der Zonenplan von 1939 **S. 191**
Altstadtsanierung und «Arbeitsrappen» **S. 192**
Die Ausstellung «Altstadt heute und morgen» **S. 194**
Homogenisierende Sanierung bis in die 1970er-Jahre **S. 195**
Verkehrsplanung im Zeichen des Personenwagens **S. 198**
Vom Block zur Zeile – neue Bebauungsmuster **S. 198**
Der Gesamtverkehrsplan Basels von Kurt Leibbrand **S. 201**
Der «Gesamtplan» der Architektenverbände **S. 201**
Planungskritik **S. 204**
Innere Zersiedlung und Bürgerprotest **S. 205**
Strukturwandel der Industrieareale im 20. und 21. Jahrhundert **S. 208**

Themenfelder: Was die Stadt prägt

Basel und der Rhein S. 212

Öffentlicher und privater Stadtraum S. 218

Der «Nolli-Plan» **S. 218**
Kommunikative Aspekte der Öffentlichkeit **S. 218**
Der öffentliche Stadtraum **S. 222**
Kommunikation zwischen Haus und Strassenraum oder Platz **S. 223**
Individualisierung der Häuser **S. 226**
Hauszeichen **S. 226**
Fassadenmalerei **S. 226**
Reklame und der Kampf dagegen **S. 229**
Öffnung des Erdgeschosses: Schaufensteranlagen **S. 230**
Verweilzonen und Möblierung des öffentlichen Raums **S. 232**
Brunnen **S. 233**
Denkmalbrunnen und Denkmäler **S. 238**
Grabmäler **S. 241**
Grünanlagen **S. 242**
Kunst im öffentlichen Raum **S. 243**
Temporäre Markierung des öffentlichen Raums **S. 244**
Der private Stadtraum **S. 248**
Höfe und Hausgärten **S. 248**
Vorgärten **S. 251**

Infrastruktur S. 252

Wasser und Wege im Mittelalter **S. 252**
Wasserkraft und Brauchwasser **S. 252**
Birsig **S. 252** – Rümelinbach **S. 256** – St. Alban-Teich **S. 257** – Riehenteich **S. 258** – Klybeckteich **S. 259**
Trinkwasser **S. 259**
Quellen und Grundwasserbrunnen **S. 259** – Brunnwerke **S. 259**
Abwasser **S. 261**
Abfallbeseitigung **S. 263**
Strassenbau **S. 263**
Brückenbau **S. 264**
Stadttechnik seit dem 19. Jahrhundert **S. 265**
Strassenbau **S. 266**
Strassenbeleuchtung und Gasversorgung **S. 267**
Elektrizität **S. 271**
Telegrafie und Telefonie **S. 272**
Wasserversorgung und Kanalisation **S. 273**
Strassenreinigung und Kehrichtabfuhr **S. 274**
Rheinhäfen St. Johann und Kleinhüningen **S. 275**

Bautypen und Baumaterial S. 276

Baumaterial **S. 278**
Parzellierung und Typenbildung **S. 282**
Typenbildung durch Bauvorschriften **S. 284**
«Offener Typus»: Typisierung als Garantie der Vielseitigkeit **S. 286**
Typologische Merkmale spätmittelalterlicher Häusern (15.–17. Jahrhundert) **S. 287**
Keller **S. 287**
Erdgeschoss **S. 288**
Obergeschoss: Die Stube **S. 290**
Obergeschoss: Die Küche **S. 292**
Obergeschoss: Kammern **S. 293**
Obergeschoss: Oberstube **S. 293**
Dachwerk **S. 294**
Besondere Räume: Sommerhaus **S. 294**
Säle **S. 295**
Treppen und Treppentürme **S. 296**
Sondertypen **S. 298**
Rathaus **S. 299**
Kaufhaus **S. 300**
Zunft- und Gesellschaftshäuser **S. 301**
Bauten der sozialen Fürsorge **S. 302**
Bauten des 18. Jahrhunderts **S. 303**
Grundrisstypen im 19. und 20. Jahrhundert **S. 303**

Innendekoration und Ausstattung S. 306

Wand- und Deckenmalerei **S. 306**
Dokumentation des Bestands **S. 306**
Forschungen zur Wand- und Deckenmalerei **S. 308**
Denkmalpflegerischer Umgang: Ablösen, Kopieren, Freilegen, Restaurieren **S. 308**
Die Maler **S. 310**
Die Auftraggeber **S. 313**
Räume der profanen Malerei, Gliederungssysteme **S. 314**
Themen ornamentaler und figürlicher Malerei **S. 316**
Materialimitation und Raumillusion **S. 316** – Maureskenund Pflanzenbüschel **S. 323** – Wappen **S. 324** – Figürliche Malerei **S. 326** – Pflanzen im Raum **S. 331** – Inschriften **S. 339** – Exkurs: Bewegliche Bilder. Barockthemen **S. 340**
Malerei im späten 19. Jahrhundert und in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts **S. 340**

Glasmalerei **S. 346**
Forschungen zur Schweizer und insbesondere zur Basler Glasmalerei **S. 346**
Künstler und Auftraggeber **S. 348**
Zur Technik der Kabinettscheiben im 16./17. Jahrhundert **S. 348**
Die Sitte des Fensterschenkens, Glasmalereizyklen **S. 349**
Zum Aufbau der Kabinettscheiben des 16./17. Jahrhunderts **S. 353**
Die Nebenthemen in Wappenscheiben des 16./17. Jahrhunderts **S. 354**
Glasmalerei des 19. und 20. Jahrhunderts **S. 356**
Skulptur und Schnitzwerk **S. 360**
Bildhauer und Bildschnitzer **S. 360**
Chorgestühl und Stubendecken: Schnitzwerk des 14.–15. Jahrhunderts **S. 362**
Hölzerne Architektur mit reichem Bilderschmuck: Schnitzwerk des 16.–17. Jahrhunderts **S. 364**
Barocktreppen und historistische Täferung: Schnitzwerk des 18.–19. Jahrhunderts **S. 369**
Wandbekleidungen aus Textilien und Papier **S. 370**
Tapisserien **S. 372**
Textilbespannungen **S. 372**
Bemalte Leinwandtapeten **S. 373**
Chinesische Tapeten und Chinoiserien **S. 378**
Papiertapeten **S. 380**
Stuck **S. 382**
Die Tradition: Renaissancestuck **S. 382**
Künstler und Auftraggeber **S. 384**
Stuckierte Räume **S. 386**
Aufbau der Stuckaturen im Raum **S. 386**
Dekorationsmotive **S. 390**
Zur Frage der Farbigkeit **S. 393**
Öfen **S. 394**

Zum Abschluss

Karten
Berufstopografie Basels um 1610/15 **S. 406**
Berufstopografie Basels um 1860 **S. 408**
Stadtfunktionen Basels um 1961 **S. 410**
Denkschmalschutz in Basel 2025 **S. 412**

Anmerkungen **S. 414**
Abkürzungs- und Literaturverzeichnis **S. 458**
Register **S. 469**
Abbildungsnachweis **S. 484**
Der Autor **S. 484**

Vorwort der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Der elfte Band der Reihe «Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt» ist dem «Stadtdenkmal Basel» gewidmet und bietet Leserinnen und Lesern eine breite und zahlreiche Aspekte verknüpfende kulturhistorische Darstellung der Stadtbaugeschichte. Mit sprachlicher Klarheit und Präzision in Form und Aussage verbindet Dr. Martin Möhle zwei Ansätze: Er geht den grundlegenden Fragen nach, welche historischen Begebenheiten, Strukturen und Ideen die Gestalt der Stadt am Rheinknie prägen, und beleuchtet vor diesem Hintergrund diachronisch architektur- und kunsthistorisch sprechende Zeugnisse Basels als Ausdruck von Lebensgewohnheiten oder verbindet diese mit sozial- und wirtschaftstopografischen Betrachtungen. Im zweiten Teil des Buches werden einzelne Themenfelder vertieft betrachtet und dabei auch die Innenausstattung der Gebäude zum Gesamtbild des Stadtdenkmals hinzugezählt. Die wohlorchestrierten und qualitätvollen Abbildungen verleihen diesem Buch eine zusätzliche Dynamik.

Auf den ersten Blick mag sich der vorliegende «Syntheseband» in seiner Form vom «klassischen» Inventarband absetzen. Dieses Werk versteht sich aber auch als Hommage an die Autorinnen und Autoren der «Vorgängerbände», auf die Martin Möhle rege verweist und als Fundament der kantonalen Reihe, die eine Synthese überhaupt erst ermöglicht, miteinbezieht. Im Sinne von Paul Hofer (1969) ist dieser Band somit als «Ferment» zu würdigen. Dieser Ansatz kommt denn auch in «KdS-online» vollumfänglich zum Tragen: Sämtliche Verweise auf die einschlägigen Kapitel der Bände I–X sind mit diesen verlinkt. Dank der Unterstützung des Grundbuch- und Vermessungsamts des Kantons Basel-Stadt war es zudem möglich, die im Anhang des Bands beigegebenen Karten zu verschiedenen Zeitschnitten und Themen im Basler Geoportal einzubetten. Somit können diese georeferenzierten Karten mit weiteren Kartenwerken im Geoportal zusammengeschaltet werden.

Die GSK dankt Martin Möhle für seine herausragende Arbeit. Unter dem Vorsitz des Kantonalen Denkmalpflegers Dr. Daniel Schneller haben die Mitglieder der kantonalen Fachkommission – Andrea Hagedorn, Frank Löbbecke, Anne Nagel und Sabine Söll-Tauchert – den Autor tatkräftig unterstützt und den methodischen Ansatz laufend geschärft. Prof. Dr. Martina Stercken hat die Erarbeitung dieses Werks als wissenschaftliche Gutachterin mit ihrem breiten Wissen gewinnbringend begleitet. Für ihr Engagement gebührt auch ihr unser grosser Dank.

Die GSK bedankt sich bei allen Personen, die mit ihrem Einsatz und Interesse zum Gelingen dieser Publikation beigetragen haben. Ein besonderer Dank geht an den Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt, vertreten durch das Bau- und Verkehrsdepartement unter Regierungsrätin Esther Keller, welche die erforderlichen finanziellen Mittel für dieses Projekt bereitgestellt und die Entstehung des vorliegenden Bands mit grossem Interesse mitverfolgt hat.

Für die substanzielle Förderung dieses Bands dankt die GSK dem Bundesamt für Kultur BAK der Schweizerischen Eidgenossenschaft, der Bürgergemeinde der Stadt Basel und weiteren Gönnern, die nicht namentlich genannt werden möchten. Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung SNF hat die Druckvorstufe sowie die Open-Access-Publikation unterstützt.

Nicole Pfister Fetz, lic. phil. I
Präsidentin der GSK,
Präsidentin der Redaktionskommission

Dr. Ferdinand Pajor
Vizedirektor der GSK,
Projektleiter
«Die Kunstdenkmäler der Schweiz»

Vorwort des Kantons Basel-Stadt

Mit dem Buch über das «Stadtdenkmal Basel» legt der Kanton Basel-Stadt in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte einen weiteren Band in der Reihe der Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt vor. Die Kontinuität in diesem gesamtschweizerischen Projekt – die Kunstdenkmäler der Schweiz – bleibt damit gewahrt. Dessen erster Band erschien vor fast hundert Jahren; der nun vorgelegte ist in der Reihe der einhundertfünfzigste. Doch nicht nur die runde Zahl sichert ihm einen besonderen Platz. Die Bearbeitung der grösseren Städte – neben Basel Zürich, Bern, Genf – musste aufgrund der Materialfülle auf mehrere Publikationen aufgeteilt werden. Um das Charakteristische einer Stadt insgesamt zu erfassen, eignete sich diese Arbeitsweise nur bedingt. Mit Martin Möhles Werk über das «Stadtdenkmal» wird erstmals eine Synthese der Einzelergebnisse vorgelegt. Entstanden ist eine Stadtgeschichte aus dem Blickwinkel der Bautätigkeit. Dazu werden Schrift- und Bildquellen zu Rate gezogen, doch liefern die Gebäude Basels die eigentlichen Informationen zum Werden der Stadt und zu ihren immer stattfindenden Veränderungen. Das Wissen über die Baudenkmäler Basels wurde über Jahrzehnte von einer aktiven wissenschaftlichen Gemeinde zusammengetragen und von den kantonalen Fachstellen der Denkmalpflege, der Archäologischen Bodenforschung und den Museen erforscht. Wer sich für Basel interessiert, kann auf eine Vielzahl von Büchern und Broschüren zu speziellen Themen und Gegenstandsbereichen zugreifen und darüber hinaus das unermesslich reichhaltige Material des Staatsarchivs zu Rate ziehen. Mit aufmerksamen und wissenden Augen können Beobachterinnen und Beobachter sich in der Stadt orientieren und Altersspuren an Gebäuden deuten, die auf vergangene Lebenswelten und veränderte Ansprüche an das Wohnen und Arbeiten in der heutigen Stadt hinweisen.

Angesichts der immensen Komplexität der Aspekte stellt sich aktuell die Frage, was Basel eigentlich ausmacht, wo es sich von anderen Städten unterscheidet und wo sich Gemeinsamkeiten erkennen lassen. Die Bedeutung der Städte wächst, zugleich werden ihre Grenzen in Agglomerationen und Metropolregionen verwischt. Der überregionale Austausch von Baumaterial sowie der Wissenstransfer über Technik und Infrastrukturlösungen haben seit der Industrialisierung die Unterschiede der heimischen Bautraditionen nivelliert. Wie in den meisten Städten der Industrieländer wurde auch in Basel dem Autoverkehr jahrzehntelang Priorität in der Stadtplanung eingeräumt. Dass dies kein gutes Prinzip war, ist mittlerweile erkannt. Um die Stadt lebenswert zu erhalten, sind einseitige Entwicklungen zu vermeiden. Basel soll vielfältig bleiben, für junge und alte Menschen, für alle Geschlechter, für Familien und Einzelpersonen, für Baslerinnen und Basler sowie für Zugezogene Möglichkeiten eröffnen, «sich einzurichten». Kleinräumige Veränderungen orientieren sich stets am Vorhandenen und passen sich in einen grösseren Kontext ein, der seine eigene Struktur und Geschichte hat. Zu erkennen, wie Basel zu der Stadt geworden ist, deren Bauwerke und Freiräume uns heute umgeben, verhilft dazu, ihre kulturelle Qualität zu erhalten und respektvoll weiterzuentwickeln.

Hierzu trägt das vorliegende Buch bei. Die Vielschichtigkeit und Mannigfaltigkeit Basels macht die Stadt insgesamt zu einem unverwechselbaren Kunstwerk, das hier beschrieben und charakterisiert wird und das jede und jeder, der hier lebt oder zu Besuch kommt, erspüren kann.

Regierungsrätin Esther Keller
Vorsteherin des Bau- und Verkehrsdepartements

Vorwort des Autors

Basel als «Stadtdenkmal» zu beschreiben, war eine Herausforderung. Die bisherigen Bände der «Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt» behandeln einzelne Sakral- und Profanbauten jeweils monografisch. Die Arbeit an den Bänden 6, 7 und 8 zu den Profanbauten der Altstädte Gross- und Kleinbasels schritt von Haus zu Haus voran. In den Einleitungen der 2004, 2006 und 2016 erschienenen Bücher wurden Charakteristika und Entwicklungslinien beschrieben, die für das jeweilige Untersuchungsgebiet Gültigkeit hatten. Doch blieb in Erinnerung, dass die Einordnung in die Geschichte der ganzen Stadt so nicht gelingen konnte. Immer wieder konnten gewisse Entwicklungen angesprochen werden, die an einzelnen Bauten belegbar waren, aber an keiner Stelle der Bücher wurden diese im Zusammenhang behandelt. Ganze Wissensbereiche, die sich im Laufe der Detailarbeit erschlossen, konnten nicht grundlegend aufgearbeitet und in den «Kunstdenkmälern» publiziert werden. Daher wurde der Vorschlag Daniel Schnellers, auf die verschiedenen Monografiebände einen «Syntheseband» folgen zu lassen, vom Autor gerne aufgegriffen und von der GSK unterstützt.

Diese neuartige Ausrichtung nötigte dazu, methodische Vorarbeiten anzustellen. Die Synthese der Einzelergebnisse sollte mehr als ihre Summe sein und auf einer allgemeineren Ebene ein neues Ganzes ergeben. Der Begriff des «Stadtdenkmals» kam in den Sinn und war sogleich zu hinterfragen. Bei Kleinstädten wie dem südfranzösischen Carcassonne oder dem deutschen Rothenburg ob der Tauber, in denen die Zeit stehengeblieben scheint – und entsprechend touristisch vermarktet wird –, leuchtete der Begriff ein, aber konnte er auch für eine Grossstadt gelten? Was wurde damit beabsichtigt, etwa Basel unter die polemisch oft bemühte «Käseglocke» zu stellen? Oder liess sich der Denkmalcharakter an etwas knüpfen, das versuchsweise als Struktur oder System der Stadt verstanden werden konnte?

Sehr dankbar bin ich für den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen aus anderen Städten und Regionen, der diese Fragen klären half. Auf einem in Basel stattfindenden Kolloquium trugen Christian Behrer (München), Margrit Christensen (Lübeck), Thomas Gunzelmann (Bamberg), Martin Hahn (Esslingen), Vanessa Harding (London), Keith Lilley (Belfast), Thomas Riis (Dänemark/Kiel) und Daniel Stracke (Münster in Westfalen) ihre Ergebnisse übergreifender Stadtforschung aus denkmalpflegerischer, archäologischer und geografischer Perspektive vor. Ergänzt wurde dieser Vergleich durch den Vortrag des Historikers Rolf Hammel-Kiesow aus Lübeck über den Stadtgrundriss als historische Quelle. Von 2013 bis 2020 durfte ich zusammen mit der Archäologischen Bodenforschung sechs Tagungen zur Stadtentwicklung von Bischofssitzen – chronologisch voranschreitend von der Spätantike bis zum 17. Jahrhundert – gestalten. Die Vorträge von Forscherinnen und Forschern aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Italien, Belgien, Kroatien und Israel spannten einen faszinierenden Vergleichshorizont auf, und die Beiträge der letzten beiden Tagungen konnten veröffentlicht werden. In der Kantonalen Fachkommission unter dem Vorsitz von Daniel Schneller begleiteten und kommentierten Sabine Söll-Tauchert (Historisches Museum Basel), Andrea Hagendorn (Archäologische Bodenforschung), Frank Löbbecke und Anne Nagel (Kantonale Denkmalpflege) sowie Ferdinand Pajor (GSK) meine eingereichten Manuskripte. Als Gutachterin der GSK konnte mir Martina Stercken (Universität Zürich) eine Vielzahl von Hinweisen und hilfreichen Korrekturen mitteilen, und schliesslich hat Thomas Lutz wertvolle Bemerkungen zum Schlussmanuskript beigesteuert. Bei den Genannten fand ich stets ein offenes Ohr für Fragen und Diskussionen sowie die Unterstützung der jeweiligen Institutionen. Die Redaktionskommission der GSK mit Armand Baeriswyl als Hauptreferent teilte wichtige neue Aspekte und treffende Vergleichsbeispiele mit.

Mein Dank gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Basler Staatsarchivs, insbesondere Esther Baur, Céline Angehrn, Krishna Das Steinhauser, Patricia Eckert,

Daniel Erni, Daniel Kress, Michaela Liechti, Christoph Manasse, Sabine Strebel, Erika Trinkler, Alexandra Tschakert und Hermann Wichers, des Historischen Museums Basel, neben Sabine Söll-Tauchert Margret Ribbert und Daniel Suter, sodann des Kunstmuseums Basel, hier besonders Anita Haldemann und Ariane Mensger, der Archäologischen Bodenforschung – Guido Lassau, Martin Allemann, Marco Bernasconi, Sven Billo, Philippe Saurbeck und bis zur Pensionierung und über diese hinaus Guido Helmig und Christoph Philipp Matt. Kolleginnen und Kollegen, die an der «Stadt.Geschichte.Basel» arbeiteten, namentlich Benjamin Hitz, Claudia Moddelmog, Marcus Sandl, Peter-Andrew Schwarz und Claudius Sieber-Lehmann, waren weitere Gesprächspartner und gewährten Einblick in ihre Ergebnisse. Ferner danke ich Axel Christoph Gampp (Basel), Dagmar Hackländer (Freiburg i. Br.), Gerhard Hotz (Basel), Sandra Fiechter (Zürich).

Bei der Kantonalen Denkmalpflege danke ich allen Kolleginnen und Kollegen für das angenehme Miteinanderarbeiten, insbesondere Daniel Schneller sowie der Archivarin Yvonne Sandoz und den Bauforschern Frank Löbbecke, Conradin Badrutt, Till Seiberth und Stephan Tramèr, die mir bereitwillig Auskunft gaben und hilfreich Fragen beantworteten. Mehrere Zivildienstleistende haben mit Karten und Zeichnungen zu dem Band beigetragen. Für die Karten war ich auf die Sachkompetenz und die Einsatzbereitschaft von Andreas Kettner im Grundbuch- und Vermessungsamt angewiesen, der mit grossem Überblick Daten und Geometrien strukturierte und anschaulich aufbereitete. Simon Rolli und Adrian Moser unterstützten und gewährten ihm dafür die Zeit. Hilfe erhielt ich auch von Hannes Krause im GVA. Graham Heath übernahm die Erstellung verschiedener Karten in den Kapitelanfängen. Die Fotografien lagen in den bewährten Händen von Tom Bisig und Peter Schulthess sowie weiterer Fotografinnen und Fotografen; ihrem sicheren Blick verdankt der Band seine visuelle Präsenz, die den Schriftsatz begleitet und besonders dazu geeignet ist, das Gesagte anschaulich zu machen. Pascale Brügger hat die meisten der qualitätvollen Reproduktionen angefertigt. Beim Entstehen des Buches konnte ich auf die Erfahrung von Sandra Hüberli vertrauen, die mit grosser Umsicht und Gründlichkeit die Arbeit der Redaktorin übernahm, unterstützt von Stephanie Ehrsam und Philipp Kirchner, dem das Layout des Buches zu verdanken ist.

Ein wichtiger Teil der Schreibarbeit musste während der Coronapandemie im Homeoffice geleistet werden. Meine Familie konnte und musste daher das Entstehen des Manuskripts unmittelbar miterleben. Valerie Möhle hat ihre fachliche Kompetenz zur Glasmalerei und zu anderen Themen eingebracht. Ich danke ihr für den kontinuierlichen Rückhalt, den Austausch und ihre Korrekturen und Beiträge, mit denen sie mich stets unterstützte, seit vor fast einem Vierteljahrhundert meine Arbeit an den Basler Kunstdenkmälern begann.

Die Zusammenarbeit und Hilfe all jener Personen und Institutionen ermöglichte es mir, Basel wie aus der Vogelschau – Matthäus Merians Planvedute aus dem Jahr 1615 war stets gegenwärtig – zu betrachten, jedoch nicht als feststehendes Stadtbild, sondern als vielschichtiges, vielgestaltiges und sich stets veränderndes historisches Denkmal mit charakteristischen Merkmalen und Prinzipien des Wandels.

Martin Möhle

Kanton Basel-Stadt XI
Das Stadtdenkmal Basel

Das Stadtdenkmal Basel

Das Stadtdenkmal: Gedacht, erforscht, dargestellt **S. 20**
Entstehung, Vergrösserung, Veränderung der Stadt **S. 66**
Themenfelder: Was die Stadt prägt **S. 210**
Zum Abschluss **S. 402**



1



ABB. 1 **Blick auf Grossbasel von der Dreirosenbrücke mit der Johanniterbrücke im Vordergrund. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.**

Einleitung

Die Wörter «Stadt» und «Denkmal» in eins zu bringen, kann Fragen aufwerfen. Ist nicht die «Stadt» ein vielschichtiges Gebilde, das sich stetig verändert? Ist nicht ein «Denkmal» etwas Statisches, das nicht verändert werden soll? Doch wird Städten ein eigenes Wesen oder eine Identität zugebilligt, die gerade daraus entstanden ist, dass sich die Stadt immer gewandelt hat, jede Stadt anders, so dass es keine zwei gleichen gibt. Die Identität und das Flair einer Stadt beruhen nicht nur auf wenigen «Alleinstellungsmerkmalen», die sie von anderen Orten unterscheiden, sondern auf einer grossen Vielzahl von Erkennungszeichen. Diese wurden von den Menschen hergestellt, die in der Stadt lebten und leben, abgesehen von den naturräumlichen Gegebenheiten, doch auch diese können von Menschenhand bis zu einem gewissen Grad modifiziert werden. Es handelt sich also um Werke der Kultur. Diese müssen nicht unbedingt fest gebaut sein, sondern können auch in Räumen, Sichtbeziehungen, Kleidung, im Klima oder in Traditionen und Gewohnheiten bestehen. Die Basler Fasnacht zum Beispiel wurde 2017 in die von der UNESCO geführte Liste des immateriellen Weltkulturerbes aufgenommen.[1] Es gibt viele Aspekte zur Beschreibung einer Stadt, doch wird sich immer herausstellen, dass die Gegenwart eine Vorgeschichte hat, die das heutige Erleben besser verständlich macht. Die Erzählung dieser Vorgeschichte wird zwar ebenso von Menschen gemacht, doch hat sie den Anspruch einer detektivischen Leistung, sie will also vergangene Tatsachen eruieren und schildern. Der auf die Stadt angewandte Denkmalbegriff bezieht sich auf diese Vorgeschichte: Im Ansehen der aktuellen Gestalt soll ihre Genese bedacht und respektiert werden. Respekt ergibt sich aus dem Erkennen der Werte, die bei der Entstehung des Denkmals aufgewendet wurden, die seiner Veränderung inhärent sind oder die ihm im Nachhinein beigemessen wurden. Dieser Denkmalbegriff kann, eben weil er sich auf historische Prozesse bezieht, kein statischer sein. Ein «Stadtdenkmal» ist nicht unveränderlich, es bedarf jedoch einer Substanz, anhand deren seine Geschichte ablesbar ist oder aufgezeigt werden kann. Bauten, die das Leben beeinflussen und die täglich benutzt und wahrgenommen werden, eignen sich für dieses Erkennen gut und sind Gegenstand dieses Buchs.

Die Grundlage bilden die neun Kunstdenkmälerbände des Kantons Basel-Stadt, die von 1932 bis 2019 erschienen sind; sie behandeln die Vorgeschichte, die Befestigungen, die Rheinbrücke und das Rathaus (Band 1, 1932, mit Nachträgen 1971), den Münsterschatz (Band 2, 1933), die mittelalterlichen Kirchen und Kapellen (Bände 3–5, 1941, 1961, 1966), die Profanbauten in der Altstadt Kleinbasels sowie Grossbasels innerhalb der Inneren Mauer (Bände 6–8, 2004, 2006, 2016) sowie das Münster (Band 10, 2019). Band 9 zu den Profanbauten der mittelalterlichen Vorstädte ist bei Anne Nagel in Arbeit. Zu den Aussenquartieren liegen Informationen aus dem Inventar der neueren Schweizer Architektur (INSA) und aus dem quartierweise von der Kantonalen Denkmalpflege erarbeiteten «Inventar schützenswerter Bauten» vor, das sukzessive im Geoportal des Kantons abrufbar gemacht wird. Parallel zum vorliegenden Band wurde die neue «Stadt.Geschichte.Basel» von einem Team aus Forschenden in den Bereichen Geschichte und Archäologie erarbeitet, in der die städtebauliche Geschichte freilich nur einen Teil ausmacht. Auf weitere Spezialpublikationen kann verwiesen werden, so auf das Buch «Dächer der Stadt Basel», 2005 von der Basler Denkmalpflege herausgegeben, oder auf den entstehenden Band des Corpus Vitrearum Schweiz zu den Glasmalereien im Kanton Basel-Stadt (Vitrocentre Romont, Projektlaufzeit 2021–2026). Angesichts dieser Material- und Detailfülle erschien es notwendig, eine Synthese zu bilden und die Stadt aus einem übergeordneten Winkel in den Blick zu nehmen.

Der Text ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil werfen drei Kapitel einen Blick darauf, wie ein Stadtdenkmal erfasst werden kann. Nach theoretischen und praktischen Erwägungen untersucht das Kapitel «Die Stadt im Porträt» die Geschichte, wie die Stadt Basel seit dem Mittelalter wahrgenommen und dargestellt wurde. Im zweiten Teil des Haupttextes folgen chronologisch geordnete Kapitel (4–10) zur Entstehung, Vergrösserung und Veränderung der Stadt, bei denen stets die Frage im Vordergrund steht, welche historischen Geschehnisse, Anforderungen, Strukturen oder Ideen einen Einfluss auf die Stadtgestalt ausgeübt haben und was hiervon als Zeuge jener Geschichte noch vorhanden ist, wenn auch vielleicht nur in schwachen Spuren. Im dritten Teil des Buchs folgen fünf thematische Kapitel (11–15), in denen prägende Entwicklungen auf verschiedenen Gebieten dargestellt werden. Einführend wird der Rhein als naturräumliche Voraussetzung für das Werden Basels und das Leben in der Stadt thematisiert. Kapitel 12 ist dem «Unbebauten» gewidmet, dem öffentlichen und dem privaten Raum, deren schillernde Vielschichtigkeit und teilweise nur temporäre Verfügbarkeit zum Erleben der Stadt beiträgt. Kapitel 13 beschäftigt sich mit dem Funktionieren der Stadt im praktischen Sinne, nämlich der technischen Infrastruktur, die als stete Melioration der Stadt grosse Auswirkungen auf ihre Räume und Bauten und auf das Leben in ihnen hat. Kapitel 14 kommt auf die Typologie zu sprechen und möchte diese als historisches Produkt erkennen lassen, das fliessende Grenzen besitzt und sich fortwährend weiterentwickelt. Eine Einteilung nach Stilen oder Bauaufgaben ist nicht intendiert. Im letzten Kapitel erweist sich der Vorteil, dieses Buch nach weitgehend abgeschlossener Einzelhausinventarisierung zu schreiben. Es geht um das Innere der Häuser, denn es ist nicht nur das «Stadtbild» zu betrachten, sondern es müssen auch die in den einzelnen Häusern aufzufindenden Kunstwerke und Kulturgüter als zum Stadtdenkmal zugehörig verstanden werden. Sie dokumentieren Lebensgewohnheiten und -bedingungen, Geisteswelten und Vorlieben, Machtansprüche und Heimeliges. Das Stadtdenkmal wird nicht als statisches Gebilde aufgefasst, sondern als Zwischenstadium eines Prozesses, der sich bildlich oder baulich äussert und visuell abzulesen ist, der sich aber in stetiger Aushandlung befand, befindet und befinden wird. Diese bildlichen und baulichen Äusserungen sind umfassend, sie sind fest und vorübergehend, gross und klein, offensichtlich und verborgen, bekannt oder weitgehend unbekannt, tragen aber insgesamt zur Identität und zum Flair der Stadt bei und verleihen dem- oder denjenigen, die sich als Teil der Stadt verstehen, ebenfalls Identität.

Zur Benutzung des Bands

Als Synthese der bereits erschienenen Kunstdenkmälerbände zu Basel gewinnt dieses Buch seine Sicherheit aus der flächendeckenden Einzelhausinventarisierung, in die die Ergebnisse der Archäologie und der Bauforschung eingeflossen sind. Auf eine erneute Ausbreitung des Materials zu einzelnen Gebäuden kann hier verzichtet werden. Leserinnen und Leser werden mittels kurzer Siglen auf die entsprechenden Textstellen in den Bänden 1–10 hingewiesen. «VIII 234» verweist auf Band 8, Seite 234, «VIII Abb. 51» auf die entsprechende Abbildung. Für den noch in Vorbereitung befindlichen Band 9, «IX», konnten vorerst keine Seitenangaben gemacht werden. In der digitalen Version sind die Siglen mit den entsprechenden Textstellen in den im Internet auf KdS-online² ebenfalls einsehbaren Bänden verlinkt. Sobald Band 9 vorliegt, werden in der Onlineversion des vorliegenden Buchs die entsprechenden Verlinkungen eingefügt. ■

Das Stadtdenkmal: Gedacht, erforscht, dargestellt

ABB. 2 **Modell der Stadt Basel (Ausschnitt). Anfang der 1960er-Jahre wurden zwei identische Modelle der Stadt Basel im Massstab 1:1000 gebaut. Während eines der Modelle unverändert blieb, ist das zweite stets aktualisiert worden, sobald bauliche Veränderungen stattgefunden hatten. Auch Planungen werden bei diesem Modell visualisiert; sie unterscheiden sich durch den Naturholzton von den gebauten Elementen. Das Modell ist in der Dufourstrasse 40 zu Bürozeiten, ausser bei Veranstaltungen, frei zu besichtigen. Bau- und Verkehrsdepartement Basel-Stadt, Städtebau & Architektur. Foto Tom Bisig, Basel, 2022.**



2

Die ganze Stadt erfassen: Die Theorie

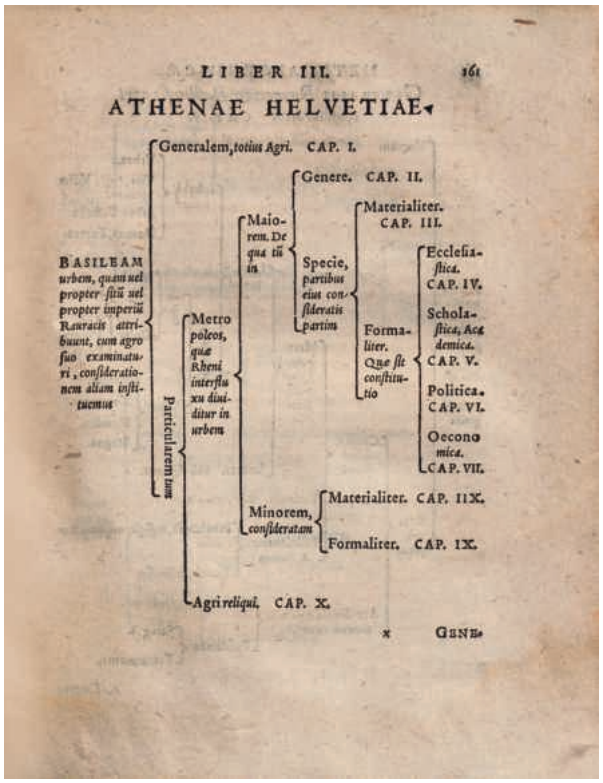
Die logische Stadt

Angesichts der Herausforderung, eine Stadt gesamthaft in den Blick zu nehmen und zu verstehen, machte der Basler Arzt und Professor Theodor Zwinger einen wichtigen Schritt. Er veröffentlichte 1577 ein Buch namens «Methodus apodemica», eine Theorie des Reisens.[1] Das Reisen an sich sowie die dabei gewonnene Kenntnis der politischen Physiognomie der besuchten Orte – als eine Verbindung von Theorie, Geschichte und Gegenwartserfahrung definiert – trügen zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft bei. Die Strukturierung des Wissens über eine Stadt – in seinem Werk an den Beispielen Basel, Padua, Paris und Athen vorgeführt – sollte Reisenden das Kennenlernen einer fremden Stadt wie auch das Erinnern erleichtern. In tabellarischen Schemata erarbeitete Zwinger eine Baumstruktur des Wissens (*arbor scientiae*), welche die Komplexität einer Stadt oder Landschaft vollständig und nahezu simultan zu erfassen vermochte und in der sich der Leser in beide Richtungen – vom Allgemeinen zum Einzelnen oder umgekehrt, deduktiv oder induktiv – bewegen konnte **ABB. 3, 4**.[2] Seine ebenso geordneten Informationen über den Gesellschaftsaufbau und das politische System liessen eine Stadt wie Basel als politischen Raum deuten, der sowohl in der äusseren Form als auch im ideellen Aufbau einer bestimmten Struktur folgte.[3]

Nicht zufällig schrieb ein Arzt dieses Buch. Zwinger sagte es selbst: Wie als Mediziner bei der Zergliederung einer Leiche werde er zunächst die einzelnen Elemente der Stadt so beschreiben, wie ein ankommender Reisender sie sukzessive wahrnehme, und sie sodann systematisch in einem logischen System anordnen. Die Medizin darf im 16. Jahrhundert als die Wissenschaft gelten, die sich deutlich von der Theoriebestimmtheit der Antike und des Mittelalters ab- und der empirischen Erkenntnis zuwandte. Ein in diesem Sinne weiterentwickeltes Wissenschaftsmodell präsentierte Francis Bacon mit seinem «Neuen Organon» 1620. Am Anfang jeder Erkenntnis habe das Sammeln sämtlicher Fakten zu stehen, bevor induktiv vom Einzelnen aus zu allgemeinen Aussagen fortgeschritten werden könne.[4] Mit der Frage, welche Bezüge zwischen den Einzelheiten bestehen und welcher Art diese sind, beschäftigten sich fortan Philosophen und deren Schulen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Die Naturwissenschaften haben Bacons Denkmodell vermutlich am einfachsten folgen können. Die Erforschung des Lebendigen und der Kunst oder der Ästhetik beschäftige sich hingegen immer wieder sehr intensiv mit der Frage, wie die Teile sich zu einem Ganzen zusammenschliessen, das mehr ist als die Summe der Teile. Der Kunst wurde schon in antiker Tradition die Fähigkeit zugeschrieben, aus toten Gegenständen zusammengesetzte Artefakte zu «beseelen», man denke nur an die in Ovids «Metamorphosen» wiedergegebene Geschichte des Pygmalion, dessen geliebte Frauenstatue lebendig wird. Hierbei ergaben sich stets Berührungspunkte zur Beschäftigung mit der Stadt.

Der Blick von oben

Theodor Zwingers Versuch, in einer Baumstruktur des Wissens die Totalität der Stadt zu erfassen, korrespondiert mit den bildlichen Darstellungen ganzer Städte aus der Vogelschau. Frühe Beispiele sind um 1500 der sogenannte Ketten-Plan von Florenz oder Jacopo de' Barbaris Ansicht von Venedig. Basel wurde mit der Karte von Sebastian Münster und Conrad Schnitt 1538 und den bekannten «Planveduten» Matthäus Merians d. Ä. von 1615/17 in dieser Weise porträtiert (vgl. **ABB. 24, 29, 30**).[5] Insbesondere die verschiedenen Mauerringe und die Stadterweiterungen sind in diesen Darstellungen deutlich abzulesen und dienen als Hinweis auf die Geschichte der Stadt. Merian, der den grössten Teil seines Erwachsenenlebens während des Dreissigjährigen Kriegs verbrachte, war die Bedrohung der Städte bewusst. Sein grosses Werk der «Topographia», dessen erster Band 1642 erschien, sollte an die teilweise zerstörte «Glückselig- und Herrligkeit» der Städte «mit danckbarem Hertzen […]



3



4

ABB. 3, 4 **Theodor Zwinger. «Methodus apodemica», 1577, hier nach der 2., in Strassburg erschienenen Auflage von 1594. Im dritten Buch wird das «Athen der Schweiz», nämlich Basel, behandelt. Die Baumstruktur wurde auch der Beschreibung der Basler Universität (rechts im Bild) zugrunde gelegt. (Bayerische Staatsbibliothek, München, ESlg/4 It.coll. 30.)**

erinnern, auch unsern Nachkommen dieselbe vor Augen [...] stellen, ob sie vielleicht dardurch möchten zum Eyfer erwecket werden, nach Göttlicher Ordnung, das ist, mit gottseligem unnd tugenhafftem Wandel was noch stehet zu erhalten, was gefallen, wider auffzurichten, und was verlohren wider zu bringen».[6] Seine Städtebilder sind daher, trotz grosser Detailgenauigkeit, Idealbilder und Hoffnungsträger für eine friedliche Zeit. Die «Vogelschau» auf das Gesamtbild der Stadt ermöglichte erst das Erkennen der göttlichen Ordnung, die es zu erhalten oder wiederherzustellen galt.

Dass es aus fürstlicher Perspektive wichtig war, die Stadt in ihrer Gesamtheit zu erfassen, zeigen die verschiedenen Stadtmodelle, die sowohl im Auftrag des Bayernherzogs Albrecht V. 1568–1574 von JAKOB SANDTNER erstellt[7] als auch vom französischen König Ludwig XIV. und von seinen Nachfolgern 1668–1873 gesammelt wurden.[8] Die Repräsentation von Herrschaft über die im Modell «handhabbaren» Städte ist offensichtlich. Dass sie auch militärische Bedeutung für die Planung eines Angriffs oder die Verteidigung hatten, zeigt nicht zuletzt das 1693 angefertigte Modell der savoyischen Montmélian, das die Stadtmauern mit Einschusslöchern und die Häuser nach einer Belagerung zerstört wiedergibt. SÉBASTIEN LE PRESTRE DE VAUBAN, Ludwigs Festungsbaumeister, publizierte 1695–1697 unter dem Titel «Les forces de l'Europe, ou description des principales villes, avec leurs fortifications» Stadtansichten, darunter auch die Basels, eine Kopie des Bildes in MERIANS «Topographia». Die geometrische Berechnung der Verteidigungsanlagen, die letztlich das Bild der Stadt insgesamt bestimmten, erhob schon im 16. Jahrhundert den Anspruch einer Wissenschaft mit präziser und rigider Ordnungsvorstellung. Im späten 19. und im 20. Jahrhundert gewannen Stadtmodelle eher dokumentarischen Charakter für das historische – und oftmals zum Zeitpunkt des Modellbaus bedrohte – Stadtbild **ABB. 6**.[9]

Mit den Stadtplänen des 19. Jahrhunderts, auf denen sich die neuen Vorstädte und Erweiterungen von ihrer Struktur deutlich von den alten Stadt-«Kernen» unterschieden, wurde die Historizität der alten Stadt grafisch ablesbar **ABB. 156**. Zugleich verfeinerte sich das Instrumentarium durch die Neuvermessung der Städte mit ihrem Wegnetz und jeder einzelnen Parzelle, die als juristisch definierte Objekte



5



6

ABB. 5 Rheinpanorama des Münsterhügels zwischen der Wettsteinbrücke und der Mittleren Brücke. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2013.

ABB. 6 Alfred Peter schuf 1952–1959 das im Museum Kleines Klingental gezeigte Stadtmodell nach dem Vorbild der Merian'schen Planveduten von 1615–1642 im Massstab 1:400. Aus Platzgründen beschränkt es sich auf die Kleinbasler Altstadt und auf Grossbasel innerhalb der Inneren Mauer. Foto Mark Niederhäuser, Basel, 2015.

überaus konstant erschienen. Die morphologische Analyse des Stadtplans – auf der Grundlage von Plänen, die vor den Veränderungen durch die Industrialisierung und dem damit verbundenen Städtewachstum seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden waren – wurde seit dem späten 19. Jahrhundert von Geografen, Historikern und Architekten vorangetrieben.[10] Im Mittelpunkt stand hierbei stets der Versuch einer Rückschreibung von Strassenverläufen, Parzellengrenzen und Mauern, teilweise bis in die Gründungszeit der Städte. Das Erkenntnisinteresse richtete sich sowohl auf einen systematischen Siedlungsverlauf als auch auf Bebauungs- und Bautypologien. In diesem Sinne kennzeichnete beispielsweise Rudolf Kaufmann 1949 die sukzessive Bildung Grossbasels «je nach Möglichkeit und Bedarf» im Unterschied zum Ausbau Kleinbasels auf der Grundlage einer abgeklärten Planung der Gesamtanlage.[11]



Stadttypen und Strukturanalysen

Joseph Gantner, ein Schüler Heinrich Wölfflins und von 1938 bis 1967 Kunstgeschichtsprofessor an der Universität Basel, versuchte 1925 einen Überblick über die Schweizer Städte zu systematisieren, indem er Typen unterschied, die er als «apriorische Vorstellungen» verstand.[12] Rechteckiger Stadtumriss und rechtwinkliges Strassensystem entsprächen römischer Tradition, «irrationale Regelmässigkeit» mit Anpassung des Wegsystems an das Gelände sei dem mittelalterlichen «Lebensgefühl» zu verdanken. Architektonisch unterschied er die an einer Hauptstrasse aufgereihte Siedlung als «Strassenstadt» von der «Kirchenstadt», deren Wege und Häuser ringförmig um das sakrale Zentrum angeordnet seien. Wichtig war ihm die Wirkung der Stadt in der Landschaft, hauptsächlich durch die Stadtsilhouette bestimmt. Er verwendete hier den von Bruno Taut 1919 geprägten Begriff der «Stadtkrone».[13] Beim Blick auf das Grossbasler Rheinpanorama «ahnt [man] auch hier die auf das Irrationale gerichtete Gesinnung der mittelalterlichen Städtebauer, die in einer nie ganz durchschaubaren Rechnung Haus neben Haus setzten, und denen der Rhythmus in der Silhouette vielleicht das ein und alles war»[14] **Abb. 5**.

Unter den Gesichtspunkten der Wirtschaftsform und der politisch-administrativen Organisation unterschied Max Weber die «Konsumentenstadt», in welcher der Bedarf eines Fürsten oder von adligen bzw. grundherrschaftlichen Rentenbeziehern die Wirtschaft prägte, von der «Produzentenstadt», der «Händlerstadt», der «Ackerbürgerstadt» und der «Festungsstadt».[15] Diese Liste kann durch weitere Begriffe wie Bischofsstadt, Residenzstadt, Garnisonsstadt, Bürgerstadt, Zunftstadt etc. erweitert werden, die sämtlich einen einzelnen Aspekt der Stadt ins Zentrum rücken.[16] Unweigerlich ging mit diesen Begriffen auch eine Gestaltvorstellung einher: In der Bischofsstadt ist eine Kathedrale zu erwarten, in der Residenzstadt eine Burg oder ein Schloss, in der Händlerstadt ein Hafen oder grosse Speicherbauten. Die Bürgerstadt wurde mit Reihen von gleich grossen und gleichförmigen Häusern rekonstruiert, entsprechend der von Weber postulierten Autokephalie der Siedlergemeinde.[17] Diese hat sich historisch als unrichtig erwiesen.[18]

Insofern mit dieser typologischen Struktur eine «Urform» verstanden wurde, wiesen jene Begriffe stets auf die Gründungszeit der Städte. Deutlich wird das an

dem heute noch werbewirksam gebrauchten Begriff der «Zähringerstädte», zu denen neben Freiburg im Breisgau in der Schweiz Bern, Burgdorf, Freiburg im Üchtland, Murten, Rheinfelden und Thun zählen.[19] Ihre Stadtgestalt wird mit dem Geschlecht der Herzöge von Zähringen, der Gründer oder Förderer jener Siedlungen, kurzgeschlossen. Theorien, dass gewisse Merkmale des Strassensystems – das sogenannte Zähringerkreuz – auf die Stadtgründer zurückgehen, sind mittlerweile widerlegt.[20]

Neue Ansätze zum typologischen Verständnis der Stadtgestalt entwickelten der britische Geograf Michael Robert Gunter Conzen (siehe S. 30)[21] und nahezu zeitgleich der italienische Architekt Saverio Muratori in den 1950er-Jahren aus der Analyse des Stadtplans.[22] Muratori unterschied vier «Dimensionsgrössen» oder Massstabsebenen: Territorium, Stadt, Quartier, Gebäude, mit abnehmender Permanenz. Jede Ebene enthält Elemente der nächstniedrigen, kleinteiligeren Struktur und ist zugleich Teil des übergeordneten Systems. Dabei zeichnet die einzelnen Ebenen eine relative Autonomie aus. Das Zusammenwirken der einzelnen Elemente und Systeme führt zu kombinatorischen Sachzwängen, zur Ausbildung von Normen: auf der Ebene des Einzelhauses zum Beispiel zu normierten Backsteinformaten, auf der Ebene des Quartiers zur üblichen Gebäudehöhe und Firstrichtung, auf der Ebene des Strassensystems zur Hierarchisierung der Verkehrswege. Im Zentrum von Muratoris Denken stand ein Begriff des Typs, den er als Bündel von aus der Praxis gewonnenen Konventionen und Normen auffasste, der also auf einer Tradition beruht.[23]

Aldo Rossi gebrauchte den Typ als Argument gegen die funktionalistische Moderne. Seine Auffassung des Begriffs oszilliert zwischen dem der Romantik als eines regelhaften Urbilds (Antoine Chrysostôme Quatremère de Quincy, siehe S. 276) und demjenigen Muratoris.[24] Wie Muratori leitete er die Typologie der Stadt aus der Bauaufnahme in der Form des Erdgeschossgrundrisses der gesamten Stadt her. In seiner Lehrzeit an der ETH Zürich entstand 1974 der sogenannte Rossi-Plan der Altstadt Zürichs als Zusammensetzung von Einzelgrundrissen einer flächendeckenden Bauaufnahme, die in den 1930er-Jahren als Arbeitsbeschaffungsmassnahme durch den «Technischen Arbeitsdienst» angefertigt worden war **Abb. 7.**[25] Diese Typologie der Stadt ist damit aus sich selbst geschöpft, weder ein Urbild noch die funktionalistische Umschreibung der Bauaufgabe, vielmehr historisch, das Produkt eines kulturellen Prozesses. Der angloamerikanische Architekturhistoriker Anthony Vidler kennzeichnete sie 1977 als «dritte Typologie»: «*The city is considered as a whole, its past and present revealed in its physical structure. It is in itself and of itself a new typology.*»[26]

Die alte Stadt als Vorbild

Der Wiener Architekt Camillo Sitte rückte die räumlichen Bezüge und Qualitäten innerhalb der historischen Stadt, insbesondere der Platzgestaltungen, in den Mittelpunkt seines 1889 erschienenen Buchs «Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen». Ihm ging es jedoch nicht in erster Linie um die Erhaltung der Städte – hierfür hatte er kein Konzept[27] –, sondern es stand das Lernen an der historischen Stadt im Vordergrund. Die «Ursachen der schönen Wirkung» wollte Sitte erkennen, um daraus «eine Summe von Regeln» für die Architektur seiner Zeit zu gewinnen, «bei deren Befolgung dann ähnliche treffliche Wirkungen erzielt werden müssten».[28] Der Kunsthistoriker Albert Erich Brinckmann, auch er ein Schüler Wölfflins, versuchte sich 1908 von der historistischen Architektur des späten 19. Jahrhunderts zu lösen, indem er es ablehnte, einzelne Stilformen nachzuahmen: «Die Historie hat keine Berechtigung, dem Lebendigen für seine formale Äußerung Vorschriften zu machen, sie kann nur auf die Fülle der Möglichkeiten und ihre Gesetzmäßigkeit hinweisen, die Schaffenskraft anregen, das Urteil erziehen. Dann wird das große Verlangen vielleicht eine neue bedeutende Stadtbaukunst schaffen.»[29] Brinckmanns Wunsch, dass sich die Kunstgeschichte wissenschaftlich mit der Stadt beschäftige, erfüllte sich jedoch über lange Zeit nicht. Prägend war die Rezeption



7

ABB. 7 **Der «Rossi-Plan» Zürichs entstand als studentische Kooperation. Von dunkelblau (vor 1500) bis hellgelb (nach 1950) kennzeichnen die Farben verschiedene Zeitstufen. Die farbliche Markierung des Baualters wurde 2022 von Martin Illi vorgenommen. Stadt Zürich, Amt für Städtebau, 2022.**

durch Architekten und Stadtbaumeister wie KARL GRUBER, dessen Buch über «Die Gestalt der deutschen Stadt» 1952 nach Vorarbeiten von 1914 und 1937 erschien und bis in die 1980er-Jahre Neuauflagen erfuhr.[30] Als Planer galt GRUBERS Sympathie den «Gründungsstädten» des 12. und 13. Jahrhunderts, weil am postulierten Ursprungsentwurf des Stadtgrundrisses das Prinzip der künstlerischen Schöpfung am besten verdeutlicht werden könne. Mit einem gewissen Kulturpessimismus, der durch das Erlebnis des Wiederaufbaus in Deutschland nach 1945 noch verstärkt wurde, galt ihm das Mittelalter als kulturelle Hochblüte der nordalpinen Stadt. Im Blick hatte er insbesondere den Bürgerstand des Hochmittelalters, dessen kollektivem Geist das zukunftsfähige und erfolgreiche Modell der Stadt zu verdanken sei. Er befand sich in diesem Sinne in der seit der Romantik und dem Liberalismus des frühen 19. Jahrhunderts gepflegten Tradition der positiven Bewertung des Bürgerstands in mittelalterlichen Städten als Ideal freiheitlicher Bewegung gegen Feudalismus und Absolutismus.

Die Stadt als Organismus

Im Zentrum aller genannten Herangehensweisen an die Stadt steht der Gedanke, dass diese eine gewisse Ordnung aufweist oder aufweisen sollte. Um diese zu beschreiben, bedienten sich Forschende mehrerer Disziplinen verschiedener Metaphern.[31] Metaphern sind mit dem Begriff, den sie substituieren, durch eine gewisse Ähnlichkeit verbunden. Sie machen den Gegenstand «anschaulich» durch eine bildhafte Assoziation auf einen Bereich, der persönlich besser bekannt oder leichter zu verstehen ist. Damit einher geht meistens eine Reduktion der Komplexität, auch dies, um das Verstehen zu erleichtern. Welche Metapher benutzt wird, welche Assoziation bemüht wird – ob angenehm oder abstossend – und welche Vereinfachung vorgenommen wird, birgt jeweils eine Tendenz. Die Metapher zeigt den Weg, wie

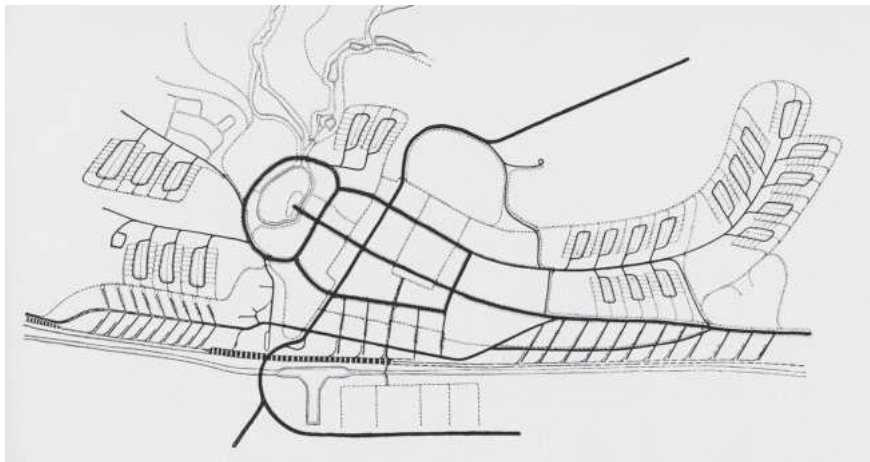


ABB. 8 «corpo de la cità». Randzeichnung in dem um 1500 entstandenen Traktat des Francesco di Giorgio Martini, «Trattati di architettura ingegneria e arte militare». Den Kopf bildet ein Kastell, das Herz eine Kirche, den Magen ein Marktplatz. Arme und Beine sind Stadtmauern, Füsse und Ellenbogen Rondelle der Stadtbefestigung. (Yale University, General Collection, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, MS 491, fol.1r.)

8

ein Objekt, hier also die Stadt, interpretiert wird und möglicherweise behandelt werden soll.

Eine der wirkungsvollsten Stadtmetaphern war und ist die des lebendigen Organismus. Der Schweizer Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin befasste sich 1886 als 22-Jähriger in seiner Dissertation mit der psychologischen Wirkung der Architektur.[32] Menschen neigten dazu, alles Unbeseelte zu beseelen, die Harmonie der Proportionen löse ein Wohlgefühl aus, so Wölfflin **ABB. 8**. Mit Verweis auf eine Definition Rudolf Virchows setzte Wölfflin die Harmonie der Gestalt mit dem Begriff «Organismus» gleich. Harmonie entstehe dadurch, dass alle Teile zu einem gleichartigen Zweck zusammenwirken und zu diesem Zweck ihre angemessene Form erhalten haben.[33] Medizin und Biologie avancierten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur unter ästhetischen Gesichtspunkten zu einer Leitwissenschaft für Architekten und Städtebauer. In den zur Zeit der Industrialisierung rapide wachsenden Siedlungen schien das sinnvolle Zusammenspiel der einzelnen Bestandteile, die jeweils für sich genommen gut funktionierten, unbedingt erforderlich. Die Cholera- und Typhusepidemien in der Mitte des 19. Jahrhunderts bewirkten, dass «Hygieniker» wie der Münchner Professor Max von Pettenkofer, der 1865/66 auch in Basel hinzugezogen wurde,[34] gefragte Spezialisten bei Problemen des Städtebaus wurden. Der Grossstadt wurden krankmachende Wirkungen zugeschrieben, wie auch die gesamte Stadt metaphorisch als krank galt.[35] Für Le Corbusier hatte der Krebs die Stadt befallen, und nur «chirurgische» Eingriffe – also Abbrüche und Neubauten – könnten den «Stadtkörper» am Leben erhalten. In seinem 1925 erschienenen Buch «Urbanisme» verdeutlichte er am Beispiel einer Lunge «unmittelbare, pünktliche und rasche Verbindungen zwischen zwei unabhängigen Funktionen», nämlich der Trennung von Wohnen und Arbeiten in einer Stadt. Das Bild eines Verdauungsapparats erhielt im selben Buch die Beischrift «Präzise Organe mit fester Bestimmung. Logische Verkettung der Operationen», was für ihn das städtebauliche Ideal darstellte.[36] Den Gedanken einer zyklischen Erneuerung, einer «stete[n] Verjüngung» des lebendigen Organismus



9

ABB. 9 «Das organische Verkehrsgerippe des Bebauungsplans für die Volkswagenstadt Wolfsburg», Entwurf von Hans Bernhard Reichow in seinem Buch «Organische Stadtbaukunst», 1948, S. 125. Aus einem signierten Exemplar mit Widmung an Hans Bernoulli. Bibliothek KDBS.

exemplifizierte Hans Bernoulli 1942 an Stadtquartieren Basels, die periodisch, je nach den aktuellen Bedürfnissen des Wohnens und Arbeitens, neu bebaut werden sollten.[37] Die utopischen Züge jener Städtebauvorstellungen zeigen sich darin, dass sie wenig zur Auseinandersetzung mit bestehender Bebauung taugten, vielmehr als Neuanfang auf Tabula rasa konzipiert waren oder im Fall Bernoullis auf einer grundsätzlichen Umwandlung des Bodeneigentums basierten **ABB. 9**.

Ein lebendiger Organismus bildet ein klar abgegrenztes und geschlossenes System, das mit einem Begriff erfasst werden kann. Prinzipiell ist er ahistorisch, obwohl er gewachsen ist, doch sind seine Veränderungen nicht willentlich und historisch verstehbar, sondern geschehen nach eigenen, auf einer Metaebene angesiedelten Gesetzen. Gottfried Semper erschienen die antiken Städte ideal: «Wie organisch aus sich selbst emporgewachsen alle die Städte [...]. Nicht nach symmetrischen Regeln willkürlich hingestellt, nein, da, wo Bedeutsamkeit und Bestimmung sie erheischte, standen die Monumente, scheinbar regellos, aber nach den höheren geistigen Gesetzen des Staatsorganismus bedungen.»[38] Die Vielgestaltigkeit und Veränderungsmöglichkeit der Stadt wurde hier mit dem anonymen Wirken eines kollektiven Geists – und wie schon bei Theodor Zwinger analog zum Aufbau des Staatswesens – erklärt. Ähnlich dachte sich Victor Hugo das mittelalterliche Paris, von den Türmen der Kirche Notre-Dame «aus der Vogelschau» betrachtet. Gotische Bauwerke wie die Kirchen trügen «keines Schöpfers Namen [...]; der menschliche Geist in seiner Gesamtheit prägt sich in ihnen aus. Die Zeit ist der Baumeister, das Volk ist der Maurer.» Im zunächst unentwirrbar erscheinenden Strassennetz erkenne man den «einzigen Körper» der Stadt mit den «Pulsadern» der Hauptstrassen.[39]

Die Stadt als Gedächtnis

John Ruskin war einer der Ersten, der Bauwerken eine Kraft der Erinnerung zumass. In seinem Buch über «The Seven Lamps of Architecture» (1849), in dem jede «Lampe» einen Aspekt des Umgangs mit Baukunst bedeutet, befasst sich das sechste Kapitel mit der Erinnerung: Man könne ohne die Baukunst leben, ohne sie beten, aber nicht ohne sie erinnern.[40] Besser als jede schriftliche oder mündliche Überlieferung strahle die originale Bausubstanz eine «Beredsamkeit» («*voicefulness*») aus, die von vergangener Arbeit der Vorfahren und von einstigen Geschehnissen zeuge, die sich an den Bauwerken und um sie herum ereignet hätten.[41] Die verbreiteten «Restaurierungen» mittelalterlicher Bau- und Kunstwerke, die einem Ersatz durch eine Kopie gleichkämen – dies mit einem unausgesprochenen Bezug auf die Arbeit von Eugène Viollet-le-Duc –, waren für ihn «Lügen».[42] In einem späteren Aufsatz erweiterte Ruskin diese Meinung auf die gesamte Stadt. Die Schneisen, die Georges-Eugène Haussmann durch das mittelalterlich geprägte Paris schlagen liess, hätten eine unheilvolle Vorbildfunktion und bedrohten historische Stadt-

zentren.[43] Im nordfranzösischen Rouen beobachtete er den mittelalterlichen Charakter, die aussergewöhnlich gute Erhaltung und die Vielzahl der Häuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert – der «*collective groups*» von Bauwerken –, die durch rigide Behandlung «*whitewashed*» und damit als historische Dokumente zerstört worden seien.[44]

«Gegenwärtig zählt die Stadt als Gedächtnis zu den dominanten Metaphern des urbanistischen Diskurses», konstatierte Sonja Hnilica.[45] Ausgangspunkt ist der 1925 von dem Soziologen Maurice Halbwachs geprägte Begriff des «kollektiven Gedächtnisses». Nach Halbwachs ist Erinnerung wesentlich durch soziale Rahmungen bestimmt, die ihrerseits durch mediale Rahmungen, zu denen neben dem Gespräch auch Literatur, Reiseführer und Stadtpläne gehören können, geformt werden – und auch das Erleben einer Stadt beeinflussen, wie der Soziologe an dem Beispiel eines Spaziergangs durch London aufzeigte.[46] Aufbauend auf Halbwachs erklärte Aldo Rossi die Stadt selbst zum Kollektivgedächtnis der Völker, «und wie das Gedächtnis an Tatbestände und Orte gebunden ist, so ist die Stadt der Ort des Kollektivgedächtnisses, dessen Ausdruck Architektur und Landschaft sind».[47] Jan und Aleida Assmann ergänzten diese These durch den Begriff des «kulturellen Gedächtnisses».[48] Ihr Ansatzpunkt war die begriffliche Zweiteilung in ein persönliches «Funktionsgedächtnis», das für alltägliche und in naher Zukunft zu bewältigende Aufgaben zuständig ist, und ein ausserhalb des Körpers befindliches «Speichergedächtnis», das aus Aufzeichnungen sprachlicher, schriftlicher oder bildlicher Art besteht.[49] Das Speichergedächtnis – oder kulturelle Gedächtnis – ist wesentlich umfangreicher als das Funktionsgedächtnis, und dieses ist in grossem Mass auf jenes angewiesen. Aus dem Speichergedächtnis ruft das Funktionsgedächtnis Erinnerungen ab, um aktuelle Erfahrungen einordnen und die Zukunft planen zu können. Die Stadt stellt ein solches Speichergedächtnis dar. Ihre Besonderheit besteht darin, dass sie eine Vielfalt von Elementen aus verschiedenen Zeiten simultan darbietet, entsprechend dem freilich in anderem Zusammenhang in der Zwischenkriegszeit geprägten Wort von dem «Ungleichzeitigen des Gleichzeitigen».[50]

Verschiedene Forscher haben diesen Gehalt durch die Metapher der Stadt als Palimpsest zu fassen versucht. Ein Palimpsest ist ein Pergament, dessen Beschriftung ausradiert wurde, um es neu beschreiben zu können. Insofern ist die Metapher verfälschend, da ja für die Neubeschriftung Tabula rasa gemacht wurde. Zum Vergleich reizte jedoch, dass durch spezielle Verfahren die alte Schrift wieder sichtbar gemacht werden kann. Aus jüngerer Zeit bekannt ist das Archimedes-Palimpsest, eine «unter» einem kirchlichen Text verborgene, bislang unbekannte Schrift des Archimedes, die 1998–2008 wieder zum Vorschein gebracht werden konnte.[51] Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern sind die «Reimser Palimpseste» geläufig, die ältesten bekannten massstäblich verkleinerten Architekturzeichnungen gotischer Kirchenfassaden aus der Zeit um 1230.[52]

Der britische Schriftsteller Thomas de Quincey verglich 1845 das Gedächtnis mit einem Palimpsest: «*Everlasting layers of ideas, images, feelings, have fallen upon your brain softly as light. Each succession has seemed to bury all that went before. And yet, in reality, not one has been extinguished.*»[53] Der Geograf Michael Robert Gunter Conzen wandte den Begriff 1977 auf die Stadtgestalt («*townscape*») an. Die Vielfalt der «Einschreibungen» («*inscribings*») von Geschichte systematisierte er in die drei Komplexe Stadtplan, Bebauung und Nutzung. Ein vielschichtiges Muster und die Möglichkeiten der Überschreibungen ergäbe sich durch die unterschiedliche Permanenz dieser Formkomplexe, «*a different time response to the changing functional requirements of the urban community*». Auf dem wenig veränderbaren Stadtgrundriss könne die Bebauung mehrfach ausgetauscht werden und die Nutzung der Gebäude noch häufiger wechseln.[54] Der Kunsthistoriker André Corboz, der an der ETH in Zürich die Geschichte des Städtebaus lehrte, beschrieb auch das «Territorium» ausserhalb der Städte, das von Menschen bearbeitet wird, in ganz ähnlichen Ausdrücken als Palimpsest.[55] Aleida Assmann betonte, dass in der Stadt als einem «Depot gesammelter

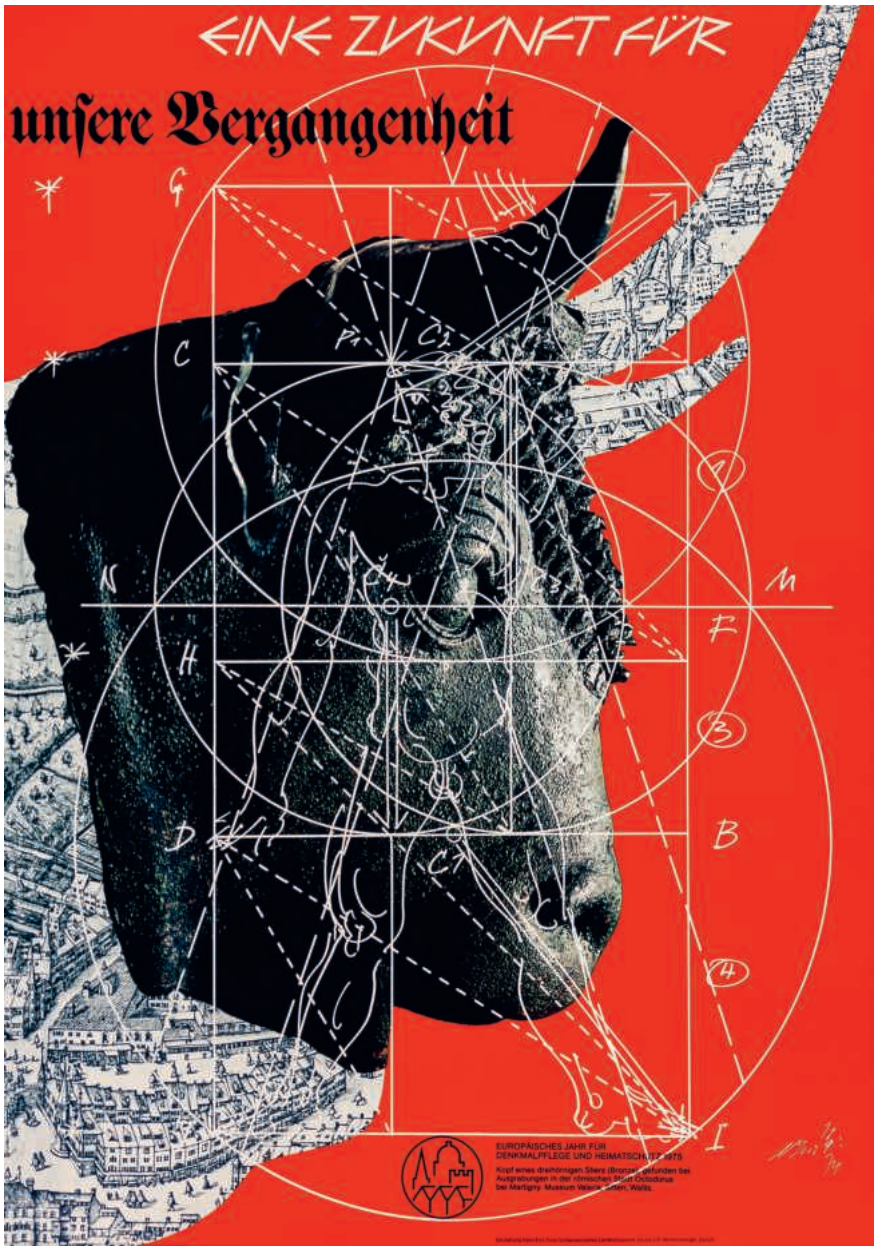
Erinnerungen» (Assmann bezog sich hier auf den Belgrader Architekten Bogdan Bogdanović) «keineswegs [...] alle Schichten auch gleichzeitig wahrgenommen werden und im Bewusstsein präsent sind».[56] Assmann schlug eine Unterscheidung zwischen «Orten» und «Räumen» in einer Stadt vor: «Wer über ‹Raum› nachdenkt, spricht von etwas, das es zu konstruieren, gestalten, nutzen, besetzen gilt. Raum ist vorwiegend ein Gegenstand des Machens und Planens. [...] ‹Orte› sind demgegenüber dadurch bestimmt, dass an ihnen bereits gehandelt bzw. etwas erlebt und erlitten wurde. Hier hat Geschichte immer schon stattgefunden und ihre Zeichen in Form von Spuren, Relikten, Resten, Kerben, Narben, Wunden zurückgelassen.»[57]

Mit diesem Konzept lassen sich nicht nur Bauten und Freiräume einer Stadt erfassen, sondern auch «immaterielle Räume», die in der historischen Forschung seit den 1980er-Jahren in den Fokus gerieten. Wie die Erinnerung – siehe Halbwachs – wird der Raum dabei als soziales Konstrukt verstanden. Bei diesem geht es um «kulturelle Techniken der Identitäts- und Machtsicherung», um «Konkurrenzen um Deutungsmacht und Ressourcen, die sich in den Stadtraum einschreiben. In dieser Perspektive entsteht neben der Agglomeration von Straßen, Plätzen und Bauwerken eine zweite und dritte Stadt, bestehend aus Memorialräumen, Kommunikationsräumen, Machträumen, öffentlichen und privaten, sozialen und symbolischen Räumen», wie Jörg Oberste und Susanne Ehrich 2009 zusammenfassten.[58]

Eigentlich, und das ist das Ziel dieses Buchs, ist es nicht nötig, weitere Städte neben der gebauten Stadt zu sehen. Es ist möglich, mit Fragen nach den Entstehungsbedingungen, den Gewohnheiten, Anforderungen, Zielsetzungen und ideellen Bedeutungen eine Erklärung für die besondere Formung der Stadt zu geben. «Orte» oder Bauten sind so gesehen nicht «stumme Zeugen» oder lediglich illustrative Relikte des Geschehenen. Wer sieht, dass die Stadt niemals stehengeblieben ist, sondern sich stetig verändert hat, wird nicht erwarten, dass ein «Stadtdenkmal» eine statische Grösse ist. Im Gegenteil kann gerade die Wandlung als Denkmal verstanden werden, indem wie bei dem Rückgriff auf das «Speichergedächtnis» die Stadt ein geformtes Erkenntnismuster bietet, das für die Gegenwart und Zukunft angewendet werden kann. Tatsächlich ist es wohl die Gesamtschau, wie sie seit der Renaissancezeit mit Vogelschaubildern, Systematisierungen, Modellen, Typologien und Metaphern versucht worden ist, die erst dieses Erkenntnismuster bieten kann. Voraussetzung ist, im Sinne Bacons, das genaue Wissen über die Teile des Ganzen.

Die ganze Stadt erfassen: Die denkmalpflegerische Praxis

Der in Strassburg lehrende Kunsthistoriker Georg Dehio äusserte sich 1908 mit Blick auf die deutsche Kleinstadt Rothenburg ob der Tauber: «Die bevorzugte Wertschätzung Rothenburgs beruht nicht auf aussergewöhnlicher Fülle oder Bedeutung einzelner Denkmäler, die Stadt als Ganzes ist Denkmal.»[59] Vergleichbare Anschauungen finden sich in Italien bei Camillo Boito und seinem Schüler Gustavo Giovannoni, der auch die «kleine Architektur» zwischen den bedeutenden Denkmälern als Bestandteile des Gesamtbilds wertschätzte.[60] 1916 forderte der in Wien lehrende tschechische Kunsthistoriker Max Dvořák in seinem «Katechismus der Denkmalpflege», «dass sich der Denkmalschutz nicht nur auf einzelne hervorragende Kunstwerke beschränken kann, sondern alles umfassen muss, was als künstlerisches Gemeingut im oben dargestellten Sinne angesehen werden kann. Und das Geringe bedarf da oft mehr des Schutzes als das Bedeutende. Es dürfte kaum jemand so töricht sein, Gemälde von Dürer oder von Tizian vernichten zu wollen oder die Abtragung der Stephanskirche zu beantragen. Doch überall bedroht ist das, was nicht in den Handbüchern der Kunstgeschichte hundertfach abgebildet und in den Reiseführern mit einem Stern versehen ist und doch des Schutzes bedarf, weil es in seinen Grenzen nicht minder veredelnd wirkt und unersetzlich ist wie die weltberühmten Kunstwerke.»[61] Die Praxis der Gesetzgebung fokussierte jedoch zunächst auf die



10

ABB. 10 **Hans Erni. Plakat zum Europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz in der Schweiz, 1974. Erni verwendete ein Foto des «römischen Stiers» von Martigny auf der Folie des «Martini-Plans» von Freiburg im Üchtland (1606) und eines Plans von Luzern und überzeichnete dies mit einer an Le Corbusiers «Modulor»-System angenäherten Proportionszeichnung mit menschlicher Figur. © Werke Hans Erni bei Hans Erni-Stiftung, Luzern.**

Hauptwerke der Baukunst, bei denen die Frage «konservieren, nicht restaurieren» zur Debatte stand.[62] In der Schweiz wurde in dem 1911 in Kraft getretenen Zivilgesetzbuch die Möglichkeit von Eigentumsbeschränkungen zum Wohl der Allgemeinheit, worunter auch der Schutz der Altertümer fiel, formuliert.[63] Damit inbegriffen war der sogenannte Umgebungsschutz der anerkannten Denkmäler, so wie dies auch in den deutschen Denkmalschutzgesetzen nach 1900 und in der französischen *Loi du 31 décembre 1913 sur les monuments historiques* vorgesehen war. Den Schutz von Ensembles und ganzen Denkmalbereichen betreffend, wiesen die französischen Gesetze vom 2. Mai 1930 und insbesondere die nach dem damaligen Kulturminister André Malraux benannte *Loi Malraux* vom 4. August 1962, welche die Ausweisung von *secteurs sauvegardés* erlaubte, den Weg. Die Erfahrungen aus der wirtschaftlichen Boomzeit der 1960er- und frühen 1970er-Jahre – bis zum «Ölschock» 1973 – lehrten jedoch in der Schweiz wie auch in ganz Europa, dass insbesondere die Bauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts angesichts von Rentabilitätsargumenten kaum ge-

schützt und erhalten werden konnten. Das Problem wurde in den 1970er-Jahren jedoch vorwiegend in den verödenden und verelendenden Innenstädten wahrgenommen und angegangen. Im kommunistisch regierten Bologna wurde 1969 ein Plan für das historische Zentrum aufgelegt, der nicht nur eine erhaltende Erneuerung der Bausubstanz innerhalb der Stadtmauern des 14. Jahrhunderts bedeutete, sondern auch unter dem Stichwort *«Riuso della città»* eine Attraktivitätssteigerung durch öffentliche Dienstleistungen wie Schulen, Kindergärten, Grünanlagen, Gesundheitsinstitutionen. Ganz im Sinne von Hans Bernoullis Maxime aus den 1940er-Jahren, der zufolge der Stadtboden in öffentlichen Besitz überführt werden müsse,[64] sollten Enteignungen zugunsten genossenschaftlichen Besitzes der Bauten eine sozial abgefederte Sanierung möglich machen, verbunden mit institutionalisierter politischer Partizipation in Quartierzentren – was sich schon wenige Jahre später als nicht durchsetzbar erwies.[65]

Das Europäische Denkmalschutzjahr

Bolognas Beispiel führte vor Augen, dass urbanistische Gesamtkomplexe – hier die von mittelalterlichen Mauern umgebene Innenstadt mit einer Fläche von 435 ha – nur mit grossen öffentlichen Investitionen erhalten werden konnten. Der Europarat entwickelte daraus eine politische Verpflichtung, die mit der Widmung des Jahres 1975 zum Europäischen Denkmalschutzjahr unter dem Motto «Eine Zukunft für unsere Vergangenheit» ihren Ausdruck fand **Abb. 10**.

Vom Schweizer Komitee wurden als vier der 45 vorgesehenen Modellstädte die Kleinstadt Murten, das Engadiner Dorf Ardez, das «sterbende Dorf» Corippo im Verzascatal sowie die Kleinstadt Martigny mit ihren römischen Siedlungsspuren ausgewählt.[66] Die Auswahl erwies sich als nicht glücklich. Zwar wurden Fördergelder sinnvoll verwendet, doch dauerte der belebende Effekt nicht an: In Corippo zum Beispiel wohnten 2020 noch zehn Menschen, bevor dann die Ausbauten zu einem *«Albergo diffuso»* mit Ferienzimmern in verschiedenen Häusern begannen.[67] Der spezielle Charakter von Murten, dem «Carcassonne oder […] Rothenburg ob der Tauber der Schweiz» –, hinsichtlich der geringen Grösse und der erhaltenen Stadtmauer – lässt sich nicht ohne Weiteres auf grössere Ortschaften übertragen.[68] Immerhin gehört in diesen Zusammenhang die Aufnahme der Altstadt von Bern in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes im Jahr 1983. Die Begründung der Aufnahme kreist um drei Begriffe: die *Prägung* der heutigen Stadtgestalt durch die Gründung im 12. Jahrhundert, die vorhandene historische *Bausubstanz* sowie die «respektvollen» *Veränderungen*, die seitdem stattgefunden haben.

International wurde bewusst, dass die Betrachtung des historischen Erbes in der Baukunst auf Gesamtkomplexe auszuweiten ist und dass zunächst die bauliche Substanz zu erforschen und das Quellenmaterial zusammenzutragen ist. Die Deklaration der Schlusskonferenz des Denkmalschutzjahres in Amsterdam 1975 enthält folgende Formulierungen: «Das schützenswerte bauliche Erbe schließt nicht nur Einzelgebäude von überragender Qualität und deren Umgebung ein, sondern alle Stadt- und Dorfgebiete von historischer oder kultureller Bedeutung. […] Die Erkennung der ästhetischen und kulturellen Werte des baulichen Erbes sollte dazu führen, spezifische Planungsziele und Methoden für historische Baukomplexe aufzustellen. Es reicht nicht aus, normale Planungsverfahren und spezifische Regeln für den Schutz historischer Gebäude unkoordiniert nebeneinander zu stellen. Um diese Integration möglich zu machen, muß ein Gesamt-Inventar der Gebäude, Ensembles und der sie umgebenden geschützten Zonen aufgestellt und allen Beteiligten und Betroffenen zugänglich gemacht werden, insbesondere den für die räumliche Planung zuständigen regionalen und lokalen Behörden, mit dem Zweck, deren Aufmerksamkeit auf die erhaltenswerten Gebäude und Bereiche zu lenken. Mit einem solchen Inventar wird eine solide Basis für die Erhaltung der Baueinheiten und ihr Einfügen in die Raumordnung geschaffen. Die Regionalplanungspolitik muß die Erhaltung des baulichen Erbes berücksichtigen und zu ihrer Sache machen.»[69] In

den 2007 von der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege herausgegebenen Leitsätzen zur Denkmalpflege in der Schweiz wird hervorgehoben, dass auch ganze Ortschaften Denkmäler sein können. Es sei Aufgabe der Gesellschaft, Denkmäler erfassen und erforschen zu lassen.[70]

Inventare der gesamten Stadt

Entsprechend wandte sich die kunstgeschichtliche und denkmalpflegerische Inventarisierung verstärkt dem städtischen Profanbau zu. In der Schweiz wurde 1973 von der GSK das Projekt des Inventars der neueren Schweizer Architektur 1850–1920 (INSA) gestartet, das sich den Bauten aus jener Epoche in vierzig Städten widmete. Nicht nur die Beschäftigung mit der Architektur des Historismus war damals wegweisend, sondern auch die mit den «Aussenquartieren», die um die historischen Stadtkerne herum entstanden waren und denen quartiersweise einführende Kapitel gewidmet wurden (beginnend mit dem Band 2, in dem neben Bellinzona und Bern Basel behandelt wird, 1986).[71] Auf der Amsterdamer Konferenz von 1975 fand das Schweizer Konzept des ISOS, des Inventars schützenswerter Ortsbilder der Schweiz, viel Beachtung.[72] Vorgestellt wurde es von der Zürcher Architektin Sibylle Heusser-Keller, die in einem programmatischen Artikel 1977 die Abgrenzung zu anderen Inventaren erläuterte. Das ISOS «bezieht sich neben den kunstgeschichtlichen Wertmassstäben auch auf die regionaltypischen Merkmale der Bebauung und gibt meist eine wertende Beschreibung der Ensembles. So ergänzen die neueren Aufnahmen die historisch-deskriptiven Haus-zu-Haus-Inventare der älteren Betrachtungsweise. […] Das Inventar der schützenswerten Ortsbilder beruht also nicht auf dem exakten Erfassen der einzelnen Bauten, sondern geht umgekehrt vom Ganzen zum Einzelnen vor und hebt sich darin von sämtlichen, bisher in der Schweiz erstellten Inventaren der bestehenden Bausubstanz ab.»[73] Das «Ortsbild» berücksichtigt konsequent nur die äussere Erscheinung der Stadträume und der Bebauung, wie das INSA jedoch vollständig innerhalb der aktuellen Gemeindegrenzen, das heisst nicht auf die Altstadt beschränkt. Der von Hans-Jörg Rieger bearbeitete Band des ISOS für die Stadt Basel erschien 2012.

Ebenfalls im Zusammenhang mit dem Denkmalschutzjahr etablierten sich in den 1970er- und 1980er-Jahren die Disziplinen der Mittelalterarchäologie und der historischen Bauforschung, welche die Detailkenntnisse über vormoderne Bauten erheblich erweiterten.[74] Ältere Vorstellungen zur Topografie und Bebauung in der Frühzeit der Städte konnten dadurch fallweise widerlegt oder bestätigt werden.[75] Im Kanton Basel-Stadt teilen sich die Archäologische Bodenforschung (gegründet 1962) und das Ressort Bauforschung der Kantonalen Denkmalpflege (gegründet 1978) die Untersuchungen im gesamten Kantonsgebiet. Die Kunstdenkmäler-Inventarisierung konnte 2004, 2006 und 2016 drei Bände zu den Profanbauten der Basler Altstadt vorlegen, in denen die Ergebnisse der genannten Forschungen aufgenommen wurden. Bei dieser Grundlagenarbeit der Einzelhausinventare konnte übergreifenden Fragestellungen zur städtebaulichen Entwicklung, zu Bautypen oder kunstgeschichtlichen Themen nicht ausführlich nachgegangen werden. Der vorliegende Band versteht sich als erweiterte Synthese der bislang vorliegenden Kunstdenkmälerbände, einschliesslich der nach dem Stadterweiterungsgesetz von 1859 entstandenen Aussenquartiere.

Vorbilder für die Erforschung des Stadtdenkmals

Methodisch konnte dabei auf verschiedene Vorbilder zurückgegriffen werden. Als überaus praxisnah erweist sich das 1986 von Richard Strobel und Felicitas Buch verfasste Arbeitsheft der Baden-Württembergischen Landesdenkmalpflege «Ortsanalyse».[76] Am Beispiel von Konstanz werden Kapitel zum Naturraum und Baumaterial, zur Ortsgeschichte und Ortsbauentwicklung gegeben und mit kommentierten Kartierungen zur Sozialtopografie und zum Baualter abgeschlossen. Ziel derartiger Analysen war eine durch die Gemeinde zu beschliessende Satzung, welche die

«Gesamtanlage» schützen sollte. Machbar erschien dies offensichtlich nur für den historischen Kern von Konstanz, nicht für die gesamte Stadt. Ebenso in Lübeck: Die Ergebnisse eines von 1978 bis 1984 durchgeführten interdisziplinären Forschungsprojekts «Denkmäler der Hansestadt Lübeck» wurden in einer mehrbändigen Publikationsreihe herausgegeben, wobei viele Forschungen auf einer erst nach dem Ende des Forschungsprojekts durchgeführten flächendeckenden Inventarisierung der Lübecker Altstadt beruhen.[77] Mit dem «Grossinventar» der Stadt Bamberg hingegen, das für die gesamte Stadt bearbeitet wurde und noch wird, ist ein unmittelbares Vorbild für den vorliegenden Kunstdenkmälerband vorhanden, so dass an dieser Stelle hierauf genauer eingegangen werden muss.

Die Ausweitung des Denkmalbegriffs um und nach 1975 hatte zur Folge, dass das Arbeitsprogramm der klassischen, seit dem 19. Jahrhundert erarbeiteten Kunstdenkmälerinventare in Deutschland nicht weiterverfolgt werden konnte. Neu entstand die Publikationsreihe «Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland», anfänglich in der Form eines Kurzinventars mit Denkmalkarten und einer Vielzahl von Schwarzweissfotografien – insofern dem Schweizer ISOS vergleichbar. Die jüngeren Bände, zum Beispiel die zweibändige Ausgabe über Heidelberg,[78] reichen vom Inhalt und Umfang an Schweizer Kunstdenkmälerbände heran. Einer der profiliertesten Vertreter der «Denkmalkunde», Tilmann Breuer, setzte jedoch die Bearbeitung Bambergs in einem «Grossinventar» durch, das heisst eine auf Vollständigkeit angelegte Darstellung sämtlicher Sakral- und Profanbauten in sieben umfangreichen Publikationen, von denen mehrere in Teilbände aufgeteilt werden mussten. Zusätzlich zu den Arbeiten, die einzelne Stadtquartiere erfassen, erschien 2012 das von Thomas Gunzelmann federführend erarbeitete zweibändige Werk «Stadt Bamberg. Stadtdenkmal und Denkmallandschaft». Gunzelmann umriss seine Aufgabe, in der es darum gehe, das Ensemble der Stadt «als eigenständige Einheit zu verstehen, die mehr ist als nur die Summe ihrer Teile. […] So wird es notwendig, Strukturen, wie sie sich in einer Stadt zwei- und dreidimensional abbilden, als Bestandteil des Denkmals zu erkennen und nicht bei der Aneinanderreihung von Einzelobjekten und den sich daraus ergebenden Bildern stehen zu bleiben. […] Dabei manifestieren sich die Strukturen keineswegs nur in gebauter Substanz und in deren Bezügen untereinander, sondern gerade auch im Verhältnis von Gebautem zu Unbebautem, also in der Frage von Freiflächen, Verkehrsflächen oder Wasserflächen und, wenn man es in der dritten Dimension beurteilen möchte, von Freiräumen oder Platz- und Straßenräumen.»[79] Den Aufbau des Werks kennzeichnet eine Verschränkung von chronologischen und thematischen oder typologischen Kapiteln, die sich aufeinander beziehen. Wenn man so will, ist dies auch die Einteilung, die Theodor Zwinger 1577 für seinen «Methodus apodemica» wählte. Die Kapitelgliederung des vorliegenden Bands orientiert sich lose an dieser Struktur der Bamberger Bände.

Die Stadt im Porträt

Das Sammeln und Bewahren von Karten und Stadtansichten ist eine der ältesten Ambitionen lokalgeschichtlich ausgerichteter historisch-antiquarischer Gesellschaften sowie staatlicher Archive und Museen. So ist auch im ersten Basler Kunstdenkmälerband von 1932 eine umfangreiche Liste von Darstellungen Basels vom 15. bis zum 19. Jahrhundert zusammengestellt worden I 83.[80] Die Zeitgebundenheit der Bilder war dabei stets bewusst, doch wurde diese «für die Zwecke eines Inventars der Kunstdenkmäler»[81] ausschliesslich einschränkend bewertet. Je stärker die künstlerische Freiheit oder die Absichten des Auftraggebers prägend gewirkt hätten, desto geringer schienen die Stadtdarstellungen für die Feststellung ehemaliger Bauzustände verwendbar zu sein.

Die Kunstgeschichte und in jüngerer Zeit auch die Geschichtswissenschaft billigen dem Bild – also auch dem Stadtbild – eine «Realität eigenen Rechts» zu. Der Zürcher Historiker Bernd Roeck betonte den diskursiven Charakter «über die ‹andere› Wirklichkeit», also die subjektive und intentionale Sicht des Künstlers und seines Auftraggebers, die in eine Kommunikation mit den Rezipienten eintrete.[82] Übergreifende Fragestellungen können behandelt werden, nachdem in mehreren Sammelbänden seit den 1990er-Jahren Bildbeispiele aus dem nordalpinen Europa zusammengetragen worden sind, zuletzt in dem opulenten Werk über «Schweizer Städtebilder» (2013).[83] Um das Porträthafte der historischen Stadtdarstellung zu verstehen, muss – wie bei einem Personenporträt – der Entstehungszusammenhang ebenso berücksichtigt werden wie Darstellungskonventionen, das gewählte Format, der Standpunkt und die Perspektive, der räumliche und zeitliche Kontext, inhaltliche oder politische Ansprüche. Alles zusammen ist dennoch an das Kriterium der Wiedererkennbarkeit gebunden, als das Profil oder «Image», das die dargestellte Stadt hat oder haben soll.[84]

Das Stadtbild der Frühen Neuzeit kann als «gemaltes Städtelob» verstanden werden, das mit dem literarischen zusammenklingt, von dem die Beschreibungen Basels durch Aeneas Silvius Piccolomini ein bedeutendes Beispiel darstellen. Aus dessen Feder sind zwei Texte überliefert: ein Brief an den Kardinal Giuliano de' Cesarini von 1433 sowie eine dem Erzbischof von Tours gewidmete Abhandlung von 1438.[85] Piccolomini hielt sich von 1432 bis 1442 am Basler Konzil auf, zunächst im Gefolge eines italienischen Kardinals, schliesslich als Sekretär des Gegenpapstes Felix V. Die erste Beschreibung gilt in der Literatur als die unbefangenere, weniger elaborierte, während die zweite als Einleitung zu einer Geschichte des Konzils gedacht gewesen ist.[86] Der mehrfach angesprochene Vergleich mit Florenz, dem damaligen Hauptort der päpstlichen Partei, fällt zugunsten Basels als des Zentrums der Konziliaristen aus. Wie bei den gemalten oder gezeichneten Städtebildern ist der Wahrheitsgehalt einzelner Detailbeschreibungen oftmals unter Hinweis auf benutzte Vorbilder, die teilweise wörtlich abgeschrieben wurden, relativiert worden.[87] In der Schedel'schen Weltchronik von 1493 wurde ebenfalls mehrfach ein und dasselbe Bild für verschiedene Städte verwendet: Paris, Treviso und Magdeburg teilen sich eine Ansicht, auch die Städtebilder von Damaskus, Neapel, Perugia, Verona, Siena, Mantua und Ferrara stammen vom selben Druckstock, ebenso wie Padua, Trier, Marseille, Metz und Nicäa. Doch ist die Vergleichbarkeit von Dichtung und Bildkunst hier nur oberflächlich. Wenn Piccolomini sich auf die Florenz-Beschreibung von Leonardo Bruni abstützt, so entspricht dies ganz offensichtlich dem Wunsch, den Vergleich der Städte zu fördern. Er greift Elemente auf, die ihm bei beiden Städten des Hervorhebens würdig scheinen, und wertet anschliessend.

Piccolominis Texte zeichnen sich durch ein neuartiges literarisches Element aus, nämlich den beweglichen Betrachterstandpunkt, der die Stadt (oder auch eine Landschaft) zu einem Erfahrungsraum macht. Hartmut Kugler wies auf die Parallele zu den Augenpunkten (oder Fluchtpunkten) in den Perspektivkonstruktionen der italienischen Renaissance.[88] Indem Piccolomini schildert, was ein «bequem im

ABB. 11 **Matthäus Merian d. Ä. oder Wenzel Hollar. Grossbasler Rheinfront. Baumgruppen verdecken die Stadtbefestigung, und der Vordergrund ist mit bukolischen Szenen gefüllt: So wird ein friedliches Basel dargestellt. Lavierte Federzeichnung 12,2 × 32,4 cm, Ausschnitt. (Albertina, Wien, Inv. 3457.)**



11

Schiffe» auf dem Rhein sitzender Reisender für wunderbare Schauspiele geniessen könne, benennt er das Subjekt, dem das beschriebene Objekt gegenübersteht und das je nach Standpunkt in verschiedenen Aspekten wahrgenommen werden kann. Hieraus resultiert der Versuch, das Wesen der Stadt zu erfassen. Sowohl die literarische als auch die bildliche Gattung im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit charakterisiert eine positive Grundhaltung zur Stadt.[89] Übelstände, Ruinen, Chaos werden ausgeblendet; die Stadt wird so gezeigt, wie sie zur damaligen Zeit gedacht war, wie die Autoren sie sich vorstellten. Kugler kennzeichnete die mittelalterliche Ortsbeschreibung in diesem Sinne als gedankliche Konstruktion: Es gehe um die Grundidee dessen, was eine Stadt ausmache, um das Typische, um Leitvorstellungen, die sich im literarischen (wie im bildlichen) Werk ausdrückten.[90] Das beinhaltet im Weiteren auch ein Nachdenken darüber, was von Dauer ist und was der Nachwelt überliefert werden kann, um ein späteres Wiedererkennen möglich zu machen. Insofern ist eine Konzentration auf das fest Gebaute und nicht auf das Atmosphärische, von vorübergehenden Nutzungen abhängige Zeitbedingte naheliegend.

Daher ist es auch erlaubt, Stadtdarstellungen als Gedächtnis oder Gedächtnishilfe zu verstehen. Der Germanist Matthias Kirchhoff hat dies am Beispiel Nürnbergs an Texten des 15. Jahrhunderts, darunter auch dem Städtelob, erprobt.[91] Am Beispiel der zwischen 1424 und 1433 entstandenen «Sag von Nürnberg» erkannte er Übernahmen aus der Gattung der Ehrenreden, einer Versdichtung über einen unlängst verstorbenen Adligen, eine Weiterentwicklung der römischen *laudatio funebris* (Leichenrede).[92] Parallel zur religiös motivierten *memoria*, also der Bitte um das Seelenheil eines Verstorbenen, wird hier der Schwerpunkt auf das rühmende Gedächtnis der Taten und Tugenden gesetzt. Die «Norimberga» des Konrad Celtis beinhaltet die Ehrung der für die Stadt Verantwortlichen.[93] Der Text, der als Pilotprojekt für eine umfassende «Germania illustrata» gedacht war, baute den ratsfähigen Familien Nürnbergs ein literarisches Denkmal, indem er Reichtum und Stärke des Gemeinwesens auf deren gute Regierung zurückführte. In ähnlichem Sinne sind die Widmungen von Stadtdarstellungen an den Rat zu verstehen, wie sie auch Matthäus Merian d. Ä. gebrauchte.[94] Die einleitend erwähnte Theorie des Reisens, die der Basler Theodor Zwinger 1577 veröffentlichte (vgl. S. 22f.), teilt durch ihre logische Baumstruktur mit den aus der Vogelschau entworfenen Städtebildern den Zwang zur Vollständigkeit und zur Genauigkeit. Das Modell der wissenschaftlichen Erkenntnis wird mit der simultanen Erscheinung der gesamten Stadt zur Deckung gebracht.

Die verschiedenen Bestrebungen und Ziele, die mit den Stadtdarstellungen sowohl literarischer als auch bildlicher Art verbunden waren, führen zu spezifischen Stadtporträts. Diese sind zwar nicht grundverschieden, lassen jedoch Nuancen erkennen, anhand deren sie zu Gruppen geordnet werden können. Die folgende Darstellung schöpft aus den genannten Listen und Verzeichnissen von Basler Stadtbildern und ist somit dem Zwang der Vollständigkeit ebenso enthoben wie der Notwendigkeit einer strengen Chronologie. Es soll die Frage im Vordergrund stehen, wie von verschiedenen Personen oder Gruppen die städtische Realität wahrgenommen, interpretiert und gewertet wurde.

Das obrigkeitliche Bild der Stadt im Mittelalter

In der äussersten komprimierten Form treten uns Bilder mittelalterlicher Städte auf ihren Siegeln entgegen. Die rheinischen Stadtsiegel begründeten im 12. Jahrhundert eine Bildtradition, die ganz ähnlich wie auf Weltkarten[95] auf die Darstellung der Stadtmauer und von Türmen, kombiniert mit Heiligenbildern, setzte. Basels erstes städtisches Siegel unterscheidet sich von diesen; es wurde 1225 bei der Beurkundung von Rechten im Zusammenhang mit dem Bau der Rheinbrücke gebraucht. Der älteste erhaltene Abdruck stammt aus dem Jahr 1257: Bildfüllend ist die Choransicht des Münsters dargestellt, ohne angedeutete Stadtmauer oder Patrone **Abb. 14**.[96] Dies ist ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, wie ein Bauwerk als Pars pro Toto für die



12

ABB. 12 Matthäus Merian d. Ä. Kopie nach dem «Ältesten Stadtbild Basels». Radierung, 1609. (KMB Kupferstichkabinett, Mappe 133.)



13

ABB. 13 Hans Heinrich Glaser. Kopie nach dem «Ältesten Stadtbild Basels». Radierung, 1617. (KMB Kupferstichkabinett, Inv. Bi.I.37.)



14

ABB. 14 Der älteste erhaltene Abdruck des Basler Stadtsiegels von 1257 zeigt die Choransicht des Münsters mit zwei flankierenden Türmen. (StABS KA Prediger Urk. 59.)

ganze Stadt stehen konnte. Dass ausgerechnet die Choransicht gewählt wurde, unterstreicht die Fernwirkung des Münsters im Rheinpanorama. Gleichzeitig wird damit bedeutet, dass Basel unter der Hoheit eines Bischofs stand; die Buchstaben Alpha und Omega neben dem Giebelkreuz verweisen auf den heilsgeschichtlichen Zusammenhang, so wie auch im Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen «Lob der rheinischen Städte» des Chronisten Rudolf von Ems der Reliquienbesitz einer Stadt für diese kennzeichnend war.[97]

Das obrigkeitliche Bild einer Stadt weist aus leicht zu denkenden Gründen generell eine starke Permanenz auf. In Basel wird dies durch die bemerkenswerte Überlieferung des sogenannten Ältesten Stadtbilds unterstrichen. Das Original ist nicht erhalten, es ist noch nicht einmal bekannt, ob es sich um ein Tafelbild, eine Wandmalerei oder ein anderes Objekt handelte. Die ältesten überlieferten Kopien sind eine kleinformatige Radierung von Matthäus Merian d. Ä. aus dem Jahr 1609 sowie eine ebenso kleine Darstellung von Hans Heinrich Glaser von 1617 **ABB. 12, 13**.[98] Der Blick trifft fast genau von Norden auf die Stadt, links ist Kleinbasel zu sehen, im Mittelgrund die Brücke und dahinter das ganze Grossbasler Rheinpanorama mit dem Münster als Mittelpunkt. Auf Anhöhen an den Bildrändern links und rechts werden die Bettinger Chrischonakirche sowie ein «Dannek» oder «Danneck» bezeichnetes Gebäude gezeigt.[99] Die Häuser Klein- und Grossbasels sind unverbun-



15

ABB. 15 Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs im Jahr 1444 nach der Berner Chronik des Benedikt Tschachtlan und Heinrich Dittlinger von 1470/71. (ZB Zürich, Ms A 120, S. 861.)

den und ohne erkennbare strassenweise Anordnung platziert. Dies entspricht einem Darstellungsprinzip, das bis ins 16. Jahrhundert zur Anwendung kam.[100]

Eine in allen Kopien nahezu gleichlautende Inschrift erklärt, dass dies die Stadt Basel sei, wie sie vor alten Zeiten ausgesehen habe, ehe darin Klöster und Stifte gewesen seien. Es handelt sich also um den bemerkenswerten Versuch einer Rekonstruktion. Gemeint ist eine Periode etwa zwischen dem Bau der Rheinbrücke 1225 und dem Erdbeben von 1356, denn dem Münster sind ein hoher Chorflankenturm und ein Vierungsturm (Letzterer schwer zu deuten) beigegeben, die beim Erdbeben einstürzten. Das Münster, so wird mit dem Bild behauptet, sei ursprünglich der einzige Kirchenbau Basels gewesen. Die deutlich zu erkennende Kleinbasler Stadtbefestigung weist die 1278 für das Kloster Klingental vorgenommene rechteckige Erweiterung auf, nur ist das Kloster im Bild weggelassen worden. Am Brückenkopf befindet sich auf Grossbasler Seite das Rheintor, gegenüber das Kleinbasler Richthaus mit dem Glockentürmchen. Welche Absicht hinter dieser eigentümlichen Darstellung stand, ist zu erahnen. Die kommunalen Bauwerke sind voll entwickelt, während von



16



17



18



19



20

ABB. 16–20 **Schiffbruch auf dem Rhein: Die missglückte Einschiffung von Eidgenossen auf dem Weg nach Nancy wurde wiederholt dargestellt.**

16 «Zürcher Schilling» (ZB Zürich, Ms A 5, fol. 764), 17 «Berner Schilling» (Burgerbibliothek Bern, Mss.h.h.I.3, S. 840), 18 Diebold Schilling-Chronik 1513, S 23 fol., S. 231 (Eigentum Korporation Luzern, Standort ZHB Luzern Sondersammlung), 19 Chronik Schodoler (Aargauer Kantonsbibliothek, ZF 18, fol. 246r), 20 Chronik Silberysen (Aargauer Kantonsbibliothek, MsWettF 16: 2, fol.229v.)

der kirchlichen Organisation nichts zu spüren ist, abgesehen vom Münster. Eine Anfertigung für das Basler Rathaus erscheint in diesem Sinne stimmig.[101]

Basel aus der Sicht der Eidgenossen

Allgemein mehren sich im 15. Jahrhundert Illustrationen in Chronikhandschriften, deren Ziel es ist, bestimmte Ereignisse mit einem wiedererkennbaren Ort zu verknüpfen. Von den Handschriften, welche die Gruppe der «Schweizer Bilderchroniken» des 15. und 16. Jahrhunderts bilden, ist keine einzige in Basel entstanden, doch ist die Stadt fast durchwegs repräsentiert.[102] Die älteste dieser Chroniken, die Berner Bilderchronik des Benedikt Tschachtlan und des Heinrich Dittlinger von 1470/71, stellt die Schlacht bei St. Jakob an der Birs im Jahr 1444 dar. Im Vordergrund befindet sich der ummauerte Bereich des Siechenhauses St. Jakob mit der zugehörigen Kirche an der hölzernen Birsbrücke. Aus dem (Aeschen-)Tor der Stadt Basel, die als ummauertes Gebilde mit einem Häusermeer darin am oberen Bildrand wiedergegeben wird, treten einige Bewaffnete zögernd heraus **ABB. 15**.

In der Szenenauswahl spiegelt sich die Haltung der Chronisten aus den eidgenössischen Orten zur Stadt Basel, insbesondere vor ihrem Eintritt in den Bund 1501. So ist eine an sich nebensächliche Begebenheit aus den Burgunderkriegen deutlich überrepräsentiert: Im Dezember 1476 schifften sich an der Basler Schifflände die mit dem Herzog von Lothringen verbündeten eidgenössischen Kämpfer zum Entsatz des von Karl dem Kühnen belagerten Nancy ein. Dabei kenterte ein Boot, und etliche Personen ertranken. Der Basler Rat musste anschliessend die Schiffsleute in Schutz



21



22

ABB. 21, 22 **Beitritt Basels zur Schweizerischen Eidgenossenschaft: 21 Diebold Schilling-Chronik 1513, S 23 fol., S. 427 (Eigentum Korporation Luzern, Standort ZHB Luzern Sondersammlung), 22 Chronik Silberysen, Bd. 1, 1576 (Aargauer Kantonsbibliothek, MsWettF 16: 1, S. 298.)**

nehmen, denen die Eidgenossen Fahrlässigkeit vorwarfen[103] – nur dieser Umstand rechtfertigt die Aufnahme in mehreren Chroniken, nämlich sowohl in der Grossen Burgunderchronik von 1484/85 («Zürcher Schilling») Diebold Schillings d. Ä.[104] als auch in der Amtlichen Berner Chronik («Berner Schilling», 1483) desselben Autors,[105] in der Luzerner Chronik des Diebold Schilling d. J. (1513),[106] in der in Bremgarten entstandenen Eidgenössischen Chronik des Werner Schodoler (1535)[107] sowie im zweiten Teil der Chronik von Christoph Silberysen von 1572[108] und zusätzlich als Holzschnitt in einem 1518 erschienenen lateinischen Epos auf den Sieg über Karl den Kühnen vor Nancy **ABB. 16–20**.[109] Die Schilderung des misslichen Ereignisses vor dem Hintergrund der Stadt Basel unterscheidet sich deutlich von den übrigen, das kämpferische Heldentum betonenden Schlachtenbildern. Die Meinung von der Basler Unterstützungsleistung war offenbar nicht sehr hoch.

Nahezu alle Darstellungen nehmen eine Aussenperspektive ein. Die Handlung spielt vor einem Stadttor auf dem Feld oder aber, wie in diesem Fall, auf einem Fluss. Nur selten wird in den Chronikillustrationen eine Innenansicht der Stadt gegeben: Strassen und Plätze oder gar Häuser und Höfe erscheinen als Handlungsräume im Vergleich sehr viel seltener. Eine Ausnahme bildet der Schwur der Basler Männer im Jahr 1501 beim Eintritt Basels in die Eidgenossenschaft. Die Luzerner Bilderchronik von 1513 und Silberysens Chronik von 1572–1576 stellen den Vorgang auf dem Kornmarkt dar **ABB. 21, 22**.[110] Übereinstimmung herrscht darin, dass das Geschehen unter freiem Himmel auf einem gepflasterten Platz stattfindet und dass die Hauptpersonen auf einem hölzernen Gestell stehen. Beim Luzerner Schilling ist im Hintergrund das mit dem Baselstab versehene Rathaus abgebildet – ein rosa Gebäude mit polygonalem Erker und Zinnengiebel zum Platz. Nichts deutet darauf hin, dass der Vorgängerbau des 1504–1514 errichteten Rathauses tatsächlich so ausgesehen hat.[111] Bei Silberysen ist an seiner Bildstelle ein Stadttor zu sehen, das auf eine bestimmte Anekdote verweist. Dieser zufolge ersetzten die Basler nach der Eidleistung die Wache im Stadttor durch eine spinnende Frau, um zu demonstrieren, wie sicher man sich im neuen Bund fühlte.[112] Das Tor ist durch den grossen Bogen, das Fallgatter sowie den Baselstab kenntlich gemacht. Die Häuser am Rande des Platzes geben beide Chroniken als vereinzelt stehende, nach hinten gestaffelte und keine geschlossenen Reihen bildende Gebäude wieder, wodurch eine räumliche Wirkung entsteht.



23

ABB. 23 Rheinpanorama. Federzeichnung, um 1520/29. (HMB Inv. 1870.924.) Foto Allan Eaton.

Eine Stadtansicht als Sujet eines Altarbilds? Eine rätselhafte Zeichnung der 1520er-Jahre

Hinsichtlich der Detailliertheit der Wiedergabe ist eine Federzeichnung auf einem 9×40 cm messenden Blatt, das aus der Sammlung Amerbach stammt und das Grossbasler Rheinpanorama abbildet, in ihrer Entstehungszeit unvergleichlich **ABB. 23**.[113] Die Exaktheit und die Sicherheit in der perspektivischen Konstruktion verraten einen versierten Maler, der jedoch bislang unbekannt ist. Sein Blick wanderte links vom Eckturm der Kleinbasler Stadtmauer panoramaartig über die Rheinbrücke mit dem dahinter aufragenden Münster bis zum Thomasturm in der Vorstadt St. Johann am rechten Bildrand. Der «Standpunkt» des Künstlers muss sich mithin mitten im Rhein befunden haben, so wie dies auch Piccolominis Annäherung an Basel vorstellt. Das Blatt wurde 1894 erstmals publiziert und auf die Mitte des 16. Jahrhunderts datiert, weil der Dachreiter auf der Augustinerkirche gezeigt wird, der bei Merian 1615 nicht mehr vorhanden war.[114] Hans Koegler schrieb die Zeichnung dem aus Basel stammenden, in Strassburg tätigen Maler Conrad Morand zu und datierte sie «um 1535».[115] Elisabeth Landolt erwog einen Künstler im Umkreis von Ambrosius Holbein, relativierte diesen Bezug später, mochte die Zeichnung jedoch nicht Morand zuweisen. Nach ihrer Auffassung könnte die Ansicht auch schon um 1520 entstanden sein.[116] Stilistisch verwandt sind Zeichnungen von Conrad Schnitt (zu diesem S. 43f.).[117]

Das extreme Querformat des Bildes könnte einen Anhaltspunkt liefern, zu welchem Zweck es angefertigt wurde. Vergleichbare Bildstreifen enthält das Kompendium von Georg Braun und Frans Hogenberg, «Civitates Orbis Terrarum», das von 1572 an in zahlreichen Auflagen erschien, doch handelt es sich dort ausnahmslos um Stadtpanoramen von einem entfernten Blickpunkt aus, welche die Annäherung eines Überlandreisenden nachvollziehbar machen. Die topografische Genauigkeit der Basler Zeichnung scheint für eine geplante Umsetzung in einen grösseren Massstab zu sprechen. Es sollte jedenfalls erwogen werden, ob die Zeichnung als Bildhintergrund einer Heiligendarstellung oder von Ähnlichem gedacht gewesen sein könnte. Die frühesten Beispiele einer solchen sehr exakten Stadtdarstellung stellen die Altartafeln Hans Bornemanns in Lüneburg von 1446/47 dar.[118] Für Basel hätte das Panorama Zürichs mit den Stadtheiligen Felix, Regula und Exuperantius ein Vorbild sein können, das Hans Leu d. Ä. 1497/1502 für die Zwölfbotenkapelle des Grossmünsters geschaffen hatte.[119] Falls die Zeichnung also einen sakralen Kontext hatte, wäre ihre Entstehung vor der Reformation 1529 anzusetzen. Hinsichtlich der topografischen Genauigkeit erreichte erst Merians Planvedute von 1615 wieder einen vergleichbaren Stand.

Für ein Schützenfest? Die Karte von Sebastian Münster und Conrad Schnitt

Der «Kosmograf» Sebastian Münster widmete im Jahr 1538 dem Basler Rat einen Holzschnitt, dessen linke Hälfte eine nach Süden orientierte Karte der Umgebung Basels zeigt und rechts die Stadt selbst aus der Vogelschau, in ebenfalls gesüdeter



24

ABB. 24 **Sebastian Münster und Conrad Schnitt. Karte der Umgebung und der Stadt Basel. Kolorierter Holzschnitt, 1538. (KMB Inv. 2005.64.)**

Ausrichtung **ABB. 24**. Am linken und am rechten Bildrand werden Wappen von elf Ortschaften aus der weiteren Umgebung der Stadt (links) sowie zehn Wappen von baslerischen Herrschaften und Orten (rechts) wiedergegeben. Zwei dargestellte Einzelereignisse bestätigen die inschriftliche Datierung, nämlich die durch einen Blitzschlag ausgelöste Explosion des Pulvermagazins in einem Stadtmauerturm nahe der Malzgasse im Jahr 1526 sowie das 1538 stattgefundene Gesellenschiessen auf der Schützenmatte, auf das in der oberen rechten Bildecke übergross verwiesen wird. Aufgrund dieser prominenten Darstellungsweise ist anzunehmen, dass der Holzschnitt eigens zu diesem Anlass geschaffen und den Teilnehmern zum Kauf angeboten wurde.

Als Künstler konnte Frank Hieronymus den aus Konstanz stammenden und 1519 in die Basler Himmelszunft eingetretenen Maler Conrad Schnitt wahrscheinlich machen, der durch seine mehrjährige Zusammenarbeit mit Sebastian Münster Erfahrungen in der Kartografie gewonnen hatte.[120] Die besondere Leistung der Stadtansicht besteht einerseits in der Orthogonalprojektion der durch die Stadtmauer bezeichneten Umrisslinie und andererseits in dem Bestreben, innerhalb der Siedlung durch Drucktypen, die in den Holzstock eingefügt wurden, gewisse Strassenzüge und Gassenverläufe eindeutig zu kennzeichnen.[121] Durch die kartenmässige Darstellung wird das Geländerelief der Stadt gänzlich eingeebnet. Durch die Aufsicht wird es möglich, die Gebäude ohne grosse Überschneidungen wiederzugeben. Hierin wird der Inventarcharakter oder die angestrebte Totalität des alles erfassenden Bildes deutlich. Conrad Schnitt beschränkte sich freilich auf die stereotype Zeichnung von Häuserreihen, die auf der Stadtfläche verteilt wirken und weder von der Anzahl der Einzelgebäude noch in ihrer Anordnung zu Baublock- oder Strassengrenzen grössere Genauigkeit beanspruchen.

Im Vergleich zu den grossartigen Planveduten, die um 1500 in Italien entstanden waren – der Florenzer «Ketten-Plan» oder die riesige Ansicht Venedigs von Jacopo de' Barbari –, und auch zu Beispielen nördlich der Alpen, wie etwa der Planvedute Augsburgs von dem Goldschmied Jörg Seld um 1521, ist Schnitts Stadtdarstellung in ihrer Detailliertheit eher dürftig. Dass sie dennoch das Bild der Stadt Basel im gesamten 16. Jahrhundert prägte, ist durch die Aufnahme oder Nachahmung in verschiedenen Städtebüchern zu erklären.

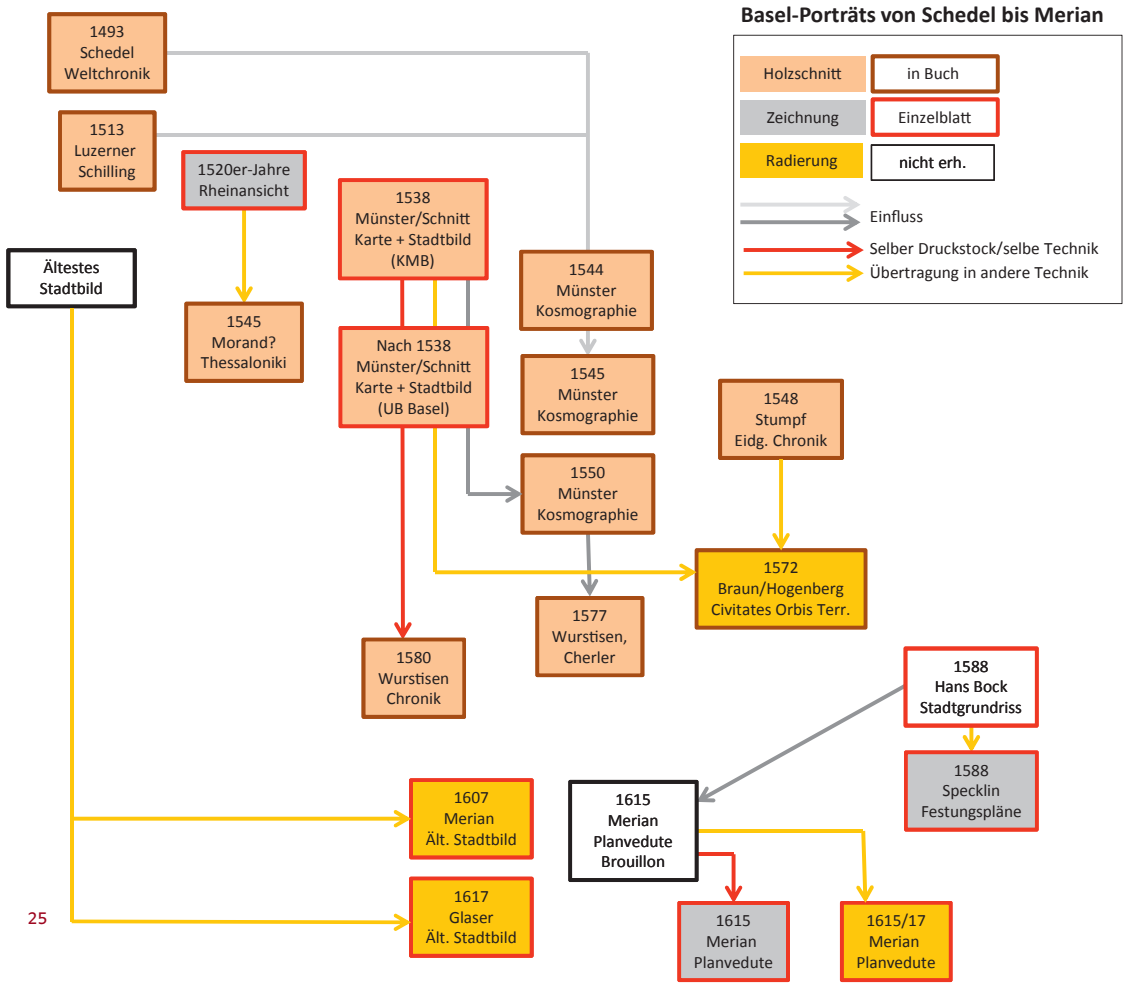


ABB. 25 **Basel-Porträts von Schedel bis Merian. Das Schema erklärt einerseits, wie die Basel-Karte von Münster und Schnitt von 1538 durch die Aufnahme in auflagenstarke Publikationen wie Münsters «Cosmographia» oder die «Civitates Orbis Terrarum» von Braun/Hogenberg enorme Verbreitung erfuhr, und andererseits, dass Merians Planveduten einen grundsätzlichen Neuanfang für das Verständnis des Basler Stadtbilds bedeuteten. (Zusammenstellung MM.)**

Für Kopfreisende: Die Städtebücher des 15. und 16. Jahrhunderts

Bis in die heutige Zeit erfreuen sich Städtebücher, also Bildbände mit Stadtdarstellungen und eher kurzen Texten zur jeweiligen Stadtgeschichte, grosser Beliebtheit. Ihre Entstehung hängt mit der nach der Entdeckung Amerikas gemachten Erfahrung zusammen, dass Reisen und Erforschen gedanklich und wirtschaftlich neue Welten erschliessen. Nicht nur der Kaufmann reiste, sondern auch der Gelehrte und Wissenschaftler, jedenfalls gedanklich. Andererseits bahnte sich nach 1492 ein Strukturwandel an, der insbesondere für die alten Handelsstädte im Landesinneren nachteilige Folgen zeitigte. So mag auch das Bedürfnis, sich der Alten Welt bildlich zu vergewissern, ebenfalls zur Beliebtheit der Städtebücher beigetragen haben. Der Anfang der Städtebücher liegt im Bereich von Weltchroniken oder Kosmografien, in denen sich die Tendenz zur Beschreibung von Landschaften und Städten weiter verstärkte, die Bilder immer grösser wurden und schliesslich mit dem Text im Verhältnis 1:1 standen.

Dass sich Grossunternehmen wie die Schedel'sche Weltchronik oder die der späteren Städtebücher schon vorhandener Stadtbilder bedienten, liegt auf der Hand. Die organisatorische Leistung der Herausgeber und Verleger, sich über ein Netz von Kontakten Zeichnungen oder Drucke zusenden zu lassen, kann nicht hoch genug beurteilt werden. Hieraus ergibt sich freilich ein Netz von Zweitdrucken, Kopien und Nachahmungen, das wirklichen Neuschöpfungen eher abträglich war **ABB. 25**.

In Nürnberg erschien 1493 der «Liber chronicarum», die noch im selben Jahr ins Deutsche übersetzte Weltchronik des Hartmann Schedel. Neben einer Vielzahl



26

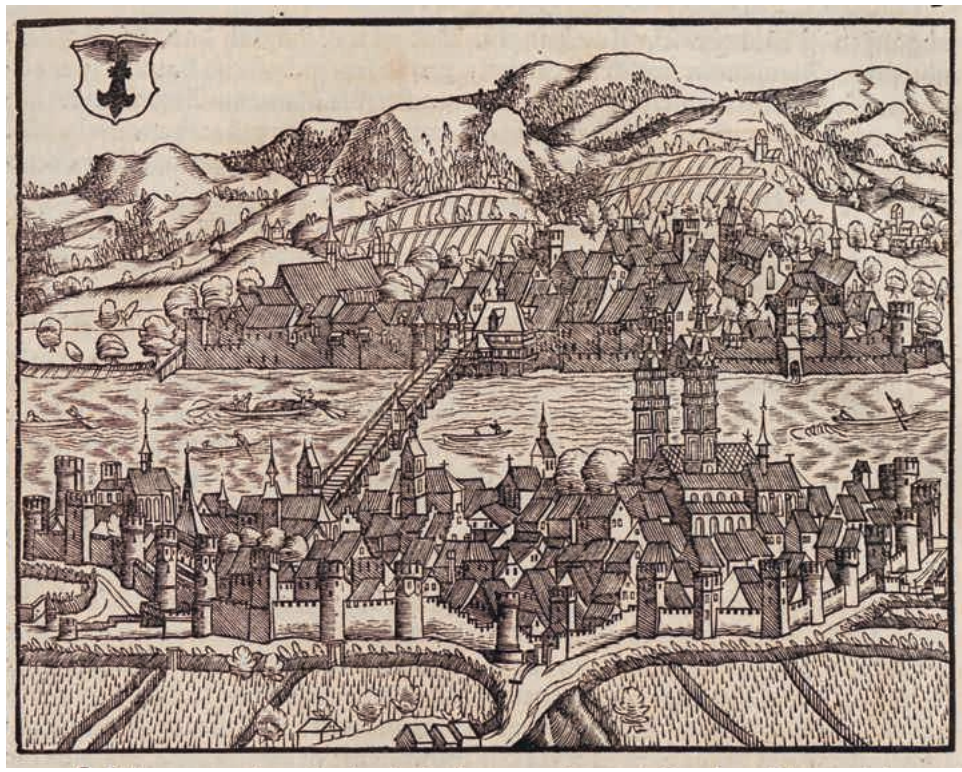
anderer Illustrationen enthielt sie 68 Städtebilder, Holzschnitte aus den Werkstätten von Michael Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurff. Diese machen die Weltchronik zu einem Vorläufer der ersten Städtebücher im deutschen Sprachraum.[122] Im Unterschied zu den genannten Bilderchroniken enthält Schedels Werk Texte zur jeweiligen Stadt, die in aller Kürze eine Charakterisierung bieten sollen und aus verschiedenen Quellen zusammengestellt wurden.[123] Das unter diesem Text angeordnete Stadtbild Basels ist ein extremes Querformat auf einer Doppelseite **Abb. 26**. Über Kleinbasel und das waagerecht im Bild verlaufende Band des Rheins trifft der Blick frontal auf Grossbasel, wobei die Proportionen zugunsten des Kernbereichs auf dem Münsterhügel bedeutend verzerrt wurden. Zentrales Anliegen war die Darstellung der geschlossen ummauerten Stadt (es sind auch Türme an der Rückseite der Stadt erkennbar) sowie die Sakraltopografie; fast alle Kirchen sind, wenn auch schematisiert, aufgenommen, selbst das «Käppeli» auf der Brücke. Die Häuser sind hingegen nur sehr vereinfacht wiedergegeben. Die Vorlage für den Holzschnitt ist unbekannt. Da die Stadttore ohne die ab 1473 errichteten Vorwerke gezeigt werden, ist eine Entstehung in den 1470er-Jahren vermutet worden.[124]

In Sebastian Münsters erstmals 1544 erschienener «Cosmographia» ist eine grosse Stadtdarstellung erst in der Auflage von 1550 zu finden, nachdem nämlich die Chronik der eidgenössischen Städte von Johannes Stumpf 1548 in Zürich erschienen war, die ein eigenständig konzipiertes halbseitiges Bild der Stadt am Rhein enthalten hatte **Abb. 27**.[125] Münster verwendete 1550 jedoch nicht seinen Druck von 1538, sondern liess von Hans Rudolf Manuel Deutsch eine Neufassung in den Abmessungen einer Doppelseite schneiden **Abb. 28**. In dieser zog er die bei Schnitt

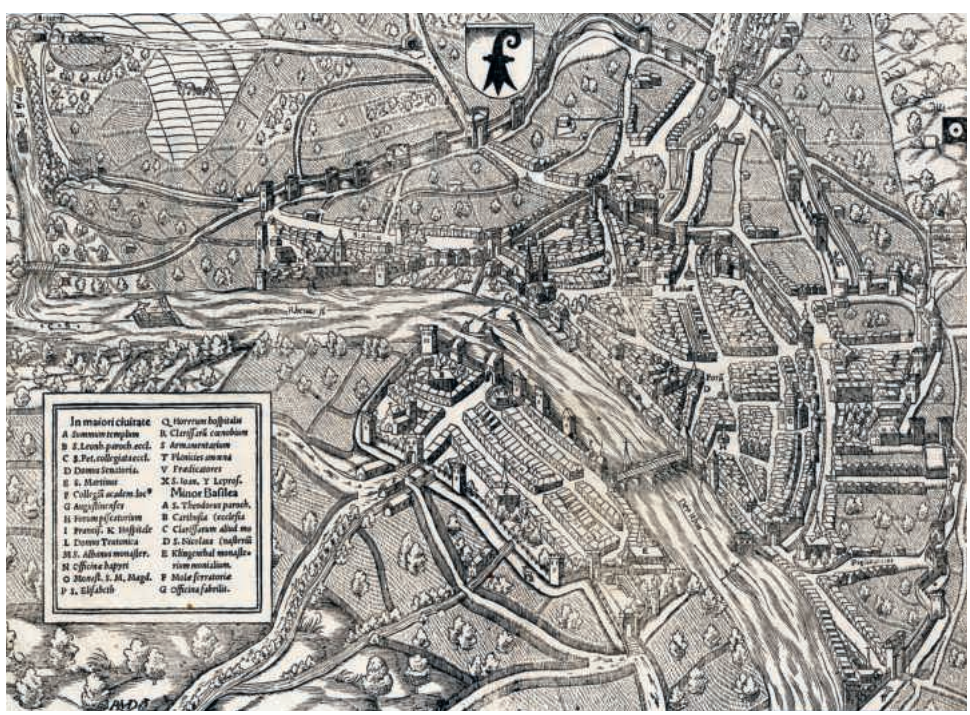
Abb. 26 Darstellung Basels in Hartmann Schedels «Liber chronicarum» (Weltchronik), 1493. (Bayerische Staatsbibliothek, München, Rar. 287, fol. 243v–244r.)

ABB. 27 Johannes Stumpf. Ansicht Basels in der «Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronick», 1548. Im Unterschied zu allen anderen Darstellungen befindet sich hier Grossbasel im Vordergrund. (ZB Zürich, AW 40: 1-2.)

ABB. 28 Hans Rudolf Manuel Deutsch. Stadtansicht Basels nach dem Vorbild der Karte von Conrad Schnitt, 1549. Aus Sebastian Münsters «Cosmographia», lateinische Ausgabe, 1550, S. 402f. (British Museum, London, Inv. 1850,1014.944.) © The Trustees of the British Museum.



27



28

vereinzelt stehenden Häuserreihen zu kompakten Baublöcken zusammen, was allerdings mit einer Reduktion der Gassen einherging, deren Namen nun in der Regel nicht mehr wiedergegeben wurden. Dafür erklärt eine Legende 29 Einzelbauwerke.[126]

Trotz der vielen Auflagen, die Münsters «Cosmographia» erlebte, griff der Kupferstecher Frans Hogenberg in dem zusammen mit Georg Braun herausgegebenen mehrbändigen Werk der «Civitates Orbis Terrarum», das ab 1572 erschien, auf

Schnitts Karte von 1538 zurück. Auf der Rückseite des Doppelblatts befindet sich ein Text zur Stadtgeschichte Basels, so dass dieses auch unschwer als Einzelblatt vertrieben werden konnte.[127] Die Bücher erlebten bis ins 17. Jahrhundert mehrere Neuauflagen, so dass Schnitts Werk das Bild Basels, das überregional vermittelt wurde, prägte und erst durch Merians Planvedute Basels 1615 abgelöst wurde.

Schönheit und Wissenschaft: Die Planveduten von Matthäus Merian d. Ä.

Mit der grossen Planvedute[128] Matthäus Merians setzt um 1615 eine neue Qualität der Stadtdarstellung Basels ein. Nie zuvor war derart akribisch und präzise jede einzelne Gasse, jedes Haus und jeder Garten aufgenommen worden. Er habe die berühmte Stadt Basel *fideliter depicta et sculpta*, getreu gezeichnet und gestochen, so meint der Künstler in der Titelzeile der grossformatigen Radierung. Die Wirkung der Planvedute kann nicht überschätzt werden, sie bestimmte bis in das 19. Jahrhundert hinein das Bild von Basel.[129] Zwei weitere Merkmale unterscheiden Merians Planvedute von dem grössten Teil der vorherigen Darstellungen: Erstens wurde die Technik der Radierung gebraucht, und zweitens handelt es sich um einen grossformatigen Plan von ca. 70,5 × 105,5 cm, der keine Verbindung zu einer Buchpublikation aufweist, sondern als eigenständiges Werk rezipiert werden wollte.

Am 6. Mai 1615 übergab Matthäus Merian dem Basler Rat die mit Feder und brauner Tinte gezeichnete Stadtansicht **Abb. 29**.[130] Bekannter als diese gezeichnete Version der Vogelschau auf Basel ist die grossformatige Radierung, die weitgehend identisch ist **Abb. 30**.[131] Sie wurde mit vier Druckplatten auf separate Papierbögen gedruckt, die anschliessend zusammenzukleben waren.[132] Die in Majuskeln gehaltene Inschrift am oberen Bildrand gibt als Entstehungsjahr ebenfalls 1615 an. Das im Historischen Museum Basel erhaltene Exemplar ist hingegen mit einer am unteren Rand angeklebten Legende versehen, auf der zu lesen ist: «Oppenheim, Bey dem Authore 1617». 1616 hatte Merian auf der Messe in Frankfurt den Verleger und Kupferstecher Johann Theodor de Bry kennengelernt und war ihm ins pfälzische Oppenheim gefolgt. 1617 heiratete er de Brys Tochter Maria Magdalena.[133] Lucas Heinrich Wüthrich hielt dafür, dass Merian die Druckplatten noch im Jahr 1615 in Basel schuf, jedoch nur in wenigen Exemplaren abzog. Er habe die Platten mit sich geführt und in Oppenheim 1617, ergänzt um den Legendentext, in einer neuen Auflage herausgegeben.[134]

Die Voraussetzungen für Merians Darstellung liegen nur teilweise im Bereich der älteren Basler Stadtansichten. Seit der Zeit um 1500 hatten mehrere Städte südlich und nördlich der Alpen bedeutende Gesamtdarstellungen von einem idealen erhöhten Standpunkt aus, auf denen alle Gassen und Häuser zu sehen waren, erhalten. Merian, der nie in Italien war, könnte möglicherweise Kenntnis von dem um 1500 entstandenen Perspektivplan Venedigs von Jacopo de' Barbari gehabt haben, da dieser von einem Nürnberger Verleger herausgegeben worden war.[135] In Augsburg mag er die Pläne von Jörg Seld – nach eigenen Vermessungen durch den Goldschmied als Holzschnitt im Jahr 1521 von zwölf Stöcken angefertigt – und von Hans Rogel gekannt haben, der 1563 nicht nur eine Planvedute, sondern auch ein Holzmodell der gesamten Stadt angefertigt hatte.[136] Mit Sicherheit war er von seiner Ausbildungszeit 1609–1610 bei Dietrich Meyer[137] her mit der Planvedute Zürichs von Jos Murer von 1576 vertraut.[138] Sowohl von den Augsburger Plänen als auch von Murer kann Merian zum einen gelernt haben, durch die Verbreiterung der Strassen Überschneidungen in der Darstellung der Hausfassaden zu vermeiden, zum anderen, wichtige Gebäude in einer Art Bedeutungsperspektive vergrössert hervorzuheben. Der Umriss der Stadt und das Gassennetz sind nahezu in Orthogonalprojektion angelegt, nur am hinteren Bildrand, dem Horizont, hat Merian eine leichte Verkürzung eingearbeitet, dafür im Vordergrund die Proportionen vergrössert. Insgesamt nimmt also seine Planvedute eine Mittelstellung zwischen Plan und perspektivischem Bild ein. Dem Plancharakter ist es auch geschuldet, dass

Abb. 29 Matthäus Merian d. Ä. Planvedute der Stadt Basel. Kolorierte Federzeichnung, 1615. (HMB Inv. 1880.210.)

Abb. 30 Matthäus Merian d. Ä. Planvedute der Stadt Basel, 1615/17. Radierung von vier Platten auf vier Blättern. (StABS Bild 1, 291.) Digitale Montage und Retuschen Andreas Kettner, 2015.


MAGNIFICIS. AMPLISSIMIS. PRVDENTISSIMIS.
PRAESTANTISSIMIS. ET INTEGERRIMIS VIRIS
CONSVLIBVS. TRIBVNIS. SENATORIBVS
ET CIVIBVS INCLYTAE. BASILIENSIS REIPVB.
DOMINIS. PATRIAE. PATRIB. FAVTORIB. ET AMICIS
OFFERENTIAE. SVBIECTIONIS GRATITVDINIS ET AFFECTVS
MONVMENTVM HOC MERITO C. D. O.
MATTHAEVS MERIAN BASIL., ANNO
M D C X V.
PASSVS AVTHORIS.

29


NOVA ET GENVINA DESCRIPTIO INCLYTAE VRBIS BASILEAE, PER MATTHAEVM MERIAN FIDELITER DEPICTA ET SCVLPTA ANNO DOMINI M D C X V.

30

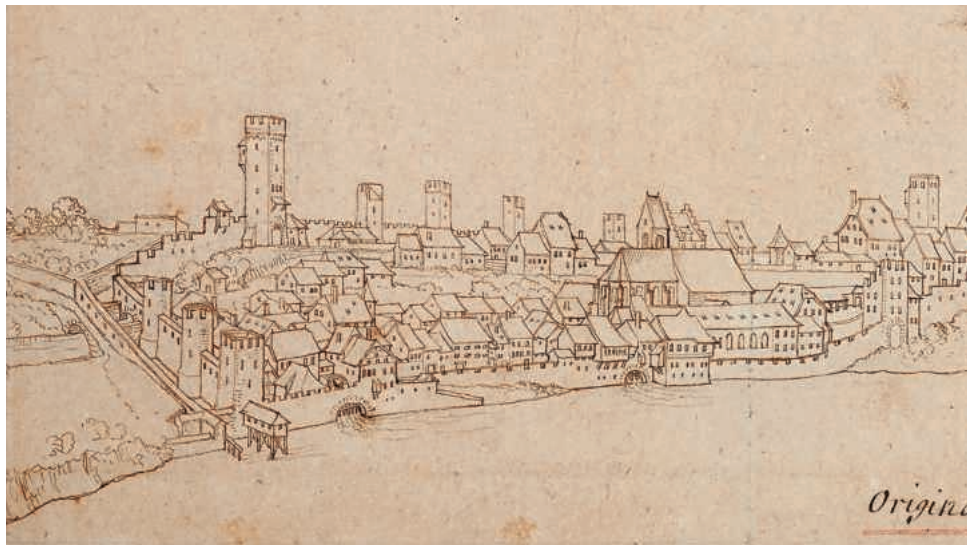


31

ABB. 31 **Matthäus Merian d. Ä. Planvedute der Stadt Frankfurt am Main. Radierung von vier Platten, 1628. (Historisches Museum Frankfurt am Main Inv. C09379.) Foto Horst Ziegenfusz.**

die Basler Höhenverhältnisse, also die Hänge des Münsterhügels, des Peters- und Leonhardshügels, praktisch nicht ablesbar sind.

Die Detailgenauigkeit der Darstellung zieht uns in ihren Bann, doch überwiegt zunächst der Eindruck des fest umrissenen Ganzen. Das stärkste strukturbildende Element ist der Rhein, der den unteren Bildteil mit Kleinbasel abtrennt. Wie auf einem Regenbogen thront Grossbasel auf dem Scheitel seines Rundes – ein Bildmittel zur Apotheose der Stadt, das auch andernorts gebraucht wurde.[139] Stadtmauern und Gräben trennen das Stadtgebiet deutlich vom Land, dessen Weinberge und Gärten eher dekorativ um die Stadt herum verteilt sind. Weil der Bildausschnitt eng um die Stadt gezogen ist, wird deren Anbindung an die Fernstrassen nicht deutlich: Die Stadt erscheint autark, das fruchtbare Gartenland und die Felder ausserhalb der Mauern werden nur angeschnitten. Das tätige, wirtschaftlich starke Basel wird lediglich vermittelt wiedergegeben.[140] Es werden keine Werkstätten gezeigt, kaum Warentransporte, kein Marktgeschehen, die Friedhöfe nur in Andeutung, kein Müll, keine Haustiere, nur wenige Menschen: Die sechs Trachtenfiguren am unteren Bildrand müssen stellvertretend für die gesamte Basler Bevölkerung ausreichen. Von der damals jüngst überstandenen Pestepidemie, die der Arzt Felix Platter in einem Verzeichnis festhielt, ist auf der Stadtansicht nichts zu spüren. Alle Bauwerke sind intakt. Es gibt keine Baustellen und keine Ruinen. Der St. Johanns-Schwibbogen beim Seidenhof war zur damaligen Zeit weitgehend abgebrochen. Merian gibt zwar diese Situation wieder, aber so, als ob zwei gemauerte, absichtlich in dieser Form belassene Schwibbögen bestanden hätten. Mit anderen Worten: Auch was die einzelnen Häuser betrifft, zeigt Merian einen idealen Zustand in einem wohlgeordneten Gemeinwesen. Die grosse Planvedute seiner Heimatstadt Basel war das erste herausragende Werk des jungen, um Anerkennung und Aufträge bemühten



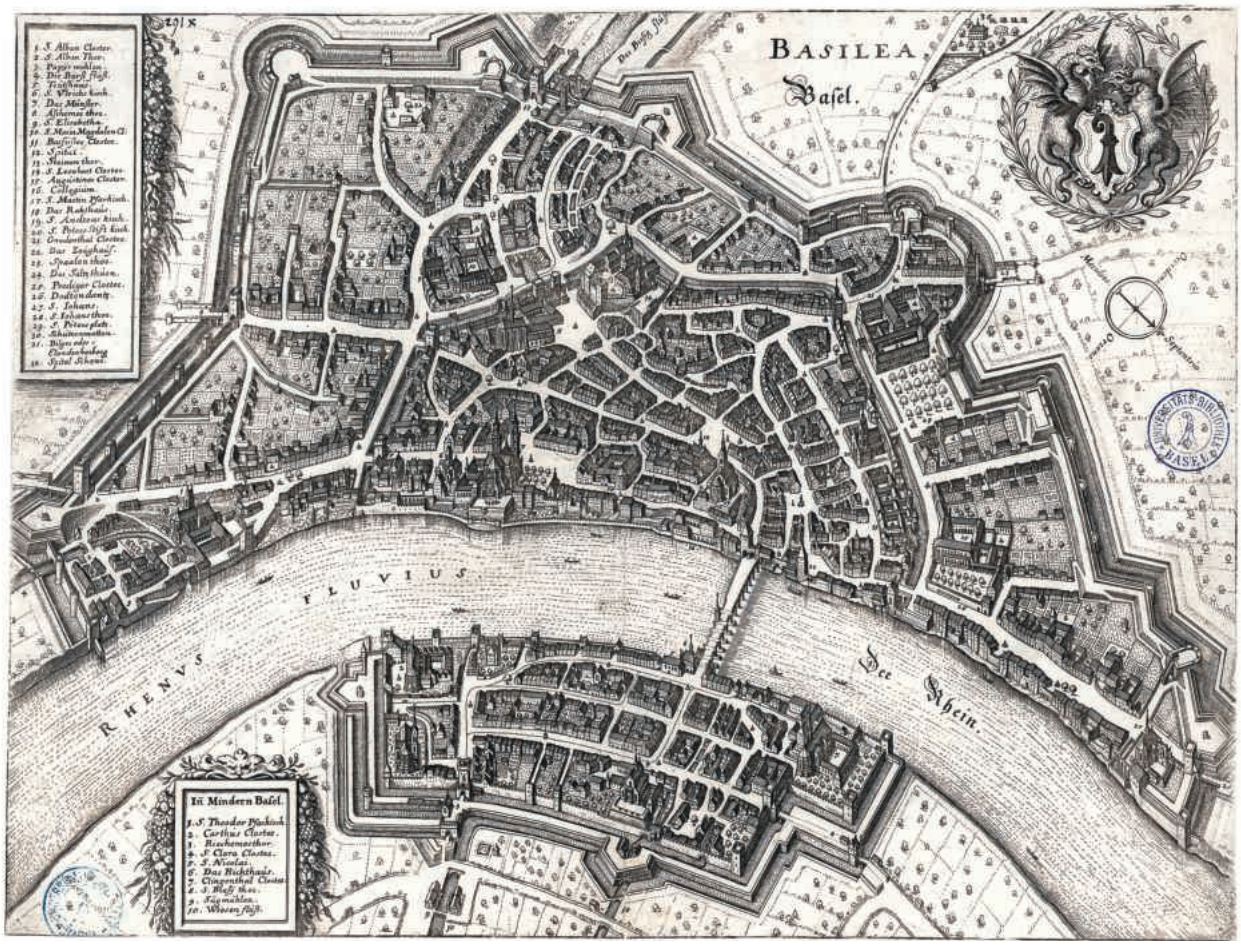
32

ABB. 32 Matthäus Merian d. Ä. Panorama des Grossbasler Rheinufers vom St. Albantor bis zum Anfang der Augustinergasse, Ausschnitt mit der St. Alban-Vorstadt. Federzeichnung mit Bleistiftspuren, 1615–1616 oder 1620–1622. Insgesamt 54,5 × 18,5 cm. (HMB Inv. 1909.355.)

MERIAN.[141] Um das Charakteristische seiner Arbeit genauer zu erfassen, lohnt ein Vergleich mit der Planvedute Frankfurts am Main, die MERIAN 1628 anfertigte **ABB. 31**. Die Planvedute von MERIANS «zweiter Vaterstadt», in der er seit 1623 lebte, beruht nach seinen eigenen Angaben auf einer selbst vorgenommenen Vermessung der Stadt.[142] Der Plan zeigt eine Orthogonalansicht, die mit späteren Vermessungswerken des 18./19. Jahrhunderts weitgehend übereinstimmt. Im Unterschied zur Basler Planvedute sind mehrere Strassen- und Ortsnamen in den Plan eingesetzt, wie auch Zahlen, die auf eine Legende verweisen.[143] Dadurch fällt nicht nur die Orientierung leichter, sondern der gesamte Charakter ist verwissenschaftlicht. Deutlich sind die Entwicklungsstufen der Stadt anhand des doppelten Befestigungsrings und der geringeren Bebauungsdichte in den Erweiterungsgebieten ablesbar. Insofern bezieht sich die Darstellung sowohl auf die Geschichte der Stadt und bietet gleichzeitig, als didaktische Geste, deren Interpretation. Zusätzlich zur Plandarstellung fügte MERIAN vier Kartuschen in den Bildecken ein. Sie enthalten die Widmung an den Rat und weisen damit auf den vordergründigen Zweck der Darstellung, nämlich als Dank für die Aufnahme ins Bürgerrecht, wofür gleichwohl eine finanzielle Belohnung erwartet wurde, ferner zwei Gedichte von Johann Ludwig Gottfried sowie ein kleines Panorama der Stadt mit dem Blick mainaufwärts. Hierin nimmt MERIAN vorweg, was zum Programm seines grössten Verlagswerks gehören sollte, und zwar die Kombination von Karte, Panorama und (auf die Stadtgeschichte bezogenem) Text.

1642 erschien der erste Band von MERIANS «Topographie» unter dem Titel «Topographia Helvetiae Rhaetiae et Valesiae» mit dem Text des Ulmer Historikers und Lehrers Martin Zeiller. Im Text zu Basel ist deutlich erkennbar, wie Zeiller aus den vorangegangenen Chroniken kompilierte. Ein gewisser Hang zur Aufzählung mag hingegen auf der Zusammenarbeit mit MERIAN beruhen. So gibt der Autor an, in Basel gebe es 220 Gassen, 6 öffentliche Märkte, 46 öffentliche Stockbrunnen, der Umfang Grossbasels betrage 8500, der Kleinbasels 3000 Schritte usw.

Basel wird in diesem Band mit vier jeweils doppelseitigen bildlichen Darstellungen geehrt **ABB. 33–36**. Beginnend mit einer Planvedute, die eine vereinfachte Version der grossen Radierung darstellt, allerdings hinsichtlich der Befestigungen aktualisiert wurde, begegnet danach als Novum eine Panoramaansicht Basels. Zwar ist sie von dem seit Schedel bekannten Blickpunkt über Kleinbasel hinweg in Richtung auf das Grossbasler Rheinufer konzipiert, doch erreicht MERIAN in der individuellen Darstellung der einzelnen Gebäude eine Präzision, die der grossen Planvedute von 1615 entspricht. Der berühmte Fehler, dass der Chor der St. Albankirche auf der Radierung zwei Lanzettfenster zu viel aufweist, ist beim Panorama 1642 korrigiert bzw.



33



34

nicht gemacht worden. Zum linken Teil des Panoramas hat sich eine Vorzeichnung erhalten, die offenbar nach der Natur entstanden ist, also entweder 1615–1616 oder in den Jahren 1620–1622 **ABB. 32**.[144]

Obwohl es nicht in der Bildmitte platziert ist, bildet das Münster das Zentrum der Darstellung. Es ist nicht nur das höchste Gebäude, sondern das einzige, das streng frontal wiedergegeben wird und damit dem Auge des Betrachters genau gegenüberliegt. Die Häuserzeilen sind abwechselnd verschattet und hell beleuchtet, was einen starken räumlichen Effekt erzeugt. Ins Auge fallen die Kleinbasler Bastionen, deren Baubeginn MERIAN 1624 möglicherweise verfolgen konnte, deren Vollendung sicherlich nicht. MERIANS Bild gibt daher eher den Planungszustand wieder als die Realität, die weitaus bescheidener ausfiel.

ABB. 33 **Matthäus Merian d. Ä. Planvedute Basels. Kupferdruck aus der «Topographia Helvetiae», 1642. (UB Basel Kartenslg. Schw Ml 5a.)**

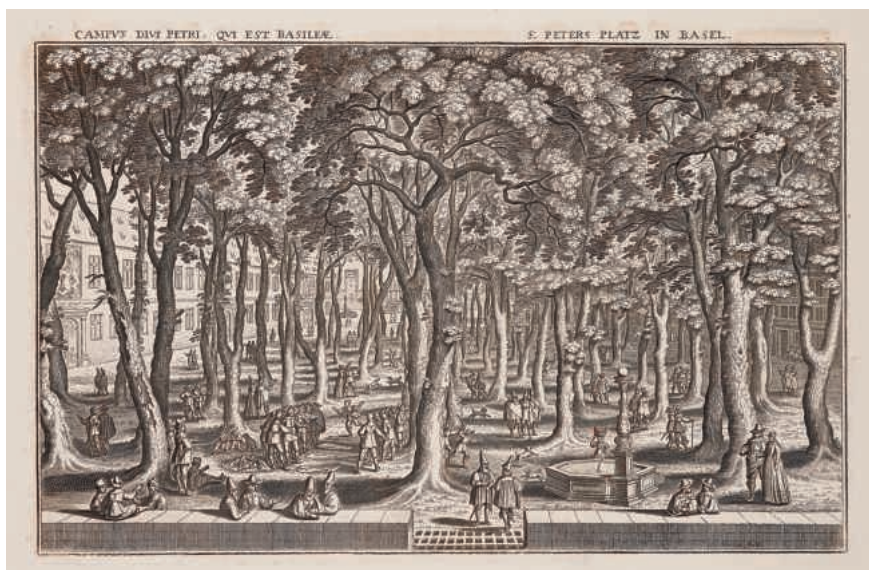
ABB. 34 **Matthäus Merian d. Ä. Panorama Basels von Nordosten. Kupferdruck aus der «Topographia Helvetiae», 1642. (HMB Inv. 2009.322.)**

ABB. 35 Matthäus Merian d. Ä. Ansicht der Münsterpfalz und der Rheinbrücke. Kupferdruck aus der «Topographia Helvetiae», 1642. (NB Grafische Sammlung, GS-GRAF-ANSI-BS-126.)

ABB. 36 Matthäus Merian d. Ä. Der Petersplatz, links hinter den Bäumen das Zeughaus. Kupferdruck aus der «Topographia Helvetiae», 1642. (HMB Inv. 1985.415.)



35



36

Die dritte Ansicht Basels vom Harzgraben (dem heutigen oberen Ende der Wettsteinbrücke) rheinabwärts, mit dem am linken Bildrand aufragenden Münsterchor und der Rheinbrücke im Bildzentrum, würdigt ausdrücklich die ästhetischen Qualitäten des Stadtbilds. «Ein sehr anmuthiger Prospect des Münsters und Rheinbrucken zu Basel», so lautet die Inschrift in der Kartusche. Reizvoll sind für den Betrachter traditionelle Stilmittel des Bildaufbaus, etwa das Repoussoir im Vordergrund links (das bei den Planveduten und Panoramen naturbedingt fehlt). Die Nahsicht auf das klar gegliederte und fest gebaute Architekturwerk wird kombiniert mit der Fernsicht über die ruhige Wasserfläche mit dem Doppelpanorama Gross- und Kleinbasels sowie den Hügelketten am Horizont. Diese erhabene Wirkung verschaffte der Ansicht einen nahezu ikonischen Status, der sich in Nachahmungen von Emanuel Büchel im 18. Jahrhundert bis zu den Ansichtskarten der Gegenwart ausdrückt.

Wiederum grundverschieden ist die vierte Basler Ansicht in Merians «Topographia»: Mit dem Petersplatz zeigt Merian einerseits ein Kuriosum – einen Wald mitten in der Stadt – und andererseits ein Genrebild. Die Bevölkerung Basels, die in den Planveduten und Panoramen fehlt, ist hier in grosser Zahl zu finden. Männer

und Frauen promenieren in kleinen Gruppen oder zu zweit, debattieren, ruhen sich aus oder spielen ein Gesellschaftsspiel. Eine niedrige Mauer am vorderen Bildrand friedet den Bezirk ein, und das Kuhgitter im Einlass macht deutlich, dass hier keine Viehweide zu sehen ist, sondern ein städtischer Luxusbezirk, welcher der Freizeit und Erholung gewidmet ist.[145]

Wie stark Merians Ansicht von Basel, und insbesondere die Bilder aus der «Topographia», das Bild der Stadt in ganz Europa prägte, soll nur an den wichtigsten Beispielen verdeutlicht werden. Im Rathaus wurde 1663 als Stiftung von vier Ratsherren eine Monolithscheibe mit einer in Glasmalerei umgesetzten Planvedute eingelassen.[146] Der französische Festungsbaumeister Sébastien le Prestre de Vauban benutzte Merians Planvedute als Quelle für die Darstellung der Basler Verteidigungsanlagen.[147] Der Niederländer Pieter Schenk verwendete um 1702 sowohl das Stadtpanorama als auch die Rheinansicht in seinem Städteatlas,[148] und in Paris gab der Kupferstecher Antoine Aveline um 1720 eine Panoramaansicht Basels heraus, die das Bild Merians nur marginal veränderte.[149] Schliesslich fand zur selben Zeit die Planvedute aus der «Topographia» in verwandelter Form Aufnahme in Gabriel Bodenehrs Städtebuch «Force d'Europe …».[150]

Auf Merians Spuren: Die Zeichnungen Emanuel Büchels

Merian wirkte mehrere Generationen als verbindliches Vorbild für die Darstellung Basels, so auch anfänglich für den grossen topografischen Schilderer des 18. Jahrhunderts, Emanuel Büchel.[151] Der Bäckermeister Büchel wandte sich in den 1730er-Jahren dem Zeichnen zu. Neben topografischen Arbeiten gehörten dazu naturwissenschaftliche, numismatische und archäologische Dokumentationen. Auf mehrere Ansichten von Pratteln (1735) folgten in Büchels Werk vier Stadtprospekte – so das seit dem 18. Jahrhundert verwendete Wort für eine perspektivische Stadtansicht[152] – von Basel, die von 1743 bis 1747 in Strassburg als grossformatige Radierungen (ca. 46 × 68 cm Plattengrösse) herausgegeben wurden **Abb. 37–40**. Zwei der vier Ansichten lehnen sich eng an Merians «Topographia Helvetiae» an, nämlich der als Erstes entstandene Blick auf das Münster, die Brücke und Kleinbasel, gesehen über die Terrasse des Hauses zur Eiche (Mühlenberg 3) rheinabwärts, sowie der jüngste Prospekt über Kleinbasel hinweg auf die Grossbasler Rheinfront. In beiden Fällen weitete Büchel den Blickwinkel erheblich aus, so dass auch das Umland gehörig zur Geltung kam. Sowohl der Basler Jurist Daniel Bruckner[153] als auch der Zürcher Kupferstecher und Verleger David Herrliberger baten Büchel um Vorlagen für Stadt- und Landschaftsbilder. Herrlibergers «Neue und vollständige Topographie der Eydgenoßenschaft» erschien 1754 bis 1773 in sieben Bänden und enthielt 327 Kupferstiche, deren Vorlagen etwa zu einem Viertel von Büchel stammten.[154] Als erste Stadt war Basel in Band 1 mit einem Prospekt ähnlich dem von 1743 vertreten. Auf Leserwünsche hin orderte Herrliberger 1761 zwei weitere Zeichnungen. Die erste fokussiert auf das Münster und die Rheinbrücke und kommt so Merians Darstellung wieder sehr nahe **Abb. 41**, die zweite zeigt das Grossbasler Rheinpanorama zwischen dem Münster und dem Salzturm, wobei ebenfalls die Brücke prominent inszeniert wird **Abb. 42**.

Im Auftrag des Rats fertigte Büchel Dokumentationen des Klingentaler- und des Prediger-Totentanzes an und widmete sich ausführlich der Aufnahme von Grabmälern, Epitaphien und Wandmalereien im Münster, und zwar im Zusammenhang mit der grossen Restaurierung unter der Leitung von Johann Jakob Fechter. Büchels Basler Federzeichnungen weisen einen Interessenschwerpunkt um das Münster und den Münsterplatz sowie im Bereich der Rheinpanoramen und der Brücke auf, zudem existieren verschiedene Zeichnungen von Befestigungsanlagen. Büchel schätzte demnach die Weiträumigkeit als Darstellungsgegenstand, suchte gleichzeitig städtebauliche Fixpunkte, und mit einem exzellenten Raumverständnis setzte er die zuweilen leicht überhöht gezeichneten Gebäude in Szene, wodurch ihnen eine gewisse Monumentalität verliehen wird. Büchel porträtierte Basels



37



38



39



40



41



42

ABB. 37–40 **Emanuel Büchel. Vier Stadtprospekte Basels. Kolorierte Radierungen, Strassburg 1743–1747. (British Museum, London, Inv. 1958, 0712.950–953.) © The Trustees of the British Museum.**

ABB. 41, 42 **Emanuel Büchel. Stadtprospekte Basels mit dem Rhein, 1761. Aus Herrlibergers Topographie, Nrn. 254 und 255. (UB Bern, MUE Ryh 3221:15 A / NB Graphische Sammlung, GS-GRAF-ANSI-BS-123.)**

übergeordnete architektonische Charakteristika, vor allem die Lage am Rhein und das Relief durch die Topografie und die Bebauung. Wie bei Merian ist sein Porträt ein wesentlich rationales, nur unmerklich arrangiertes und nie verfremdetes, sondern immer suggestives und plausibles.

Basel im Bild der Kleinmeister

Durch die politischen und gesellschaftlichen Umbrüche in der Nachfolge der Französischen Revolution und der Helvetik sind Veränderungen am Bild, das von Basel gezeichnet wurde, merklich. Jene Krisenerfahrungen bargen zwar Hoffnungen für die Zukunft, schärften jedoch auch das Bewusstsein für das Verlorene. So waren die Stadtporträts des 19. Jahrhunderts einerseits für die Basler identitätsstiftend, andererseits produzierten sie Erinnerungsbilder für die Reisenden, die in zunehmender



43

ABB. 43 Domenico Quaglio. Das Basler Münster. Kolorierte Lithografie, 1822. (StABS Bild Falk B 6.)

Zahl als Touristen in die Schweiz kamen, und schufen einen Kanon von baulichen Wahrzeichen der Stadt, wie dem Münster, dem Rathaus oder dem Spalentor.

Im Zuge der romantischen Mittelalterrezeption rückten auch ausserhalb der Schweiz die Monumente Basels ins Blickfeld. So veröffentlichte der spätere Königlich Bayerische Hofmaler Domenico Quaglio 1822 eine Ansicht des denkmalhaft isolierten Münsters mit Staffagefiguren, deren Kostüme Matthäus Merians Planvedute oder Hans Heinrich Glasers Trachtenbildern von 1634[155] entnommen sind **ABB. 43**. Auf der gleichzeitigen Darstellung des Rathaus-Innenhofs kennzeichnen die ausladenden Barette der Männer eher die Maximilianzeit, also die Bauzeit des Gebäudes im frühen 16. Jahrhundert.[156] Der weitgereiste Künstler erschuf so ein poetisches Bild der Stadt, das die Erwartungen der in der Basler Geschichte belesenen Touristen erfüllen konnte. Zeitgleich zur Dürer-Rezeption in Nürnberg und in Deutschland überhaupt, die mit der Mode des «Altdeutschen» einherging,[157] wurde in Basel die Zeit Holbeins, Erasmus' oder der Druckerei Frobens als kulturelle und politische Glanzzeit in den Mittelpunkt gestellt. Noch bis um 1900 war dieses ausschlaggebend für die Stilwahl bei den historistischen Anbauten des Rathauses oder bei der Ausstattung von Zunfthäusern.

Parallel zu diesem mit politischer Bedeutung aufgeladenen Strang der künstlerischen oder kunsthandwerklichen Produktion dominierten die sogenannten



44

ABB. 44 **Maximilian Neustück. Ansicht der Stadtmauer mit dem Esels- und dem Wasserturm am Steinenberg sowie der dahinter aufragenden Barfüsserkirche, «wie es bis im Merz 1820 gestanden». Kolorierte Lithografie, 1820. (StABS Bild 2, 48.)**

Kleinmeister – so bezeichnet nach ihren meist kleinformatigen, oftmals in mehreren Kopien angefertigten Bildern – mit zahllosen Aquarellen und Lithografien das Bild der Stadt.[158] Diese waren sowohl für den Schmuck des eigenen Heims als auch als Souvenir für Reisende gedacht und entstanden sowohl von einheimischen als auch von auswärtigen Malern. In den meisten Fällen handelt es sich nicht um Überblicksansichten, sondern um Ansichten einzelner Strassenzüge und Winkel. Ausgestattet mit belanglosen Staffagefiguren, offenbaren sie eine Entdeckerfreude an baulichen Details und eine scheinbar pure Dokumentationslust der Künstler. Die Bilder müssen jedoch vor dem Hintergrund der Veränderungen gesehen werden, die sich in der mittelalterlich geprägten Altstadt abzeichneten oder schon ereignet hatten. Der Abbruch der Friedhofsmauer des Predigerklosters im Jahr 1805 mit den bedeutenden, sowohl von Merian als auch von Büchel sorgfältig abgezeichneten Totentanz-Wandmalereien machte jedenfalls den kulturell Gebildeten deutlich, dass an und in den Gebäuden der Altstadt wertvolle Kunstschätze und historisches Kulturgut geborgen war, auch wenn es den Betrachtenden zuweilen in durch Vernachlässigung beklagenswertem Zustand gegenübertrat.[159]

Der aus Mainz gebürtige, 1780 nach Basel eingewanderte Maximilian Neustück widmete 1820 seine kolorierte Lithografie mit der Ansicht des Eselsturms und der Inneren Stadtmauer am Steinenberg, die zu jener Zeit niedergerissen und durch das Stadtcasino ersetzt wurde, «besonders den Verehrern des Alterthums und Merkwürdigkeiten der Stadt Basel» **ABB. 44**. Erstmals wurden die Häuser der Stadt, so scheint es, in ihrer ästhetischen Erscheinung geschätzt, auch und gerade mit



45

ABB. 45 Johann Jakob Schneider. Ansicht der Augustinergasse mit dem Chor des Augustinerklosters. Kopie nach Johann Jakob Neustück. Aquarell. (StABS Bild Schn 14.)



46

ABB. 46 Johann Jakob Schneider. Kasernenstrasse, links der Chor der Klingentalkirche. Aquarell, 1879. (Privatbesitz.) Repro KDBS.

späteren An- und Umbauten und ihrer Patina, die als augenfälliger Nachweis der Historizität ins Bild gerückt wurde.

Die nachfolgenden Generationen, so auch Neustücks Sohn Johann Jakob, erlebten in den 1830er-Jahren die Abbrüche mehrerer innerer Stadttore, das Verschwinden der Inneren Stadtmauer und schliesslich auch das der Äusseren, nach dem 1859 beschlossenen «Gesetz über Erweiterung der Stadt». Mit der Eisengasse wurde 1839 die erste Strasse der Innenstadt auf ihrer ganzen Länge verbreitert und (zunächst einseitig) nach einheitlichem Fassadenschema neu erbaut. 1843/44 musste das mittelalterliche Spital an der Freien Strasse zugunsten eines neuen Wohnquartiers, auch dieses nach einem bestimmten Schema errichtet, niedergelegt werden. Ab 1874 wurde die Gerbergasse für den zunehmenden Verkehr verbreitert, weitere «Strassenkorrektionen» und Durchbrüche kündigten sich an.

Johann Jakob Neustück und seine Berufsgenossen schufen in grosser Zahl Ansichten von Gebäuden und Strassenzügen der Altstadt, auch von nicht unmit-



47

ABB. 47 «G. L.». Ansicht des Französischen Bahnhofs in Basel. Öl auf Leinwand, 1847. (HMB Inv. 1934.504.) Foto Peter Portner.

telbar vom Abriss bedrohten. Vorwiegend bei Darstellungen des Münsters suchte NEUSTÜCK noch die Steigerung der historischen Anmutung durch das Auftreten von Staffagefiguren in Kostümen der Frühen Neuzeit. Die zahlenmässig grösste Produktion hatte jedoch der Zeichner und Tapetenhändler JOHANN JAKOB SCHNEIDER, der am Ende seines Lebens eine Auswahl von zweihundert seiner etwa zwischen 1860 und 1888 entstandenen Aquarelle als Lichtdrucke herausgab **ABB. 45, 46**.[160] Ansichten von älteren Gebäuden, die schon vor seiner Schaffenszeit verschwunden waren, kopierte SCHNEIDER ohne Weiteres nach Bildern der NEUSTÜCKS oder anderer Meister (so z. B. das Augustinerkloster auf dem Münsterhügel). Nur selten beschäftigten sich die Kleinmeister mit dem aktuellen Architekturgeschehen; die Ablehnung des Klassizismus mit seiner geregelten Formensprache und seinen durch Achsen bestimmten städtebaulichen Vorstellungen ist offensichtlich. Der Fortschritt war freilich nicht einzudämmen und wurde vereinzelt schliesslich doch bildwürdig, wie es die Darstellung der Basler Bürger belegt, die vom Eisenbahntor auf das Treiben auf dem Französischen Bahnhof hinabschauen, der 1844 auf einer eigens von einer neuen Stadtmauer umgebenen Freifläche vor der Stadt errichtet worden war **ABB. 47**.

Panoramen

Das Thema der Gesamtansichten einer Stadt wurde nicht ganz vernachlässigt, wurde jedoch unter einem anderen Aspekt aufgegriffen, nämlich dem der mathematisch-geometrischen Konstruktion von Panoramagemälden mit starkem illusionistischem Effekt. Speziell sind damit die seit dem späten 18. Jahrhundert nach einem Patent von ROBERT BARKER errichteten Rundbilder gemeint, die nicht nur Städte, sondern auch Landschaften, militärische Ereignisse und besondere Begebenheiten schilderten.[161] Die Betrachter konnten, auf einem Podest inmitten des kreisförmig



360°-Ansicht

48

um sie herum angeordneten Bildes, quasi von einem Feldherrenhügel oder von einem Kirchturm aus – schon Goethe empfahl Reisenden bei der Ankunft in einer fremden Stadt zunächst das Erklimmen des höchsten Turms – den Überblick behalten. Der Betrachterstandpunkt inmitten des Prospekts stellt den signifikanten Unterschied zu den oben besprochenen Planveduten und den Fernsichten auf eine Stadt dar. Das erste Schweizer Panorama in diesem Sinne war eine Stadtansicht. Sie wurde in Basel 1808–1814 von Marquard Wocher geschaffen und in einem Bau an der Sternengasse gezeigt; heute befindet es sich im Thuner Schadaupark. Dargestellt ist die Stadt Thun, welche die in Basel Station machenden Reisenden auf ihrem Weg ins damals touristisch boomende Berner Oberland als Vorschau auf kommende Ferienerlebnisse betrachten konnten.[162]

Derartige Panoramen bedeuteten freilich einen enormen Aufwand, wie auch das finanzielle Scheitern Wochers belegt, und blieben daher selten. Die Auseinandersetzung mit der Darstellungstechnik wurde jedoch auch im kleineren Rahmen gesucht. Ein frühes Beispiel hierfür ist das 360-Grad-Panorama von dem Ausguck auf dem Dach des Blauen Hauses (Rheinsprung 16 VII 354) aus dem Jahr 1787. Der

Abb. 48 Lukas Sarasin, Samuel Werenfels, Franz Feyerabend. 360-Grad-Panorama vom Dach des Blauen Hauses. Links ist der Georgsturm des Münsters zu erkennen, rechts der Turm der Martinskirche. Lavierte Federzeichnung, 1787. (StABS PLA PA 511a 800 J 50,2.)

Abb. 49 Anton Winterlin. Panorama vom Turm der Martinskirche aus, Ausschnitt. Aquarellierte Federzeichnung, 1842. (KMB Inv. Z.853.)

Abb. 50 Johann Friedrich Mähly. Planvedute Basels. Aquarell, 1845. (Bürgergemeinde Basel.) Foto Peter Schulthess, Basel, 2016.



49



50

Hausherr Lukas Sarasin war ein passionierter Sammler von physikalischen und besonders optischen Instrumenten und Attraktionen. In Zusammenarbeit mit dem Architekten seines Hauses, Samuel Werenfels, und dem Maler Franz Feyerabend schuf er ein Panoramabild, dessen «rasante Perspektiven»[163], wie von einem gewölbten Spiegel, Basel zu einem kugelförmigen Universum werden lassen **Abb. 48**. Einen schwindelerregenden Kniff bedeutete, dass selbst die Standfläche des Betrachtenden wiedergegeben wurde, dieser also körperlos über der Wendeltreppe im Kamin des Hauses schweben müsste. Weitere Basler Panoramaansichten sind mit dem Namen des Malers Anton Winterlin verbunden.[164] Seine Ansichten vom Turm der Martinskirche, vom Georgsturm des Münsters, vom St. Johannstor und vom Dach des Cafés Spitz (entstanden um 1842, 1831/38, nach 1845, um 1860) wurden trotz des unhandlichen Formats teilweise lithografiert und koloriert vertrieben **Abb. 49**.

Späte Nachfolge fand Matthäus Merians Planvedute um 1845 durch den «Plan der Stadt Basel in Vogelansicht» des Malers und Kunsthändlers Johann Friedrich Mähly **Abb. 50**.[165] Von nahezu demselben «Standpunkt» wie Merian aus bietet Mähly den Blick auf die Stadt, im Unterschied zu Merian sind jedoch im Hintergrund das Umland und die Höhenzüge des Jura zu erkennen. Wie auch Merian offerierte Mähly eine aquarellierte Zeichnung dem Stadtrat und erhielt von diesem eine bescheidene Entschädigung; das grössere Geschäft machte er mit dem zwei Jahre später erschienenen Stahlstich, der koloriert und nicht koloriert, mit und ohne Randleiste angeboten wurde.

Mählys Bild fordert dazu heraus, die Veränderungen des Stadtbilds innerhalb der 230 Jahre, die zwischen seiner und Merians Darstellungen liegen, zu verfolgen. In der Hauptsache war die Stadt freilich noch die alte, da die intakte Stadtmauer nach wie vor eine scharfe Trennung zwischen Stadt und Land bedeutete und auch innerhalb dieser Umgrenzung weiterhin Landreserven in der Form grosszügiger Gärten und sogar landwirtschaftlicher Nutzflächen existierten. Im Detail war Mähly jedoch bestrebt, sämtliche Neuerungen seit Merians Zeiten hervorzuheben, was allein schon an den zahllosen Strassenleuchten deutlich wird. Jüngste Grossbauten wie das Hotel Dreikönige, das Bürgerspital oder das Museum in der Augustinergasse, das zu jener Zeit noch im Bau war, werden deutlich wiedergegeben. Grosses Gewicht wurde auf den Französischen Bahnhof von 1844 gelegt. Er wird im Widmungstext genannt und wurde mit zwei Vignetten in der Randleiste repräsentiert.

Fotografen des alten Basel

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erwuchs den Kleinmeistern Konkurrenz durch Fotografen, die nicht nur das Porträtgeschäft dominierten, sondern auch reproduktionsfähige Dokumentarfotografien anboten. Die Pioniere der neuen Technik entstammten derselben Generation: 1857 liess sich Jakob Höflinger in Basel nieder, 1864 der Ungar Adam Várady, und seit um 1868 führte Jakob Koch ein Atelier **Abb. 51**.[166] Oftmals wählten sie für ihre Architekturfotografien ähnliche Blickwinkel wie die Kleinmeister, wandten sich im Unterschied zu diesen jedoch auch dem technischen Fortschritt sowie den Neubauten zu und festigten damit den Anspruch ihres Bildmediums auf Aktualität. So fotografierte Höflinger beispielsweise das Rheinhochwasser 1876, die erste Rotationsmaschine der «National-Zeitung» oder die von Werbeinschriften übersäten Fassaden von Häusern am Spalenberg (siehe **Abb. 260**).[167] In zwei 1895 vom Birkhäuser-Verlag vorgelegten Bildbänden wurden Fotografien der Bahnhöfe, von Schulhäusern, Kirchenneubauten, Hotels, Banken, Brauereien und einzelnen Villen aufgenommen.[168] Vierzig Jahre später edierte Rudolf Kaufmann, Präsident der Staatlichen Heimatschutzkommission, in demselben Verlag 73 Aufnahmen des «verschwundenen» alten Stadtbilds.[169] Die Fotografen lassen sich mithin weder für die eine noch die andere Geisteshaltung vereinnahmen, sondern spiegeln in ihrem Œuvre das Marktinteresse oder die disparaten Meinungsströme, sozusagen eine neue «*querelle des anciens et des modernes*» in der industrialisierten Stadt.[170]



51

ABB. 51 **Die Schifflände. Foto «A. Varady & Cie.», vor 1900. StABS Bild 2, 1784.**

Die Stadtvermessung

Mit der Planvedute Matthäus Merians um 1615/17 wurde nicht nur erstmals ein sehr getreues Abbild der Bebauung geschaffen, sondern dieses auch mit einem Stadtplan kombiniert (vgl. **ABB. 30**). Im Detail ist die Darstellung nicht einheitlich massstäblich. Wichtige Gebäude wie das Münster oder das Haus zur Mücke am Schlüsselberg wurden im Sinne einer Bedeutungsperspektive vergrössert. Gegen den Horizont, also im Bereich der Steinenvorstadt mit dem Aeschen- und dem Elisabethenbollwerk sowie dem Bollwerk Wagdenhals, ist eine leichte perspektivische Verkürzung festzustellen. Vor allem aber hat Merian im Bild die Gassen und Plätze erheblich vergrössert, um die Hausfassaden besser zur Geltung bringen zu können. Die Baublöcke wirken dadurch wie Inseln auf dem Meer des Stadtbodens. Trotz dieser Kunstgriffe ist festzuhalten, dass Merians Planvedute auf einem durch Vermessung erstellten Stadtplan beruht. Das Geländerelief sowie die Neigungen der Gassen sind weitgehend ausgeblendet und nur an wenigen Stellen zu erahnen, wie zum Beispiel am Mühlenberg in der St. Alban-Vorstadt, wo das Gefälle an der Klostermauer ablesbar ist. Merian kann diese Vermessung schon aus Zeitgründen kaum selbst durchgeführt haben; er benötigte für die grosse Planvedute mit insgesamt etwa zweitausend individuell gezeichneten Gebäuden weniger als ein Vierteljahr.[171] Es ist davon auszugehen, dass er bestehende Pläne benutzen konnte.

Die früheste Stadtvermessung Basels bleibt insgesamt recht rätselhaft. Der Zürcher Jos Murer, selbst Autor einer grossen Planvedute der Stadt Zürich, bemerkte, dass die Stadt Basel 1574 auf Befehl der Obrigkeit «inn grund gelegt» worden sei und dieser Plan in naher Zukunft sowohl gedruckt als auch auf Leinwand gemalt werden solle.[172] Im Februar 1588, als der Basler Rat den Strassburger Baumeister Daniel Specklin mit Entwürfen für eine Verstärkung der Stadtmauern beauftragen wollte, war eine solche Karte nicht vorhanden, sondern wurde von Specklin als Arbeitsgrundlage eingefordert.[173] Innerhalb von zwei Monaten wurde sie von dem Maler Hans Bock angefertigt und vorgelegt. Der aus dem elsässischen Zabern stammende

Bock ist seit 1570 in Basel nachweisbar und trat 1572 als Meister in die Himmelszunft ein. Vermessungsarbeiten aus seiner Hand sind erstmals 1581 am ehemaligen Kloster Rotes Haus bei Muttenz[174] belegt sowie 1588 durch den Eintrag im Ratsprotokoll, der die Zahlung für den Stadtgrundriss überliefert.[175] Anschliessend war Bock 1590 an der Vermessung und Dokumentation des Augster Theaters beteiligt, wobei er ein von ihm selbst entwickeltes Vermessungsinstrument benutzte.[176] In späteren Jahren erhielt er den Auftrag zu einem Stadtplan Colmars (1611) und zeichnete ab 1620 Karten des gesamten Basler Stadtbanns.[177] Sein Basler Stadtplan ist leider nicht erhalten. Von mehreren Autoren wurde erwogen, dass dieser als Vorlage für Merian gedient haben könnte.[178]

Die Festungsentwürfe Specklins aus dem Jahr 1588 geben lediglich die Stadtmauer und die geplanten neuen Bastionen wieder, nicht das Strassennetz und die Bebauung (vgl. **Abb. 119**).[179] Einen weiteren Festungsentwurf präsentiert ein wohl um 1680 entstandener Plan Basels, der dem Geometer Georg Friedrich Meyer zugeschrieben wird (vgl. **Abb. 98**).[180] Er entwarf einen Kranz von zwanzig Bastionen um das bestehende Stadtgebiet, von dem nichts realisiert wurde.[181] Die Bestandsaufnahme der Bebauung innerhalb dieses Befestigungsgürtels ist hingegen von Interesse. Sowohl das Gassennetz als auch die bebauten Flächen werden mit grosser Genauigkeit wiedergegeben. 39 hervorragende Gebäude (17 Kirchen, 8 Profanbauten, 7 Plätze, 7 Tore) werden teilweise im Grundriss skizziert und anhand einer Legende identifiziert.

Die Genauigkeit der Darstellung wurde erst am Ende des 18. Jahrhunderts wieder erreicht. 1781 wurde Basel in die von französischen Genieoffizieren erstellte «*Carte geometrique de la frontière*» im Massstab 1:14 400 aufgenommen,[182] und 1784 vermass der Artilleriehauptmann Samuel Ryhiner das gesamte Stadtgebiet einschliesslich der Stadtmauern nach dem Messtischverfahren **Abb. 127**.[183] Zwar sind auf dem Plan die Parzellengrenzen und Gebäudelinien eingezeichnet, doch sind diese stark schematisiert. Immerhin verschaffen sie einen Eindruck von dem Bebauungsschema mit Vorder- und Hinterhäusern sowie Verbindungslauben und Gärten oder Höfen. Wie Merians Radierung fand diese Karte grosse Verbreitung in der Öffentlichkeit, da sie 1786 beim Kupferstecher und Verleger Christian von Mechel als verkleinerte, 47 × 55 cm messende Radierung herausgegeben wurde. Es existieren mehrere verschieden kolorierte Exemplare. Der Plan diente 1832 als Grundlage für den in Zürich vom Kartografen Heinrich Keller herausgegebenen vereinfachten Stadtplan, auf dem Kirchen, öffentliche Gebäude und eine Anzahl bedeutender Privathäuser eingezeichnet oder durch Verweise in der Legende bezeichnet sind (vgl. **Abb. 297**).

1804 und 1816 waren Gesetze zum Loskauf der Zehnten erlassen worden, der sich jedoch über längere Zeit erstreckte. 1818 wurde das Geschäft vom Stadtrat dem Gescheid – dem Flurgericht – übertragen, das zur Erledigung einen genauen Plan des Stadtbanns verlangte. Der Stadtrat beauftragte daraufhin den Mülhauser Katastergeometer Johann Heinrich Hofer mit dieser Aufgabe.[184] Bis 1822 war der Stadtbann von Gross- und Kleinbasel mit sämtlichen Flurstückgrenzen und -nummern vermessen und gezeichnet, jedoch ohne die Stadt innerhalb der mittelalterlichen Mauern.

Als Vorbereitung für die Anlage des Grundbuchs, das mit Gesetz vom 16. April 1860 eingeführt wurde, liess der Rat das gesamte Kantonsgebiet durch zwei Geometer parzellenscharf neu vermessen.[185] Der kantonale Geometer Rudolf Falkner sollte 1856 den Stadtbann ausserhalb der Mauern aufnehmen. Für die Innenstadt glaubte man zunächst mit einer Umzeichnung der alten Pläne auskommen zu können, doch erwies sich dies schnell als nicht praktikabel. Der Geometer Ludwig Heinrich Löffel aus Teningen erhielt daher 1857 den Auftrag zur Dokumentation der Innenstadt im Massstab 1:200 sowie zur Erstellung eines Übersichtsplans des gesamten Stadtgebiets in 1:2000, wozu er auch die Arbeiten Falkners verwendete. Letzterer wurde 1862 als Lithografie von neun Steinen veröffentlicht und ist heute als «Löffel-Plan» im Gebrauch **Abb. 52**.[186] In der Legende wird darauf hingewiesen, dass die Aufnahmen in den Jahren 1857–1859 ausgeführt wurden und dass noch Teile

Abb. 52 **Der «Löffel-Plan» Basels wurde 1862 nach den Vermessungen von Ludwig Heinrich Löffel und Rudolf Falkner als kolorierte Lithografie herausgegeben. (GVA Basel-Stadt.)**



52

der Äusseren Stadtmauer wiedergegeben werden, deren Abbruch im Jahr 1859 vom Grossen Rat beschlossen worden war. Als 1863 sämtliche Grundstücksgrenzen mit Marksteinen versehen werden sollten, erwies sich Löffels Innenstadtvermessung als zu ungenau, so dass der Kantonsgeometer Rudolf Falkner die Grundstücke und Gebäude neu aufnehmen musste. Zusätzlich sollte er, nach dem Wunsch des Choleraausschusses, alle Abtritte und Abwasserleitungen eintragen. Dieser «Falkner-Plan» für die Innenstadt existiert in fast neunzig, in der Zeit von 1865 bis 1872 entstandenen Messtischblättern, die heute georeferenziert und digital zusammengefügt im Internet abrufbar sind.[187] Mit diesem Planwerk besitzt Basel den «Urkatasterplan», womit die älteste parzellenscharfe und präzise Stadtkartierung bezeichnet wird, die auf den amtlichen Grundstückskataster bezogen ist.

Infolge des schnellen Wachstums der Aussenquartiere und der Umgestaltungen der Innenstadt um 1900 standen die Amtsnachfolger Falkners, Johann Spillmann (1873–1874), Johann Jakob Matzinger (1874–1906), Martin Stohler (1906–1910) und Emil Keller (1910–1942), vor der Aufgabe, in regelmässigen Abständen Nachführungen und Neuvermessungen des Katasterplans anzufertigen. Alle Pläne liefern nicht nur die Beschreibung des jeweils aktuellen Stands der Bebauung, sondern sind auch eine Quelle für die Veränderungen, die unter besonderen historischen Bedingungen geplant und vorgenommen wurden. ■

Entstehung, Vergrösserung, Veränderung der Stadt

ABB. 53 Basel verändert sich stetig. Das Kunstmuseum am St. Alban-Graben wurde durch einen 2016 eröffneten Erweiterungsbau nach Entwurf der Architekten Christ & Gantenbein vergrössert. Dieser schafft eine neue Landmarke am Zusammentreffen von fünf Strassenzügen. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.


kunstmuseum basel

Wichtige Daten

Um 900 v. Chr.	Siedlung auf dem Martinskirchsporn (nördliches Ende des Münsterhügels).
Um 170–90 v. Chr.	Keltische Siedlung «Gasfabrik» (etwa heutiges Novartis-Areal).
Um 90–80 v. Chr.	Siedlung auf dem Münsterhügel mit *murus gallicus*.
44/43 v. Chr.	Gründung der *Colonia Raurica* durch Lucius Munatius Plancus.
Um 30 v. Chr.	Regierungszeit des Kaisers Augustus. Römisches Militärlager auf dem Münsterhügel.
20–10 v. Chr.	(Neu-)Gründung von *Augusta Raurica*.
Um die Zeitenwende	*Vicus* auf dem Vorgelände des *murus gallicus*.
Zwischen 275 und 285	Befestigung des Münsterhügels mit bis zu 8 m hoher Mauer.
374	Kleinfestung (*munimentum*) am rechten Rheinufer.
5. Jh.	Dark-earth-Schichten auf dem Münsterhügel belegen eine zurückgehende Siedlungstätigkeit.
Ende 6. Jh.	Pfostenbauten und Grubenhäuser auf dem Münsterhügel.
Mitte 8. Jh.	Bischöfe in Basel sicher nachweisbar.
788	Rechtsrheinische *villa Baselahe* erwähnt.
805–823	Bischof Haito. Baubeginn des karolingischen Münsters.
911	Basel im Königreich Hochburgund.
1006	König Heinrich II. nimmt Basel in Besitz.
1019	Weihe des Heinrichsmünsters.
9.–12. Jh.	Siedlung am Petersberg. Peterskirche angeblich 1035 Pfarrkirche.
2. Hälfte 11. Jh.	Andreaskapelle.
1072–1107	Bischof Burkhard von Fenis.
Vor 1082, 1083	Gründung der Leonhardskirche und des St. Albanklosters.
Ende 11. Jh.	Erste Stadtmauer Basels (Burkhard'sche Mauer).

Die Anfänge der Stadt

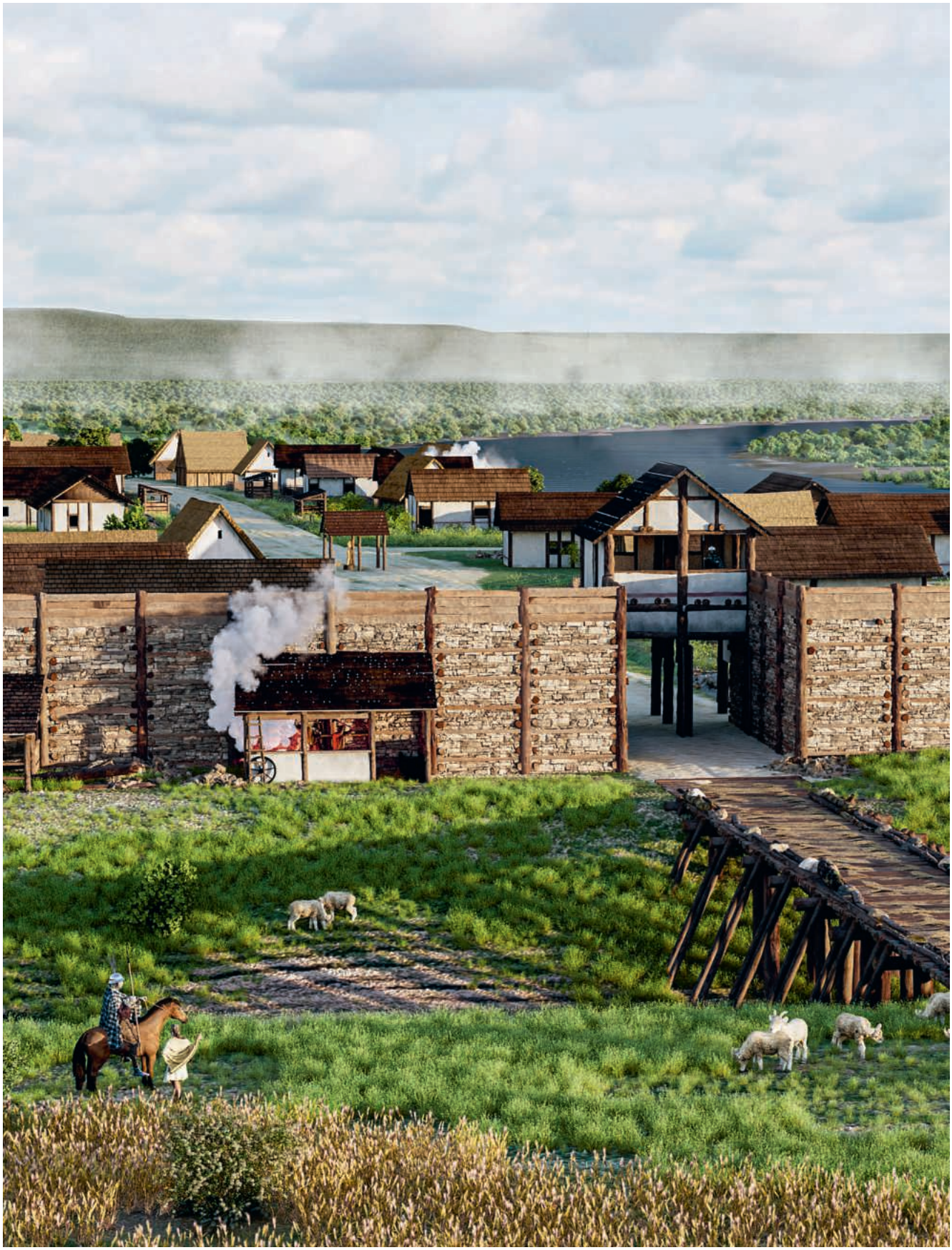
Um die Anfänge eines Stadtdenkmals zu beschreiben, müssen Merkmale aufgezeigt werden, die eine gewisse Permanenz aufweisen oder aufwiesen, wodurch sie die Gestalt der heutigen Stadt vorgeprägt haben.[1] Bedingung ist also eine Siedlungstätigkeit mit Bauten, die sich irgendwie zu einem Ganzen gruppieren lassen – zum Beispiel durch eine gemeinsame Befestigung. Insgesamt stellt sich die Basler Frühgeschichte als ein über Jahrhunderte hinweg zu verfolgender Wechsel von Besiedlung, Zerstörung, Aufgabe und Neubesiedlung mit teilweisem oder vollständigem Austausch der Bewohnerschaft dar. Dieser Flickenteppich weist sowohl zeitliche Lücken auf, in denen keine oder kaum eine Siedlung existierte, als auch räumliche Verlagerungen. Zentral ist daher die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität, insbesondere in der vergleichsweise überlieferungsarmen Zeit zwischen dem Niedergang des Römischen Reichs und den ersten schriftlichen und baulichen Quellen der Karolingerzeit. Kontinuitäten scheinen sich weniger an bestimmte bauliche Infrastrukturen oder gar Bauten zu binden als an überregional wichtige Gesichtspunkte wie die Verkehrslage und die Möglichkeit der Nahrungsbeschaffung und des Lebensunterhalts. Grosse Bedeutung besass die Frage der Sicherung vor äusseren Angriffen, beeinflusst von der Frage, ob der Platz zu einer Grenzregion zählte oder nicht. Der an drei Seiten von Steilhängen umgebene Münsterhügel kann daher am ehesten eine Siedlungskontinuität aufweisen.

Von den Anfängen bis zum ersten Münster

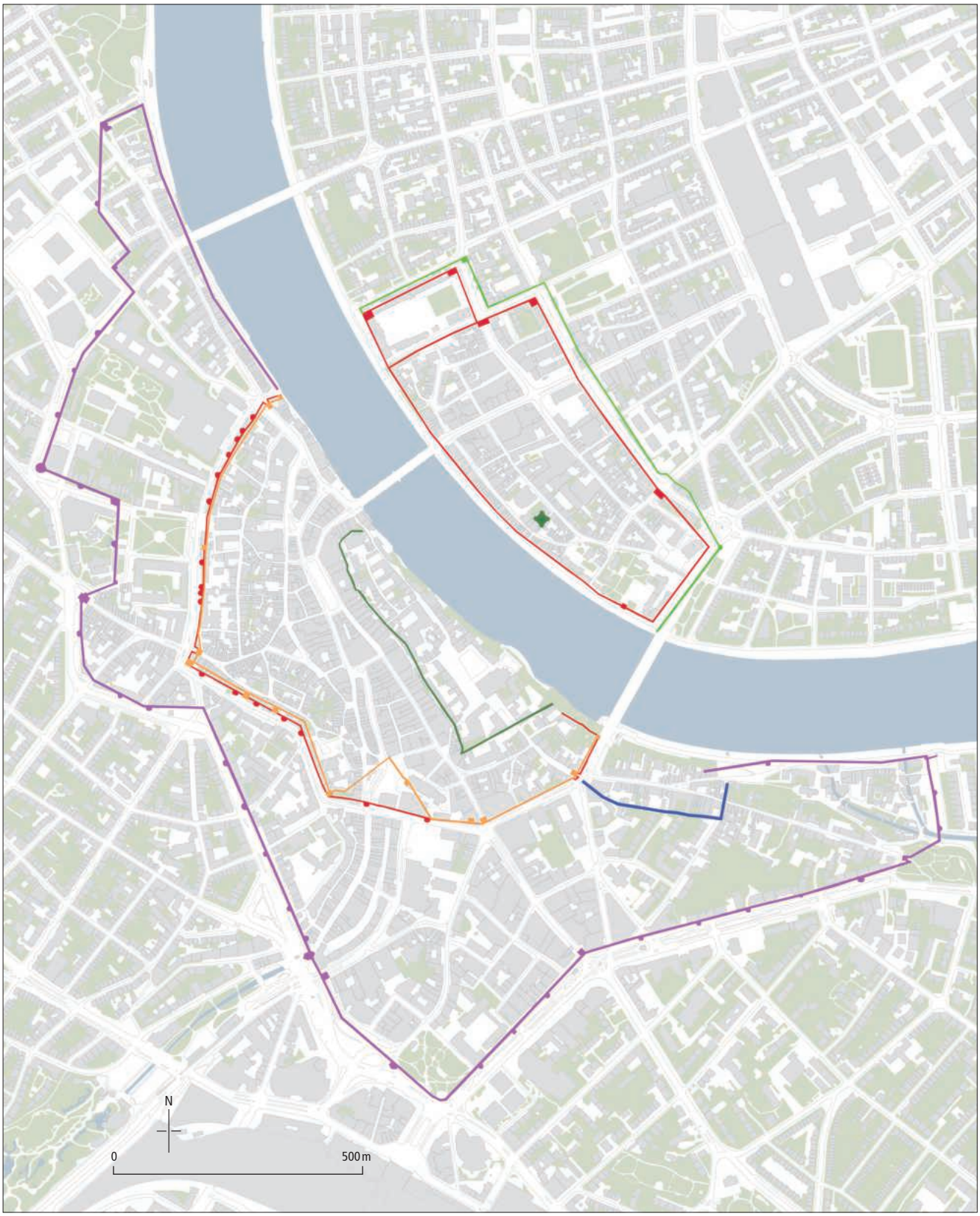
Nach einzelnen bronzezeitlichen Bestattungen und Gebäudegruppen in Kleinhüningen, auf dem Bruderholz, in Riehen sowie in Kleinbasel, die im Zeitraum von 1500 bis 1000 v. Chr. existierten, befand sich die älteste bekannte befestigte Siedlung Basels im nördlichen Teil des Münsterhügels auf dem Martinskirchsporn.[2] Sie wurde um 900 v. Chr. in leicht zu verteidigender Lage erbaut und zusätzlich durch einen Graben und zu postulierende Palisaden gegen Süden gesichert. Wie die Siedlungsfläche aufgeteilt und bebaut war, ist bislang unbekannt. Sicher ist nur, dass die Holzbauten zu einem nicht bestimmbaren Zeitpunkt durch einen Brand zerstört wurden. Danach blieb der Münsterhügel trotz seiner strategisch vorteilhaften Topografie bis zum Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr. unbewohnt.

Eine keltische Siedlung im Bereich der ehemaligen Basler Gasfabrik, etwa beim heutigen Novartis-Firmenareal, ist als «zentraler Ort» im 2. Jahrhundert v. Chr. zu bewerten. Zentrale Orte zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen Dienstleistungen für die Bewohnerinnen und Bewohner und die des Umkreises erbracht werden und dass sie zugleich Rohstoffe und Nahrungsmittel von ausserhalb benötigen.[3] Sie bilden sowohl Schwerpunkte in den Feldern der Politik und Religion als auch des (Tausch-)Handels und des überregionalen Warentransports.[4] Die Ortswahl war folglich entscheidend: Für den Standort der Siedlung wird die Lage am Rhein sowie an der Route, die durch die Burgundische Pforte und das Tal von Doubs, Saône und Rhone bis ans Mittelmeer führte, als ausschlaggebend gedacht. Auf dem ca. 17 ha grossen, nicht von einer Befestigung umgebenen Gelände der Siedlung befanden sich überwiegend Pfostenbauten auf durch Gräben abgeteilten unregelmässigen Arealen **ABB. 56**. Wie bei der Siedlung Martinskirchsporn ist auch hier eine Verlagerung der Siedlung festzustellen: Am Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. wurde sie vollständig aufgegeben und auf dem Münsterhügel eine neue, wenn auch

ABB. 54 **Der Münsterhügel um 60 v. Chr. Der einzige Zugang über die heutige Rittergasse ist mit dem 6 m hohen *murus gallicus* aus einem Holzgerüst mit Erd- und Steinschüttungen befestigt. Ihm ist ein ca. 7 m tiefer und 30 m breiter Graben vorgelagert. Mitten auf der Strasse befindet sich eine leichte überdachte Konstruktion, die als Kultbau gedeutet wird. Rekonstruktion Marco Bernasconi, archaeolab.ch. © ABBS.**



54



55

Spätantike Befestigung des Münsterhügels
Burkhard'sche Mauer, Ende des 11. Jahrhunderts
Innere Stadtmauer und Mauern Kleinbasels, 13. Jahrhundert
Vorstadtbefestigung in der St. Alban-Vorstadt, Ende 13. Jahrhundert
Äussere Stadtmauer, 1362 bis 1400
Zweite Mauerbefestigung Kleinbasels, 15. Jahrhundert

wesentlich kleinere Ansiedlung begonnen. Als Motiv dieser strategischen Entscheidung muss eine äussere Bedrohung angenommen werden, denn der neue Standort, der an drei Seiten durch Steilhänge geschützt war, wurde an seiner Südostseite mit Wall und Graben befestigt. Die Römer bezeichneten derartige mit einem *murus gallicus* versehene Zentralorte als *oppida*, und diese Benennung ist für die Siedlung auch heute üblich.

Durch das Zangentor im *murus gallicus* führte eine schnurgerade Strasse im Verlauf der heutigen Rittergasse und Augustinergasse. Für diese strukturbildenden Bauwerke aus der Frühphase der Siedlung – um 80 v. Chr. – mussten Material und Arbeitskräfte in grossem Umfang organisiert werden.[5] Die Pfostenbauten scheinen mit ihrer Schmalseite grösstenteils zur Strasse orientiert gewesen zu sein. Die Fahrbahn wurde von breiten Seitenstreifen flankiert, auf denen leichte Bauten standen, Handel getrieben wurde oder Tiere und Fuhrwerke abgestellt werden konnten. Mithin bildeten sie eine wichtige «soziale und ökonomische Kontaktzone» für die Bewohnerinnen und Bewohner **ABB. 57**.[6] Dem entspricht die Lokalisierung eines in einer zweiten Siedlungsphase entstandenen kleinen Kultbaus inmitten der sich an einer Stelle teilenden Fahrbahn, der später der römischen Strasse weichen musste.

Mit Beginn der augusteischen Zeit – um 30 v. Chr. – war römisches Militär auf dem Münsterhügel präsent. Der schon gegen Ende der spätkeltischen Zeit nicht mehr instand gehaltene *murus gallicus* zerfiel und wurde schliesslich eingeebnet. Die genannte Strasse wurde mit Abbruchschutt keltischer Häuser überdeckt und verlor zeitweilig ihre Funktion. Erst kurz vor der Zeitenwende wurde sie erneuert. Neue und grössere Häuser entstanden im südlichen Teil des Münsterhügels um den heutigen Münsterplatz herum sowie im Vorgelände vor dem *murus*. Die lange Zeit diskutierte Frage, ob der römische Feldherr Lucius Munatius Plancus die Veteranenkolonie *Colonia Raurica* 44/43 v. Chr. in Augst oder auf dem Basler Münsterhügel installierte, ist jüngst so beantwortet worden, dass einige Indizien gegen Augst sprechen und sich auf dem Münsterhügel vereinzelt Fundmaterial aus jener Zeit erhalten hat. Der positive Beweis für den Münsterhügel könne aber (noch) nicht erbracht werden.[7] Mit der (Neu-)Gründung von *Augusta Raurica* um 20–10 v. Chr. büsste der Münsterhügel seine zentralörtliche Bedeutung ein. Um 20 v. Chr. zogen die Militäreinheiten ab. Auf dem Münsterhügel waren nun nur noch einige wenige Angehörige des römischen Militärs präsent. Im Zuge der in mehreren Etappen vollzogenen Ausdehnung des Römischen Reichs bis an den Obergermanisch-Rätischen Limes lag Basel mehr und



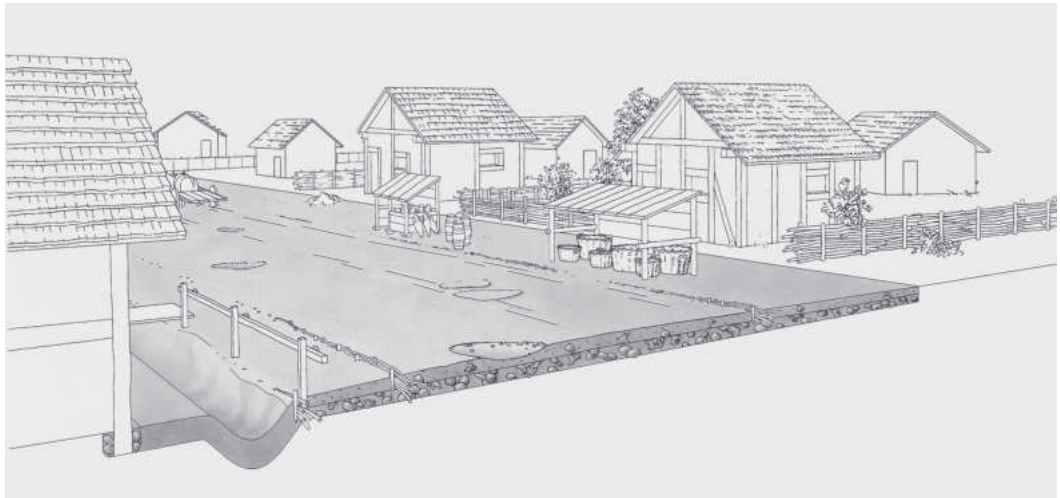
56

ABB. 55 **Die Mauerringe der Stadt. Kartengrundlage: Amtliche Vermessung, aufbereitet von Hannes Krause (GVA BS). Zeichnung Graham Heath, 2025.**

ABB. 56 **«Lebensbild» zur Siedlung Basel-Gasfabrik. Areale werden durch Gräben voneinander geschieden. Die Pfostenbauten mit Wänden aus Flechtwerk mit Lehm sind, wohl als Witterungsschutz, mit einer Kalktünche versehen. Links ist eine Vorratsgrube zu erkennen. Bild Digitale Archäologie, Freiburg im Breisgau. © ABBS.**

mehr geschützt im Hinterland. Um die Zeitenwende dehnte sich die Siedlung vom Münsterhügel in das Vorgelände des ehemaligen *murus gallicus* aus. Die zivile kleinstädtische Siedlung (*vicus*) lag an der Verzweigung der von *Augusta Raurica* heranführenden Strasse, die von dem alten Hauptweg auf den Münsterhügel abwich und an der Westflanke des Münsterhügels, etwa quer durch das Geviert zwischen der heutigen Bäumleingasse und dem St. Alban-Graben und weiter im Trassée der späteren Freien Strasse, den Anschluss an das linksrheinische Fernstrassennetz herstellte. Nach römischem Gesetz fanden Bestattungen ausserhalb der Siedlung an den Ausfallstrassen statt (nachgewiesen am Totentanz, in der St. Alban-Vorstadt, der Aeschenvorstadt und der Bäumleingasse).

In der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts wurde der Rhein wieder zur Grenze des Römischen Reichs, nachdem die rechtsrheinischen Gebiete hinter dem Limes hatten aufgegeben werden müssen. Um 275–285 wurde der gesamte Münsterhügel mit einer bis zu 8 m hohen Mauer befestigt, der im Süden der noch aus keltischer Zeit bestehende breite Graben im Bereich der heutigen Bäumleingasse vorgelagert war. Die hauptsächliche Erschliessungsachse befand sich nach wie vor auf dem Trassée der keltischen Strasse. Der spätere Münsterplatz wurde von Bebauung frei gehalten; an ihm stand ein wohl zweigeschossiges öffentliches Gebäude mit Innenhof, das bei Grabungen im heutigen Münster nachgewiesen werden konnte X 70. Auf der gegenüberliegenden Rheinseite liess Kaiser Valentinian im Jahr 374 eine Kleinfestung (*munimentum*) erbauen, wie der Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus berichtete und archäologisch nachgewiesen ist **ABB. 58**.[8]



57

ABB. 57 Rekonstruktionszeichnung der spätkeltischen Strasse auf dem Münsterhügel. Bemerkenswert sind die breiten Streifen seitlich der Fahrbahn, die eine Art Mittelzone zwischen dem Verkehrsweg und den Hofstätten bilden. Zeichnung Heidi Colombi. © ABBS.

Im 5. Jahrhundert sind Funde und Befunde für eine kontinuierliche Besiedlung des Münsterhügels spärlich. Archäologisch ist in dieser Zeit eine homogene Schicht von *dark earth* festzustellen, die aus zersetztem organischem Material besteht. Neue mikroskopische Untersuchungen geben einen Aufschluss über die Zusammensetzung der Erdschicht und damit auch den Nachweis von Siedlungstätigkeit. Auf dem Münsterhügel ist die *dark-earth*-Schicht der Nachweis einer Vernachlässigung der römischen Siedlung, in der Abfall und Zerstörtes nicht abtransportiert, sondern einplaniert wurden.[9] Sämtliche römische Steinbauten waren offenbar bis zum Frühmittelalter verfallen oder abgebrochen worden, möglicherweise mit Ausnahme eines Speichers (*horreum*) im Bereich des heutigen Hauses zur Mücke (Schlüsselberg 14 VII 122) und der römischen Wehrmauer, die bis ins Mittelalter immer wieder repariert wurde.[10] Seit dem Ende des 6. Jahrhunderts belegen hölzerne Pfostenbauten und Grubenhäuser mit einem ins Erdreich eingetieften Innenraum eine dichter werdende Besiedlung. Letztere dienten wohl als Weberhäuser, wie die Funde von Webgewichten nahelegen. Einige dieser Bauten konnten am Rand der vordem freien Platzfläche festgestellt werden.[11] Seit der Mitte des 6. Jahrhunderts ist bei Bestattungspraktiken ein fränkischer Einfluss festzustellen, wie im Gräberfeld am Bernerring, das eine Zuwanderung aus dem fränkischen Raum belegt. Die bestehende Vielfalt der Bestattungsweisen lässt jedoch die verschiedenen frühmittelalterlichen Siedlungen als Schmelztiegel diverser Bevölkerungsgruppen erscheinen oder weist auf die Mobilität von Einzelpersonen und Gruppen.

Erste Nachrichten von einem Bistum in der Region Basel sind durch Teilnehmerlisten eines Konzils im heutigen Sofia 343 und einer Synode in Köln 346 überliefert. Genannt wird dort ein Bischof der Rauriker namens Justinianus. Dessen Kirche stand möglicherweise in Kaiseraugst am Ort der heutigen St. Galluskirche.[12] Um 615 taucht der Name Ragnachar für einen Bischof von Augst und Basel auf, doch in den folgenden Jahrzehnten existiert keine Schriftquelle, die ein Basler oder Augster Bistum erwähnt. Bischöfe mit Sitz in Basel sind erst seit der Mitte des 8. Jahrhunderts überliefert.[13] Grosse Bedeutung hatte im frühen 9. Jahrhundert Bischof Haito, der zum engeren Kreis Karls des Grossen gehörte und gleichzeitig Abt des Klosters Reichenau war. Ihm wird der kurz nach 800 begonnene karolingische Münsterbau zugeschrieben X 76.

Das karolingische Münster war rechtwinklig zu der erwähnten Strasse auf dem Münsterhügel ausgerichtet, trat jedoch mit seiner Westfassade, die zwischen zwei Rundtürmen eingespannt war, über die Strasse hinaus vor. Dies bedeutete den Bruch mit der überkommenen Wegführung und «eine bewusste raumplanerische Massnahme, die den Beginn einer Tendenz der Abschliessung des Münsterplatzes darstellt».[14] Nachdem neue archäologische Befunde eine frühe Besiedlung im Bereich der Freien Strasse nahelegen, kann darin auch eine Orientierung auf neue Abgänge ins Birsigtal an der Westflanke des Münsterhügels – mit den heutigen Gassen Münsterberg und Schlüsselberg – gesehen werden.[15] Auf der Höhe des heutigen Museums in der Augustinergasse verlief ein archäologisch nicht datierbarer Graben quer über den Münsterhügel, in dem eine Immunitätsgrenze vermutet worden ist.[16] Freilich sind ein Gebäude oder ein Bereich weltlicher Macht, von dem dieser hätte abgegrenzt werden müssen, aus dieser Zeit nicht bekannt. Dass es vor 1100 eine Martinskirche gegeben hat, wie aufgrund des im Frankenreich beliebten Patroziniums gemutmasst wurde, ist bis heute nicht belegbar.[17]



58

ABB. 58 **Das spätrömische Kastell auf dem Münsterhügel. «Lebensbild» für den Zustand am Ende des 4. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist die grosse Freifläche des späteren Münsterplatzes. An der Stelle des Münsters befindet sich ein zweigeschossiges Gebäude mit seitlichem Atrium, in der Nordwestecke ein grosser Speicherbau. Trotz einiger Hausabbrüche ist der *vicus* im südlichen Vorgelände bewohnt. Auf Kleinbasler Seite ist das *munimentum* zu erkennen. Rekonstruktion Jonas Christen und Marco Bernasconi, archaeolab.ch. © ABBS.**

Basel hatte mit der Bistumsgründung und dem Münsterbau eine bleibende Bedeutung im karolingischen Reich erhalten, welche die von Augst überflügelte. Bestimmend für die Ortswahl des Bischofssitzes mag auch die Verlagerung von Handelswegen ins Mittelland gewesen sein. Neben die Route über die Hauensteinpässe, die von Augst aus bevorzugt wurde, trat die schon zur Römerzeit benutzte und nun durch Ausbau aufgewertete Verbindung durch das Birstal, an dem vom elsässischen Herzog Gundoin gegründeten Kloster Moutier-Grandval vorbei und durch das Felsentor des Pierre Pertuis zum Bielersee.[18]

Der Übergang Basels vom Reich Karls des Grossen in das Mittelreich Lothars (843) und 870 weiter in das Ostfränkische Reich und schliesslich 911 zum Königreich Hochburgund festigte die Bedeutung des Bischofssitzes weiter. Mit der Schenkung des Klosters Moutier-Grandval im Jahr 999 durch den burgundischen König Rudolf III. an den Basler Bischof wurde der Anfang eines weltlichen Herrschaftsgebiets, des späteren Fürstbistums, gemacht. Schon zu Lebzeiten des kinderlosen Rudolf III. meldete der salische König Heinrich II. als Neffe des Burgunders Erbansprüche an und nahm Basel 1006 als Pfand in Besitz. Damit war Basel de facto Teil des Reichs geworden und wurde es vollends, als der greise Rudolf III. 1032 seine Insignien an König Konrad II. übersandte und damit das Königreich Hochburgund nicht mehr existierte.[19]

Von den frühmittelalterlichen Bischofssitzen der Region, die auf antiken Wurzeln aufbauten, unterscheidet sich Basel in einigen Punkten. Dies mag mit der Verlegung des Sitzes von Kaiseraugst nach Basel zusammenhängen, so dass eine Kontinuität zur spätrömischen Besiedlung weniger spürbar war. Das spätrömische Kastell auf dem Münsterhügel war wesentlich kleiner als die Römerlager in Strassburg oder Regensburg. Dort befanden sich die ersten Kirchenbauten in Randlage – so auch in Kaiseraugst – und nicht inmitten des ehemaligen Kastells wie in Basel.[20] In Genf entstand die Kathedrale über einem römischen Verwaltungssitz wie in Basel, doch auch hier unmittelbar an der Befestigung.[21] Aus Bischof Haitos Umprägung der räumlichen Disposition auf dem Münsterhügel spricht das Bewusstsein, dass kein weltlicher Machthaber gleiches Gewicht innerhalb Basels hatte. Damit stand Basel unter den frühmittelalterlichen Bischofssitzen allerdings nicht allein. Bei Genf befand sich die burgundische Königsresidenz im 6. Jahrhundert, etwa 2 km südlich des Stadthügels in Carouge. Allgemein ist für das Gebiet der Schweiz konstatiert worden, dass die befestigten Orte der Spätantike gewisse zentralräumliche Funktionen behielten und häufig zu Bischofssitzen wurden, während sich die weltliche Macht auf das Land zurückzog.[22]

Auffällig ist, dass sich in Basel bis ins 11. Jahrhundert hinein keine Klöster ansiedelten, wie dies rückblickend schon im Gründungsbericht des St. Albanklosters um 1083/1102 hervorgehoben wurde: Andernorts seien Bischofssitze mit drei oder mehr Mönchsgemeinschaften versehen gewesen, nur in Basel habe man sich auf das Dom-



59

ABB. 59 Die Siedlung an der Birsigmündung bestand um 1000 aus locker entlang der Strasse angeordneten Holzhäusern und wenigen Steinbauten. Oberhalb des Tals ist ein früher Bau der Peterskirche in einem ummauerten Bezirk zu erkennen. Rekonstruktion Marco Bernasconi, archaeolab.ch. © ABBS.

stift beschränkt.[23] Schlagend ist der Vergleich mit dem ebenfalls von Kaiser Heinrich II. geförderten Bamberg, in dem Bischof Eberhard ausserhalb der befestigten Domburg 1015 das Benediktinerkloster St. Michael stiftete, ferner das Chorherrenstift St. Stephan (Weihe 1020), und noch im 11. Jahrhundert folgten die Stifte St. Jakob und St. Gangolf. Mainz, wo Burkhard von Fenis vor seiner Berufung zum Basler Bischof tätig gewesen war, besass ebenfalls mehrere Stifte und Pfarrkirchen, zusätzlich das bedeutende Benediktinerkloster St. Alban südlich der Stadt. Dass in Basel keine Klöster vorhanden waren, ist als Indiz für eine anfänglich geringe Bedeutung des Bistums gewertet worden.[24]

Weitere Siedlungstätigkeit ausserhalb des Münsterhügels vor 1100

Im Frühmittelalter bestanden auf dem heutigen Stadtgebiet verschiedene Siedlungen oder Gehöfte, die grösstenteils nur durch Bestattungen nachzuweisen sind. Auf der Kleinbasler Rheinseite wird 788 erstmals eine *«villa Baselahe»* erwähnt, zu der möglicherweise Gräber des späten 6.–8. Jahrhunderts zwischen der Grenzacherstrasse und dem Rhein gehören.[25] Eine 1113 als «Oberbasel» bezeichnete Siedlung ist wohl südöstlich der Kleinbasler Altstadt anzunehmen und fiel später wüst.[26] Das Dorf «Niederbasel» ist nahe der St. Theodorskirche zu lokalisieren, vor und in der frühmittelalterliche Gräber aus der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts bis ins 8. Jahrhundert aufgedeckt wurden.[27] Die Kirche, die erstmals 1101/03 in den Schriftquellen genannt wird, könnte einen Vorgängerbau gehabt haben. Der heilige Theodor wurde in Konstanz verehrt, und das Patrozinium der Kirche könnte von dort aus installiert worden sein.[28] Um 740 wurde der Rhein als Grenze zwischen den Bistümern Basel, links, und Konstanz, rechts des Rheins, definiert.

Weitaus besser dokumentiert ist eine Siedlung in Grossbasel, an der linken Seite der Birsigmündung. Schon zur Römerzeit ist eine Ansiedlung zu vermuten, zu der ein Gräberfeld am heutigen Totentanz gehörte. Die Grabungen im Vorfeld der Erbauung des Spiegelhofs haben in den Jahren 1937–1939 spektakuläre Befunde einer Gruppe von Holzhäusern und einigen Steinbauten erbracht, die ins 11. und 12. Jahrhundert datiert werden, wobei die Anfänge der Besiedlung schon im 10. Jahrhundert liegen können. Anlässlich neuer Bauarbeiten im Spiegelhof konnte die Grabung 2018–2019 erweitert werden und wurde mit zwei neuen «Lebensbildern» publiziert **ABB. 59**.[29]

Oberhalb der Siedlung befand sich am Ende des 9. Jahrhunderts oder im 10. Jahrhundert eine Kirche, deren Peterspatrozinium seit ca. 1200 belegt ist. An der Südseite des Chorhaupts wurde vermutlich im 10. Jahrhundert ein freistehender Turm errichtet, der um 1000 mit einem Neubau des Chors mit halbrunder Apsis verbunden wurde.[30] Einer im 19. Jahrhundert kolportierten, nicht verifizierbaren Nachricht zufolge soll die Kirche im Jahr 1035 Pfarrrechte erhalten haben, was das Bestehen einer Parochie voraussetzen würde.[31] Ein weiteres Gotteshaus wurde in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts auf dem Andreasplatz erbaut.[32] Daraus, dass es 1296 vom Bischof an das Petersstift übertragen wurde, ist geschlossen worden, dass es von Anfang an eine bischöfliche Stiftung war. Bestattungen aus dem frü-

hen 13. Jahrhundert legen nahe, dass die Kirche seit damals Pfarrrechte besass.[33] Das Andreaspatrozinium ist durch Nachbarschaftsangaben 1241 belegt.[34] Mit diesen beiden Kirchen war die Siedlung in der unteren Talstadt, links des Birsigs, seelsorgerisch versorgt. Nahe der Schifflände existierte zusätzlich die St. Brandankapelle, deren auf den irischen Abt des 4./5. Jahrhunderts hinweisendes Patrozinium ein hohes Alter nahelegt. Da die Kapelle schon im 16. Jahrhundert abgebrochen wurde, ist zu ihr nur wenig bekannt.[35]

Angesichts dieser Dichte an Besiedlung und kirchlicher Organisation stellt sich die Frage nach der Bedeutung des Fischmarkts, der anscheinend einen räumlichen Mittelpunkt dieses Bereichs darstellte. Obwohl der Platz urkundlich erst 1294 erwähnt wird, haben verschiedene Forscher in ihm das älteste urbane oder merkantile Zentrum der Talstadt vermutet, zuletzt Christoph Matt, unter Hinweis auf topografische Kontinuitäten von der Siedlung am Petersberg über das Spätmittelalter bis in die Neuzeit.[36] Klar ist, dass ein gedachter Platz, bevor der Birsig überwölbt wurde, wesentlich kleiner gewesen sein müsste als der heutige Fischmarkt. Die räumlichen Dimensionen sind jedoch in keiner Weise abzuschätzen. Auch kann der Markt, an dem wichtige öffentliche Einrichtungen zu erwarten wären, mit diesen erst im Spätmittelalter aufwarten: der Fronwaage (wohl 1352/73[37]), einer Münzstätte (Fischmarkt 10, um 1462[38]) und nicht zuletzt dem monumentalen Brunnen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts VIII 77. Ein erstes Rathaus hat jedenfalls am Fischmarkt nie bestanden.[39]

Jüngste Grabungen in der Freien Strasse und in ihren Nebengassen haben Anhaltspunkte dafür geliefert, dass auch in der oberen Talstadt im 9./10. Jahrhundert schon Häuser bestanden.[40]

Die Bischofsstadt im 11. Jahrhundert

Kaiser Heinrich II. und sein Nachfolger Konrad II. förderten Basel oder den Basler Bischof durch Übertragung von Klöstern auf dem Land, Gütern und Rechten, darunter insbesondere der hohen Gerichtsbarkeit sowie der Zoll- und Münzrechte in der Stadt. Die neuen Einkünfte ermöglichten Bischof Adalbero II. den Neubau des 1019 geweihten Münsters **ABB. 60**. Dieses «Heinrichsmünster», das teilweise die Fundamente des karolingischen Baus verwendete, war eine dreischiffige Basilika mit Querschnittsfassade ohne Westtürme, dafür mit zwei Chorflankentürmen und vermutlich einem halbrunden Umgang auf Kryptaniveau, um den über der Krypta erhöhten Chorbereich herum.

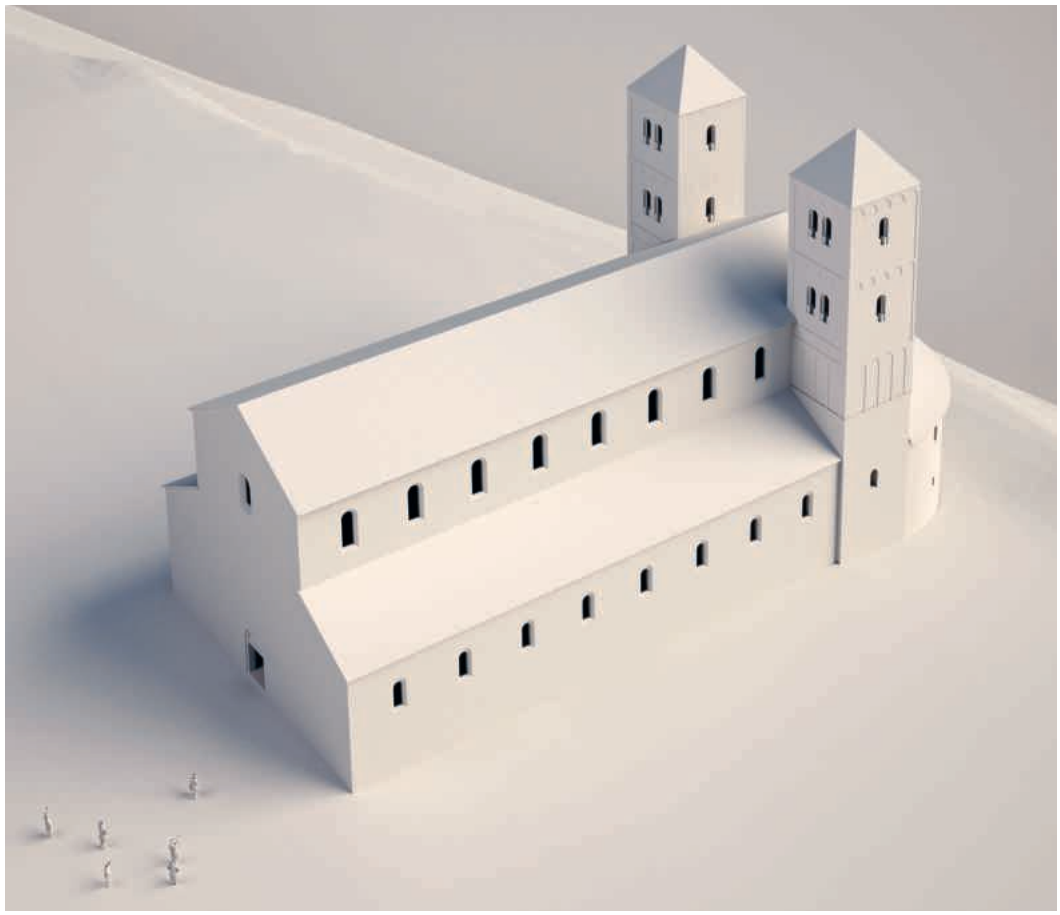
Wichtig für die Stadtentwicklung scheint die Nähe des Bischofs zum Königshaus gewesen zu sein, die auch den von Heinrich IV. eingesetzten Bischof Burkhard von Fenis auszeichnete. Er amtierte von 1072 bis 1107. Während seiner Amtszeit oder eventuell kurz davor entstand mit der Stiftskirche St. Leonhard ein zweiter kirchlicher Schwerpunkt auf der Niederterrasse links des Birsigs.[41] Als Gründer gilt der 1082 verstorbene Diakon und Domkanoniker Ezelin. Nachdem das Stift 1135 nach der Augustinerregel reformiert worden war, übernahm es seit dem frühen 13. Jahrhundert pfarrkirchliche Aufgaben.[42] Die dreischiffige Basilika mit Querhaus und drei Apsiden wurde nach Beschädigungen durch das Erdbeben von 1356 durch einen gotischen Bau ersetzt.

Bischof Burkhard gründete 1083 das erste Benediktinerkloster Basels, in Luftlinie 660 m vom Münster entfernt am Rheinufer, am Ort einer schon bestehenden, dem heiligen Alban gewidmeten Kirche. Das Kloster St. Alban wurde sofort mit beträchtlichen Gütern versehen und noch unter Bischof Burkhard der Aufsicht durch das Reformkloster Cluny unterstellt. Es erhielt zudem das Patronat über die Pfarrkirchen, nämlich St. Peter, St. Martin, St. Leonhard und St. Theodor. Die Anfänge der Martinskirche auf dem Münsterhügel liegen wie erwähnt im Dunkeln, doch wird ein Kirchenbau 1101/03 erstmals genannt, er könnte also zum Ausbau der sakralen Ausstattung unter Bischof Burkhard gehören.

In die Zeit Bischof Burkhards fällt nach neuer Einschätzung auch der Umbau des Münsters mit dem Konzept einer Doppelturmfassade im Westen und eines zweigeschossigen (Kapellen-)Baus zwischen den Türmen.[43] Angeregt durch den Vergleich mit dem Strassburger Münster und mit den anderen grossen Bischofskirchen am Oberrhein, habe Burkhard mit diesem Plan jedenfalls beginnen lassen – erhalten sind Mauerpartien am Georgsturm, die durch eine flache Blendbogengliederung ausgezeichnet sind.[44]

Das bedeutendste Bauwerk Bischof Burkhards ist die erste Stadtmauer Basels.[45] Die 1700 m lange Anlage mit Mauer und Graben umgriff in Grossbasel eine halbkreisförmige Fläche von ca. 34,4 ha, mit der offenen Basis zum Rhein, wobei die mögliche Befestigung des Ufers im Bereich des Blumenrains nicht vollends geklärt ist VIII 26. Bemerkenswert ist, dass die Burkhard'sche Mauer die spätrömische Ummauerung des Münsterhügels nicht berührte, sondern die Stadtfläche – von der man nun sprechen kann – rund um diesen Siedlungskern vergrösserte. Die Mauer führte hart an der Peters- und an der Leonhardskirche vorbei, sollte diese also mit umfrieden. Auch die «Ausfallstrassen» Blumenrain, Spalenberg, Freie Strasse und Rittergasse scheinen

ABB. 60 Virtuelle Rekonstruktion des 1019 geweihten Heinrichsmünsters, vor dem noch im späten 11. Jahrhundert erfolgten Anbau eines nördlichen Westturms (des heutigen Georgsturms). Typologisch folgt die Kirche Vorbildern aus dem burgundischen und oberitalienischen Raum. Im Kunstdenkmälerband zum Basler Münster argumentieren die Autoren, dass die Bauplanung offenbar vor dem Jahr 1006, als Heinrich II. Basel als Pfand in Besitz nahm, erfolgte und später beibehalten wurde X 92. Rekonstruktion Marco Bernasconi, archaeolab.ch, 2019.



60

Die Burkhard'sche Stadtmauer
Errichtet während des Pontifikats Bischof Burkhards (1072–1107).

Länge: ca. 1700 m.

Höhe: ca. 3,5 m innen, 6–7 m aussen, im Graben. Mauerkrone (Zinnen?) nicht überliefert.

Graben: Tiefe 2–2,5 m, Breite nicht feststellbar.

Türme: 6 archäologisch nachgewiesene, und zwar in den Häusern
- Blumenrain 34 (Seidenhof) VIII 60,
- Petersgraben 33,
- Heuberg 16 (Zum Breisach) VIII 350,
- Heuberg 30–32 (Teufelhof) VIII 361,
- Lohnhof Eckturm
- sowie an der Theaterpassage am Steinenberg.[46] Des Weiteren mehrere vermutete.

Tore: anfänglich wohl einfache Mauertore an den Ausfallstrassen
- Blumenrain,
- Spalenberg,
- Freie Strasse,
- Rittergasse. Um 1200 durch Tortürme (Schwibbögen) ersetzt.

schon bis zu einem gewissen Grad definiert und bebaut gewesen zu sein, da die Mauer an ihnen am weitesten hinausgeschoben wurde. Welcher Art die Tore waren, kann freilich nicht mehr festgestellt werden, doch ist im Vergleich mit anderen Städten von einfachen Mauertoren auszugehen, ohne zusätzliche Baukörper.[47] Das stark durch die Topografie bestimmte Wegsystem bildete das Grundgerüst, an dem sich die Bauten der Stadt orientierten. Die Längsachse der Siedlungsfläche bildete das Birsigtal zwischen dem Münsterhügel einerseits und den Niederterrassen am linken Ufer andererseits, die durch die Querachse des Spalenbergs unterteilt werden. Der Münsterhügel mit der bis zur Martinskirche führenden, wohl im Bereich des späteren Augustinerklosters verwinkelten Gasse formte eine separate Struktureinheit, die nicht mit den Fernstrassen verknüpft war.

Die Basler Stadtmauer ist eine der frühesten Mauern nördlich der Alpen, welche die gesamte Siedlung umgaben.[48] Der Bischof übte mit dem prestigeträchtigen Bau das königliche Recht zur Befestigung aus und bewies sich damit als Stadtherr. Allerdings muss eingeräumt werden, dass der Geltungsbereich der bischöflichen Vogtei, die nach Andreas Heuslers An-



61

ABB. 61 **Holz- und Steinbauten des 11. bis frühen 14. Jahrhunderts in der unteren Talstadt. © ABBS.**

Holzbauten (11./12. Jh.)

Steinbauten (11./12. Jh.)

Steinbauten (13./14. Jh.)

Wehrtürme und einzelne Mauerzüge

sicht von Heinrich II. übertragen worden war, sich auf den ganzen Stadtbann (etwa das heutige Kantonsgebiet von Basel-Stadt) erstreckte und also in dieser Beziehung die Stadtmauer keine Grenze darstellte.[49] Für alle Welt sichtbar schied sie aber eine im wahrsten Sinne fest definierte Stadtfläche aus, der in den kommenden Jahrhunderten besondere Förderung und Entwicklung zuteilwerden sollte. Natürlich ist als Beweggrund für den Mauerbau auch eine Bedrohungslage anzunehmen, die durch die kriegerischen Auseinandersetzungen während des Investiturstreits und Rivalität mit dem 1077 gewählten Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden gegeben war.

Das aufwendige Unternehmen des Mauerbaus setzt das Bestehen einer Gemeinde voraus, die zu Hilfeleistungen in der Lage war. Über Arbeitsleistungen oder andere Beiträge zum Mauerbau durch die Bevölkerung ist in Basel zu dieser Zeit allerdings

ABB. 62 Romanische Wandsäule, die als Spolie im Haus Andreasplatz 14 VIII 247 eingebaut ist. Die attische Basis – bestehend aus Wulsten und Kehle und ohne Ecksporen – sowie das Würfelkapitell mit abgesetzten Schilden erlauben eine Datierung in die Zeit um 1100. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2014.



62

nichts bekannt; Informationen dazu findet man erst im 13. Jahrhundert.[50] Sowohl bei der Gründung des Leonhardsklosters als auch beim St. Albankloster wird eine Bewilligung durch die Gemeinde in Schriftquellen erwähnt: Das Leonhardskloster wurde, allerdings laut einer späteren Überlieferung, auf einem bis dahin unbebauten Areal mit Zustimmung der Bevölkerung gegründet, wobei auch eine nicht näher bestimmte Gruppe von «edleren Bürgern der ganzen Stadt» genannt wird.[51] Für das St. Albankloster erhielt Bischof Burkhard die Zustimmung von Klerikern und Laien.[52] Eine vergleichbare Konsensgemeinschaft des Bischofs mit einer herausgehobenen Gruppe von Einwohnern ist in Mainz mit dem sogenannten Bischofsrat zu beobachten, der Mitte des 11. Jahrhunderts dem Bischof beratend oder entscheidend zur Seite stand.[53] In Worms wurde 1074 der Rechtsgemeinschaft der Einwohner eine Urkunde Heinrichs IV. ausgestellt.[54]

Ob die Besiedlung in der Talstadt, wie bislang angenommen, von Norden nach Süden erfolgte, von der Mündung des Birsigs den Flusslauf hinauf, ist angesichts der neuen archäologischen Ergebnisse in der Freien Strasse 2022 zu überprüfen.[55] Neben den erwähnten Holz- und Steinbauten am Petersberg gibt es Steinbaubefunde auf dem trapezförmigen Areal zwischen der Stadthausgasse, der Marktgasse und dem Fischmarkt sowie an der Bergseite der Schneidergasse (Schneidergasse 4–12 VIII 221 und neu Nr. 24 VIII 230[56]) **ABB. 61**. Drei freistehende Steinhäuser an der Stadthausgasse VIII 84 wurden 1980–1981 ergraben und erweckten zunächst den Anschein einer geregelten Stadtplanung im 11. Jahrhundert: So gleichmässig erschien der fast quadratische Grundriss der von der Strasse abgerückten Bauten, die untereinander gleiche Abstände einhielten. Das Schaubild einer Stadt des 11. Jahrhunderts auf der grossen Salierausstellung in Speyer 1992 setzte diesen Eindruck suggestiv ins Bild.[57] In späterer Zeit mussten an den Ergebnissen verschiedene Korrekturen vorgenommen werden, so dass eine stringente Planung unwahrscheinlich wurde. Bemerkenswert bleibt jedoch, dass sich die Parzelleneinteilung trotz späterer Unterteilungen bis in die Gegenwart tradiert hat.

Weitere Holz- und Steinbauten des 11. und 12. Jahrhunderts wurden am Andreasplatz und auf halber Höhe des Talhangs im Bereich des sogenannten Imberhofs dokumentiert (Andreasplatz 7, 8, 12, 13 und 14 VIII 246). In dem Gebäude in der Nordwestecke des Andreasplatzes sind romanische Architekturfragmente – Wandsäulen mit Würfelkapitellen – verbaut und nach ihrer Freilegung sichtbar belassen worden **ABB. 62**. Ecksäulen von Fensteröffnungen des späten 12. Jahrhunderts fanden sich am Haus der Dompropstei (St. Alban-Graben 7 VII 245). Die Besiedlung der oberen Talstadt – zwischen der Sattelgasse und dem Barfüsserplatz – betreffend, ist auf die jüngsten Grabungsergebnisse in der Freien Strasse und ihren Nebengassen zu verweisen.[58]

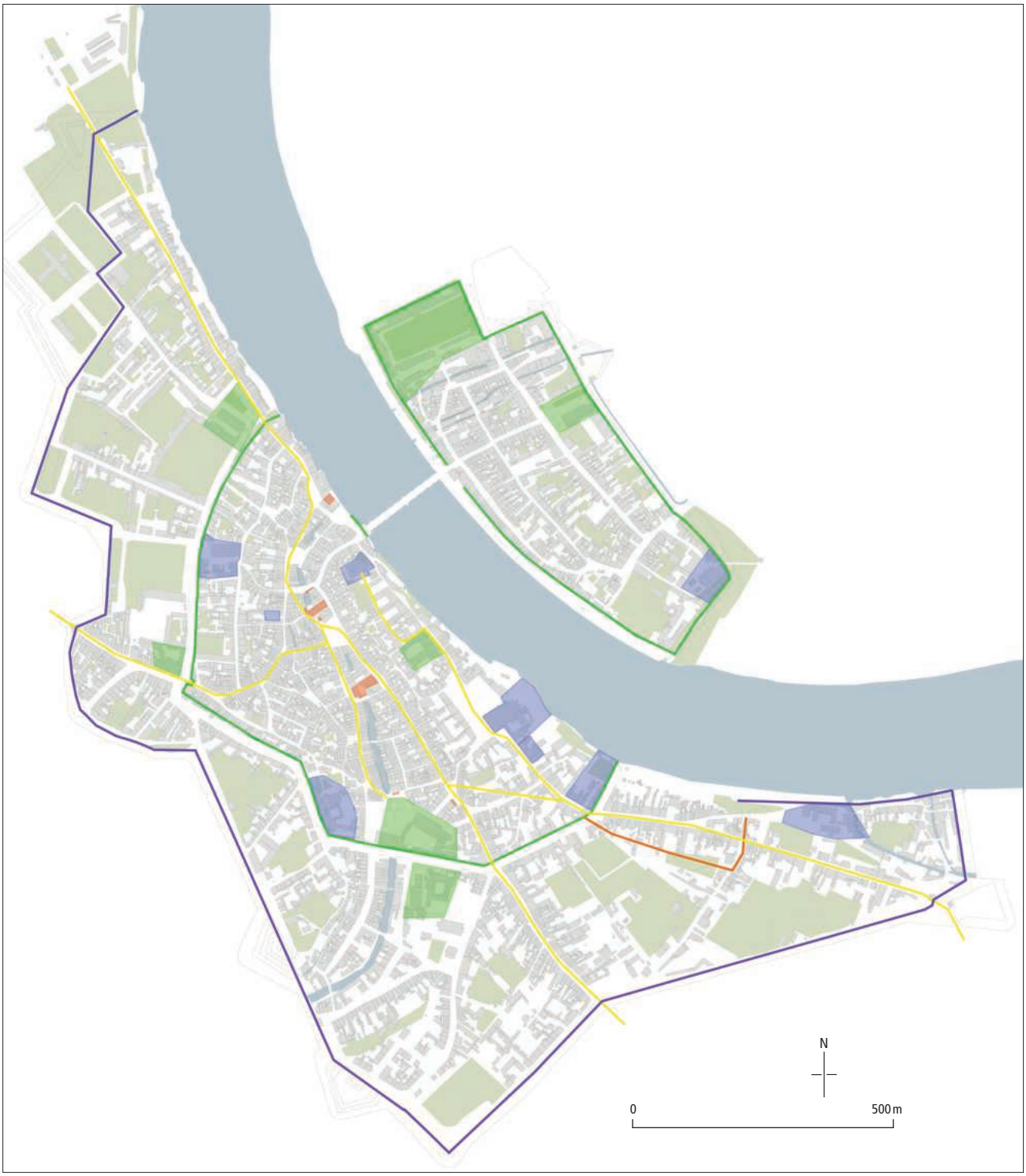
Mit Mauern umgeben: Die Entwicklung der Stadt bis zum Erdbeben von 1356

Nach dem Bau der ersten Stadtmauer am Ende des 11. Jahrhunderts nahm die Stadtentwicklung Basels im 12. und 13. Jahrhundert Fahrt auf – und zwar sowohl baulich als auch gesellschaftlich. Eine der wichtigsten Fragen kann nur ansatzweise beantwortet werden, nämlich die nach der Bevölkerungszahl. Franz Gschwind hat 1977 den Versuch unternommen, eine Gesamtentwicklung vom Jahr 1000 bis zum 19. Jahrhundert zu skizzieren. Mit verschiedenen Analogien und Berechnungsweisen kam er zu dem Ergebnis, dass Basel um 1100 etwa 2000 Einwohner zählte, um 1200 etwa 4500 und im Jahr 1348, vor dem Ausbruch der Pest, ca. 12 000.[59] Auch wenn diese Zahlen möglicherweise nicht genau sind, verdeutlichen sie doch, dass ein derartiges Anwachsen der Bevölkerung zu einer intensiven Bautätigkeit geführt haben muss.

ABB. 63 «Basel Ao. 1273». Das Neujahrsblatt der Zürcher Feuerwerker-Gesellschaft erzählte im Jahr 1812 der Jugend von den kriegerischen Unternehmungen des Grafen Rudolf von Habsburg. Die beigefügte Karte Basels konzentriert sich auf das Wesentliche: zwei ummauerte Teilstädte, verbunden durch eine Brücke. Per Legende sind in erster Linie die Stadttore sowie Kirchen und Klöster bezeichnet. e-periodica.ch.


Basel
A°. 1275.
A. S. Blasienthor. B. Riehenthor. C. Kloster der Buss- oder Sackbrüder.
D. S. Theodor. E. S. Nicolaus Capelle. F. Dominikanerkloster. G. Kreuzthor.
H. S. Peter. I. Judenkirchhof. K. Kloster Gnadenthal. L. Egolfs-
thor. M. S. Leonhard. N. Tuchwalke. O. Eselsthürlein. P. S. Maria-
Magdalenen Kloster. Q. Eschemerthor oder Schloss Krutmowe.
R. Chuonsthor. S. Das Münster. T. Barfüsser Kloster.
U. Die Muke. V. Zum Seufzen. W. S. Brandan.
X. S. Martin. Y. Der Schalern Hof.
Z. Spital.
Die Wiese
Wiese Canal
DER RHEIN
S. Alban
BASEL
Birsig
S. Margaretha
Gundeldingen
S. Jacob
Die Birse
Brüglingen
ST. JACOBS BERG

63



64

ABB. 64 **Basel um 1400. Kartengrundlage: «Falkner-Plan» von 1865/72, Umzeichnung KDBS. Zeichnung Graham Heath, 2025.**

Wichtige Daten

Ca. 1170 oder früher	Neubaubeginn des Münsters.
1180	Erste Nennung eines Rats (*consilium*).
1212, 1218	Königliches Privileg für einen Rat – und dessen Widerruf.
1225	Bau der Rheinbrücke.
1226	Ältester erhaltener Zunftbrief (der Kürschner).
1. Hälfte 13. Jh.	Bau der Inneren Stadtmauer.
Ca. 1250–1270	Bau der Kleinbasler Stadtmauer.
1230–1276	Gründung von sieben Klöstern.
1257	Erste Nennung eines Rathauses.
1260er-Jahre	Handfeste (Verfassung) für Grossbasel.
1271	Höhepunkt des Konflikts zwischen den Adelsgruppen der Psitticher und der Sterner.
1274	Handfeste (Verfassung) für Kleinbasel.
1300/01	Schiedsgericht der «Fünf über den Bau» bei Baustreitigkeiten.
1348–1349	Pest und Judenpogrom.
1354	Grosser Stadtbrand in Kleinbasel.
1356	Erdbeben.

Welcher der verschiedenen Gruppen in der Stadt prägende Baumassnahmen zuzuschreiben sind, bleibt meistens offen. In den zweieinhalb Jahrhunderten von 1100 bis 1350 amtierten 23 Bischöfe mit sehr unterschiedlicher Länge der Amtszeiten und durchaus konträren Einstellungen zum Königtum, zum Papst und auch zur Stadt. Die vornehmste Baustelle, die dem Bischof am nächsten lag, war das Münster, das seit ca. 1170 als Emporenbasilika mit Querhaus und polygonalem Chor neu erbaut wurde X 100. Die umfangreichste Baumassnahme war die Innere Stadtmauer, welche die des Bischofs Burkhard im frühen 13. Jahrhundert ersetzte, jedoch nur einen geringen Flächenzuwachs bedeutete. Folgenreicher für die städtische Topografie war der Bau der Rheinbrücke um 1225, der den Ausbau Kleinbasels nach sich zog. Ein bedeutender Teil des Stadtgebiets wurde mit Kirchen und Konventsgebäuden der Bettelorden besetzt, wofür erste Korrekturen an der bestehenden Besiedlung notwendig wurden. Zudem griffen die Klöster über die Stadtmauer aus, wie auch die Bebauung an den Ausfallstrassen vor den Toren. Ferner bildeten religiöse Gemeinschaften wie die Beginen sowie Bruderschaften und Zünfte und die jüdische Gemeinde wichtige Elemente der städtischen Gesellschaft. Politischer Einfluss wurde von Historikern des 19. Jahrhunderts, bis weit ins 20. Jahrhundert, hauptsächlich den (Fern-)Kaufleuten zugeschrieben. Rudolf Wackernagels Sympathie galt ihnen als den Trägern der bürgerlichen, laikalen Opposition gegen den Bischof.[60] Auf die städtische Bebauung angewendet, bedeutet dies eine Dualität des bischöflichen Münsterhügels und der bürgerlichen Talstadt mit dem Markt und dem Rathaus. In jüngeren Forschungen wird eher ein Konsens des bischöflichen Stadtherrn mit der Gemeinde im Hochmittelalter, also dem 12. und 13. Jahrhundert, postuliert. Dieser konnte natürlich zeitweilig gestört sein, wie das Beispiel der Zerstörung des Bischofshofs in Basel beweist. Doch insgesamt fügt sich die Struktur der immer dichter bebauten Stadt über einen längeren Zeitraum hinweg zu einer bestimmten, freilich nicht a priori festgesetzten Ordnung.

Parallel zur Veränderung der im Frühmittelalter vorgeprägten Stadtstruktur Basels im 12. und 13. Jahrhundert ist die Ausbreitung einer nordalpinen «Städtelandschaft» mit einer Vielzahl von Stadtgründungen und -ausbauten zu beobachten.[61] Dieses Phänomen steht in einem Wechselverhältnis zu einem veränderten Bewusstsein dessen, was eine Stadt erfordert und ausmacht. Jüngere Untersuchungen haben den «Wandel der Stadt um 1200» an vielen Beispielen besprochen, in denen anthropogene Veränderungen der Landschaft bis hin zu Aufgabe und verlagertem Neuanfang festzustellen sind.[62] Damit einher geht die Entwicklung der «vorkommunalen» Stadt, in der schon bestimmte Gruppen mit unterschiedlichen Einflussmöglichkeiten bestanden, zur Stadt mit einer verfassten Gemeinde im 13. Jahrhundert. Karsten Igel beschrieb den Wandel ausgehend von mehreren Faktoren:[63] Theologische Deutungen der Stadt wandelten sich von der noch im 11. Jahrhundert vorwiegend negativen Einstufung als «Hure Babylon» zum positiven Bild eines gottgefälligen Zusammenlebens in einer Gemeinde, so etwa in der Auffassung des Dominikaners Albertus Magnus.[64] Einen Anstoss zu korporativen Verbänden innerhalb der Städte sah Igel in der Gottesfriedensbewegung als «Verschwörung zum Frieden» und zur gegenseitigen Hilfe von Klerikern und Laien. «Sondergemeinden», die herrschaftliche Privilegien empfangen konnten, gab es vereinzelt schon im 11. Jahrhundert, wie eine Gruppe von Kaufleuten in Halberstadt 1068 oder die erwähnten Wormser Bürger 1074. Aus diesen Gruppen bildete sich im 12. oder 13. Jahrhundert der Rat. In Basel erteilte König Friedrich II. 1212 das Privileg für einen Rat, das er jedoch im Jahr 1218 widerrief oder dergestalt abwandelte, dass ein Rat (*consilium civitatis*) nur mit Zustimmung des Bischofs eingesetzt werden konnte.[65] Rudolf Wackernagel interpretierte diese Weisung als Anzeichen für einen vorangegangenen Konflikt um die Erhebung einer



65

ABB. 65 **Die untersten Steinlagen eines Turms im Bereich des späteren Storchen (Fischmarkt 10) lagen bei dessen Neubau 1957–1960 frei. Die kräftigen Bossenquader sprechen für eine Bauzeit um 1200. Foto ABBS, um 1957/60.**

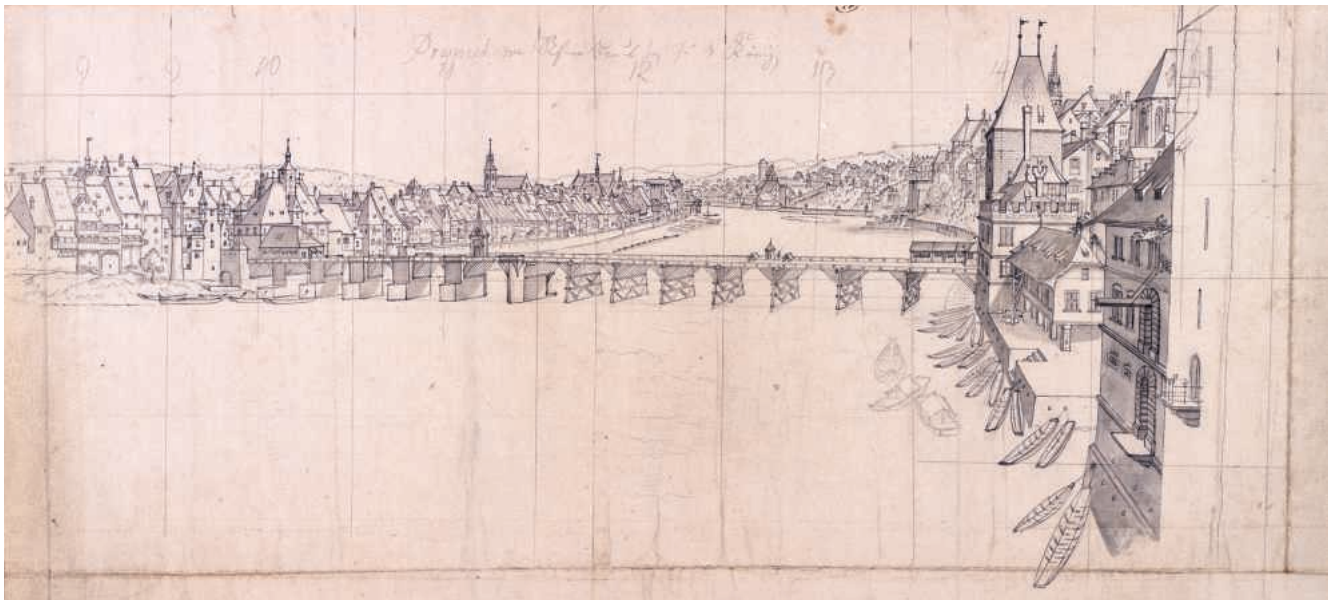
Steuer, des sogenannten Ungelds. Eine Entfremdung zwischen Bischof und Gemeinde ist offenbar auf die wechselnden Parteinahmen im staufisch-welfischen Thronstreit zurückzuführen und ging so weit, dass die staufertreuen Bürger, nachdem Friedrich II. vom Papst abgesetzt worden war und Bischof Lüthold II. sich der welfischen Partei anschloss, 1247 den Bischofspalast neben dem Münster zerstörten. Bischof Heinrich III. liess in den 1260er-Jahren das Verhältnis zur Bürgerschaft schriftlich mit einer sogenannten Handfeste regeln. Er versprach darin, jährlich einen neuen Bürgermeister einzusetzen und den Rat sich nach einem bestimmten Wahlmodus konstituieren zu lassen. Wenige Jahre zuvor, 1257, ist das erste Rathaus überliefert.[66] Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts bestimmte das Verhältnis zu den Habsburgern die Politik sowohl der Bischöfe als auch der Adligen und der Bürger.

Die Grundlage für eine Schätzung, in welchem Umfang die Zahl der Häuser gestiegen ist, ist aufgrund späterer Abbrüche und Umbauten überaus schlecht. Erstaunlich ist, dass mit der Jahrringchronologie in Basel kaum Bauhölzer aus dem 12. Jahrhundert festgestellt werden konnten. Die Siedlung am Petersberg wurde wohl im frühen 13. Jahrhundert durch Brand zerstört und der Baugrund aufgeschüttet und eingeebnet.[67] Im Bereich der 1193 genannten Eisengasse und des Marktplatzes sind Trockenlegungen und Aufschüttungen schon im späten 12. Jahrhundert zu vermuten.[68] Derartige Massnahmen zur Veränderung des Geländes sind Anzeichen für eine bewusste Steuerung der baulichen Verbesserungen, die über den individuellen Horizont hinausgehen.

Steinbauten

Die Bedeutung von steinernen Bauten in hochmittelalterlichen Städten wird notorisch überschätzt, weil die gleichzeitigen Holzhäuser nicht oder nur in Spuren erhalten sind.[69] Da bis ins 12. Jahrhundert Kirchen und Stadtmauern die einzigen grossen und organisatorisch anspruchsvollen steinernen Bauwerke darstellten und da diese auf Initiative des Stadtherrn errichtet wurden, ist die Verbindung des Baumaterials Stein mit dem gehobenen gesellschaftlichen Rang des Bauherrn jedoch zu einem gewissen Grad berechtigt. Wer sein Haus aus Stein bauen liess, hatte die nötigen Verbindungen und Finanzmittel.

Die frühesten festgestellten Steinbauten sind die erwähnten Häuser in der Stadthausgasse, erbaut um 1100, die noch im 12. Jahrhundert bis zur Gassenflucht erweitert wurden. In der Schneidergasse 12 VIII 226 hat sich die Fassade eines zu Beginn des 13. Jahrhunderts erbauten viergeschossigen Steinhauses, die in einem späteren Gebäude weiterbenutzt wurde, erhalten. Die Höhe des Gebäudes und der Hocheingang im 1. Obergeschoss, zu dem man offenbar über eine hölzerne Treppe emporklettern musste, verliehen dem Haus einen wehrhaften Charakter. Die geringe Mauerstärke zeigt jedoch, dass es nicht wirklich zur Verteidigung gebraucht wurde. Vielmehr handelte es sich um einen Wohnturm. Ob in Basel im 12. und frühen 13. Jahrhundert Geschlechtertürme wie in oberitalienischen Städten oder auch in Regensburg in grösserer Zahl vorhanden waren, ist nicht nachweisbar.[70] Bekannt ist, dass Kaiser Friedrich I. Barbarossa 1180 in einer Gelnhausener Urkunde die Errichtung und die Beibehaltung von sogenannten wicborc (lateinisch *munitio*) in der Stadt Basel der Genehmigung durch den Bischof unterstellte.[71] Darin ist die später im Sachsen- und im Schwabenspiegel aufgenommene Vorschrift zu erkennen, dass Befestigungen jeglicher Art ein königliches Privileg seien, in diesem Fall an den Bischof delegiert (siehe S. 285f.). Zwei in der unteren Talstadt nachgewiesene Wehrtürme – im Bereich des Storchenareals (Fischmarkt 10 VIII 26, 84) und im vorderen Teil der Liegenschaft Schneidergasse 12 VIII 226 – geben in dieser Hinsicht Rätsel auf **ABB. 65**. Ihr Mauerwerk mit grossen Bossenquadern entspricht dem des um 1200 erbauten Salzturms an der Birsigmündung (im Bereich der einstigen Kantonalbank Blumenrain 2 VIII 51),[72] ebenso wie dem der zwischen 1838 und 1878 abgebrochenen Tortürme,



66

ABB. 66 Emanuel Büchel. Die Rheinbrücke vom Gasthaus Drei Könige aus gesehen. Federzeichnung, um 1760. (StABS Bild Falk Fa 2, 4.)

die der Burkhard'schen Mauer nachträglich hinzugefügt wurden – der sogenannten Schwibbögen.[73] In jener Zeit, die überregional durch den staufisch-welfischen Thronstreit geprägt war, scheint sich ein höheres Sicherheitsbedürfnis sowohl nach aussen als auch nach innen baulich zu manifestieren. Auf die innerstädtischen rivalisierenden Gruppierungen von Adligen und Bürgern wird noch zurückzukommen sein (siehe S. 89f.).

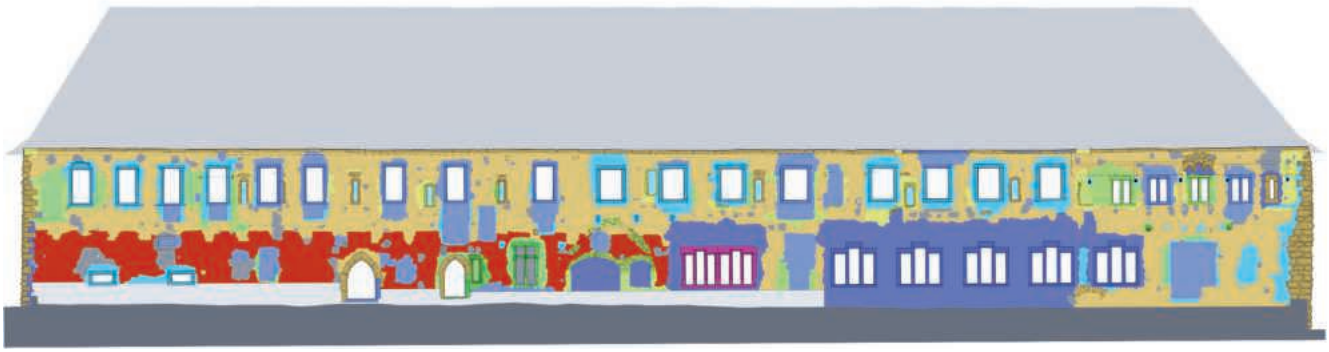
Die Rheinbrücke und die Stadtmauern in Klein- und Grossbasel

Der Basler Historiker Werner Meyer stellte den Brückenbau in den Zusammenhang der territorialen Konkurrenz des Basler Bischofs mit den Zähringerherzögen **ABB. 66**.[74] Herzog Bertold V. hatte vor 1198 eine Brücke in Rheinfelden errichten lassen und so eine Verbindung seiner Interessensgebiete im Schwarzwald und im Berner Umland ermöglicht. Nach Bertolds kinderlosem Tod 1218 erkannte der Basler Bischof die Möglichkeit, seine Ansprüche im rechtsrheinischen Gebiet auszubauen und zu festigen. Der Bau der Basler Rheinbrücke wird allgemein ins Jahr 1225 datiert. Dies knüpft sich daran, dass Bischof Heinrich von Thun in jenem Jahr den Klöstern St. Blasien und Bürgeln im Schwarzwald Befreiung vom Brückenzoll gewährte, da sie sein Vorhaben, das er gemeinsam mit dem Rat der Stadt betrieben habe, mit einer ansehnlichen Summe Geldes gefördert hätten.[75] St. Blasien besass ab 1256 zudem in Kleinbasel einen Klosterhof (den Bläserhof VI 404).

Der Brückenbau hatte unmittelbare Auswirkungen auf die rechtsrheinische Siedlung. Möglicherweise wurde ohne Zögern der Ausbau Kleinbasels vorangetrieben, und zwar sowohl vom Bischof als auch vom hier begüterten Kloster St. Alban und von weiteren Grundeigentümern. Offenbar waren auch ältere Setzungen zu respektieren. Die Hauptachsen laufen auf Kirchenbezirke zu und knicken dort ab (Clarakirche, Kloster Klingental und St. Theodor). Die Stadtmauer war um 1270 fertiggestellt, 1274 verlieh der Bischof eine Handfeste, und 1285 wurden durch König Rudolf I. Stadtrecht und Wochenmarkt gewährt. Mithin vervollständigten sich das Strassensystem und die Bebauung in einem Zeitraum von mehreren Jahrzehnten. Thomas Lutz hat anhand von Baubeobachtungen den Prozess der Parzellierung durch Aufteilung von Grossgrundstücken nachgewiesen, auch existierten schon in der Frühzeit schmale und langgestreckte Parzellen, die von einer der Längsgassen bis zu der parallel laufenden rückwärtigen Gasse durchgingen.[76] Die ältesten fassbaren Gebäude aus dem 13. Jahrhundert befinden sich an der ufernahen Rheingasse, deren Gestade die wichtige Aufgabe eines Hafens bzw. einer Landungsstelle für Boote und Flösse übernahm.

Anzumerken ist, dass der Bischof als Stadtherr im Konsens mit den Bürgern handelte: Die Kleinbasler Siedler erhielten Steuerbefreiung als Lohn für die Kosten und Mühen, die sie auf sich genommen hatten. Der Brückenkopf hatte im öffentlichen Leben Kleinbasels eine besondere Stellung, befanden sich hier doch seit dem 13. Jahrhundert das Rathaus (Richthaus genannt, an der Stelle des heutigen Cafés Spitz), die Brotbank und die Metzig (die Fleischhalle) VI 261.

Auch auf Grossbasler Seite hatte der Brückenbau städtebauliche Folgen. Das zusammen mit der



67



68

ABB. 67 Unterer Rheinweg 26. Kleines Klingental. Das Konventsgebäude mit Refektorium und Dormitorium wurde 1274 direkt an der Stadtmauer Kleinbasels errichtet. Die Befestigung, die schon 1278 durch die Erweiterung des Klostergeländes obsolet war, hat sich in der Nordmauer des Kleinen Klingentals erhalten; deutlich ist der Zinnenabschluss im linken Hausteil (rot eingefärbt) zu erkennen. Gelb kennzeichnet das Mauerwerk des Klosterbaus um 1274, blau und grün sind spätere Veränderungen. Zeichnung KDBS, 2002.

ABB. 68 Die Fundamente der Kleinbasler Stadtmauererweiterung in der ehemaligen Reithalle der Kaserne. Foto ABBS, 2001.

Brücke erbaute Rheintor markierte den Eingang in die Stadt – und charakterisierte die Brücke zwischen den beiden Teilstädten als ausserhalb, als Vorgelände. Dies blieb auch nach der Vereinigung von Gross- und Kleinbasel 1392 so, erst seit etwa 1500 wurde das Tor nachts nicht mehr geschlossen. Beim Bau der Brücke wurde die Eisengasse möglicherweise neu ausgerichtet, mit Sicherheit jedoch im ufernahen Bereich aufgeschüttet. Die Gasse umrundet den nördlichen Ausläufer des Münsterhügels und führt den Verkehr zum Marktplatz, wo 1230 eine steinerne Brücke über den Birsig die Verbindung zum Strassensystem am linken Ufer herstellte bzw. verbesserte.

Für die Innere Stadtmauer gibt es kein überliefertes Baudatum, doch nach Ausweis ihrer Bauweise muss sie nach den um 1200 entstandenen Schwibbögen und vor 1250, als die Mauer mit dem «Wassertor» am Birsigeinlass erwähnt wird,[77] errichtet worden sein. Zusammen mit der Rheinbrücke stellt sie eine gewaltige Baumassnahme dar. Für die städtische Topografie hatte sie jedoch kaum Auswirkungen. Sie bot eine Verbesserung der Burkhard'schen Mauer, indem sie höher war und der Graben breiter und tiefer. Abgesehen von dem Bereich um den späteren Barfüsserplatz verschaffte sie der Stadt keinen Geländegewinn, da sie mit nur wenigen Metern Abstand vor die alte Mauer gestellt wurde. Die bedeutende Mauerstärke am Einlass des Birsigs in die Stadt ist damit erklärt worden, dass die Befestigung zugleich einen gewissen Hochwasserschutz bieten konnte.[78] Zusammen mit dem Graben, dessen Verlauf an den Strassennamen Petersgraben und Leonhardsgraben (und weiter über Kohlenberg und Steinenberg) noch heute abzulesen ist, bildet sie aber bis in das frühe 19. Jahrhundert eine deutlich wahrnehmbare Grenze zwischen der inneren Stadt und den mittelalterlichen Vorstädten. Die Befestigung wurde trotz des nach dem Erdbeben von 1356 begonnenen äusseren Mauerrings unverändert beibehalten, von den Tortürmen ist, allerdings erst im Spätmittelalter, die Nutzung als Gefängnisse bekannt.

Innere Stadtmauer Grossbasels
Bauzeit: zwischen 1200 und 1250.
Länge: ca. 1660 m.
Höhe: 5–6 m an der Innenseite und 11–12 m an der Grabenseite.
Türme: vermutlich 10 Rechtecktürme und 15 Schalentürme.
Tore: 6 Haupt- und 2 Nebeneingänge.
Graben: 11–18 m breit, 5,5 m tief.

Stadtmauer Kleinbasels
Bauzeit: ca. 1250–1270.
Länge: ca. 1300 m.
Türme: ca. 7–8.
Tore: Bläsitor, Riehentor.
Graben: 9,5 m breit, 3,5 m tief.

Beim Bau der Rheinbrücke 1225 ist mit einer Befestigung des Kleinbasler Brückenkopfs zu rechnen, wenn auch nicht mit einem Tor wie dem Grossbasler Rheintor. Bauliche Spuren haben sich davon freilich kaum erhalten. Mitte des 13. Jahrhunderts muss mit der Kleinbasler Stadtmauer begonnen worden sein, da 1255 ein Graben erwähnt wird sowie 1256 und 1265 das Bläsi- und das Riehentor.[79] Um 1270 ist die landseitige Befestigung wohl vollendet worden; auch am Rhein ist eine noch stellenweise in den

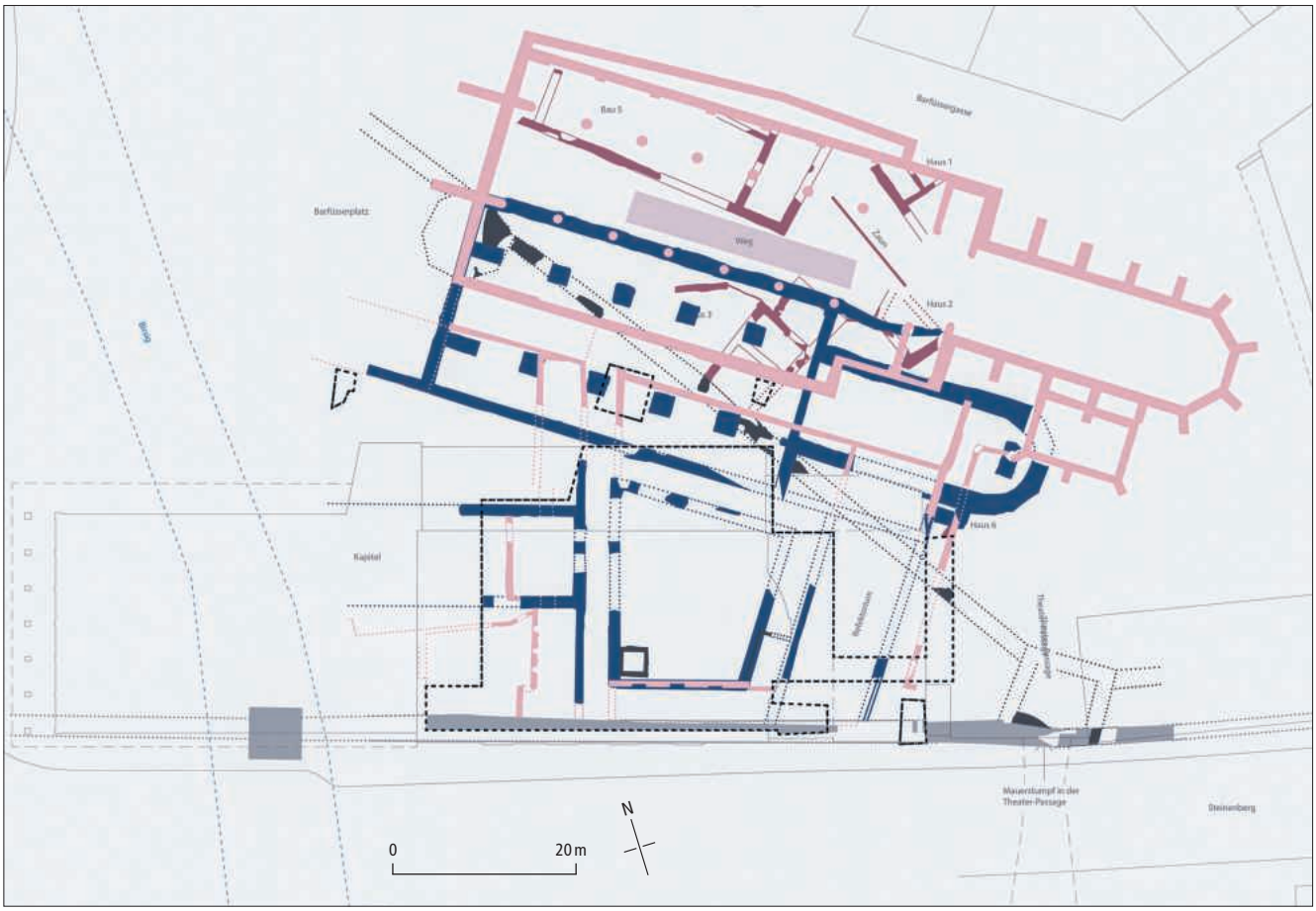
Hausfronten konservierte Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert festzustellen.[80] Diese Mauern blieben bis zur Stadterweiterung im 19. Jahrhundert bestehen und wurden im 15. Jahrhundert durch einen zweiten Mauerring mit wenigen Metern Abstand ergänzt. Von der gesamten Anlage sind kaum noch Spuren erhalten; eine grössere Partie ist im Mauerwerk des 1274 erbauten Konventsgebäudes des Klosters Klingental konserviert. Die Mauerkrone befand sich an dieser Stelle ca. 4 m über dem heutigen Gehniveau und war mit Zinnen besetzt **ABB. 67**.[81] Fundamente der Stadtmauererweiterung von 1278 wurden 2001 beim Umbau der Kasernen-Reithalle entdeckt **ABB. 68**.[82]

Entlang der Ausfallstrassen Grossbasels entwickelte sich schon unmittelbar nach dem Bau der Inneren Stadtmauer eine vorstädtische Besiedlung. Von deren Einfriedung zeugen teilweise nur die in Schriftquellen überlieferten Namen der Tore: Egelolfstor und Voglerstor in der Spalenvorstadt, Hertor in der Talstadt, Spitalschürentor in der Elisabethenvorstadt, Vryden- oder Bridentor in der St. Alban-Vorstadt und ein weiteres namenloses Tor in der St. Johanns-Vorstadt.[83] Während die gerundete Stadtmauer des 14. Jahrhunderts, welche die Spalenvorstadt umschliesst, offenbar auf eine vorherige und nicht mehr feststellbare Befestigung des 13. Jahrhunderts zurückgeht, ist die Mauer um einen Teil der Vorstadt St. Alban archäologisch nachgewiesen. Sie stiess beim St. Alban-Schwibbogen (oder Kunostor) an die Innere Stadtmauer an, verlief ca. 40 m hinter der heutigen südlichen Baulinie der St. Alban-Vorstadt und schloss das Gebiet in Höhe der Malzgasse rechtwinklig ab. Zum Rhein war dieses Areal nicht ummauert.[84]

Sakraltopografie und Grenzziehungen

Innerhalb weniger Jahrzehnte im 13. Jahrhundert, zwischen ca. 1230 und 1276, siedelten sich sieben Klöster in Basel neu an, darunter fünf Bettelordensklöster. Für ihre Kirchen und Klostergebäude, die als geschlossene Bezirke abgeteilt sein sollten, benötigten sie grosse Areale. Diese wurden – mit einer Ausnahme – an der Peripherie der Stadt vorgesehen. Da dies in vielen mittelalterlichen Städten ebenso ist, wurden verschiedene Gründe dafür erwogen.[85] Die einfache Erklärung, dass nur am Rand der Städte Raum genug gewesen wäre, um Klöster aufzunehmen, kann für Basel kaum gelten, wenn man die Abfolge der Niederlassungen betrachtet: Die ersten drei Klöster (Maria Magdalena, Gnadental, Prediger) wurden direkt ausserhalb der Inneren Stadtmauer errichtet, die drei nächsten (Barfüsser, Clara, Klingental) innerhalb der Stadtmauer und das letzte (Augustiner) gar im Zentrum auf dem Münsterhügel. Cord Meckseper vermutete, dass sich in Stadtrandlage ursprünglich grosse Adelshöfe befanden, die aufgegeben wurden, als sich die Adligen lieber im Stadtzentrum ansiedelten oder die Stadt ganz verliessen.[86] In Basel haben sich die grossen Höfe an der Petersgasse, am Nadelberg und am Heuberg teilweise bis heute erhalten; lediglich die Umwandlung des Münchhofs in die Elendenherberge (Herbergsgasse VIII 139) wäre in diesem Sinne zu verstehen, sie fand jedoch erst im 15. Jahrhundert statt. Allerdings deutet die teils unsichere Überlieferung darauf hin, dass begüterte Familien Land für die Klosteransiedlung stifteten: Den Franziskanern soll um 1231 ein «herr N. Etzelinus» den später vom Kloster Gnadental eingenommenen Platz vor dem Spalenschwibbogen übergeben haben, wie allerdings erst Johannes Stumpfs Schweizerchronik von 1548 berichtet.[87] Das Kloster Maria Magdalena geht möglicherweise auf eine Stiftung der Adelsfamilie Vitztum zurück.[88] Diese ist in Basel seit der Mitte des 12. Jahrhunderts nachzuweisen; der Name – verkürzt aus *vicedominus* – weist auf ein Dienstverhältnis zum Bischof. Burkhard Vitztum besass den Spiesshof (Heuberg 5–7 VIII 325), war 1269 Vogt und 1279 Bürgermeister.[89] Der Bischof selbst wies den Dominikanern einen angeblich freien Bauplatz vor dem Kreuztor, dem späteren St. Johanns-Schwibbogen, zu. Die Lage ausserhalb der Mauern spricht gegen einen weiteren, oft ins Feld geführten Grund für die Ansiedlung am Stadtrand: Aufgaben des Wachdienstes oder des Mauerunterhalts konnten die Klöster so nicht übernehmen. Sie befanden sich auch nicht direkt an der Mauer, sondern durch Graben und Kontermauer sowie einen an der Kontermauer entlangführenden Weg getrennt. Das einzige Kloster, dessen Aufbau unmittelbar mit der Stadtmauer zu tun hat, ist das Kloster Klingental. Dieses wurde zunächst innerhalb der Kleinbasler Stadtmauer gegründet und 1278 erweitert, wofür eine im Grundriss rechteckige Erweiterungsfläche eigens neu ummauert wurde. Die entsprechende Vereinbarung des Bischofs und des Rats mit den Nonnen lässt erkennen, dass hier nicht die Finanzkraft des Klosters für die Fortifikation ausgenutzt werden sollte, sondern dass es darum ging, Schaden von der Stadt abzuwenden.[90]

Sowohl die Barfüsser als auch die Clarissen, die beide zunächst – 1231 und 1266 – im späteren Gnadentalkloster untergekommen waren, mussten auf neue Plätze innerhalb des Mauerrings umziehen. Die Initiative dazu oder mindestens die Zustimmung muss vom Bischof gekommen sein. Die Clarissen durften die frei werdenden Räume der Sackbrüder



69

Burkhard'sche Mauer
Innere Stadtmauer
Gebäude und Strukturen aus dem 12. Jahrhundert, die um 1250 dem Klosterbau weichen mussten
Kirchenbau I mit Kreuzgang
Kirchenbau II
Untersuchungsbereich 2010

ABB. 69 Plan der Barfüsserkirche mit den archäologischen Befunden. Zeichnung ABBS, Xavier Näpflin, Peter von Holzen. Aus: 1000 Jahre Basler Geschichte 2020, S. 156f. und 186f. (Montage MM.)

in Kleinbasel beziehen, deren Vereinigung 1279 von Bischof Heinrich von Isny aufgelöst worden war. Die Barfüsser hingegen mussten neu bauen. Der Umzug dieser beiden Klostergemeinschaften ist signifikant für die entstehende Struktur von gesellschaftlichen Gruppen und deren Aufgaben in Basel im 13. Jahrhundert. Dorothee Rippmann hat sich bislang hiermit am eingehendsten befasst.[91]

Die Formulierung in der bischöflichen Urkunde für die Barfüsser von 1250 hat zu Missverständnissen Anlass gegeben. Dort heisst es, der Bischof habe mit Zustimmung des Kapitels, des Vogts, des Schultheissen, des Rats und der ganzen Gemeinde den Brüdern ein Areal, das *Allmend* sei, zum Bau einer Kirche und von Häusern auf eigene Kosten zur Verfügung gestellt.[92] Bei den Grabungen anlässlich der Unterkellerung der Kirche in den 1970er-Jahren stellte sich jedoch heraus, dass das Gelände keineswegs unbebaut gewesen war, sondern sich hier eine Gruppe von mindestens sechs Häusern befunden hatte **ABB. 69**. Darüber hinaus gab es auch einen Steinbau, den Rippmann als romanische Kirche deutete, die allerdings schon im 12. Jahrhundert aufgegeben worden war.[93] Bis 1256 wurde eine erste Klosterkirche errichtet, die sich südlich der heutigen Kirche befand und zu der ein Kreuzgang zwischen Kirche und Stadtmauer gehörte.[94] Das gesamte Gelände in diesem Bereich wurde um ca. 1,5 m aufgeschüttet, um vor Hochwasser des Birsigs sicher zu sein. Am Ende des 13. Jahrhunderts vergrösserten die Barfüsser ihr Kloster mit dem Neubau der Kirche noch einmal beträchtlich.

Über das Vorgehen, wie die Hauseigentümer zum Verlassen ihrer Wohnungen gebracht wurden, sind wir nicht informiert, doch bedurfte es dazu eines herrschaftlichen und gemeinschaftlich abgesicherten Entschlusses. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang mit der Anlage des 1260 erstmals überlieferten Spitals an der Freien Strasse, das unmittelbar nördlich an das Kloster angrenzte.[95] Von den Barfüssern wurde offenbar eine Mitwirkung in der Krankenpflege erwartet.

Um 1276 trat schliesslich der Rat in Aktion, als mit den Augustinereremiten ein weiteres Bettelordenskloster in der Stadt installiert werden sollte (Augustinergasse 2 VII 282). So jedenfalls stellen es

spätere Quellen aus dem 16. Jahrhundert dar: Der Rat habe den aus Mülhausen kommenden Mönchen ein Areal auf dem Münsterhügel angewiesen, wo sich zuvor Häuser befunden hätten.[96] Der Klosterbezirk wurde durch Zukäufe in den Jahren 1306, 1313 und 1340 erweitert. An den 1841 beim Baubeginn des Museums zeichnerisch festgehaltenen Fundamenten der an der Augustinergasse stehenden Konventsgebäude sowie an einer Zeichnung der zum Hof weisenden Fassade meint man noch die verschiedenen Hauseinheiten unterscheiden zu können **Abb. 70**.[97] Dass die Augustinereremiten ein besonders enges Verhältnis zum Rat pflegten, wird in den kirchlichen Auseinandersetzungen von 1310 und 1317 deutlich, als das Kloster den Forderungen des Interdikts und dem Verbot kirchlicher Handlungen nicht nachkam.[98] Im Zeremoniale des Domkaplans Hieronymus Brilinger wird 1526 von der Gewohnheit berichtet, dass sich der alte Rat im Augustinerkloster versammelte, bevor er nach der Wahlordnung der 1260er-Jahre zum Münster zur Neuwahl zog,[99] und der 1373 erstmals urkundlich erwähnte Grosse Rat kam zu unregelmässigen Sitzungen im Augustinerkloster zusammen, bis ihm 1521 im Rathaus ein eigener Saal eingerichtet wurde.

Mit den geräumigen Arealen der Klöster innerhalb und knapp ausserhalb der Stadtmauer wurden, fast gleichmässig über die Stadt verteilt, Orientierungspunkte neu geschaffen. Nicht unwichtig für die spätere Entwicklung des Stadtgebiets ist zudem die schon 1206 erfolgte Ansiedlung des Johanniterordens mit einem Spital nördlich der Stadt Ill 429. Die städtische Bebauung entwickelte sich zwischen diesen Fixpunkten der sakralen Bezirke. An den notwendigen Hausabbrüchen für das Barfüsser- und das Augustinerkloster wird jedoch deutlich, dass schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts die ummauerte Stadtfläche weitgehend bebaut war. Schon im 13. Jahrhundert war also das Stadium erreicht, in dem innerhalb der vorgegebenen Stadtfläche keine freien Areale mehr neu erschlossen, sondern hauptsächlich Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen wurden.

Zum Ausbau der sakralen Bereiche in der Stadt gehört die Grenzziehung der Pfarreien, die im 13. Jahrhundert vorgenommen wurde **Abb. 71**. 1230 legte der Bischof den Strassenzug Sattelgasse–Spalenberg–Spalenvorstadt als Grenze zwischen den Kirchspielen (Pfarrbezirken) St. Peter und St. Leonhard fest.[100] St. Martin betreute die Stadt rechts des Birsigs bis zur Linie Fahnengässlein–Schlüsselberg, St. Alban ebenfalls rechts des Birsigs, von der genannten Linie bis in die St. Alban-Vorstadt, der Sprengel von St. Ulrich umfasste den Bereich zwischen Birsig und St. Alban sowie Binningen und Bottmingen, und St. Theodor betreute Kleinbasel. Diese Grenzziehung hatte weitreichende Auswirkungen: Die Kirchspiele waren sowohl kirchliche Gemeinschaften als auch späterhin Bezirke der Feuerschau, für den Steuereinzug, für die Bevölkerungsaufnahme und vereinzelt für das Milizaufgebot.[101]



70

Abb. 70 **Der Fundamentplan des Museums an der Augustinerkirche aus dem Jahr 1841 weist an der Augustinergasse (auf dem Plan unten, in Blau) eine unterteilte Kelleranlage auf, anhand deren noch die verschiedenen Häuser zu erkennen sind, die für das Kloster im 13. Jahrhundert abgebrochen wurden. (StABS Planarchiv PA 201 D 9 Nr. 6.)**

Noch vor dem geschilderten Entstehen der sakralen Bereiche in der Stadt bedeutete der weitgehende Neubau des Münsters eine Aufwertung und Betonung der führenden Stellung des Bischofs und des Domstifts, die freilich nicht nur innerhalb der Stadt wahrgenommen werden sollte, sondern auch in der überregionalen Konkurrenz der Bischofs- und Reichsstädte. Im 2019 erschienenen Kunstdenkmälerband werden von Hans-Rudolf Meier die Jahre zwischen ca. 1170 und 1230 als hauptsächliche Bauzeit bezeichnet.[102] Initiator des Neubaus wäre demnach Bischof Ludwig II. von Froburg (im Amt 1164–1179). Dieser geriet bald nach seinem Amtsantritt in Konflikt mit dem Domkapitel, das ihm Verschwendung vorwarf. 1174 beschränkte der Kaiser seine Amtsbefugnisse, und auf dem Laterankonzil 1179 wurde er abgesetzt.[103] Daher erwog Meier, ob sein Vorgänger Ortlieb von Froburg (im Amt 1137–1164) als Bauherr in Frage kommt.[104] Dieser war

Ansiedlung von Klöstern im 13. Jahrhundert

Maria-Magdalenenkloster (Reuerinnenkloster, Steinenkloster) IV 295
- Gründung kurz vor 1230, erstes Frauenkloster Basels.
- **Areal unmittelbar vor der Stadtmauer.**
- Areal und Güter durch Adelsfamilie Vitztum zur Verfügung gestellt.
- 1253 Zerstörung nach einem Überfall durch Rudolf von Habsburg.
- 1275 Arbeiten am Wiederaufbau.
- 1291/1304 den Dominikanern unterstellt.

Kloster Gnadental III 361
- «Durchgangsstation» für mehrere Klostergemeinschaften.
- **Areal unmittelbar vor der Stadtmauer,** nahe am Spalenschwibbogen.
- Areal von einem «wohlhabenden Basler Bürger» zur Verfügung gestellt.
- 1231 Franziskaner, ziehen 1250 an den Barfüsserplatz.
- 1253 Zisterzienserinnen, ziehen 1259 nach Michelfelden im Elsass.
- 1266 Clarissen, 1279 Umzug ins ehemalige Kloster der Sackbrüder in Kleinbasel.
- 1279 Frauengemeinschaft aus Gnadental AG.
- 1289 dem Clarissenorden inkorporiert.

Predigerkloster (Dominikanerkloster) V 203
- 1233 Ansiedlung auf Initiative des Bischofs Heinrich von Thun.
- **Areal unmittelbar vor der Stadtmauer, nahe am St. Johanns-Schwibbogen.**
- Zuvor unbebautes Areal vom Bischof zur Verfügung gestellt.
- 1236 erste Kirche bestehend.
- 1261–1269 Neubau, Weihe durch Albertus Magnus.

Barfüsserkloster (Franziskaner) III 197
- 1250 vom Standort des späteren Klosters Gnadental versetzt.
- **Areal unmittelbar innerhalb der Stadtmauer,** nach Abbruch von mehreren Hofstätten.
- Areal von Bischof Berthold von Pfirt zugewiesen.
- 14. Jh. Neubau der Klosterkirche.

Clarakloster (Clarissen/Franziskanerinnen) III 291
- 1268 Ansiedlung der Sackbrüder.
- **Areal unmittelbar innerhalb der Kleinbasler Stadtmauer.**
- Arealerweiterung (Garten) gestiftet von Hedwig Brotmeisterin.
- 1279 Umzug der Clarissen aus dem Kloster Gnadental.

Kloster Klingental IV 13
- 1270 erste Arealankäufe, Förderung durch Walter von Klingen.
- 1274 Übersiedlung des Dominikanerinnenkonvents aus Wehr bei Schopfheim.
- **Areal unmittelbar innerhalb der Kleinbasler Stadtmauer.**
- 1276 Erwerb eines zusätzlichen Areals ausserhalb der Stadtmauer. 1278 Teilabbruch derselben und Bau einer neuen Mauer um dieses Areal.
- 1293 Weihe der Klosterkirche.

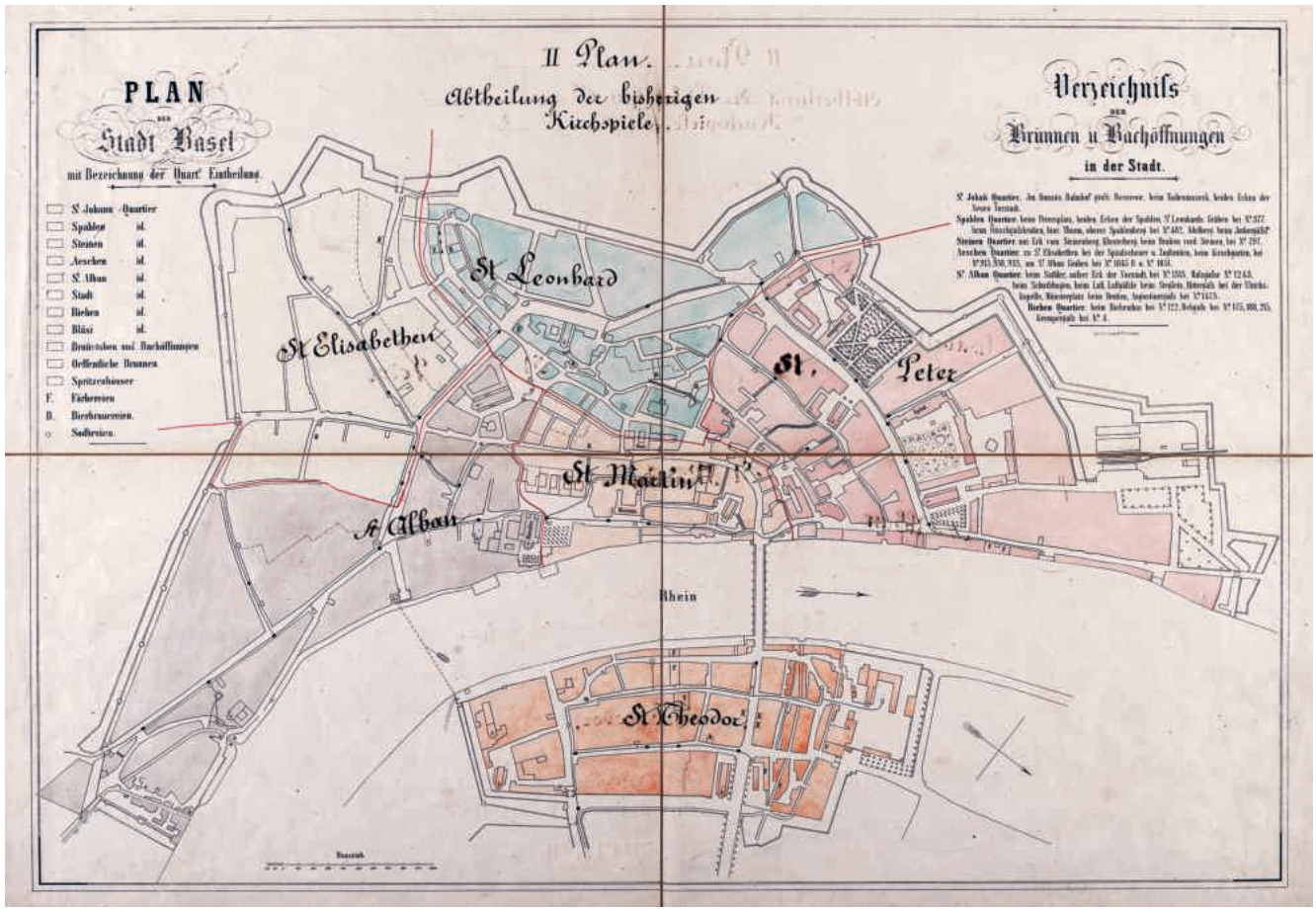
Augustinerkloster III 163
- 1276 Augustinereremiten.
- **Areal auf dem Münsterhügel,** nach Abbruch mehrerer Hofstätten.
- Ankäufe auf Initiative des Rats.
- Anfang 14. Jh. Ankauf weiterer Hofstätten und Erweiterung des Klosters.

offenbar eine starke Persönlichkeit, verkehrte am Hof Konrads III. und Friedrich Barbarossas und war in der Reichspolitik engagiert. Deutlich wird hieran, dass im 12. und 13. Jahrhundert mit dem Domkapitel eine weitere Gruppierung in der Stadt zu Macht und Einfluss gekommen war, die ihre Einkünfte selbst verwaltete und eigene Interessen verfolgte.

Der Rat

Das zentrale Gremium, von dem man eine aktive Stadtgestaltung erwarten darf, ist der Rat der Stadt. In Basel gab es, wie gesehen, schon im 11. Jahrhundert herausgehobene Personen, die für die gesamte Gemeinde sprechen durften. So jedenfalls formulieren es die bischöflichen Urkunden, in denen die Bitten oder die Zustimmung der Gemeinde zu den Handlungen des Bischofs angeführt werden: «Mit Zustimmung der Bevölkerung» bestätigte der Bischof die Gründung des Leonhardsklosters, und auch 1250 legitimierte der Bischof den Umzug der Franziskaner an den neuen Platz ihres Klosters mit der breiten Zustimmung von Amtsträgern und Stadtbewohnern. 1180 ist erstmals von einem *consilium* die Rede, dem bestimmte Einkünfte zustehen.[105] Ob es eine feste Zusammensetzung und einen Wahlmodus jener Personen gab, ist nicht bekannt. Nachdem der Rat 1218 strikt unter die Herrschaft des Bischofs gestellt worden war, mag sich ein bestimmter Kreis von ratsfähigen Personen herauskristallisiert haben, der durch die bischöfliche Handfeste aus den 1260er-Jahren sanktioniert wurde. Nach ihr bestand der Rat aus Rittern, Bürgern und Handwerkern.[106] Ob die Handwerker damals schon tatsächlich feste Mitglieder des Rats waren, so wie dies die 1274 vom Bischof erlassene Handfeste für Kleinbasel[107] suggeriert, oder ob sie ein fallweise konsultiertes Zunftmeisterkollegium neben dem eigentlichen Rat bildeten, ist fraglich.[108] Seit der 1337 erlassenen Grossbasler Handfeste[109] ist der Einsitz der Zünfte im Rat gesichert überliefert, und ab 1357 erfahren wir auch die Zusammensetzung aus vier Rittern, acht «Achtburgern» und fünfzehn Zunftherren – so wie schon 1274 in Kleinbasel.[110] Damit hatten die Zünfte im 14. Jahrhundert rechnerisch eine Mehrheit im Rat.

Der Rat hatte seit dem frühen 13. Jahrhundert eigene innerstädtische Steuern, das Ungeld, mit dem die bauliche Gestaltung der Stadt bestritten wurde, also der Mauerbau, Strassenbau, Rathausbau und Weiteres.[111] Seitdem das Schultheissengericht sich auch mit Hauszinsen und Handänderungen befasste, existierte ein Ratsausschuss für Bauangelegenheiten, die sogenannten Fünfer. Er wurde von einem Ritter, zwei «Achtburgern» und zwei Hand-



71

werkern gebildet. Er wurde bei Nachbarschaftsklagen tätig und beurteilte in erster Linie «Missbau» (schlechte bzw. schlecht unterhaltene Bauweise) und feuergefährliche Zustände. Erstmals wird dieses Gremium um 1300/01 erwähnt;[112] regelmässige Protokolle sind erst seit 1505 überliefert.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war die Stadt in der Lage oder willens, dem Bischof in Finanznöten beizustehen: 1271 bürgte sie für einen Kredit des Bischofs.[113] In grösserem Umfang wurde die Finanzkraft des Rats jedoch erst im späteren 14. Jahrhundert eingesetzt, um dem Bischof Rechte abzukaufen oder als Pfand zu erhalten. Eine frühe Verpfändung bischöflicher Einkünfte ist schon 1223 überliefert, allerdings an das Domkapitel, nicht an den Rat.[114]

Gruppierungen in der Stadt und ihre Orte

Adlige

Die bischöfliche Handfeste, welche die Zusammensetzung des Rats vorschrieb, gewährt einen Überblick über die tonangebenden Gruppierungen innerhalb der Stadt im 13. Jahrhundert. An erster Stelle werden die Ritter, die Adligen, aufgeführt. Ihre Gruppe war prinzipiell in zwei Parteien geschieden: auf der einen Seite die alteingesessenen Familien der *Cives*, also Bürger, die in den Adelsstand aufgestiegen waren. 1227 erhielten diese *Cives* von König Heinrich (VII.) das Recht, Lehen zu empfangen, und waren damit den Rittern gleichgestellt.[115] Auch stellten einige feste Familienverbände bedeutende bischöfliche Ämter wie die Marschalk und Kämmerer, zählten also zu den Ministerialen. Auf der anderen Seite drängten im 13. Jahrhundert Landedelleute in die Stadt bzw. an den Bischofshof, wurden vom Bischof ebenfalls mit Ämtern ausgestattet und gerieten so in Konkurrenz zu den führenden Familien der Stadt. Die Parteien sammelten sich in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts unter den Wappen der «Psitticher» und der «Sterner», die sich bei Turnieren und verschiedenen weiteren Gelegenheiten bekriegten.[116] 1271 gelang es den Psittichern, die Sterner aus der Stadt zu vertreiben. Letztere schlossen sich im Konflikt des Bischofs gegen Rudolf von Habsburg dem Grafen und späteren König an, wogegen die Psitticher an der Seite des Bischofs standen. Nach der Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen König 1273 kehrten die Sterner in die Stadt zurück. Der

ABB. 71 **Die Gliederung der Quartiere wurde um 1862 revidiert. Die seit dem Mittelalter und bis dahin gültige Einteilung der Kirchspiele dokumentiert dieser 1860 angelegte Plan. (StABS PLA H 3, 23.)**



72

Adelsgruppen im 13. und frühen 14. Jahrhundert in Basel
Der Chronist Matthias von Neuenburg berichtete im 14. Jh. von den Adelsfamilien in Basel:[117]

Psitticher waren die Familien:
Schaler
Münch
Ze Rin
Marschalk
Kämmerer
Sowie die benachbarten Adligen:
Grafen von Neuenburg (Neuchâtel)
Markgrafen von Baden-Hachberg
Freiherren von Rötteln

Sterner waren die Familien:
Von Eptingen
Vitztum
Von Uffheim
Kraft
Reich
Pfaff
Von Ramstein
Neuenstein
Macerel
Frick
Sowie die benachbarten Adligen:
Graf Rudolf von Habsburg
Grafen von Pfirt
Graf Heinrich von Badenweiler

ABB. 72 **Ehemals Petersberg 1. Haus zum Brunnen, um 1928. Fotoarchiv Wolf, StABS Neg. 2398.**

Konflikt flammte Anfang des 14. Jahrhunderts erneut auf, nur dass einige Parteigänger die Seiten gewechselt hatten: Die Schaler und Münch als einstige Psitticher unterstützten nun den König, während der Bischof den Bund mit der Bürgerschaft, namentlich den Zünften, anstrebte.[118] Die Adelsparteien trafen sich in zwei, später drei adligen Trinkstuben: in den Häusern zur Mücke (Schlüsselberg 14 VII 122), zum Brunnen (ehem. Petersberg 1 VIII 70) und zum Seufzen (ehem. Stadthausgasse VIII 84) **ABB. 72**. Die Trinkstube zur Mücke auf dem Münsterhügel ist wohl die älteste, gefolgt vom Haus zum Brunnen unterhalb von St. Peter, während das am Birsigufer befindliche Haus zum Seufzen offenbar von Dissidenten beider älterer Stuben aufgesucht wurde.[119]

Das Wechselspiel von sozialem Aufstieg und Bedrohung der gesellschaftlichen Stellung ist generell dazu geeignet, anspruchsvolle Bauwerke ins Leben zu rufen. Vielleicht nicht zufällig belegen Baudaten exakt um 1271, das Datum der Vertreibung der Sterner, die Erbauung von zwei grossen Höfen am Nadelberg, nämlich dem Schönen Haus (Nadelberg 6 VIII 177) und dem Zerkindenhof (Nadelberg 10 VIII 189). Bauherr des Schönen Hauses war ein Krämersohn namens Konrad, der zu Reichtum und Einfluss gelangt war.[120] Er besass Güter inner- und ausserhalb der Stadt, wurde in einer Urkunde 1280 unter den *Cives* aufgeführt und erhielt um 1301 das Lehen der Burg Hertenberg. Seine Schwester war mit dem Ritter Heinrich Zerkinden verheiratet, dessen benachbarter Hof zeitgleich errichtet wurde. 1308 stand Zerkinden an der Seite des Bischofs im Konflikt mit König Albrecht von Habsburg.

Die Mehrzahl der Höfe dieser Familien befanden sich auf dem Münsterhügel oder an der Petersgasse und dem Nadelberg, wo noch heute die Namen der Besitztümer auf «-hof» enden.

Kaufleute

Man ist es gewohnt, Wirtschaftskraft und aufstrebende Macht der Städte mit der Tätigkeit und der Stellung der Fernkaufleute zu verbinden. Über die Basler Kaufleute im 13. Jahrhundert sind wir jedoch recht schlecht informiert. Eindeutig scheint, dass sie ihren Reichtum nicht aus dem Verkauf lokaler Rohstoffe oder Produkte bezogen, sondern aus dem Transithandel. Zur Bedeutung der verkehrsgünstigen Lage Basels am Rhein trug der neu ausgebaute Landweg von Mailand über den Gotthardpass nach dem französischen Messeort Chalon-sur-Saône bzw. zur Route nach Strassburg, Frankfurt am Main und Köln bei. Vermutlich um 1200 wurde die Schöllenenschlucht nördlich des Gotthards passierbar gemacht. Verlässliche Zahlen über die Menge des Warentransports liegen freilich erst Ende des 15. Jahrhunderts vor; (auch?) damals hatte der Brenner eine weitaus wichtigere Funktion für den transalpinen Handel.[121] Von Basler Kaufleuten berichten die Schriftquellen erstmals 1075 am Bodensee,[122] 1209 werden in der Koblenzer Zollordnung Basler Rheinschiffe erwähnt, 1216 importierte ein Basler Kaufmann Glas aus Genua, 1248 wurde Basler Tuch in Marseille eingeschifft,

und in Bar-sur-Aube, einem Ort der grossen Champagnemessen, gab es eine *«maison de Baale»* als Handelsniederlassung – alle diese Belegstellen sind seit dem 19. Jahrhundert bekannt und werden in der Forschung oft wiederholt, ohne dass viel Neues dazukäme.[123]

Gesellschaftlich ist den Kaufleuten die Position zwischen den im Rat vertretenen Rittern einerseits und den Handwerkern andererseits zuzuweisen. Die im Rat vertretenen «Achtburger» waren offenbar vorwiegend wohlhabende und alteingesessene Kaufleute, deren Lebensstil sich den Adligen annäherte, wie die Karriere des Krämersohns Konrad vom Schönen Haus zeigt. Sie bildeten den «nichtadligen Teil des Patriziats».[124] Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts sind viele Achtburgerfamilien mit Häusern an der Freien Strasse und am Marktplatz nachweisbar, so zum Beispiel die Schaltenbrand (Freie Strasse 81 VII 431), die Iselin (Freie Strasse 9 VII 407), die zem Angen (in ihr Haus am Marktplatz wurde 1344 das Rathaus verlegt)[125] oder die Fröweler mit dem Beinamen «zu Ehrenfels», die zunächst 1334 das Haus Freie Strasse 3 VII 407 besassen, zu dem ein rückwärtig anstossendes Areal auf dem Münsterhügel gehörte. Hier liess sich Junker Peter von Hegenheim 1424 den Ehrenfelserhof (Martinsgasse 6–14 VII 300) erbauen.

Die (Tuch-)Kaufleute, Weinhändler, Detailhändler und die «Hausgenossen» waren in den vier später so genannten Herrenzünften[126] vereinigt, deren Ursprünge jedoch im Dunkeln liegen. Gründungsdaten oder Zunftbriefe, wie sie die Handwerker besitzen, sind nicht überliefert. Da das Markt-, Münz- und Zollprivileg noch bis 1373 beim Bischof lag, stand der Handel generell stark unter bischöflicher Kontrolle. Baulich zeugte davon das erst Mitte des 14. Jahrhunderts überlieferte Ballhaus in der unteren Gerbergasse, in dem, wenn die Bezeichnung diesen Schluss zulässt, der Stoffhandel abgewickelt wurde (siehe S. 300f.). Ganz allgemein muss den Kaufleuten ein grosses Interesse an der Entwicklung der Infrastruktur zugemessen werden (Strassennetz, Brücken, Hafen). Einzelne Stiftungen oder finanzielle Unterstützung sind jedoch nicht dokumentiert.

Ungelöst ist bislang die Frage, wo das Handelsgut gelagert wurde. Die grossen Speicherböden norddeutscher Giebelhäuser in den Hansestädten sind in Basel nicht zu finden; die geräumigen Dachwerke wurden nach bisheriger Kenntnis lediglich zur Brennholzlagerung genutzt. Weinlager im Keller mag es auch schon im 13. Jahrhundert gegeben haben. Eine Erfassung von Wirtschaftsgebäuden des 13. Jahrhunderts ist kaum möglich. In mindestens einem grossen Lagerkeller am Hang der Niederterrasse links des Birsigs, der baugeschichtlich ins 13. Jahrhundert datiert werden kann, wurde jedenfalls im Spätmittelalter gemeinschaftlicher Lagerraum zur Verfügung gestellt (Peterskirchplatz 1 VIII 145).

Handwerker

Neben den Kaufleuten bilden die städtischen Handwerker jene Bevölkerungsgruppe, die durch genossenschaftliche Organisation einen beachtlichen Aufstieg in den Möglichkeiten der politischen Mitbestimmung erreichte. In der älteren historischen Forschung wurde der freiwillige Zusammenschluss der Meister zu Zünften, die später dem Stadtherrn Rechte abrangen, postuliert. In Basel kann durch die aussergewöhnlich dichte Quellenlage ein differenzierteres Bild gezeichnet werden. Die Zünfte besitzen offenbar Vorläufer in den bischöflichen Ämtern (*officia*), die um 1200 überliefert sind.[127] Der älteste Zunftbrief ist eine bischöfliche Urkunde von 1226, in welcher der Begriff «Zunft» ausdrücklich vorkommt: *«confraternia eorum* [der Kürschner]*, quod in vulgari dicitur zhunft.»*[128] Der Bischof bestätigte die Ordnung, die sich die Kürschner selbst gegeben hatten, behielt sich aber das Recht vor, in jedem Jahr einen Zunftmeister zu ernennen. Zünfte erscheinen in diesem Licht als Mittel zur Kontrolle des Marktverkehrs und der Einforderung von Abgaben durch den Stadtherrn. Zugleich versicherte der Bischof den Handwerkern seinen Schutz und gewann sie als Verbündete gegen Ansprüche der Adelsgruppen.[129] Der Historiker Knut Schulz meinte, dass anhand der Basler Zunfturkunden von 1226 bis 1270/74 «geradezu idealtypisch» zu verfolgen sei, wie sich die Zünfte von einer bischöflich konzessionierten zu einer weitgehend autonomen Vereinigung entwickelten.[130] Die Zahl Fünfzehn für die politischen Zünfte im Rat oder im genannten Zunftmeisterkolleg scheint schon im 13. Jahrhundert festgelegt worden zu sein, wie die Kleinbasler Handfeste von 1274 nahelegt.[131] Entsprechend mussten sich einige gewerbliche Zünfte mit anderen zu Halbzünften zusammentun und die Ratsvertreter abwechselnd stellen. Zudem existierten auch neben den einfachen Zünften, in denen nur ein Gewerbe vertreten war, Sammelzünfte mit verschiedenen, zuweilen nur lose zusammenhängenden Gewerben. Seit dem 13. Jahrhundert war es möglich, in mehreren Zünften Mitglied zu sein, so dass «die werbende und die werkende Hand» – Handel und Handwerk – einander ergänzen konnten. Eine Folge war jedoch auch, dass die Handwerkszünfte mitunter von wohlhabenden Kaufleuten oder Krämern dominiert wurden.[132]

Katharina Simon-Muscheid betonte die soziale Komponente der Zünfte, in denen berufsständische Netzwerke bei Umtrunk und gemeinsamen Mahlzeiten gepflegt werden konnten. Eigene Zunfthäuser,

ABB. 73 Meister von Sierentz. Der heilige Martin beim Verlassen einer Stadt. Die Stadtmauer scheidet das nur durch einzelne Kapellen bebaute Land von der Stadt. In dieser sind steinerne Häuser mit Laden- und Stubenfenstern zu erkennen, die durch schwarze Bollenfriese penibel umrandet werden. Die Gasse ist mit Kieselsteinen gepflastert. Ein ähnliches Bild könnte Basel im 15. Jahrhundert abgegeben haben. Mischtechnik auf Tannenholz, um 1445/50. (KMB Inv. 32.)

die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts eingerichtet wurden, verstärkten die Bedeutung der Zünfte als «soziale Orte» und ermöglichten die Selbstdarstellung der Handwerkervereinigungen so wie auch in den ebenfalls erst im 14. Jahrhundert gebildeten Bruderschaften, die sowohl sozialer Absicherung als auch dem Totengedenken gewidmet waren.[133]

Die Handwerker bauten im 13. Jahrhundert ihre Häuser auf dem Besitz der Stifte oder der Klöster und zahlten Zinse, in erster Linie neben einer regelmässigen Abgabe eine Handänderungsgebühr.[134] Innerhalb der Inneren Stadtmauer waren das Leonhardskloster und das Petersstift die bedeutendsten Grundeigentümer. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts erweiterte sich das Erbzinsrecht dahingehend, dass Veränderungen vor dem Schultheissengericht verhandelt oder beglaubigt wurden.[135]

Jüdische Bevölkerung

Spätestens seit der Zeit um 1200 existierte eine jüdische Gemeinde in Basel.[136] Die Wohnhäuser ihrer Mitglieder befanden sich vorwiegend im Kirchspiel von St. Leonhard, und sie entrichteten dem Kloster einen regelmässigen Zins.[137] Doch sind Häuser jüdischer Eigentümer vereinzelt auch nahe am Markt nachgewiesen; ein ausschliesslich von Juden bewohntes «Ghetto» existierte in Basel nicht. Im Januar 1349 vernichtete ein mit Schuldzuweisungen aufgrund der grassierenden Pest begründetes Pogrom die Gemeinde; sämtliche Juden, deren man habhaft werden konnte, wurden in einem Holzhaus auf einer Rheininsel oder Sandbank verbrannt. Eine zweite jüdische Gemeinde, die sich nach dem Erdbeben ab 1362 wieder in Basel bildete, löste sich 1397 angesichts zunehmender antisemitischer Feindlichkeit wieder auf. Eine dritte Gemeinde entstand erst im 19. Jahrhundert. Wo genau sich die Synagoge der ersten Gemeinde befand, ist nicht bekannt. Die der zweiten Gemeinde war, wohl zusammen mit einer Mikwe (Ritualbad), an der Grünpfahlgasse VIII 441, umgeben von den Häusern mehrerer Gemeindemitglieder.[138] Der Friedhof der ersten Gemeinde im Bereich des heutigen Kollegiengebäudes der Universität konnte 2002–2003 archäologisch untersucht und dokumentiert werden.[139]

Krisen und Katastrophen

Die verdichtete Bebauung, die zu einem hohen Grad noch aus Holzbauten oder zumindest hölzernen Bauteilen wie den mit Schindeln gedeckten Dächern bestand, begünstigte das Ausgreifen von Stadtbränden. Neben archäologischen Befunden informiert hierüber die spätmittelalterliche Chronistik, die Katastrophen notorisch viel Aufmerksamkeit schenkt und bei Schadensangaben zur Übertreibung neigt. 1258 verbrannten das Predigerkloster und angeblich ein grosser Teil der Stadt. 1294 gingen 600 Häuser zugrunde, und vierzig Menschen starben, so berichten die Grossen Colmarer Annalen.[140] 1298 wurde das Barfüsserkloster durch Feuer zerstört. In Kleinbasel brannte es 1327 und 1354, woraufhin der Bischof den Bürgern auf zehn Jahre die stadtherrlichen Steuern erliess.[141] Dass die wiederholten Brände zu vermehrter Steinbautätigkeit motivierten, kann vermutet werden.

Das einschneidende Ereignis der Pestepidemie in den Jahren 1348–1349 erschütterte die Grundsätze der Gesellschaft. Geschätzt starb ein Drittel der Bevölkerung, das heisst 4000 der damals ca. 12 000 Einwohnerinnen und Einwohner.[142] Der Leerstand von Häusern und deren Besitzerwechsel – möglicherweise mit sozialem Aufstieg der Überlebenden verbunden – ist leider schlecht überliefert, weil mit dem Erdbeben von 1356 eine nächste Katastrophe eintrat, bei der auch das Ratsarchiv vernichtet wurde. Anhand der im frühen 14. Jahrhundert stagnierenden Bevölkerungsentwicklung vermutete Franz Gschwind, dass die Pest die Stadt in einer ohnehin bedrückenden wirtschaftlichen Lage traf. Deutlich ist hingegen, dass sich die Politik des Rats fortan sehr offen für Zuwanderung zeigte. Zwischen 1358 und 1476 sind 6868 Bürgerrechtsaufnahmen verzeichnet.[143]

Spätmittelalter: Vom Erdbeben bis zur Reformation

Wichtige Daten

1356	Ein grosses Erdbeben verwüstet die Stadt.
1362–1400	Bau der Äusseren Stadtmauer.
1373	Der Bischof verpfändet Zoll und Münze an den Rat der Stadt.
1385/86	Das Schultheissenamt und das Vogteigericht werden vom Rat übernommen.
1392	Vereinigung von Gross- und Kleinbasel.
1417	Ein Grossbrand vernichtet rund 250 Hofstätten.
1431–1448	Das Konzil tagt in Basel.
1460	Gründung der Universität.
1471	Erste Basler Messe.
1501	Basels Beitritt zur Schweizerischen Eidgenossenschaft.
1521	Loslösung des Rats vom Bischof als Stadtherrn.
1529	Reformatorischer Bildersturm.



73



74

ABB. 74 Das 1573 gemalte «Erdbebenbild» von Matthäus Han gilt als Kopie eines älteren Bildes aus der Zeit vor der Reformation, wie die Anwesenheit der Stadtpatrone Maria und Kaiser Heinrich II. zeigt. Die rebusartige Inschrift an der oberen Rahmenleiste lautet «Ein (Gürtelschnalle – M) mit sinem dorn, drvi (3 Hufeisen – C) vserkoren, ein (Zimmeraxt – L), der (6 Krüge - I) zal, do verfyl Basel überall m ccc lvi Jor.» Bisher konnte das Wappen des Stifters zu Füssen der Maria nicht identifiziert werden. (HMB Inv. 1870.896.)

Das folgende Kapitel behandelt eine ungemein aktive und prosperierende Epoche, in der trotz mehrerer Katastrophen und Bedrohungen politische, wirtschaftliche und nicht zuletzt künstlerische und baukünstlerische Entwicklungen vollzogen wurden, die sich bis in die Neuzeit auswirkten.[144]

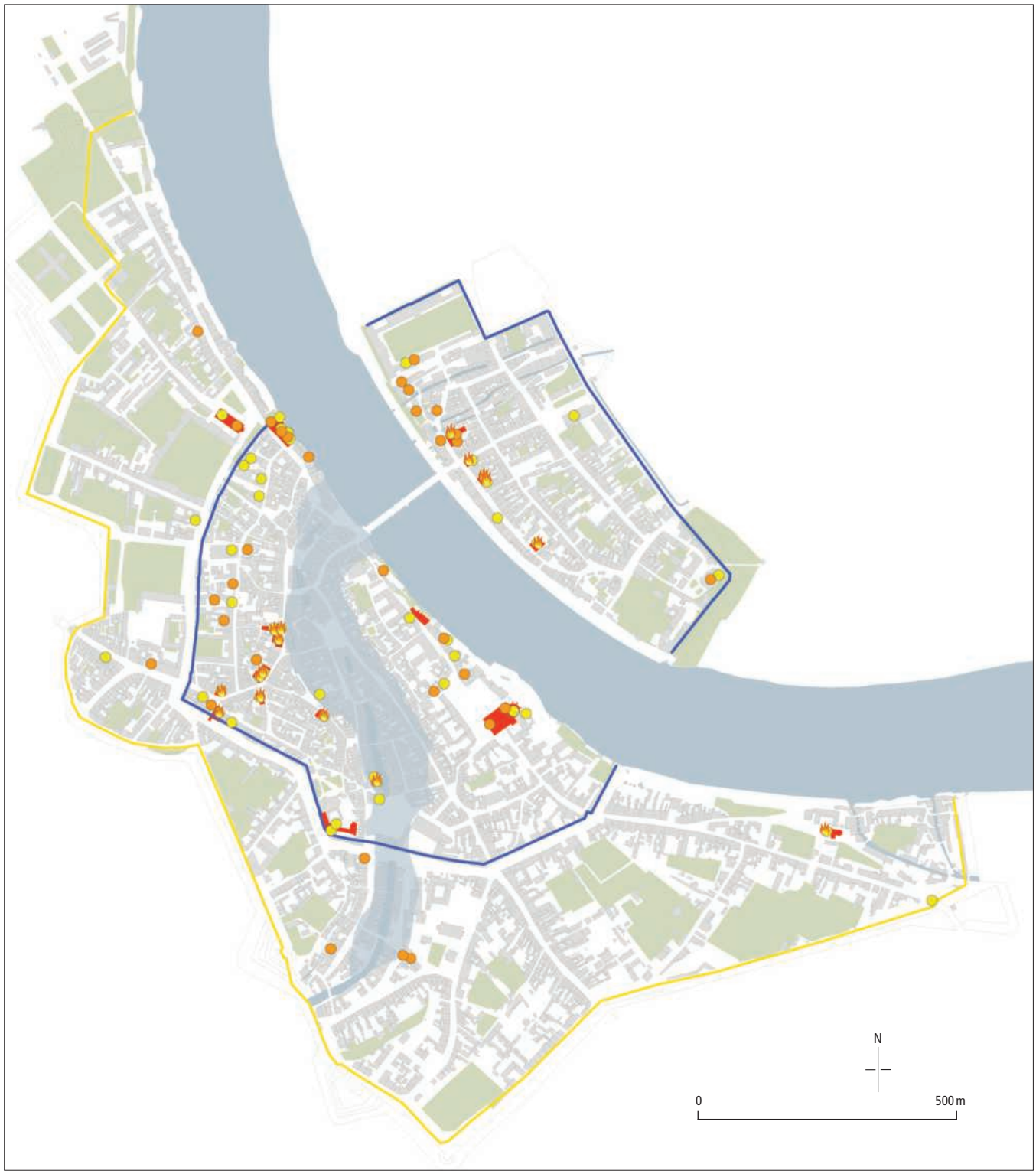
Das Erdbeben von 1356

Das grosse Basler Erdbeben vom 18. Oktober 1356 verursachte massive Schäden sowohl durch die Erdstösse als auch durch eine Feuersbrunst sowie eine anschliessende Überschwemmung, die durch den von Trümmern aufgestauten Birsig erzeugt wurde.[145] Der späteren Chronistik erschien dies wie eine Urkatastrophe, die zu einem Neuanfang des städtischen Lebens und der Bebauung geführt habe.

Entsprechend deutlich wurden das Datum und die Zerstörungen memoriert: Im Kleinen Weissen Buch des Rats reimte man *«Lucas et cliccum / Terre motum / Dant tibi notum»*[146], wobei der Lukastag (18. Oktober) und das Jahr 1356 («cliccum» ist eine Umstellung der römischen Zahl MCCCLVI) angesprochen werden. Im mittelalterlichen Kaufhaus befand sich ein vorreformatorisches Gemälde mit den Stadtpatronen Maria und Kaiser Heinrich II. neben einem von Basilisken gestützten Basler Wappen. Das Bild wurde 1573 in alter Form erneuert.[147] Eine rebusartig verschlüsselte Inschrift auf dem Bilderrahmen nimmt auf das Erdbeben Bezug **ABB. 74**.[148] Aeneas Silvius Piccolomini konnte noch rund achtzig Jahre nach dem Beben in einem Brief an Kardinal de' Cesarini behaupten, Basel sehe aus wie in einem Zuge erbaut, überall modern, man erkenne keine Spuren des Alters und finde nichts Baufälliges.[149]

Den tatsächlichen Umfang der Schäden abzuschätzen, fällt heute sehr schwer. Eine schriftliche Nachricht aus den Ratsbüchern besagt, dass innerhalb der Inneren Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert sowie in den bis dahin noch weitgehend unbefestigten Vorstädten keine Kirche und kein Steinhaus unbeschädigt geblieben seien.[150] Eine Anzahl von Baubefunden deuten jedoch darauf, dass gewisse Gebäude die Katastrophe unversehrt überstanden haben, wie zum Beispiel die grossen Adelshöfe am Nadelberg mit ihren steinernen Hauptgebäuden, die auf einer ebenen Niederterrasse stehen (Engelhof VIII 171, Schönes Haus VIII 177, Schöner Hof VIII 185, Zerkindenhof VIII 189). Spuren der Zerstörung sind nur punktuell nachzuweisen, weil insbesondere in der Grossbasler Talstadt und in Kleinbasel jenseits der Uferstrasse im 19. und 20. Jahrhundert ein nahezu vollständiger Austausch der historischen Bebauung stattgefunden hat. Gleichwohl zeichnen sich gewisse Schadensarten ab **ABB. 75**.

Dass Gebäude in Hanglage, also am Rheinufer und an den Flanken des Birsigtals, besonders stark von den Erdstössen betroffen waren, ist einleuchtend.[151] Gleiches gilt für die Stadtbefestigung. Die chronikalische Notiz aus dem Roten Buch des Rats, «ouch viel der burggrabe an vil stetten in»,[152] ist anhand des Schadensbilds am Eckturm der Lohnhof-Befestigung nachzuvollziehen **ABB. 76**. Eine schräge Bruchkante weist zum Graben hin, in den das Mauerwerk der oberen Partien abgerutscht war.[153] Ein ähnliches Schadensbild weist der Turm der St. Albankirche auf, der quasi senkrecht weggebrochen war und erst um 1435 wieder aufgebaut wurde.[154] Die Kleinen Basler Annalen berichten, dass in den engen Strassen die hohen Häuser mit ihren auskragenden Obergeschossen gegeneinandergestürzt seien, während die unteren Geschosse



75

ABB. 75 **Die verschiedenen Befestigungsringe Basels und die durch Baubefund oder archivalisch nachgewiesenen Erdbebenschäden in Basel (nach BERNASCONI/LÖBBECKE 2019). Kartengrundlage: «Falkner-Plan» von 1865/62, Umzeichnung KDBS. Zeichnung Graham Heath, 2025.**



76

ABB. 76 **Der beim Erdbeben 1356 zerstörte Eckturm der Stadtmauer am Lohnhof. Die schräge Abbruchkante des Turms ist ein typisches Schadensbild, dem nach 1356 mit veränderter Mauertechnik entgegengewirkt wurde. «Lebensbild» Marco Bernasconi, ABBS, 2018.**

unversehrt blieben.[155] Dies ist ein Hinweis auf die verbreitete Holz- oder Fachwerkbauweise.

Während des Wiederaufbaus trat der Rat der Stadt als streng und bestimmt handelnde Autorität auf, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Das erste neu angelegte Ratsbuch, das Rote Buch, beginnt mit Strafen für Aufrührer, Raufbolde und Diebe.[156] Die Massnahmen wurden offenbar in erster Linie von einem Fünferausschuss des Rats gelenkt, der sich später zu einem Baugericht entwickelte. Der Fünferrat wurde jedoch nicht erst anlässlich des Erdbebens ins Leben gerufen, sondern existierte schon seit der Zeit um 1300 (siehe S. 88f.).[157]

Freiflächen wie der Petersplatz oder unbebaute Grundstücke in den Vorstädten eigneten sich dazu, eine Notversorgung der Bevölkerung mit Schlafstellen und Verkaufsbuden zu organisieren.[158] Für die Beseitigung des Schutts sandte Herzog Albrecht II. von Österreich 400 kräftige Bauern, die mehrere Tage in der Stadt blieben, so jedenfalls berichtet der Dominikanermönch Felix Fabri.[159] Tatsächlich ist eine bedeutende Schuttschicht, die zum Erdbeben gehören könnte, archäologisch nicht nachweisbar. Um das Niveau der Gassen und Hofstätten zu wahren, wurden die zerbrochenen und verbrannten Reste offenbar grösstenteils abgefahren, möglicherweise in den Rhein gekippt.[160] Der Rat bestimmte überdies, dass als Ausnahme von den Zunftregeln auch fremde Meister – Zimmerleute und Maurer – in der Stadt tätig sein durften,[161] und wachte über die Verteilung von Bauholz, Kalk und Ziegeln zu festgelegten Preisen.[162] Als einzige Bauvorschrift wurden fortan die «fürschöpf», das heisst die als gefährlich erkannten Auskragungen der Häuser oder ihre Vordächer, verboten.[163]

Den kirchlichen Institutionen fehlte das nötige Kapital, um neben den bedeutenden Schäden an den Kirchen auch sonstige Liegenschaften instand setzen zu lassen. Dem St. Albankloster wurden darum die Kirchen von Lörrach und Hüningen mitsamt ihren Einkünften einverleibt.[164] Für die Reparatur des Münsters konnten Spenden verwendet werden; mehrere Quellen berichten von Almosensammlern zugunsten der Münsterfabrik, die im Bistum Konstanz und anderswo unterwegs waren.[165] An der Nordquerhausfront der Kirche ist zu beobachten, dass zunächst eine provisorische Wiederherstellung bis zur Mauerkrone erfolgte, auf der offenbar mehrere Jahre ein Notdach ruhte, bis vor 1401 der endgültige Wiederaufbau des Giebeldreiecks und die Einwölbung des Querhausarms erfolgte.[166] Daneben rief das Kapitel die Domherren zu eigener finanzieller Beteiligung an der Reparatur der stark beschädigten Domherrenhöfe am Münsterplatz auf.[167] Das Kloster Königsfelden sah sich nicht imstande, den ihm gehörenden Ritterhof (Rittergasse 20 VII 203) wieder aufzubauen, und verlieh ihn auf Lebenszeit an die Witwe des Markgrafen von Hochberg, Katharina von Thierstein, unter der Bedingung, dass sie das Gebäude selbst wieder herrichtete.

Die Wiederherstellung der am dringendsten benötigten Stadtfunktionen scheint innerhalb mehrerer Monate möglich gewesen zu sein, jedenfalls dekretierte der Rat im August 1357 den Abbruch der provisorischen Hütten und Verkaufsstände auf dem Petersplatz.[168] 1362 hatte die Stadt alle Schulden und Verpflichtungen, die aus den Zerstörungen und dem Wiederaufbau resultierten, abgegolten.[169] In welchem Umfang die Wohngebäude zu dieser Zeit wiederhergestellt waren, ist jedoch ungeklärt. In Urkunden ist bis etwa 1365 von zerstörten Häusern die Rede.[170] An den Kirchen, die schon nach wenigen Jahren wieder liturgisch nutzbar waren, dauerten Reparaturen jedenfalls noch bis in das 15. Jahrhundert

hinein, wie die Beispiele des Münsters (Gewölbe im Lang- und Querhaus und Umbau der Westfassade) und der St. Albankirche (Aufbau des Turms) zeigen.

Der Bau der Äusseren Stadtmauer und die Entwicklung der Vorstädte

Trotz der leidvollen Belastung durch das Erdbeben und den Wiederaufbau wurde sechs Jahre nach der Naturkatastrophe mit dem Aushub der Gräben für eine dritte Stadtmauer um Grossbasel begonnen.[171] Das gesamte Werk kam um 1400 zum Abschluss.[172] Der neue Mauerring definierte einen Kranz von Vorstädten um die Grossbasler Siedlung.

Die Burkhard'sche Mauer und die Innere Stadtmauer des frühen 13. Jahrhunderts hatten nicht alle zu Basel gehörenden Siedlungsbereiche eingeschlossen, so auch nicht sämtliche Klöster. Das St. Albankloster war 1083 mit Absicht ausserhalb der Stadt gegründet worden und befand sich 450 m vom St. Alban-Schwibbogen entfernt. Im Norden der Stadt lag die 1206 erstmals erwähnte Niederlassung der Johanniter gleichfalls mehr als 600 m vor dem Kreuztor (dem St. Johanns-Schwibbogen). Das Reuerinnenkloster an den Steinen, das Gnadentalkloster sowie dasjenige der Prediger wurden unmittelbar ausserhalb der Inneren Stadtmauer angelegt, bezeichnenderweise jedoch in der Nähe von Toren und somit an Ausfallstrassen (siehe S. 85–88). Die Besiedlung in den späteren Vorstädten setzte schon im 13. Jahrhundert ein, ist archäologisch jedoch nur in der Spalenvorstadt und an einem Beispiel in der Steinenvorstadt greifbar.[173] Diese Liegenschaften befanden sich zwar im Stadtbann, jedoch ausserhalb der Mauern und waren folglich vor äusseren Feinden wenig geschützt, auch wenn die Spalen- und die St. Alban-Vorstadt im späten 13. Jahrhundert eigene Befestigungen erhalten hatten.[174]

Mit dem Bau der Äusseren Stadtmauer wurde beabsichtigt, weitere Siedlungsbereiche in die Stadt einzubeziehen. Der Mauerverlauf folgte den topografischen und den baulichen Gegebenheiten. Im Norden wurde die Niederlassung der Johanniter eingefriedet. Im weiteren Verlauf nach Süden berücksichtigte ein rechtwinkliger Vorsprung die in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandene «phaffen vorstatt», also die bis 1871 Neue Vorstadt und seitdem Hebelstrasse genannte Strasse.[175] Die Mauer führte dann am Petersplatz vorbei und umrundete anschliessend die Spalenvorstadt. Die runde Mauerführung ging hier auf die Vorstadtbefestigung aus dem späten 13. Jahrhundert zurück, die nur aus Graben und Palisade bestand.[176] Von der Spalenvorstadt zog die Mauer schnurgerade nach Südosten bis



77

ABB. 77 Die sogenannte Letzimauer, der einzige erhaltene Abschnitt der Äusseren Stadtmauer am Ostende der St. Alban-Vorstadt, wurde 1978/79 rekonstruierend wiederhergestellt. Anders als hier zu sehen besass die Äussere Mauer jedoch auf weiten Strecken keinen Wehrgang. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

zum Turm «Wagdenhals», der zusammen mit dem gegenüberstehenden Turm «Dornimaug» den Einschnitt des Birsigtals mit dem Steinentor flankierte. Am Einlass des Birsigs in die Stadt befand sich die 1345 belegte Steinenmühle (ehem. Kohlenberggasse 30–32), die es zu schützen galt. Von «Dornimaug» wurde eine nur einmal leicht abknickende Linie zu einem Turm an der Stelle des späteren Aeschenbollwerks gezogen, das sich präzise am Ort des heutigen Strassburgerdenkmals vor dem Bahnhof SBB befand. Dieser Turm bildete die äusserste südliche Spitze der Stadtmauer und schützte die oberhalb des Birsigtals entstandene Elisabethen- oder Spitalschürenvorstadt, benannt nach der Kapelle, die am Ende des 13. Jahrhunderts hier auf dem Gut des städtischen Spitals und dem nach 1288 eingerichteten Friedhof errichtet worden war.[177] Von hier aus ging es rechtwinklig abknickend und wiederum in gerader Linie zum Aeschentor und schliesslich über eine Strecke von 670 m schnurgerade zum St. Albantor, ohne die ältere Vorstadtbefestigung zu berühren. Nördlich des St. Albantors wurde schliesslich noch das wirtschaftlich bedeutende Mühlenquartier an den im 12. Jahrhundert angelegten Gewerbekanälen eingefasst **ABB. 77**.

Die wie mit dem Lineal gezogenen Mauerverläufe zwischen der Spalenvorstadt und dem St. Albantor verraten, dass in diesen Regionen noch keine städtische Parzellierung und keine nennenswerte Bebauung stattgefunden hatte. Noch auf Merians Planvedute von 1615/17 sind in diesen Bereichen grosse Gärten und Reben zu erkennen **ABB. 30**. Grosszügige Ummauerungen mit Freiflächen im Stadtgebiet, die bis in die Neuzeit hinein kaum aufgefüllt werden konnten, sind aus mittelalterlichen Städten bekannt, zum Beispiel aus Köln, wo die ab 1179 befestigte dritte Stadterweiterung zum grossen Teil



78

ABB. 78 **Emanuel Büchel zeichnete um 1745 das Steinentor von der Elisabethenschanze aus. Stufenweise passt sich die Mauer dem Geländeeinschnitt des Birsigtals an. Am rechten Bildrand ist die alte Bastion «Dornimaug» angeschnitten. Hinter dem Stadttor befindet sich der Birsigeinlass, der durch einen zusätzlichen Turm auf der Kontermauer gesichert ist. (StABS Bild Falk Fa 3,7.)**

Freiflächen umfasste. Die Stadtansicht von Anton Woensam um 1531 lässt sogar waldartige Bereiche erkennen. Anbauflächen innerhalb der Mauern zeigen auch der «Murer-Plan» von Zürich um 1576 sowie der Luzerner «Martini-Plan» von 1597 entlang der Museggmauer. Diese als «Bauerwartungsland» anzusprechen,[178] bedeutet, dem Stadtherrn oder der Stadtgemeinde ein grosses Mass an Optimismus und Wachstumshoffnung für die Stadt zuzubilligen. Ob dieses in Basel nach den jüngst gemachten Erfahrungen der Pest und des Erdbebens zutraf, sei dahingestellt. Die Frage, welchen Wert die innerstädtischen Freiflächen für die Versorgung der Bevölkerung gehabt haben könnten, ist in der Forschung wenig geklärt. In Bezug auf die Basler Äussere Stadtmauer kann festgestellt werden, dass das Konzept weniger im möglichst grossen Landgewinn bestand als im Gegenteil die vorhandene Siedlung und Bebauung als Ausgangspunkt diente. Das Bestreben ging offensichtlich dahin, die kürzeste Strecke zwischen gegebenen Punkten mit Mauern zu überbauen (vgl. **ABB. 64, 78**).[179]

Äussere Stadtmauer
Bauzeit: 1362–1400.
Länge: 3980 m.
Höhe: 11 m
Umschlossene Fläche (einschliesslich der Inneren Stadt Grossbasel): 115,5 ha.
Umschlossene Fläche der Vorstädte: 80 ha.
Anzahl der Türme: ca. 41.
Anzahl der Haupttore: 5.
Graben[180]: 18 m breit, 6 m tief.

Aeneas Silvius Piccolomini hielt um 1430 von der Basler Stadtbefestigung nicht viel: Sie könne schweren Angriffen kaum standhalten, da die Mauern weder hoch noch dick genug seien.[181] Auf weite Strecken existierte hinter dem Zinnenkranz kein Wehrgang, so dass eine Verteidigung nur von den Türmen aus möglich war.[182] Dementsprechend zählt eine Wachordnung aus dem Jahr 1374 nur die bis zu diesem Datum errichteten Türme auf und dokumentiert die Aufteilung des Wachdienstes zwischen den Zünften und den Bewohnern der einzelnen Vorstädte.[183] Im Unterschied zur Burkhard'schen Mauer und zur Inneren Stadtmauer besass die Äussere Stadtmauer einen Rondenweg, der von Bebauung freigehalten werden sollte.[184]

Die fünf Stadttore (St. Albantor, Aeschentor, Steinentor, Spalentor, St. Johannstor) wurden nach der Wachordnung von 1473 in verschiedene Kategorien eingeteilt: Das St. Johanns- und das St. Albantor sollten erst um sieben Uhr morgens geöffnet werden, während die für die Wareneinfuhr bedeutenderen drei anderen Tore schon früher Einlass gewähren durften.[185] Hauptelement aller Anlagen war ein rechteckiger Torturm – nur beim Spalentor ergänzt um zwei Rundtürme – sowie ein rechteckiger, durch hohe Mauern umgrenzter Torzwinger oder ein gedeckter Vorbau an der Grabenseite. Den Graben überspannte eine Holzbrücke, ursprünglich als Ziehbrücke klappbar, und an der Feldseite vervollständigte eine geräumige Aussenanlage mit niedrigen Einfassungsmauern (eine Barbakane, mit runden Ecktürmen am Aeschen- und Spalentor) die Anlage.

ABB. 79, 80 **Das 1400 fertiggestellte Spalentor ist im Kreis der übrigen Basler Tore hervorgehoben, weil es zusätzlich zu dem rechteckigen Torturm zwei flankierende Rundtürme besitzt und auf diese Weise dreifach befestigt wirkt. Zugleich wird durch die altertümliche Architekturform mit romanischen Rundbogenfriesen und Verzicht auf jegliches gotisches Masswerk eine archaische Wirkung erzielt. Typologisch verweist der Bau nach aussen, mit seiner «Feldseite», auf imperiale Kirchen-Westwerke wie zum Beispiel das karolingische St. Riquier in Centula oder St. Pantaleon in Köln. Nach innen, zur Spalenvorstadt hin, tritt dieser Charakter zurück; hier orientiert sich der Rechteckturm mit einem Stubenfenster an bürgerlichen Wohnbauten. Fotos KDBS, Erik Schmidt, 2014.**



79



80

Die drei erhaltenen Tore der Äusseren Stadtmauer werden in Band 1 der Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt behandelt.[186] *Die seit dessen Erscheinen 1932 und in den Nachträgen 1971*[187] *angestellten Beobachtungen und Erkenntnisse am Spalen-, St. Alban- und St. Johannstor seien hier kurz zusammengefasst.*

Spalentor ABB. 79, 80

Beim Spalentor konnte durch die dendrochronologische Datierung des Dachwerks auf das Jahr 1400 das Datum der Vollendung bestimmt werden.[188] 1473/74 wurde an der Feldseite ein zinnenbewehrtes Vortor errichtet, dessen Konsolenreliefs 1893 durch Kopien des Bildhauers JEAN HYM[189] ersetzt wurden; nach starker Verwitterung mussten diese 1984 durch MARKUS BÖHMER neu geschaffen werden. 2012/13 fanden umfangreiche Instandsetzungen statt, die auch die jüngere Geschichte des Bauwerks respektierten, namentlich die 1898, 1926 und schliesslich 1934 vorgenommene Verputzung der Rundtürme sowie das Ablaugen des Torturmmauerwerks bis auf die Steinoberfläche.[190] Zwar konnten noch zahlreiche Farbbefunde erhoben werden, doch erlaubten sie keine Rekonstruktion eines farblichen Gesamtbildes, weder der Mauerflächen noch des Figurenschmucks. Hinsichtlich der grossen Figuren an der Feldseite des Torturms – Maria mit dem Christuskind sowie zwei Prophetenfiguren – konnten verschiedene Sondierungen die schon früher geäusserte These stützen, dass die Skulpturen mitsamt ihren Konsolen und Baldachinen nachträglich in der Mauer verankert wurden, allerdings mit nur geringer Verzögerung, möglicherweise noch während an dem Tor gebaut wurde.[191] Dadurch wird die von Annie Kaufmann-Hagenbach und François Maurer vertretene stilistische Frühdatierung der Figuren auf die Zeit um 1400 bestätigt.[192] Später wurde die Madonnenfigur um ca. 40 cm nach oben versetzt, vielleicht im Zusammenhang mit der Errichtung des Vortors, das die freie Sicht auf die Figur behindert hätte.[193]

St. Albantor

Das St. Albantor, das 1871–1873 anstelle seines über Rundbögen leicht auskragenden obersten Geschosses einen Zinnenkranz mit hohem Pyramidendach erhalten hatte, wurde 1976 wieder zurückgebaut.[194] 1979 konnten archäologische Grabungen den Verlauf der Äusseren Stadtmauer nachweisen, deren Einlass zunächst durch ein Zangentor gesichert war. Der eigentliche Torturm wurde mit etwas Abstand zur Mauer wohl um 1366 bis in ca. 8 m Höhe aufgemauert. Ein Materialwechsel sowie dendrochronologische Untersuchungen belegen, dass er erst um 1388 seine volle Höhe von fünf Geschossen oberhalb der Durchfahrt erlangte.[195]

St. Johannstor

Auch das St. Johannstor erhielt 1874 ein fast 9 m hohes Pyramidendach mit einem glockenbestückten Dachreiter, der seine Fernwirkung steigerte. In den Jahren 1983–1984 wurde dieses wieder zu einem flach geneigten Pyramidendach, wie es auf alten Fotos überliefert ist, zurückgebaut. Die lukenartigen Fenster der Türmerwohnung wurden dabei stark vergrössert. Der Umbau wurde von einer ausführlichen Bauuntersuchung begleitet. Durch dendrochronologische Datierung der Deckenbalken im 1. und 2. Obergeschoss konnte die Erbauung des Hauptturms auf das Jahr 1371 präzisiert werden. Eine Bretterwand im 1. Obergeschoss wurde mit 1375/76 gefällten Bauhölzern gezimmert.[196]

Bauliche Verdichtung innerhalb der Inneren Mauer und Ausbau der Vorstädte

Während die Stadtfläche durch den Bau der Äusseren Stadtmauer bedeutend vergrössert wurde, intensivierte sich auch die Bautätigkeit in der Kernstadt innerhalb der Inneren Mauer. Hier kam es seit dem Erdbeben in den meisten Fällen zu einer Zweit- oder Drittbebauung der Hofstätten mit Steinhäusern anstelle von Holzgebäuden, die aufgrund der Unterkellerung der Neubauten in vielen Fällen nur noch hypothetisch nachzuweisen sind. Die in der Schneidergasse (Nrn. 4–18) erkennbare Bauweise mit geschlossener Strassenfront setzte sich im Verlaufe des 15. Jahrhunderts in der Talstadt generell durch (siehe S. 282–284). Auf dem Münsterhügel und den Niederterrassen westlich des Birsigtals im Bereich der Petersgasse und des Nadelbergs blieb die alte Bebauungsstruktur mit grossen, locker bebauten Höfen bestehen.

Nachdem die Innere Stadtmauer wehrtechnisch funktionslos geworden war, lehnten viele Anwohner am Heuberg und in benachbarten Gebieten ihre Häuser an die einstige Befestigung an oder setzten Gebäude sogar auf sie und in den alten Stadtgraben hinein.[197] Der Graben selbst ist spätestens seit dem 15. Jahrhundert als zu pachtendes Gartenland für die unmittelbaren Nachbarn überliefert.[198] Die militärisch obsolete Anlage blieb gleichwohl als wahrnehmbare Grenze zwischen der Inneren Stadt und den Vorstädten bestehen.

Die schon im 13. Jahrhundert festzustellende Bautätigkeit in den Grossbasler Vorstädten konzentrierte sich bis ins 17. Jahrhundert hinein auf die Ausfallstrassen bzw. auf die Strecke zwischen den alten Toren der Inneren Stadtmauer (den Schwibbögen) und den fünf Stadttoren der äusseren Umfassung. Als Nebengassen, an denen sich ebenfalls Häuser befanden, sind in erster Linie die Malzgasse, die heutige Elisabethenstrasse und die Theaterstrasse, die auf das Fröschenbollwerk zulaufende Schützenmattstrasse sowie die ehemals Neue Vorstadt und Lottergasse genannten Strassen (heute Hebel- und Spitalstrasse) zu nennen. Was die Nutzung der Häuser und das Sozialprestige der Bewohner betrifft, ist anfänglich ein deutliches Gefälle zur Inneren Stadt zu konstatieren. Feuergefährliche Gewerbebetriebe wie Hafnereien, Ziegeleien, Giessereien, Back- und Brennöfen wurden allmählich in die Vorstädte verlagert.[199] Zwischen den Wohnhäusern befand sich noch bis in die Neuzeit hinein eine grosse Zahl von Scheunen und Gärten.

Ausserhalb der Stadtmauern beanspruchte der Rat den Rechtsbezirk des Stadtbanns. Dessen Ursprung liegt in der vom Kaiser dem Bischof verliehenen Blutgerichtsbarkeit bzw. der Vogtei, die 1386 vom Rat übernommen wurde. Im Stadtbann galt das Basler Gericht. Basler Bürger besassen Reben, Äcker, Wald und Wiesen, deren Grenzen durch das Gescheid – ein ursprünglich bischöfliches, später von den Rebleuten und dem Dompropst ausgeübtes und seit 1491 vom Rat besetztes Flurgericht – kontrolliert wurden.[200] Um 1400 sind rechtsrheinisch Zollwärter an der Banngrenze überliefert, die Händler und Fuhrleute auf die Strasse nach Basel wiesen. Auch die heutige Gundeldingerstrasse, über die eine südliche Passage an Grossbasel vorbei möglich war, wurde im 15. Jahrhundert gesperrt, und die Reisenden wurden genötigt, den Weg durch die Stadt zu nehmen, wo sie gegebenenfalls Zoll zu entrichten hatten.[201]

Die Schaffung von Marktplätzen und die Überwölbung des Birsigs

Ein Markt gehört zu den zentralen Merkmalen einer Stadt. Der Basler Marktplatz (ehem. Kornmarkt) und der Fischmarkt wurden erst durch Hausabbrüche sowie eine umfassende städtebauliche Massnahme auf eine ansehnliche Grösse gebracht, nämlich durch die Überwölbung des Birsigs.[202]

In Basel existierte eine grosse Freifläche im spätrömischen Kastell auf dem Münsterhügel, die bis ins 15. Jahrhundert auch als Markt genutzt wurde. Der Kornmarkt ist schriftlich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts durch einen Personennamen überliefert,[203] der Fischmarkt ist seit dem Ende des 13. Jahrhunderts urkundlich bekannt[204] und der Rindermarkt (die untere Gerbergasse) seit 1284.[205] Der Barfüsserplatz gehörte bis zur Reformation noch grösstenteils zum Barfüsserkloster, doch ist in der Zeit vom Erdbeben bis 1410 und während des Konzils 1431–1448 Marktverkauf auf dem links des Birsigs gelegenen Terrain nachgewiesen.[206]

In Basel wurden grössere Plätze nicht im ursprünglichen Strassennetz berücksichtigt, sondern erst nachträglich durch spezielle Massnahmen geschaffen (vgl. **Abb. 64**).[207] Am Kornmarkt sind Aufschüttungen des durch den Birsig sumpfigen Geländes vermutet worden, die schon 1193 eine Verkaufstätigkeit zuliessen.[208] Trotz des ungünstigen Baugrunds und der Hochwassergefahr ist 1257 das erste Rathaus an der Nordseite des Markts überliefert, und zwar unmittelbar am rechten Birsigufer.[209] Dies spricht für eine Aufwertung des Markts zu einem öffentlichen Platz mit Zentrumsfunktion, obgleich zu diesem Zeitpunkt noch keine geschlossene Platzfläche bestand. Der in Süd-Nord-Richtung

fliessende Birsig teilte nämlich den Marktbereich in zwei ungleiche Teile. Eine steinerne Brücke wird erstmals 1230 erwähnt; sie ersetzte offenbar eine ältere aus Holz.[210] Ihre genaue Lage ist schriftlich nicht explizit überliefert, doch wird sie in der Nähe des Rathauses zu lokalisieren sein.[211] Eine einigermassen ansehnliche Marktfläche befand sich jedoch nur am linken Birsigufer, im südlichen Bereich des heutigen Platzes. Leider fehlen bislang archäologische Untersuchungen des Untergrunds, die entweder eine Marktnutzung belegen oder eine ältere Hausbebauung widerlegen könnten. Der Kornverkauf fand jedoch offenbar an beiden Flussufern statt; jedenfalls werden schon vor 1377 auch die Häuser am Ostrand des Platzes als *«in foro frumenti»* beschrieben.[212]

Das Rathaus wurde kurz nach 1344 in das ehemalige Bürgerhaus zum Angen verlegt, etwa 20 m vom Birsigufer entfernt, an die Stelle, an der es sich noch heute befindet.[213] Beim Erdbeben 1356 wurde es weitgehend zerstört und an derselben Stelle vergrössert wiederaufgebaut. Erst ein zweiter Brand im Jahr 1377[214] veranlasste den Rat zur Vergrösserung und zur Neugestaltung des Platzes. Ergänzend zur Chronistik informieren die städtischen Jahresrechnungen, dass der Rat sechzehn Privatleute mit dem Vermerk «von des kornmergts wegen» mit zusammengerechnet ca. 543 Pfund entschädigte.[215] Zur Finanzierung erhob der Rat eine Sondersteuer, die knapp 300 Pfund einbrachte.[216] In einem städtischen Zinsbuch heisst es zu 1388: «so warent 12 hofstette in dem kornmergte, […] die sint nu abgangen.»[217] Der Rat kaufte also die Brandruinen und liess sie abbrechen, um den Marktplatz zu vergrössern.

Im Historischen Grundbuch lassen sich jedoch nur zwei Bauten sicher lokalisieren: erstens das Haus zum Riesen, das vor 1259 als steinernes Gebäude errichtet worden war.[218] Es war ein «Orthaus» (Eckhaus) bei der Birsigbrücke, beim (damaligen) Rathaus. Das zweite lokalisierbare Haus wird in derselben Quelle als gegenüber dem Haus zum Salmen (links neben dem Zunfthaus zu Weinleuten) bezeichnet. Es war in zwei Hälften geteilt, deren Besitzer dem Kloster Klingental einen Zins zahlten.[219] 2006 wurden anlässlich von Leitungsgrabungen mehrere kleine Hausgrundrisse aufgedeckt und die Befunde bei einer weiteren Grabung 2022 ergänzt **ABB. 81**.[220] Zwei kleine Häuser, rechts und links möglicherweise durch schmale Gassen von ihren Nachbarn getrennt, befanden sich tatsächlich gegenüber dem Haus zum Salmen. Ein grösseres Haus mit einem Kellerraum, in dessen Mitte eine Steinsäule in situ ergraben wurde, befand sich etwas nördlich von diesen **ABB. 82, 83**. Es könnte sich hierbei um das Haus zum Riesen handeln, oder dieses lag noch etwas weiter nördlich, näher am Rathaus.



81


82


83

ABB. 81 Der Basler Marktplatz. Katasterplan von Rudolf Falkner, 1865–1872. (1) Ursprüngliche Marktfläche. (2) Erweiterung nach 1377 mit ergrabenen Hausgrundrissen. (3) Erweiterung durch Abbrüche 1890. (4) Grenze der Grabungsfläche 2019. Aus: JbAB 2019, S. 108. (Peter von Holzen, Bearbeitung MM.)

ABB. 82, 83 Grabung der Archäologischen Bodenforschung im Marktplatz, 2006. Das in situ erhaltene Säulenfragment im Keller eines Wohnhauses gehört möglicherweise zu dem urkundlich als Steingebäude belegten Haus zum Riesen. Fotos Philippe Saurbeck, Basel, 2006.

Am Nordrand des Markts liess der Rat 1395 das seit 1344 nicht mehr genutzte alte Rathaus abbrechen.[221] Zu dieser Zeit wurde möglicherweise die stärkste Veränderung des Marktplatzes vollendet, nämlich die Überwölbung des Birsigs. Ein sicheres Datum dafür gibt es nicht; die spätere Erneuerung des Gewölbes um 1900 hat die historischen Spuren weitgehend verwischt. Die erkennbar älteren Parti-

en bestehen aus mit Sandsteinquadern gemauerten Widerlagern sowie Sandsteingewölben.[222] Wohl wurde bald nach dem Brand von 1377 mit dieser Massnahme begonnen. Die Aufstellung des steinernen Kornmarktbrunnens um 1380 ist gleichfalls in diesem Zusammenhang zu sehen.[223] Die anspruchsvolle Ingenieurleistung sicherte den Platzbedarf in der engen Talstadt und gehörte zu einer umfassenden Massnahme, die erst im 19. und frühen 20. Jahrhundert ihren Abschluss fand. Als Vorbilder können allenfalls kleinere Überdeckungen von Bächen oder Kanälen in verschiedenen Städten gedient haben;[224] als städtebauliche Massnahme dieser Grössenordnung verbleibt die Schaffung des Marktplatzes in Basel durch die Birsigüberwölbung bislang ohne bekanntes vergleichbares Beispiel.

Ein paralleler Vorgang wie bei der Vergrösserung des Kornmarkts ist beim Fischmarkt zu beobachten. Auch dieser wurde ursprünglich vom Birsig durchschnitten und am Ende des 14. Jahrhunderts durch die Überdeckung des Flusslaufs auf seine spätere Grösse gebracht. Mit der Aufstellung des grossen Fischmarktbrunnens VIII 77, dessen Heiligenfiguren und Reliefs in die Zeit kurz vor 1400 zu datieren sind, fand auch hier die städtebauliche Massnahme ihren Abschluss. Der dritte Abschnitt der Birsigüberdeckung, der mit der Schaffung eines Platzes verbunden war, wurde erst 1529 am Barfüsserplatz in Angriff genommen.[225] Das dortige Areal wurde ursprünglich von der Burkhard'schen Stadtmauer des späten 11. Jahrhunderts geteilt: Christoph Matt und Philipp Rentzel postulieren einen trichterförmigen Einzug der Mauer von der Ecke des Kohlenbergs und vom Steinenberg aus, deren Öffnung am Birsig lag, dort, wo heute die Falknerstrasse beginnt.[226] Erst mit dem Bau der Inneren Stadtmauer, die in nahezu gerader Linie vom Kohlenberg bis zum Aeschenschwibbogen erbaut wurde, konnte der Bereich besiedelt werden. Die im 11. und 12. Jahrhundert entstandenen Häuser rechts des Birsigs wurden jedoch teilweise durch die Klosteransiedlung und den Kirchenbau ab 1250 ersetzt, teilweise 1288 zur Erweiterung des Laienfriedhofs niedergelegt.[227] Links des Birsigs bestand noch im 14. Jahrhundert eine Häuserzeile, die zusammen mit den Häusern am Fuss des Leonhardshügels eine auf das Eselstürlein in der Mauer zulaufende Gasse bildete.[228] Vermutlich fielen diese Bauten dem Erdbeben von 1356 oder der dadurch verursachten Aufstauung des Birsigs zum Opfer; jedenfalls wurde nach der Katastrophe bis 1410 und wieder während des Konzils 1431–1448 hier Markt gehalten und zumindest ein Teil gepflastert. Später galt das Areal als Klostergarten. Garten und Friedhof wurden nach der Reformation durch die Überwölbung des Birsigs zu einem Platz zusammengefasst, in dessen südlichem Bereich freilich noch ältere Klostergebäude, von denen einige auch über dem Fluss erbaut worden waren, bis zum Bau des ersten Casinos 1824–1826 erhalten blieben.

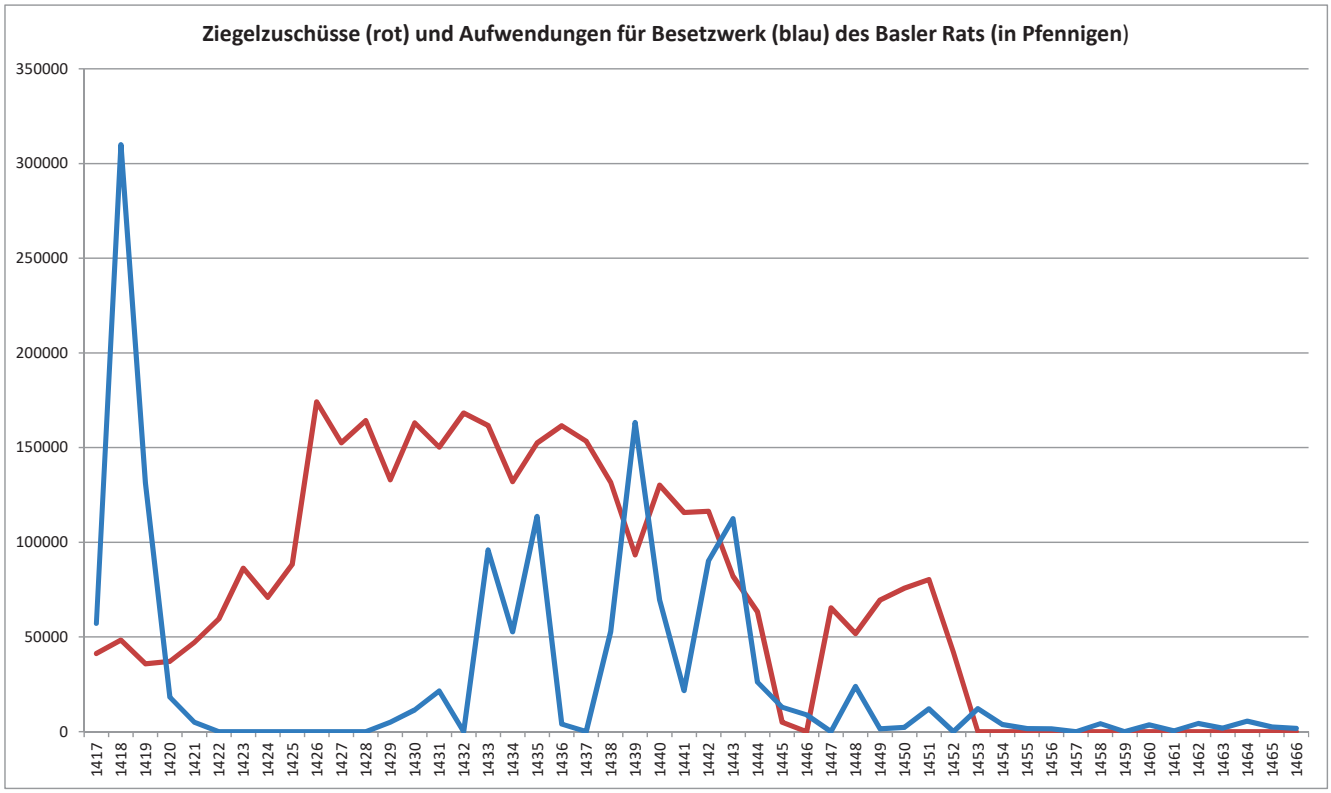
In Basel schuf also der Rat in dem Zeitraum des hier behandelten Kapitels drei seiner Hauptplätze, die wie Perlen an der Schnur des Birsigs aufgereiht waren. Ergänzt wurden diese noch durch die breite Strasse des Rindermarkts.[229] Zusätzlich zu jenem Strassenmarkt, der sich in vielen schweizerischen und südwestdeutschen Städten findet (beispielsweise in Liestal, Bern, Murten), rezipierten die Basler Stadtherren mit den Platzanlagen möglicherweise Stadtgestaltungen aus römischer Tradition, wie sie in Augst, Besançon oder Strassburg erlebbar waren. Hierin lässt sich ein Bewusstsein für die Gestaltung des öffentlichen Raums erkennen, der für die Konstituierung der Ratsherrschaft von Bedeutung war.

Der Stadtbrand von 1417

Stadtbrände sind als Katalysatoren der Stadtentwicklung in vielen Städten belegt.[230] In Basel ereignete sich der nach dem Erdbeben umfang- und folgenreichste Brand im Jahr 1417. Er bot den Anlass zu einer Neuorganisation der Feuerabwehr sowie zu Bauvorschriften, die das Bild der Stadt in einem länger dauernden Prozess veränderten. Zusätzlich wurde das Amt eines «Besetzmeisters» für die Pflästerung der Strassen geschaffen.

Die Feuersbrunst entstand in Manheits Badestube in der Streitgasse, zerstörte das städtische Spital, entwickelte sich bis zum Aeschenschwibbogen und bis an das Münster, sodann in die St. Alban-Vorstadt, wo nur die Kirche und vier Häuser verschont blieben, «die nit schindelnzschöpfe hettent und mit ziegeln getecket worent».[231] Insgesamt sollen 250 Hofstätten verbrannt sein.

Nachdem anlässlich des Erdbebens von 1356 schon sogenannte fürschöpfe verboten worden waren (siehe S. 96), wurden nun eine ganze Reihe von Verordnungen erlassen. Sie stellten die Verursachung unter Strafe und regelten die Verantwortung für die Brandbekämpfung.[232] Die Auskragung von Dächern, ob mit Schindeln oder Ziegeln, wurde auf maximal vier Schuh begrenzt.[233] Läden und Verkaufsbänke vor den Häusern sollten verschwinden.[234] Alle Herdstellen mussten gegen die Gefahr des Funkenflugs mit einem Feuerhut versehen werden. Dieser war ein mobiles Gerät, das tagsüber und nachts über das (wenn nicht zum Kochen genutzte) Herdfeuer gesetzt werden sollte.[235] Ferner wurde die Aufteilung kleinerer Häuser in mehrere Besitz- und Wohneinheiten untersagt, weil dies in



84

ABB. 84 Ziegelzuschüsse (rot) und Aufwendungen für Besetzwerk (Pflastersteine, blau) des Basler Rats (in Pfennigen), nach den Jahresrechnungen des Rats.

der Vergangenheit dazu geführt habe, dass zu viele Feuerstellen nicht regulär hätten angelegt werden können. Überhaupt hätten Unterteilungen in bis zu fünf Parteien die Häuser «geschwächt» und «ungeschickt» werden lassen, was «wider gemeiner statt gezierde und ere» gewirkt habe.[236] Verschindelte, aus Lehm, Gips oder Bohlen errichtete Seitenwände – womit möglicherweise Trennwände zwischen Häusern oder Hausteilen gemeint sind – sollten abgebrochen und durch steinerne ersetzt werden.[237] Selbstkritisch merkte der Rat an, dass diese Vorschriften aus Material- und Personalmangel nicht vollständig durchzuführen gewesen seien, weshalb man mit grossen Kosten einen zusätzlichen Ziegelhof und eine Gipsgrube angelegt habe, damit sich jeder mit Baumaterial versorgen könne.[238]

Der Rat förderte den Bau von Ziegeldächern durch Materialzuschüsse in den Jahren 1417–1452 **ABB. 84**. Die Kosten sind in den Jahresrechnungen des Rats überliefert. Das Diagramm zeigt jedoch deutlich, dass es sich nicht lediglich um einen Wiederaufbau zerstörter Gebäude handelte (denn dann wäre die Kurve kontinuierlich abgesunken), sondern um ein bewusstes Programm zur Umgestaltung der Stadt. Der starke Anstieg im Jahr 1425, als sich die Zuschüsse nahezu verdoppelten, fällt mit der päpstlichen Entscheidung zusammen, in Basel das nächste Konzil abzuhalten, das dann 1431 eröffnet werden konnte.

Insgesamt ist es schwierig, die Wirksamkeit der Vorschriften zu überprüfen. Der Nachweis von Zerstörung und – möglicherweise verändertem – Wiederaufbau ist durch Schriftquellen nur unvollständig zu führen. Immerhin wurde nach 1417 eine jährliche Feuerschau mit einem Rundgang und der Kontrolle sämtlicher Häuser eingeführt.[239] Eine nicht datierte Aufstellung (entstanden zwischen 1437 und 1448) verpflichtete 65 Hauseigentümer, ihre Häuser innerhalb von zwei Jahren mit Ziegeln neu decken zu lassen.[240] Die bislang bekannten Dendrodaten der Basler Dachwerke bilden zwar einen gewissen Schwerpunkt im genannten Förderungszeitraum 1417–1452 (etwa ein Fünftel stammt aus jener Zeit), doch zeigt ihre Verteilung, dass die neuen Dachwerke durchaus nicht nur im Brandbereich von 1417 errichtet wurden, sondern sich vorwiegend in den wohlhabenden Stadtvierteln befinden (Münsterplatz, Martinsgasse, Nadelberg). Daraus können Schlüsse gezogen werden, nämlich erstens, dass ein Ersatz der Schindeldeckung durch Dachziegel offenbar durchaus möglich war, ohne die Dachkonstruktion zu ändern.[241] Zweitens, dass der Aufwand für ein neues Dachwerk nur von finanzstarken Hauseigentümern bewältigt werden konnte, und dies ganz unabhängig vom Stadtbrand.

Bei Bauuntersuchungen konnte die Entstehung einer gewissen Anzahl von Einzelbauten auf die Zeit unmittelbar nach dem Brand 1417 zurückgeführt

werden. So wurden zum Beispiel im Haus zum Vergnügen (Bäumleingasse 14 VII 227) ein Teil der westlichen Brandmauer sowie sämtliche Balkenlagen vom Keller bis zum Dachgeschoss als Wiederaufbaumassnahme erkannt.[242] Manche Quellen lassen mittelbar auf die Brandzerstörung schliessen. Pech hatte ein Bäcker in der St. Alban-Vorstadt 3, der 1419 seinen Grundzins mit der Begründung nicht entrichten wollte, dass das Haus ja abgebrannt sei. Das Gericht verurteilte ihn dazu, trotzdem zu zahlen.[243] Ob er das konnte oder ob seine Leidensgenossen das konnten, deren Häuser ebenfalls zerstört worden waren, lässt sich nicht aussagen. Im Jahr 1420 zog nämlich das St. Albankloster die Rechte an dreizehn Häusern, «versessener Zinsen wegen», wieder an sich.[244] Allgemein ist jedoch der flächendeckende Nachweis einer Brandzerstörung weder durch Quellenstudium noch durch Bauforschung und Archäologie möglich.

Die vom Rat gewährten Zuschüsse an Baumaterial, die nach dem Stadtbrand von 1417 einsetzten, stellten nur eine der Massnahmen zur Optimierung der Stadt und ihres Erscheinungsbildes dar. Gleichzeitig wurde die Pflästerung der Strassen vorangetrieben. Die Jahresrechnungen zeigen, dass zu Anfang ein enormer Aufwand getrieben wurde, die Arbeiten jedoch pausierten, als vermehrt Ziegelzuschüsse für den Ersatz der Schindeldächer durch Hartdächer gewährt wurden. Der Hauptteil der Arbeiten scheint jedoch schon vor Beginn des Konzils erledigt gewesen zu sein, was durch eine Bemerkung des Konzilsteilnehmers Aeneas Silvius Piccolomini bestätigt wird. Er lobte, dass die Gassen mit harten Kieselwacken belegt seien, die dem stetigen Verkehr der Karren widerstünden.[245] Seit dem Ende des Konzils im Jahr 1448 pendelte sich die Kurve nahezu unverändert auf das Niveau eines jährlichen Strassenunterhalts ein **ABB. 84**. Daniel Albert Fechter schilderte, dass im 14. Jahrhundert die Strassen vierteljährlich von den Armen des Spitals geräumt worden seien.[246]

Grossereignisse als organisatorische Herausforderung

Das Basler Konzil war nach Beendigung des Konzils von Konstanz (1414–1418) das zweite, das nördlich der Alpen abgehalten wurde. Auf die kulturellen Anstösse, die Basel durch die Anwesenheit von Teilnehmern aus ganz Europa erhielt, kann hier nur verwiesen werden.[247] Die Stadt sah sich vor die Mammutaufgabe gestellt, Hunderte von Gästen unterzubringen, zu verpflegen und sonstige Bedürfnisse zu befriedigen. Zweifelsohne wurde die kulturelle und wirtschaftliche Belebung als Vorteil empfunden, sorgte der Rat doch noch im 15. Jahrhundert dafür, dass die Stadt weiterhin ein Anziehungspunkt blieb, nämlich durch die Gründung der Universität und die Einrichtung von Handelsmessen.

Unter der Fragestellung, welche Auswirkungen die Veranstaltungen auf die bauliche Gestalt der Stadt hatten, können gewisse Merkmale bzw. Erfordernisse zusammengefasst werden:

- Eine grosse Anzahl von Fremden musste beherbergt werden, und zwar sowohl hochgestellte Personen als auch deren Gesinde und Personen aus der weiteren Entourage wie fahrende Händler oder Spielleute.
- Für die Tiere der Fremden waren Ställe bereitzuhalten.
- Dienstleistungen wurden verstärkt nachgefragt, wie die der Bader, Scherer, Schreiber, Prostituierten, des Siechenhauses.
- Versammlungsräume und Handelslokale, Marktplätze, Verkaufsstellen und Lagerräume mussten verfügbar sein.
- Die Infrastruktur – Transportwege, Wasserversorgung, Abfallbeseitigung – musste funktionsfähig und belastbar sein.[248]
- Die öffentliche Sicherheit musste gewährleistet sein.
- Verstorbene Gäste mussten beigesetzt werden.

Niemand konnte voraussehen, dass das Konzil siebzehn Jahre dauern würde – das Konstanzer Konzil, auf dem wichtige kirchenpolitische Entscheidungen zu fällen waren, hatte nur vier Jahre in Anspruch genommen. Dennoch wurde der Rat vorbereitend aktiv.

Das Basler Konzil

Als Basel auf dem Konzil in Pisa/Siena im Jahr 1424 als nächster Konzilsort ausgewählt wurde, wurden zur Begründung angeblich die gute Erreichbarkeit, die Grenzlage sowie das Vertrauen darauf, dass die Stadt die nötige Versorgung gewährleisten könne, angegeben. Papst Martin V. teilte dem Basler Rat im April 1424 die Entscheidung mit und formulierte etwas wolkig, Basel möge nun sein Bestes tun, damit sich die Wahl als gut erweise.[249] Der Rat erfragte daraufhin in Konstanz die seinerzeit gemachten Erfahrungen.[250] Den Quellen und der Literatur sind nur wenige bestimmte Angaben über die Teilnehmerzahl zu entnehmen. Von den ca. 3500 stimmberechtigten Klerikern waren nur etwa 500 gleichzeitig anwesend,[251] allerdings mit zugehörigem Gefolge, das zehn Bedienstete und mehr umfassen konnte.[252] Hinzu kamen Delegationen von elf Orden, neun Universitäten, zehn Königen und achtzehn Herzögen,[253] jeweils mit Gepäck und Pferden, von denen jedoch



85

ABB. 85 Die Alte Universität am Rheinsprung wurde nach der Reformation als «Unteres Kollegium» bezeichnet und erhielt ihre heutige Gestalt zum Jubiläumsjahr 1860. Der von Arkaden gesäumte Hof gibt jedoch die ursprüngliche Situation wieder, die mit Blick auf oberitalienische Universitätsbauten verwirklicht worden war. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2006.

viele während der Dauer des Konzils verkauft wurden. Parallel zum Konzil fanden 1434 eine von Kaiser Sigismund einberufene Reichsversammlung in Basel statt sowie 1432 und 1435 Tagungen der Zisterzienser und der Benediktiner aus der Mainzer Provinz. Hochgestellte Kleriker logierten in den Klöstern, insbesondere im jüngsten Basler Kloster, der Kartause in Kleinbasel. Dass die Quartiere auf Kosten des Rats baulich verbessert wurden, belegt die Ausgabe für einfache Glasfenster im Ordenshaus der Johanniter, in dem 1433 der Kaiser abstieg.[254] Die übrigen Gäste verteilten sich auf die Gasthöfe sowie auf eine Vielzahl von Privatquartieren. Gut dokumentiert sind Vermietungen im Haus zem Angen durch die Witwe des Conrat Sintz, die auf diese Weise die familiären Schulden tilgen konnte.[255] Die etwa zwanzigköpfige Delegation des Herzogtums Burgund residierte 1433–1439 möglicherweise im Haus Rheingasse 39–43 VI 100, in dem 1999 ein repräsentativ ausgemalter Saal mit dem Wappen des Herzogs entdeckt wurde.[256]

Die Gründung der Universität

Der Rat war nicht spontan zur Gründung und zum Unterhalt einer Universität bereit, liess sich aber durch ein von sechs Doktoren erstelltes Gutachten überzeugen, dem zufolge ein ständiger Geldzufluss durch die auswärtigen Studenten zu erwarten wäre.[257] Man rechnete mit 500 bis gar 1000 Studenten jährlich, doch waren es in den ersten Jahren lediglich durchschnittlich 260, und die Anzahl sank bis 1500 noch auf jährlich 130.[258] Bei einer in dieser Zeit normalen Studiendauer von vier Semestern hielten sich also maximal etwa 500–520 Studenten in Basel auf. Das Kollegiengebäude am Rheinsprung VII 339 war dem Rat von einem Bürger zu diesem Zweck übereignet worden **ABB. 85**. Durch den Umbau der bestehenden Häuser war nach dem Vorbild italienischer Hochschulen, namentlich der Bologneser, ein dreiteiliger Baukomplex entstanden, der sich um einen von Arkaden gesäumten Hof gruppierte.[259] Von Anfang an – aus einem gewissen Misstrauen gegenüber fremden jungen Männern, die einer relativ autonomen Korporation mit eigener Gerichtsbarkeit angehörten – war das gemeinsame Wohnen und Studieren in Bursen vorgeschrieben. Diese standen unter der Aufsicht eines Bursenrektors; die Heimstudien leiteten einer oder mehrere bezahlte Magister.[260] Die wichtigsten Bursen waren diejenige im Kollegiengebäude (Rheinsprung 9–11 VII 339) sowie die Löwenburse im nachmaligen Seidenhof (Blumenrain 34 VIII 60, ab 1489), die 1522 in das Haus Augustinergasse 17–19 VII 271 verlegt wurde. Die Egnolf'sche Burse, später «Pariser Burse», be-



86

Abb. 86 Das Werbeschild eines Schulmeisters zeigt eine Stube, in der Jungen und Mädchen unterrichtet werden. Das beidseitig bemalte Stechschild schufen Ambrosius Holbein (diese Seite) und sein Bruder Hans Holbein d. J. (die Rückseite mit der Darstellung des Unterrichts von Erwachsenen) im Jahr 1516, möglicherweise für den Altphilologen Oswald Myconius. Der gute Zustand beweist jedoch, dass die Holztafel, wenn überhaupt jemals, nicht lange dem Wetter ausgesetzt war. (KMB Inv. 311.)

fand sich in einem ehemaligen Beginenhaus am Heuberg.[261] Weitere Bursen waren die «bursa Hieronymi», die «bursa Heidelbergensis», die «Katharinenburs», die «Engelburs» sowie verschiedene Privatbursen bei Ärzten und Juristen.[262] Im Seidenhof ist mit der eingeritzten Inschrift eines Karzerinsassen aus dem Jahr 1519 der einzige bisher bekannte materielle Hinweis auf ein ehemaliges Bursenhaus erhalten.[263]

1477 wurde der Bursenzwang für ältere Studenten der theologischen, der juristischen und der medizinischen Fakultät aufgehoben, was den Bürgern Gelegenheit bot, zahlende Gäste in ihren Häusern aufzunehmen. Bei Doktor Windeck und seiner Ehefrau in der Freien Strasse wohnten beispielsweise 1497 drei Studenten und eine unverheiratete Frau,[264] beim Leutpriester von St. Peter am Nadelberg 5 acht Studenten.[265] Im Reformationsjahr 1529 wurden die Bursen wie die gesamte Universität geschlossen und bei deren Wiedereröffnung 1533 durch das Alumneum ersetzt. Dieses war eine vom Rat gegründete Institution für erst 24, schliesslich nur 20 Studenten, deren Ausbildung zu Gelehrten im Dienste der Stadt und der Kirche durch gemeinsames Wohnen und Lernen gefördert wurde. Das erste Alumneum befand sich im Predigerkloster V 203, bald jedoch im Oberen Kollegium im ehemaligen Augustinerkloster III 163, wo es bis 1844 beheimatet war.[266]

Die Schulen waren anfänglich ausschliesslich in kirchlicher Hand. Neben der von einem schon kurz nach 1100 erstmals erwähnten Scholaster geleiteten Domschule[267] existierten die Stiftsschulen bei St. Peter und St. Leonhard, die geistlichen Nachwuchs ausbildeten, ferner Schulen bei den Kirchen St. Martin, St. Alban und St. Theodor, wo auch weltliche Zöglinge aufgenommen wurden. Daneben gab es die Klosterschulen der Bettelorden sowie Privatlehrer, bei denen bürgerliche Knaben und Mädchen unterrichtet werden konnten **Abb. 86**. Fahrende Schüler (Bacchanten), die sich auf Zeit in eine Schule begaben und entweder in Bursen oder Privatquartieren wohnten, müssen im 15. Jahrhundert in ansehnlicher Zahl anwesend gewesen sein.[268]

Die Messen

Nach dem Konzil und der Gründung der Universität bot das Messeprivileg dem Rat die Gelegenheit, in Basel personenreiche Zusammenkünfte abzuhalten, die der städtischen Wirtschaft Auftrieb verleihen sollten.[269] In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts ist zu beobachten, dass sich die westeuropäischen Messen in grosse Städte verlagerten.[270] Die Zurzacher Messen stellen eine Ausnahme dar und gewannen für die im 14. Jahrhundert aus den Städten vertriebenen Juden Bedeutung. Der Niedergang der Genfer Messen durch direktive Massnahmen des französischen Königs, der die Messen in Lyon installierte, weist auf eine bewusste Wirtschaftsförderung von herrschaftlicher Seite hin. Dabei zielte man augenscheinlich eher auf eine langfristige Entwicklung des internationalen Fernhandels und des Geldverkehrs als auf direkte Einnahmen durch Zinse und Zölle.

Der Basler Rat hatte sich schon 1459 zusammen mit dem Universitätsprivileg ein Empfehlungsschreiben von Papst Pius II. ausstellen lassen, das dem Kaiser die Gewährung einer Messe in Basel nahelegte, dieses jedoch nicht beim Kaiser vorgelegt.[271] Erst 1471 fertigte Kaiser Friedrich III. den Baslern ein Privileg für zwei Messen im Jahr zu je vierzehn Tagen aus, deren Beginn auf vierzehn Tage vor Pfingsten und vierzehn Tage vor St. Martin festgesetzt wurde. Während der Messe herrschte allgemeine Handelsfreiheit und Befreiung von Zunftvorschriften; auswärtige Händler waren den einheimischen gleichgestellt und mussten auch keinen Zoll entrichten. Zentrum der Messe war das 1373–1376 zwischen der Freien Strasse und der Gerbergasse errichtete städtische Kaufhaus, doch befanden sich auf allen Marktplätzen und in den Gassen sowie im Haus zur Mücke und im Rathaushof Stände. Eigene Messe- oder Markthallen, wie sie beispielsweise 1309 und 1415 in Genf errichtet wurden,[272] gab es in Basel nicht. Im Zusammenhang mit einer Lotterie entstanden die sogenannten Glückshafenbüchlein, in denen die Teilnehmer Namen und Herkunft registrieren lassen mussten.[273] Aus den erhaltenen Büchlein sind über 1500 verschiedene Wohnorte der Messebesucher zu ermitteln, was die überre-

gionale Bedeutung der Basler Messen belegt.[274] Schon während des Konzils, dann aber im Zusammenhang mit den Messen, entwickelte sich Basel zu einem bedeutenden Finanzplatz. Strassennamen wie die «Lampartergasse» (für die spätere Streitgasse) belegen die Anwesenheit von italienischen (lombardischen) Bankiers, die nach der zweiten Vertreibung der Juden aus Basel 1397 deren Wechselgeschäfte übernommen hatten.

Basler Gasthäuser

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts entfaltete sich das kommerzielle Gastgewerbe in Basel. Die Gartnernzunft, der auch die Wirte und Köche angeschlossen waren, war mit der Beaufsichtigung der Herbergen und Wirtshäuser beauftragt. Geschäftstüchtige Einzelpersonen ergriffen die Gelegenheit zu finanziellen Gewinnen.

Der Kaufmann Peter Hans Wentikon begründete 1431/32, pünktlich zu Beginn des Konzils, in seinem Haus zum Blumen an der Stelle des späteren Blumenplatzes (heute im Bereich des Blumenrains) einen der bedeutendsten Gasthöfe der Stadt.[275] Seinem Beispiel wurde bald gefolgt. Während bei den städtischen Einnahmen der Jahre 1431/32 neben Wentikon nur der Grosskaufmann und Junker Hans Waltenheim,[276] der mit Heinrich Halbeisen in einer Handelsgesellschaft verbunden war, als Zahler des «Weinungelds» genannt wird, stieg die Anzahl der steuerpflichtigen Wirte 1432/33 rasant auf 15 und 1433/34 auf 27.[277] 1477 erliess der Rat eine Ordnung für die Wirte der «Herrenherbergen», die das Recht zur Beherbergung vornehmer Gäste hatten. In dem Erlass war ein Mindestpreis von zehn Rappen für ein Gastmahl vorgeschrieben, das mit registrierten und versteuerten Lebensmitteln und Wein zubereitet werden musste. Handelsgeschäfte waren verboten und sollten im Kaufhaus erledigt werden, unverheiratete Paare sollten weggewiesen werden, und Prostituierte durften nur eine Nacht bleiben.[278]

Die Anzahl der Herrenwirtschaften blieb lange Zeit konstant bei vier oder fünf Grossbasler und zwei Kleinbasler Lokalen, 1557 wurde jedoch offenbar, dass auch vier als «Mittelwirtschaften» eingestufte Häuser schon seit langem Wein eingelagert hatten, wie die Herrenwirte, was ihnen nachträglich, jedoch an die Person des Wirts gebunden, gestattet wurde.[279] Auf der dritten Stufe rangierten die Kochwirte und die zur Weinleutenzunft gehörenden Weinschenken, die keine Gäste beherbergten, sondern lediglich einfache Speisen und Wein anboten. 1610 erfasste Felix Platter insgesamt 31 Wirtschaften oder Gasthöfe und 20 Weinschenken.



87

ABB. 87 **Eine Basler Gaststube um 1611. Die Herren aus guter Gesellschaft, unter ihnen ein Geistlicher, werden gemeinsam am gedeckten Tisch bewirtet. Aus dem Gästebuch des Wirtshauses zum Wilden Mann in der Freien Strasse (ehem. Nr. 35 VII 424). (HMB Inv. 1995.559.) Foto Peter Portner.**

An zeitgenössischen Darstellungen des Gasthausinneren begegnet in der Regel nur die grosse Gaststube, in der die an Tischen sitzenden Gäste bewirtet wurden **ABB. 87**. Erasmus karikierte jenen Raum als überfüllt, schmutzig und überhitzt, in dem jeweils acht Gäste an einem Tisch platziert wurden, die am Abend das mehrgängige Menü aus zunehmend feineren Speisen vertilgten. Anschliessend musste jeder sein Scherflein beitragen, bevor er zu den Schlafkammern geführt wurde, die nichts ausser Bettstellen enthielten.[280] Eine Vorstellung von der Grösse und Ausstattung einiger Basler Gasthöfe vermitteln Inventare, die beim Verkauf, Konkurs oder beim Tod des Wirts aufgenommen wurden.[281] Der Gasthof zur Krone nahe der Schifflände bestand 1476 aus Haus, Hof, Stallung und Brunnen und bot 43 Bettstellen, die nach den Gepflogenheiten wohl doppelt oder dreifach belegt werden konnten. Das Wirtshaus zum Storchen am Fischmarkt gehörte gleichfalls zu den grössten seiner Art: 1521 besass es im Vorder- und Hinterhaus zwei Küchen und 17 Kammern oder Stuben mit insgesamt 28 Betten sowie drei Gutschen (Liegen). Im Inventar werden Heidnischwerk-Decken, also gewebte oder bestickte Decken, und silbernes Geschirr und Besteck erwähnt. Ein kleineres Gasthaus war das zum Rüden in der Rüdengasse mit acht Betten. Die besondere Rechtsstellung der Kohlenbergbewohner zeigt sich anhand des Hauses im Besitz des Totengräbers, der auf achtzehn Strohsäcken fremde Bettler und Hausierer unterbringen durfte.

Generell konnten mittellose oder arme Fremde, namentlich Pilger, seit 1451 in der Elendenherberge an der Inneren Stadtmauer an der Petersgasse unterkommen **ABB. 88**. Diese Stiftung eines wohlhabenden Bürgers übernahm damit die Aufgaben mehrerer kleinerer Klosterspitäler, während das städtische Spital in der Freien Strasse den Kranken und Waisen vorbehalten war, die Basler Bürger oder Hintersassen waren. Beide Anstalten nahmen jedoch auch in



88

ABB. 88 Der am schwarz-weissen Stab kenntliche Bettelvogt weist Pilger und Bettler in die Elendenherberge ein. (StABS Elendenherberge E, Registratur 1596.)

gewissem Umfang Pfründner auf, deren Hinterlassenschaft zu den Einkünften hinzugerechnet wurde. Die Elendenherberge stand unter der Aufsicht eines Bettelvogts, der im späten 16. Jahrhundert Bettler, die schon am Stadttor abgefangen wurden, hier einwies und anderntags wieder aus der Stadt geleitete.

Häuser für das Vieh: Ställe und Scheunen in Basel

Gebäude zur Tierhaltung in der mittelalterlichen Stadt sind kaum baulich überliefert, und auch die archäologischen Befunde sind nicht zahlreich. Weidevieh wurde sommers hauptsächlich ausserhalb der Stadt gehalten, Schweine wurden im Herbst zur Mast in die Wälder getrieben, betreut von Hirten, die von den Vorstadtgesellschaften bestellt wurden.[282] Im Winter wurde geschlachtet oder das Vieh in Ställen untergebracht. Eine Sonderstellung kommt den Pferden zu, die für Reitdienste zur Verfügung gehalten werden mussten oder auswärtigen Gästen gehörten.

Abgesehen von den Ställen des Weideviehs, die sich vorwiegend nahe der Stadtmauer in den Vorstädten befanden, konnte jeder Haushalt in gewissem Umfang Kleinvieh auf dem eigenen Grundstück unterbringen. Im Stadtzentrum sind durch Schriftquellen nahezu ausschliesslich Ställe für die kostbarsten Tiere nachgewiesen, nämlich für Pferde. Im Zusammenhang mit den genannten Grossereignissen erwarben mehrere Gastwirte ganze Liegenschaften als Pertinenzen zu ihrer Herberge, um dort grosse Pferdeställe zu nutzen. So liess Peter Hans Wentikon im Haus zum Bart neben seinem Gasthof zur Blume 1464 einen neuen Stall errichten, der baulich offenbar so ansehnlich war, dass er 1595 zu einem Wohnhaus umgebaut werden konnte.[283] Der erst im 19. Jahrhundert abgebrochene sogenannte Schnabelstall in der Schnabelgasse an der Ecke zum Trillengässlein ist seit 1331 überliefert und gehörte seit 1432 zum Gasthof zum Schnabel in der Gerbergasse 16.[284]

Für öffentliche Belange richtete der Rat hinter dem als Mehlspeicher genutzten Haus zum Veldenberg am Spalenberg 62 im Jahr 1392 einen Marstall ein, in dem die Pferde des Fuhrwesens sowie der städtischen Gesandten und Boten standen. 1531 wurde der Marstall aufgehoben und der Hof seitdem als Dépendance des städtischen Werkhofs genutzt.[285]

Innerhalb der Kernstadt des 13. Jahrhunderts befanden sich Scheunen vorwiegend am Heuberg, der von seiner Lage her die beste Anbindung an die Ländereien auf dem später so genannten Westplateau besass. In diesem Stadtbereich wohnten vorwiegend Metzger, die Futter für ihr Schlachtvieh zu speichern hatten.[286]

Dienstleistungen und Zentren der Geselligkeit

Zu den Dienstleistungen in der mittelalterlichen Stadt sei an dieser Stelle nicht die handwerkliche Arbeit gerechnet, sondern die Versorgung für das leibliche Wohl der Gäste und Bewohner. Einen besonderen Platz nimmt darunter das Badewesen ein, mit dem teilweise auch die medizinische Betreuung und die Prostitution zusammenhing. Unter den Lokalitäten der Dienstleistungen stechen die Badestuben aufgrund der guten Quellenüberlieferung und der topografischen Bindung an den Wasseranschluss hervor. Darüber hinaus fanden sie als Stätten geselliger Zusammenkünfte traditionell grosse Beachtung.

Die meisten Badestuben befanden sich an den Hängen des Birsigtals, wo natürliche Quellen zutage traten, am Rümelinbach oder am Birsig sowie in

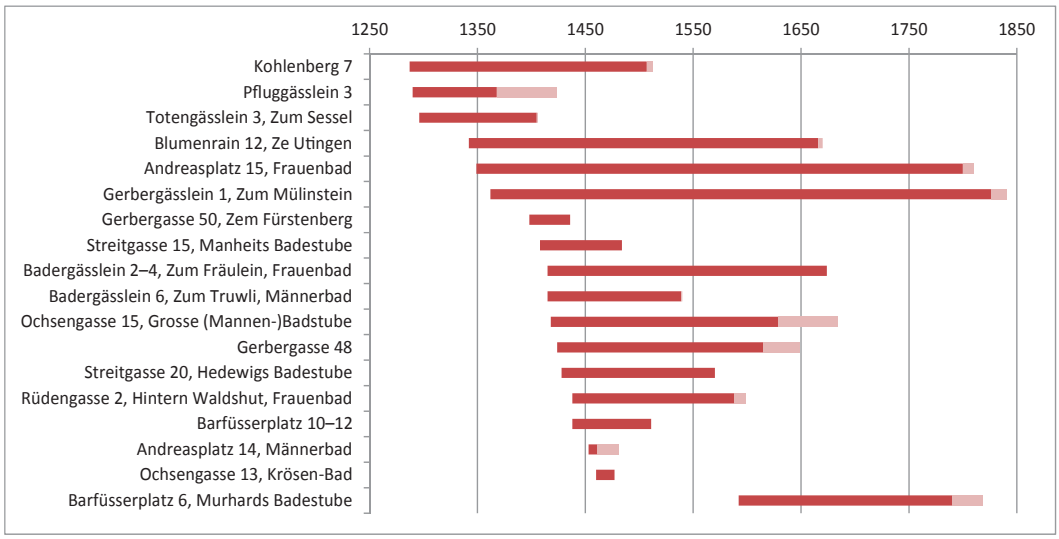


ABB. 89 **Badestuben in Gross- und Kleinbasel, zwischen 1290 und 1818 (hellrot die Zeit zwischen der letzten Erwähnung und dem sicheren Enddatum).**

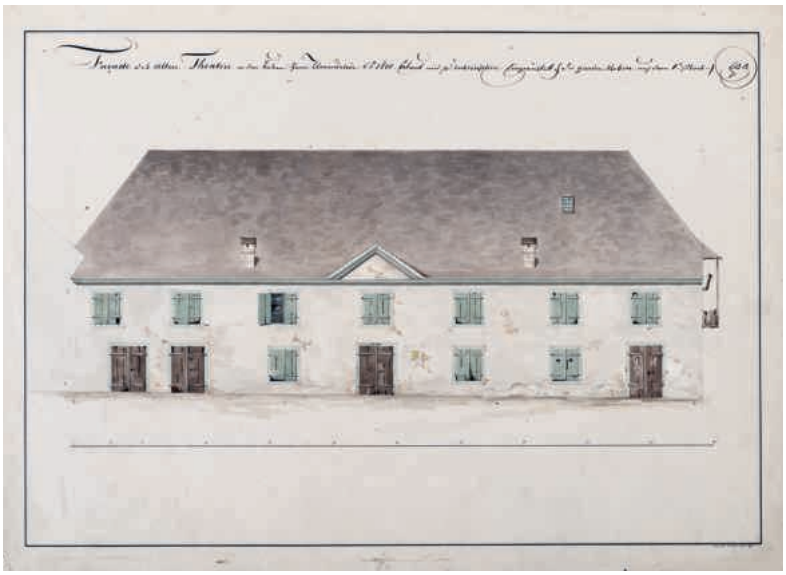
89

Kleinbasel im Bereich der Teiche, mit einer Konzentration im Badergässlein. Die ältesten Grossbasler Stuben waren die Badestuben am Kohlenberg (1287) und im Pfluggässlein an der Ecke zur Weissengasse (1290) sowie diejenige im Haus zum Sessel im Totengässlein, am Hang unterhalb der Peterskirche (überliefert ab 1296). Sie wurde durch eine eigene Quelle versorgt, die allerdings am Ende des 14. Jahrhunderts in den Fischmarktbrunnen umgeleitet wurde. Die beiden letzteren Badestuben schlossen um 1400 oder kurz danach.[287] Abgelöst wurden sie durch mehrere Badestuben in Kleinbasel (Badergässlein, Ochsengasse) und in Grossbasel **ABB. 89**. Die grösste Dichte bestand in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts; im beginnenden 16. Jahrhundert gaben einige Badestuben den Betrieb auf, so am Kohlenberg und am Barfüsserplatz sowie die Badestube zum Truwli im Kleinbasler Badergässlein. Bemerkenswert ist, dass es nach Schliessung der Stube am Kohlenberg keine öffentlichen Badestuben in den Grossbasler Vorstädten mehr gab.

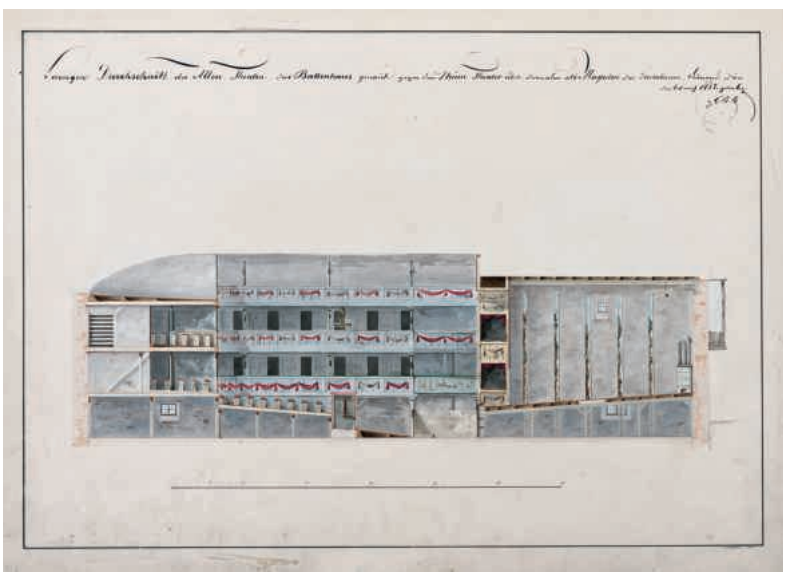
Seit 1447/48 war das «Badgelt» für die Schreiber und Knechte ein fester Bestandteil ihrer Entlohnung, auch wurden fremde Boten und Spielleute mit dem Besuch im Badehaus ausgehalten.[288] Daniel Albert Fechter zitierte das Liederbuch der Augsburger Lohnschreiberin Clara Hätzler aus der Zeit um 1470/71, in dem der Besuch eines Badehauses als eine der sieben grössten Freuden besungen wird.[289]

Über das Aussehen der Basler Badehäuser gibt es so gut wie keine authentischen Informationen. Hinweise können allenfalls andernorts erhaltene oder untersuchte Badestuben wie die 1534 erstmals erwähnte Badestube in Riehen in der Schmiedgasse 14[290] oder die Badestuben in Burgdorf, Solothurn, Zofingen sowie in Wangen im Allgäu[291] liefern. Von zentraler Bedeutung waren Wasserzuleitungen und grosse Heizanlagen, die oft aufgrund der geringen Raumhöhe eingetieft waren und von einem Nachbarraum aus beschickt wurden. Die Badehäuser waren nicht unterkellert und hatten einen Steinfussboden, eventuell mit Rinnen für das Schmutzwasser. Statt der im Wohnbau gewöhnlichen Balkendecken wiesen Badehäuser seit dem 16. Jahrhundert zunehmend niedrige Gewölbe auf, durch welche die Holzkonstruktion des Hauses vor Feuchtigkeit geschützt war. In der Regel waren die mittelalterlichen Bäder Schwitzbäder, in denen man auf aufsteigenden Bankreihen sass, entsprechend heutigen Saunaanlagen. Alternativ konnten Wannenbäder angeboten werden, die teurer bezahlt werden mussten. Grosse Becken, wie sie auf einigen zeitgenössischen Illustrationen zu sehen sind, gab es in kleineren Badestuben wohl selten. Sie gehörten eher zu den Wildbädern nach der Art des von Hans Bock d. Ä. 1597 gemalten Leukerbad.[292] Sämtliche Serviceangebote des Baders fanden entweder in dem Hauptraum der Badestube oder in einer benachbarten Stube statt. Zum Raumprogramm gehörte zudem ein Vorraum als Umkleide- oder Ruheraum, Letzterer möglicherweise im Obergeschoss, wo ansonsten die Wohnung des Baders anzusiedeln ist. Wiederholt wurden hier auch Grundrisse mit Mittelflur und kleinen Kammern festgestellt, was auf die Nutzung durch Prostituierte hinweisen könnte. In Basel wurde auf Wunsch des Konzilspräsidenten Kardinal de' Cesarini 1431 das gemeinsame Baden von Männern und Frauen untersagt.[293] Seitdem werden in den Quellen Männer- und Frauenbäder unterschieden.

Ebenfalls auf Wunsch des Konzils kümmerte sich der Rat um die sexuellen Bedürfnisse der Bewohner und Gäste. Während er Ende des 14. Jahrhunderts durch Verordnungen die Verweildauer von fahrenden Frauen in der Stadt einzuschränken



90



91

ABB. 90, 91 **Das 1655 erbaute Ballhaus an der heutigen Theaterstrasse diente anfänglich dem Ballspiel (*Jeu de paume*), wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf private Initiative hin zum Theater ausgebaut und an wandernde Ensembles vermietet. Am Äusseren des Hauses wurde damals nichts geändert. Zeichnungen J. Steinhilber, 1829/30. (StABS PLA 75, 2-30 1–2.)**

suchte,[294] richtete er 1432 drei städtische «Frauenhäuser» am Leonhardsgraben ein,[295] weil keine Präsenz der Prostituierten in den Privathäusern und Strassen erwünscht war.[296] Dass diese Vorschriften kaum griffen, belegt eine Klage von 1438, dass noch immer zahlreiche Frauen in den Gassen anwesend seien,[297] auch fand offenbar in gewissem Umfang eine private Prostitution, sogar von minderjährigen Mädchen, statt.[298] 1459 wurde ein benachbartes Haus am Leonhardsgraben hinzugekauft,[299] und 1480 wurden die Bordelle generell in die Vorstädte verbannt;[300] Ende des 16. Jahrhunderts wusste der Arzt Theodor Zwinger noch von einem «verlausten Turm» am Leonhardsgraben, in dem ehemals ein Bordell war, sowie von einem ehemaligen Haus («*lupanar*») in der Malzgasse zu berichten.[301]

Eine Basler Besonderheit stellte der baumbestandene Petersplatz dar, der für Spiele und gesellige Zusammenkünfte zur Verfügung stand und vom Rat gepflegt wurde.[302] Sowohl Aeneas Silvius Piccolomini als auch Andrea Gattaro bemerkten zur Konzilszeit das ausgelassene Treiben der Jugend, dem erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts Mässigung auferlegt wurde.[303] Allgemein war der Rat freilich um die Aufrechterhaltung von Zucht und Sittenstrenge bemüht, so waren das Tanzen und Würfelspielen während des Konzils verboten.[304] Ballspiele unter freiem Himmel sind durch Briefe im 16. Jahrhundert als beliebte Freizeitbeschäftigung überliefert. Die ersten «Ballhäuser» für das *Jeu de paume* entstanden im 17. Jahrhundert auf private Initiative: 1604 erhielt Rosina Irmy, die Ehefrau des Bürgermeisters Remigius Fäsch, die Bewilligung zu einem Ballhaus in ihrem Garten in der Neuen Vorstadt (Hebelstrasse), das 1645 durch einen Sturm zerstört wurde. Ein weiteres, nicht lokalisierbares Ballhaus besass ihr Sohn aus erster Ehe, Wernhard Rüedin, und schliesslich wurde 1655 auf Initiative der Webernzunft ein grosses Haus im Garten hinter dem Zunfthaus, jenseits des Birsigs (an der heutigen Theaterstrasse), errichtet **ABB. 90, 91**.[305] Dieses Gebäude wurde am Anfang des 19. Jahrhunderts zu einem Schauspielhaus eingerichtet, diente als solches bis 1834 und wurde 1876 abgebrochen.

Versammlungsräume, Handelslokale

Von einigen besonderen Anlässen ist bekannt, in welchen Häusern oder an welchen Plätzen sie stattfanden. Typisch ist, dass grössere Versammlungen bei geistlichen oder weltlichen Korporationen zu Gast waren. Das Konzil tagte in der Regel im Münster, weitere Sitzungen sowie das Konklave zur Wahl des Papstes Felix V. fanden jedoch im Haus zur Mücke, der ehemaligen adligen Trinkstube am Schlüsselberg 14 VII 122, statt. Bei den Handelslokalen stand die Frage der obrigkeitlichen Beaufsichtigung des Handels im Vordergrund.

Die Stifte und Klöster sowie die Zunft- und Gesellschaftshäuser besassen bis in die Neuzeit hinein die grössten Räumlichkeiten der Stadt. Dieser bediente sich auch der Rat. Kaiser Sigismund wurde 1433 im gut geheizten Ordenshaus der Johanniter untergebracht.[306] Der seit 1373 überlieferte Grosse Rat mit seinen über 200 Mitgliedern tagte im Refektorium des Augustinerklosters, bis ihm 1521 ein eigenes Lokal im Obergeschoss des Rathaus-Hintergebäudes ausgebaut wurde. 1501 führte der Rat anlässlich des Eintritts Basels in die Eidgenossenschaft die Gesandten der anderen Orte zum Fest-

mahl in das Haus zum Brunnen am Petersberg VIII 70, in dem sich zuvor eine der drei adligen Trinkstuben befunden hatte.[307] Nach dem Niedergang der «Hohen Stube», bestehend aus den Trinkstuben zur Mücke (Schlüsselberg 14 VII 122), zum Brunnen und zum Seufzen (ehem. Stadthausgasse VIII 84), wurden die ersten beiden Häuser weiter vom Rat unterhalten. Das Haus zur Mücke benutzte der Rat für Fürstenempfänge, für Gesellschaften und Feste im Anschluss an Turniere, die auf dem Münsterplatz stattfanden, sowie, wie erwähnt, als Ort des Konklaves während des Konzils.[308] 1477 liess er es, nach Erteilung des Messeprivilegs, in ein städtisches Tuchhaus umbauen.[309] Nach dem Neubau im Jahr 1545 wurde mit der Bauinschrift über dem Portal der «gemeyne Nutz» des Hauses betont.

Die Zugehörigkeit zu den Zünften und Gesellschaften strukturierte das Gemeindeleben in mehrfacher Hinsicht. Die Zünfte stellten sowohl gewerbliche als auch politische Organisationseinheiten dar.[310] Die typische Gliederung des Zunfthauses in eine Erdgeschosshalle und einen grossen Versammlungssaal im Obergeschoss (sowie eine kleinere Stube für Vorstandssitzungen) scheint auf den ersten Blick diesen beiden Bereichen zu entsprechen. Die klare Trennung der verwendeten Begriffe für das Zunfthaus ist freilich problematisch. Die Grautücher zum Beispiel besassen die Liegenschaft Sporengasse 14. In den Jahren 1306 und 1375 wird diese als «Laube» bezeichnet, 1418 als «Trinkstube» und 1424 als «Zunfthaus oder Laube». Als Trinkstube kann jedoch auch das gesamte Haus benannt worden sein, wie das bei den genannten adligen Trinkstuben der Fall war; andererseits können anfänglich mehrere Trinkstuben für die verschiedenen Berufsgruppen einer einzigen Zunft existiert haben.[311] Erst mit dem Kauf oder der Errichtung fester Zunfthäuser, vorwiegend im 15. Jahrhundert, ist die Absicht greifbar, im Zunftsaal die Versammlungslokale der Trinkstuben oder Stubengesellschaften zu vereinen. Er diente nicht nur geselligen Anlässen, sondern war zugleich der Ort der politischen Willensbildung und der Wahl der verschiedenen Ratsherren.

Unter den «Lauben» ist eine offene Bauweise zu verstehen, also eine durch Bögen oder andere grosse Öffnungen zur Strasse und/oder zum Hof zugängliche Halle. Sie diente möglicherweise dem genossenschaftlichen Verkauf von Handwerksprodukten der Zunftbrüder, obgleich diese Funktion quellenmässig nicht gesichert ist. Auch hier ist ein Wandel im Zuge der Errichtung der Zunfthäuser zu konstatieren, denn bei den erhaltenen oder bildlich überlieferten Zunfthäusern sind grosse, zur Strasse offene Arkaden nicht bekannt.[312] Vielmehr ist hier spätestens in der Konzilszeit die Vermietung einzelner Läden, durchaus auch an Zunftfremde, üblich geworden.[313]

Der Handel mit Handwerksprodukten, Rohstoffen, Baumaterialien oder Lebensmitteln ist neben dem genossenschaftlichen Aspekt unter den Kategorien «Marktzwang», «Kaufhauszwang» oder Befreiung von diesen Vorschriften zu betrachten. Um die historische Entwicklung vom Hoch- bis zum Spätmittelalter und der Neuzeit nachvollziehen zu können, bedarf es noch der Aufarbeitung vieler unpublizierter Quellen. Auch entziehen sich temporäre Gebräuche oftmals den Regelungen verschiedener Marktordnungen. Eine Berücksichtigung von Verkäufen in

Zünfte und Gesellschaften und ihre Häuser

Herrenzünfte	
Schlüssel	1385 Gerbergasse 2, 1408 Freie Strasse 25, Neubau 1485/88 VII 414.
Hausgenossen	1380 Freie Strasse 34, Abbruch und Neubau 1893/94 VII 449.
Weinleute	1377/1409 Marktplatz 13, Umbau 1578 VII 393.
Safran	1423 Gerbergasse 11, Abbruch und Neubau 1900/01 VIII 413.
Handwerkerzünfte	
Rebleute	1450 Freie Strasse 50, Abbruch und Neubau 1896/97, Abbruch 1956 VII 456.
Brodbecke	1413 Freie Strasse 26, Neubau 1842, Verkauf 1895, Abbruch und Neubau 1900 VII 446.
Schmiede	1411 Rümelinsplatz 6/Im Schmiedenhof 10 VIII 430.
Gerber	Gerbergässlein 15, Abbruch 1874 VIII 409.
Schuhmacher	Vor 1356 Freie Strasse 52, Verkauf und Neubau 1898 VII 457.
Schneider	Vor 1364 Gerbergasse 36, Abbruch 1874 VIII 411.
Kürschner	1353 Gerbergasse 14, Abbruch 1884.
Gartner	Vor 1364 Gerbergasse 38, Abbruch 1874 VIII 409.
Metzger	1423 Sporengasse 10, Abbruch 1888 VII 384.
Spinnwettern	Vor 1361 Eisengasse 5 VII 519.
Goldener Stern	1398 Freie Strasse 71, Verkauf und Neubau 1889 VII 430.
Himmel	Vor 1384 Freie Strasse 33, Verkauf 1877, Abbruch 1912 VII 424.
Weber	Vor 1360 Steinenvorstadt 23 IX.
Fischer	Fischmarkt 10, Verkauf 1892, Abbruch 1953.
Schiffleute	Mitte 15. Jh. Schifflände, Abbruch 1838 VII 529.
Vorstadtgesellschaften	
Zum Hohen Dolder	Zum Esel, St. Alban-Tal, 1489 am Mühlenberg, 1494 St. Alban-Vorstadt 35 IX.
Zum Rupf	1420 Aeschenvorstadt 11, Neubau 1866, Abbruch 1929 IX.
Zur Krähe	1399 Spalenvorstadt 13, Neubau 1817 IX.
Zur Mägd	1517 St. Johanns-Vorstadt 29, 1899 Neubau IX.
Ehrengesellschaften Kleinbasels	
Zur Haeren	1321 Rheingasse 6, Abbruch 1857 VI 114.
Zum Rebhaus	1397 Riehentorstrasse 11, Neubau Ende 18. Jh. VI 179.
Zum Greifen	1427 Rheingasse, bald danach Greifengasse 31, Verkauf 1858, Neubau 1928 und 1993 VI 277.

ABB. 92 Jakob Meyer. Der Kornmarkt mit dem Rathaus. Radierung, 1651. (StABS Bild Wack D 155.)



92

den Vorstädten und in Kleinbasel sowie auch von marktähnlichen Zusammenkünften vor den Toren der Stadt steht bisher in der Forschung noch aus.[314]

Die Befreiung vom Marktzwang, die andernorts auch generell gewährt wurde,[315] wurde in Basel sehr individuell gehandhabt, so sollten zum Beispiel Waffenschmiede in ihren eigenen Häusern verkaufen, auch die Bäcker in den Vorstädten waren dazu angehalten, die Hafner dagegen durften ab 1510 wahlweise in ihren Häusern oder auf dem Markt ihre Waren anbieten.[316] Nach der Darstellung von Rudolf Wackernagel wurde auf den Marktplätzen (Kornmarkt, Fischmarkt, Rindermarkt, Barfüsserplatz) sämtlicher Handel mit Produkten des Umlands sowie teilweise auch der mit den Waren der Handwerksbetriebe abgewickelt. Die bauliche Gestaltung der Märkte ist nur unklar überliefert. Die älteste präzise Darstellung des Kornmarkts von 1651 zeigt Folgendes **ABB. 92**: Aus den umstehenden Häusern wurden aus grossen Ladenfenstern und von vorgestellten Tischen oder Bänken unter hölzernen Pultdächern Waren angeboten. Vor den Häusern der Rathausseite bildeten lange Sitzbänke, auf denen Frauen und Männer sassen und Waren aus vor ihnen stehenden Körben anboten, eine Gasse. Auf dem gesamten Platz wurden jedoch auch Waren auf dem Boden, aus Karren oder von Tischen her präsentiert. Auch sind auf Pfeilern ruhende Überdachungen zu erkennen, die von ihrer Grösse und Bauweise jedoch keine permanenten Einrichtungen zu sein scheinen. Das Tagebuch des Konzilsteilnehmers Andrea Gattaro bestätigt dies teilweise: Er hebt den Brunnen, die Fleischbänke und die umliegenden Läden jedes Gewerks hervor.[317] Aus dem 15. Jahrhundert sind Zinszahlungen einzelner Personen für «stelin», «sitz», «stand» oder «hus» auf dem Kornmarkt überliefert.[318] Diese gemieteten Stammplätze gehörten zur Allmend. Traugott Geering berichtet, dass nach der wirtschaftlichen Hochkonjunktur während des Konzils und wiederum nach Einführung der Messen die Erdgeschosse der Häuser am Kornmarkt und in der Freien Strasse als Läden vermietet wurden und sich darüber hinaus hölzerne Buden vor den Fassaden gewissermassen als Dauerprovisorium etablierten. Den Zins erhielten die Hauseigentümer; vor der langgestreckten Fassade der Safranzunft in der Gerbergasse sollen sich allein neun Buden befunden haben.[319]

Feste Baulichkeiten waren hingegen für den Lebensmittelhandel, der unter obrigkeitlicher Kontrolle stand, vorhanden: In der erstmals 1230 erwähnten «Schol»[320] wurde das von den Metzgern zugerichtete Fleisch angeboten. Ob dieses bei seinem Abbruch im 19. Jahrhundert eingeschossige Gebäude schon zu jener Zeit sowohl von der Sporengasse als auch von der Sattelgasse betretbar war, also sich über dem eingedeckten Birsig erstreckte, ist nicht bekannt. Wahrscheinlicher ist eine solche Einrichtung im Zusammenhang der Birsigeinwölbung am Korn- und Fischmarkt am Ende des 14. Jahrhunderts. Innereien (Kutteln) und verdorbenes oder von Bandwurmfinnen befallenes Fleisch wurde nicht hier, sondern in separaten Bauten (dem Kuttelhaus und der «finnigen Schol») verkauft. Brotlauben bestanden an der



93

ABB. 93 **Das städtische Kaufhaus an der Freien Strasse. Deutlich zu erkennen ist, dass mehrere Bürgerhäuser vereinigt wurden. In dem rechten Haus, das über dem Ladenfenster mit einem von Basilisken präsentierten Basler Wappen ausgezeichnet ist, befand sich die städtische Wechselstube. Am Ende des grossen Kaufhaushofs ist das prächtige Kaufhausportal aus dem Jahr 1572 zu sehen, das sich heute an der Freien Strasse in der Einfahrt der ehemaligen Hauptpost befindet. Alle anderen Gebäude wurden im 19. Jahrhundert abgebrochen. Aquarell vor 1852. (StABS Bild 2, 1156.)**

Stadthausgasse auf der Birsigbrücke[321] sowie in der Neuzeit auch in der Weissen Gasse und der Rüdengasse. Von diesen Institutionen haben sich keine Bauten erhalten, doch sind sie bildlich durch Aquarelle Johann Jakob Schneiders überliefert.

Im Zusammenhang mit der Erlangung von Markt-, Münz- und Zollrechten im Jahr 1373 liess der Rat ein städtisches Kaufhaus zwischen der Freien Strasse und der Gerbergasse errichten.[322] Eine ähnliche Funktion als städtische Lager- und Zollstätte hatte zuvor schon der Salzturm an der Schifflände inne, den alle auf dem Rhein verschifften Waren passieren mussten.[323] Der «Kaufhauszwang» bedeutete im Idealfall, dass alle in die Stadt ein- und von hier ausgeführten Handelsgüter im Kaufhaus Station machten. Fremde Kaufleute mussten ihre Waren im Kaufhaus lagern, den Zoll entrichten und die Güter den einheimischen Händlern anbieten. Hinzu trat die Bestimmung des Zunftwesens, dass auch die einheimischen Händler nur im Kaufhaus Engroshandel betreiben durften und nur dort fremde Produkte lagern konnten. Die Zentralisierung des Handels im Kaufhaus erlaubte den vollständigen Einzug der Zölle und verpflichtete den Rat zugleich zur Garantie des Friedens und zur Kontrolle zur korrekten Geschäftsablaufs.[324]

Bemerkenswert ist zum einen, dass das Kaufhaus nicht direkt am Kornmarkt als dem Haupt-Marktplatz errichtet wurde, sondern am Rindermarkt. Wichtiger scheint die gute Verkehrslage an den beiden Längsachsen der Talstadt, der Freien Strasse und der Gerbergasse, gewesen zu sein. Wie die Gebäude im 14. Jahrhundert ausgesehen haben, ist nicht überliefert, doch präsentierte sich die gesamte Anlage noch nach den umfangreichen Umbauten des späten 16. Jahrhunderts als Konglomerat aus verschiedenen Bauzeiten **ABB. 93**. Der Typus als Vierflügelanlage um einen geräumigen Innenhof wird auch durch die Zurzacher Messehäuser vertreten[325] und entspricht mediterranen Fondaci, wobei freilich die den Hof flankierenden Arkaden in Basel erst im 16. Jahrhundert errichtet wurden.[326]

Schliesslich sind in einem weiteren Sinne unter den Handelslokalen auch die städtischen Vorratsspeicher für Notzeiten zu verstehen. Dem Korn- und Zeughaus am Petersgraben IX, erbaut 1438–1440, folgte 1469 das zweite Kornhaus am Rheinsprung 1921 VII 344 auf einem Teil des Grundstücks, das dem Rat 1459 zur Gründung der Universität übergeben worden war. Grosse Lagerkapazitäten entstanden durch die Säkularisierung der Klostergebäude nach der Reformation 1529; hiervon zeugen



94

ABB. 94 Den bedeutendsten spätgotischen Kirchenbau des 15. Jahrhunderts stellt das Hallenlanghaus der Leonhardskirche dar. Für dieses wurde der Baumeister Hans Niesenberger aus Graz berufen, der zuvor am Münster in Freiburg im Breisgau gewirkt hatte. Den Übergang von dem lichtdurchfluteten Gemeinderaum zu dem engen, einschiffigen Chor vermittelt der Lettner, der noch aus der Vorgängerkirche stammt. Foto Philippe Saurbeck, Basel, 2008.

beispielsweise die Verwendung des Barfüsserkirchen-Chors als Fruchtschütte, der Bau des dritten Kornhauses 1573 unter Verwendung der Gnadental-Klosterkirche oder die Speicherböden, die 1671–1677 in der Klingentalkirche eingezogen wurden.

Ruhe und Ordnung: Gerichtszeichen und Rechtsorte

Mit der Verpfändung des Schultheissengerichts an den Rat 1385, gefolgt von der Übernahme des Vogteigerichts 1386, war der Rat die alleinige Gerichtsinstanz in der Stadt. Im 15. Jahrhundert begriff er seine Aufgabe darin, «Gottes Ehre zu fördern und aller Unbill und groben Sünden zu begegnen»,[327] was sich in einer grossen Zahl von Reglementen und Sittenvorschriften ausdrückte.

Als häufigste Strafe wurde die Verbannung verhängt. Inhaftierungen dienten in erster Linie der Untersuchung oder der Wartezeit vor einer Hinrichtung. Als Kerker wurden die Schwibbögen der Inneren Stadtmauer genutzt; die Klagen über die peinigenden Haftbedingungen sind zahlreich. Ehrenstrafen wurden öffentlich vollstreckt, so auf dem «Heissen Stein» vor dem Rathaus oder am Halseisen, an der Schandsäule und dem hölzernen Esel ebenda. Hinrichtungen fanden seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts an der Richtstätte auf dem Gellert statt.[328] Auswirkungen auf die städtische Topografie hatte die Tendenz, unliebsame und gefährliche Existenzen und Gewerbe an die städtische Peripherie zu verdrängen, wie die Beispiele der Bordelle und der feuergefährlichen Berufe (Bäcker, Glockengiesser, Hafner) lehren.

Kirchenbau und Totenkult

Mitte des 14. Jahrhunderts waren die kirchlichen Verhältnisse in Basel weitgehend auf dem Stand, den sie bis zur Reformation beibehalten sollten. Als einziges neues Kloster wurde 1401 auf der Grundlage einer Stiftung des Oberstzunftmeisters Jakob Zibol das Kartäuserkloster in Kleinbasel ins Leben gerufen. In der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert sind jedoch eine grosse Anzahl von Reparaturen, Um- und Neubauten der Basler Kirchen zu verzeichnen.

Der Bau der Kartäuserkirche wurde 1408–1416 vorangetrieben, das schon ursprünglich geplante Chorgewölbe jedoch erst 1488 ausgeführt.[329] Die schlichte Form der Saalkirche mit einem polygonalen Abschluss, die durch einen Lettner zweigeteilt wur-

Baunachrichten zu Basler Kirchen vom Erdbeben 1356 bis zur Reformation 1529
Die Basler Kirchen und Klöster sind in den Kunstdenkmälerbänden 3–5 (1941, 1961, 1966) und 10 (2019) eingehend beschrieben. Ein künftiger Band wird sich mit den Kirchen des 19./20. Jh. sowie mit Nachträgen zu den mittelalterlichen Anlagen beschäftigen. Hier kann aus diesem Grund eine stichwortartige Übersicht mit Angabe der neueren Literatur in den Anmerkungen genügen.

Münster X
1356 Einsturz der Chorflankentürme und des Vierungsturms, Zerstörung des Chors mit seinem Gewölbe. Einsturz der Westtürme, zwei Joche des Langhauses zerschmettert. Reparatur des Chorbereichs (1363 Neuweihe), der Querhaus- und Langhausgewölbe bis ca. 1420, Umbau des Westportals, Vollendung des Georgsturms 1414–1429, des Martinsturms 1470–1500. Im 15. Jh. Bau der Kreuzgänge, der Kapellen, des Konzils- und des Münstersaals.[330]

Johanneskapelle auf Burg III 419
1356 Beschädigung der um 1100 erbauten Kapelle. 1386d Neubau einer schmaleren Kapelle.[331]

Augustinerkloster III 163
Umfang der Schäden 1356 unbekannt. Der Rat trug 1395–1398 zu den Kosten der Reparaturen bei,[332] die vermutlich mit der Stiftung des Katharinenaltars 1396 beendet waren.[333]

Martinskirche IV 311
Vor dem Erdbeben war der Kirche des 13. Jh. ein südliches Seitenschiff hinzugefügt sowie das nördliche Seitenschiff erhöht worden. Obwohl der Chor beim Erdbeben wohl kaum beschädigt wurde (1357 konnten wieder Messen gelesen werden), wurde er bis 1398 gänzlich neu errichtet, gleichzeitig mit der Reparatur des Langhauses mit einem neuen Dachwerk von 1399.[334]

Ulrichskirche V 417
Beim Erdbeben 1356 und beim Stadtbrand 1417 schwer beschädigt. Wiederaufbau im 15. Jh.[335]

Kapelle des Deutschen Ordens III 318
Schäden 1356 unbekannt. 1417 Brand und Neubau.[336]

Peterskirche V 3
Beschädigungen 1356, anschliessend Abbruch des Südturms. Bis 1388 Mittelschiff und Westfassade wiederhergestellt, danach die Seitenschiffe und bis 1430 der Nordturm (Dachreiter erst 1501/02). 1459–1480 Einwölbung der Nebenkapellen und des Chors, 1490 Anbau der Kaplänesakristei.[337]

Leonhardskirche IV 141 **ABB. 94**
1356 schwere Zerstörung der ganzen Kirche mit Ausnahme der Krypta. Neubau des Chors und des verlängerten Langhauses sowie des Glockenturms um 1360/70. Um 1455/60 Errichtung des Lettners. 1481–1521 Neubau der Leutkirche als Hallenkirche. 1512/18 hölzernes Gewölbe im Chor.[338]

Barfüsserkirche III 197
1356 Schäden vorwiegend an den Klostergebäuden, an Giebeln und am Dachwerk der Kirche. Reparaturen bis ca. 1400.[339]

Klosterkirche St. Maria Magdalena an den Steinen IV 295
1356 starke Zerstörungen, wohl auch durch Birsighochwasser. Allmähliche Reparatur bis 1478 (Neuweihe der Kirche).[340]

St. Albankirche III 43
1356 Leutkirche und Turm zerstört. Aufbau der Leutkirche (Dachwerk 1363–1368d), Anbau eines südlichen Seitenschiffs, 1417 Erneuerung des Chordachs, 1435–1470 Neubau des Turms.[341]

Elisabethenkapelle III 345
Als Spitalkapelle wohl Ende 13./Anfang 14. Jh. errichtet, 1515/16 Neubau.[342]

Klosterkirche Gnadental III 361
Von Schäden 1356 quellenmässig nichts bekannt. 1346 neuer Chor der Kirche geweiht. Mitte des 14. Jh. Errichtung des «neuen Baus» nördlich des Klosterhofs. Nach 1447 zusätzliche Erweiterung aufgrund der wachsenden Anzahl der Nonnen.[343]

Predigerkirche V 203
1356 Einsturz des Langhauses, der Chor als provisorisch abgeschlossene Kirche weiterbenutzt. Wiederherstellung des Langhauses ca. 1365–1370, fertiggestellt mit der Errichtung des Glockenturms 1423.[344]

Johanniterkirche III 429
Nach Angabe des Heinrich von Diessenhofen im Erdbeben 1356 unbeschädigt.[345]

Klosterkirche Klingental IV 13
Keine Erdbebenzerstörung. Kreuzgang und Konventsgebäude des Grossen Klingentals im 15. Jh. nach Bränden erneuert, hier ca. 1480/82 Totentanz. Weitere, nicht erhaltene Wandmalereien aus dem frühen 16. Jh. (Ambrosius und Hans Holbein d. J., Hans Herbster).[346]

Clarakirche III 291
Schäden vom Kleinbasler Stadtbrand 1354 oder vom Erdbeben 1356 unbekannt. Neubau des Schiffs, Dachwerks 1368d. 1396/97 Beitrag des Rats an die Baukosten.[347]

Theodorskirche V 319
1356 Chorgewölbe und Westgiebel eingestürzt, Obergaden beschädigt, obere Turmgeschosse eingestürzt. 1377 Neuweihe des Hochaltars, die Reparaturen 1422 noch nicht fertiggestellt, Lettner um 1430.[348]

Kartause III 449
Siehe im Text (S. 114, 116).



95

ABB. 95 Matthäus Merian edierte 1625 die Darstellungen des Totentanzes im Kreuzgang des Predigerklosters. Seinen Ausgang nimmt der Reigen in einem Beinhaus, in dem die Gebeine von Verstorbenen versammelt wurden, die aufgrund der hohen Belegungsrate der Kirchhöfe nur kurze Zeit unter der Erde weilen konnten. (UB Basel FO IV 20:3.)

de, kann als bewusster Rückbezug interpretiert werden, «um eine frühere Gründungszeit der Kleinbasler Kartause zu suggerieren».[349] Ein kleinerer Kreuzgang an der Nordflanke der Kirche diente dem täglichen Verkehr und dem einzigen zugelassenen Gespräch der Mönche. Um den grossen Kreuzgang gruppierten sich die Zellen der Mönche in der Form von baulich eigenständigen Kleinhäusern, die zum Beginn des Konzils noch im Bau oder in Planung waren. Der unfertige Zustand des Klosters bot offenbar den Anlass für eine grössere Anzahl von Stiftungen durch Konzilsteilnehmer, von denen mehrere in der Kirche oder den Kreuzgängen bestattet wurden.[350] In der Kirche befinden sich sechzehn hölzerne Totenschilde, auch sind siebzehn Grabplatten von Konzilsteilnehmern erhalten oder durch ein Verzeichnis von Emanuel Büchel um 1774 überliefert. Die meisten der Bestatteten verstarben 1439 an der Pest.[351] Jedoch erhielten auch das Münster und andere Basler Kirchen Stiftungen und Grablegungen.

Bestattungen fanden zunächst in oder an den Pfarrkirchen statt, seit 1300 auch bei den Bettelordensklöstern. Um 1450 werden insgesamt neunzehn Begräbnisplätze bei allen Kirchen und Kapellen in der Stadt erwähnt,[352] Einfriedungsmauern bestanden bei der Martins- und der Peterskirche noch bis in das 19. Jahrhundert. Schätzungen von Sterblichkeitsziffern liegen lediglich zu den verschiedenen Seuchen- und Pestzügen vor, an denen zwischen 1356 (also nach Überstehen der ersten grossen Pestwelle 1348/49) und 1529 insgesamt 26 500 Personen starben.[353] Als Resultat dieses «Andrangs» auf den Friedhöfen müssen Beinhäuser existiert haben, wie sie in den gemalten Totentänzen des Prediger- und des Klingentalklosters dargestellt sind **ABB. 95**. Erhalten ist in Basel lediglich dasjenige beim Siechenhaus bei St. Jakob.[354]

Die Baunachrichten zu den Kirchen zeigen, dass zu Konzilsbeginn die Erdbebenschäden zumindest so weit behoben waren, dass sie liturgisch wieder nutzbar waren und lediglich an Türmen und Klostergebäuden teilweise noch gearbeitet wurde. Insbesondere das Münster und die Martinskirche müssen das Bild von weitgehend neuen Kirchen abgegeben haben, worauf sich möglicherweise die Aussage von Aeneas Silvius Piccolomini auch beziehen lässt, nirgends sehe man in der Stadt etwas Altes.[355]

Der Bau des Rathauses

1504 wurde mit dem Neubau des Rathaus-Vordergebäudes am Marktplatz begonnen **ABB. 96**. Drei Jahre zuvor, am Heinrichstag des Jahres 1501, war die Stadt Basel in das Bündnissystem der Eidgenossenschaft eingetreten. Ein Bezug auf dieses Ereignis ist durch die Anbringung von mehreren Wappenzyklen der eidgenössischen Orte am und im Gebäude belegt, zugleich wollte der Rat durch den Neubau seine Stellung zum Bischof als dem Stadtherrn neu definiert sehen.[356]

Diesem Anspruch entsprechend hatte das Rathaus eine architektonische wie ikonografische Leitform zu entwickeln. Der Neubau ist dadurch gekennzeichnet, dass er auf einer offenen Halle ruht, die mit jeweils drei grossen Arkaden sowohl vom Marktplatz als auch vom Rathaushof zu durchschreiten oder zu durchblicken ist. Auf diese geöffnete Zone folgt im 1. Obergeschoss eine festliche. Die Platzfassade ist hier in eine Folge von sechs Staffelfenstern aufgelöst (ergänzt durch zwei weitere Fenster in der Erweiterung von 1606–1608), die ein durchgehendes Fensterband bilden und die innere Einteilung nicht erkennen lassen. Das 2. Obergeschoss wiederum ist mit kleineren Kreuzstockfenstern und den Mauerpartien dazwischen sowie letztlich mit dem Zinnenabschluss als verschlossene und wehrhafte Zone gekennzeichnet. Mit diesen drei Bereichen der Fassade – Öffentlichkeit, Festlichkeit, Wehrhaftigkeit – ist die Macht des Rats in der Stadt vergegenwärtigt.

Vorbilder dieser Raumstaffelung sind in Italien auszumachen. Karl Stehlin verwies auf den Dogenpalast von Venedig,[357] allgemein können jedoch die mittelalterlichen *Broletto*-Anlagen oberitalienischer Städte als Ausgangspunkt genommen werden.[358] Jene Kommunalpaläste waren Hallenbauten, die in



96

ABB. 96 **Der Vordere Ratsstubenbau von 1504–1514. Das spätgotische Gebäude wurde 1606–1608 durch die Kanzlei in identischer Formensprache ergänzt, jedoch durch die manieristische Fassadenmalerei «modernisiert». Foto KDBS, Erik Schmidt, 2013.**

360°-Ansicht

der Regel ein offenes Erdgeschoss aufwiesen.[359] Dadurch wird ein Verweis auf die Kraft kommunaler Regierung gegeben, die in Italien zur Bauzeit des Basler Rathauses ihre Glanzzeit längst hinter sich gelassen hatte.[360] Zum Prinzip der Öffentlichkeit gehört nicht nur die freie Zugänglichkeit des Rathaushofs, sondern in besonderer Weise die offene Laube und die Freitreppe, von der aus die «Rufe» der Obrigkeit verkündet wurden.[361] Auffallend ist auch die stark retardierte Formensprache, die keinerlei spätgotische Prachtentfaltung durch Wimperge, Fialen und Masswerkverzierungen zulässt; als Gegenbeispiele seien das Rathaus der westfälischen Stadt Münster vom Ende des 14. Jahrhunderts oder das Braunschweiger Altstadtrathaus mit seinen vorgelagerten Lauben aus derselben Zeit genannt. Das Staffelfensterband im Obergeschoss rekurriert bewusst auf das, was von den Stubenfenstern der Wohnhäuser bekannt war, und schliesst Sonderformen wie die an Adelshöfen orientierten Masswerkfenster des Schönen Hauses (Nadelberg 6) aus. Auch die Innenausstattung der Ratsstube mit Holztäfer an Wänden und Decke stellt eine besonders reiche Variation der Wohnstuben und Zunftsäle dar, die den Bürgern geläufig waren (siehe S. 299f.). Der die Fassaden abschliessende Zinnenkranz ohne wehrtechnische Funktion – aber immerhin mit den Wappen der eidgenössisch Verbündeten – gehört zu den baulichen Repräsentationsformen, die sowohl Basler Bürgerhäuser zeigten als auch, wiederum mit Blick nach Italien, kommunale Bauwerke wie der Bargello in Florenz.

Das Basler Rathaus, genauer der 1504–1514 errichtete Vordere Ratsstubenbau, erweist sich als ein Bau, der die Orientierung an Traditionen kommunaler Herrschaft mit einer bodenständigen Architektursprache verbindet, die weniger auf Neuartigkeit und Kühnheit der Formen und Konstruktionen setzt als auf Gediegenheit und handwerkliche Qualität im Rahmen des Angemessenen.

ABB. 97 Tobias Stimmers 1579 datierter Scheibenriss mit zwei Kriegern in typisch schweizerischer Bewaffnung (Schweizerdolch, Anderthalbhänder und Hellebarde) und dem Standeswappen von Basel zeigt im Hintergrund einen Blick auf die Stadt. Die waffenstrotzende Rahmung verleiht ihr symbolhaften Schutz in einer Zeit, die durch den Konfessionswechsel und Kriegsgefahr gekennzeichnet war. (KMB Inv. 1911.99.)

Resümee

Das Spätmittelalter in Basel – eingegrenzt auf die Zeit zwischen dem Erdbeben von 1356 und dem Durchbruch der Reformation 1529 – ist durch das Erstarken und die Ausdehnung der Ratsherrschaft gekennzeichnet. Die Stadt war Schauplatz fürstlicher und kirchlicher Grossereignisse wie des Konzils, wobei der Rat als Partner aufgerufen wurde. In dieser «Zumutung» konnte er Vorteile für die städtische Gemeinde erkennen und ausbauen. Seine Handlungen waren generell auf Rahmenbedingungen ausgerichtet, die der wirtschaftlichen Entwicklung und dem Gemeinwohl der Bürger dienlich waren. Gesellschaftsstrukturen fanden ihren Ausdruck in Organisationsformen wie den Zünften, Gesellschaften, Bruderschaften, die wiederum in unterschiedlicher Ausprägung auch in den Bauten und Anlagen der Stadt greifbar sind. Hierbei ist eine Konzentration im Bereich der Talstadt auszumachen. Sie wurde zum eigentlichen Zentrum der städtischen «Alltagstopografie»,[362] im Unterschied zum bischöflichen Machtzentrum auf dem Münsterhügel. Das Rathaus mit dem vorgelagerten Marktplatz wirkte wie ein Magnet für das öffentliche Leben, sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht, wobei das Kaufhaus zwischen der Freien Strasse und der Gerbergasse ein zweites Zentrum bildete. Gemeinsam ist vielen Einzelaktionen die Bestrebung zur Vereinheitlichung der Stadt, sowohl in der Etablierung einer Ordnung, die sich in der Form allmählich durchsetzender Bauvorschriften auch auf die Gebäude der Stadt auswirkte, als auch im Sinne einer Arrondierung oder Territorialisierung durch den dritten Mauerbau in Grossbasel und durch die Vereinigung Kleinbasels mit der linksrheinischen Stadt. Einher ging damit die Betonung von Grenzen und die Markierung von Zuständigkeiten und Hoheitsgebieten, wozu Heraldik und städtische Ikonografie beitrugen. Wiederholt wird eine konservative, wenn nicht sogar veraltete Formensprache gewählt, wie das Spalentor, die Kartause oder das Rathaus zeigen.[363] Nicht ein historisches Stilempfinden stand dabei im Vordergrund, sondern die Reverenz an traditionsreiche Bauten oder Institutionen, in deren Nachfolge man sich stellen wollte, was in eine zukunftsgewandte Repräsentation umgemünzt wurde.

Reformationszeit und Dreissigjähriger Krieg (bis 1700)

Wichtige Daten

1521	Neue Ratsverfassung.
1529	Reformatorischer Bildersturm, Reformationsordnung.
1531	Bau des Clarabollwerks nach Abbruch des Kirchenchors.
1521–1529, 1535–1536	Erasmus von Rotterdam in Basel.
1547–1555	Bau von fünf Bollwerken.
1563/64	Grosse Pestwelle mit ca. 4000 Toten.
1585	«Badener Vertrag», Abfindung der bischöflichen Rechte in der Stadt.
1609/11	Grosse Pestwelle mit ca. 4000 Toten.
1618–1648	Dreissigjähriger Krieg.
1653	Bauernkrieg.
1667/68	Letzte Pestwelle.
1690/91	«1691er-Wesen», Verfassungsänderung mit Stärkung des Grossen Rats.

Das frühe 16. Jahrhundert, die Zeit des Erasmus von Rotterdam und Hans Holbein d. J., gilt im Basler Selbstverständnis als der Beginn einer glorreichen Zeit, in der die Stadt auf kulturellem, aber auch auf wirtschaftlichem Gebiet eine europäische Geltung erlangte. Die Begriffe des Humanismus als eines Wegbereiters der Renaissance in Architektur, Kunst und Kultur sowie derjenige der kirchlichen Reformation, die in Basel 1529 durchgesetzt wurde, lassen Neuerungen in allen Lebensbereichen vermuten. Der Eintritt Basels in die Eidgenossenschaft 1501 bedeutete ein neues, auf Dauer vereinbartes Bündnis und eine aussen- und wirtschaftspolitische Umorientierung.[364] Mit der Loslösung aus der Stadtherrschaft des Bischofs, die schon mit der Ratsverfassung von 1521[365] deutlich wurde und in mehreren Schritten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts vollzogen wurde, wurde Basel erst richtig zu einer von den Zünften regierten Stadt mit einer autonomen, kollektiven Willensbildung. Dass diese nur innerhalb einer kleinen Gruppe stattfand und nie konfliktfrei verlief, muss nicht eigens betont werden.

Die Geschichtswissenschaft ist sich einig, dass mit der Erfindung des Buchdrucks oder mit der Reformation Anstösse zu wichtigen Veränderungen des politischen und gesellschaftlichen Lebens gegeben wurden.[366] Auf die fortschreitende Formierung der benachbarten Territorialstaaten zu administrativ durchorganisierten Staatswesen hatten Städte wie Basel zu reagieren, etwa mit dem Ausbau der Verwaltung.[367] Bei allen Neuregelungen muss der Blick



97



98

ABB. 98 Der wahrscheinlich von Georg Friedrich Meyer um 1680 gezeichnete Entwurf zu Befestigungsanlagen wurde nicht ausgeführt. Die grosse Zahl der Mauern und Bastionen hätte die Mittel Basels weit überfordert. Schwach zu erkennen ist ein recht präziser Grundriss der bestehenden Stadt. (StABS PLA A 1, 113, Nr. 1.)

auch auf die traditionellen oder retardierenden Elemente gerichtet werden. Die Fülle der neu erlassenen Vorschriften, die beispielsweise mit den Kleiderordnungen in die Privatsphäre eingriffen **ABB. 99, 100**,[368] ist auch als Massnahme gegen zu viel Veränderung zu lesen, von der zu befürchten war, dass sie ins Chaos umschlagen könnte. Die «Mandate» genannten Erlasse wurden ab 1452 gedruckt und an mehreren Orten in der Stadt angeschlagen.[369] Bestimmungen richteten sich 1529 gegen die «Laster», modische Kleidungsstücke wie die «zerhauenen» Hosen und Wämse oder teure, den finanziellen Ruin verursachende Ausstattungsstücke, wie sie auch die zusammenfassende «Policey-Ordnung» von 1637 meint.[370] Durch solches Gebaren werde «nicht nur die Ehrbarkeit verdruckt», sondern es könne auch «eines jeden Wesen und Stand nicht mehr erkennt werden». Das Beispiel zeigt, wie grundsätzlich die Skepsis gegenüber Neuerungen im 16. und 17. Jahrhundert in den regierenden Kreisen verankert war und wie traditionsgebunden die «Neuzeit» auch in Basel anbrach.[371] Kaspar von Greyerz kennzeichnete die Disziplinierungsmassnahmen des Rats und der Kirche nach der Reformation als «eine Art permanentes, kollektives Reinigungsritual».[372]

Das geistige Klima ist teilweise der geopolitischen Grenzlage Basels zwischen dem Fürstbistum Basel und dem Habsburgerreich – einer «politischen Wetterecke sondergleichen», so Edgar Bonjour[373] – geschuldet. Im 16. Jahrhundert fürchtete man eine Rekatholisierung durch die mächtigen Nachbarn, was zu einer Zurückhaltung in konfessionellen Angelegenheiten verpflichtete. Allzu scharfe reformatorische Polemik wurde vom Rat unterbunden, die Rückkehr des altgläubigen Erasmus wurde 1535 gefeiert, und auch beim Abendmahlszwang wurden gewisse Ausnahmen zugelassen.[374] Der Rat hielt sich auf eidgenössischen Tagsatzungen in Glaubensfragen zurück oder wurde gar vermittelnd tätig.[375] Diese gemässigte und zur Neutralität tendierende Haltung wurde überregional wahrgenommen und machte Basel im 16. Jahrhundert zu einem Anziehungspunkt geistiger und wirtschaftlicher Eliten, bis im 17. Jahrhundert mit der reformierten Orthodoxie, politischer Verkrustung und der enormen Belastung durch den Dreissigjährigen Krieg eine Stagnation einsetzte.[376]

Wie polyvalent die Zeitspanne des 16. und 17. Jahrhunderts in Basel auf vielen Gebieten beschrieben werden kann, so eindeutig ist doch die Baugeschichte zu charakterisieren. Das Bauwesen Basels blieb im betrachteten Zeitraum hauptsächlich konservativ und normativ – ebenso «gemässigt» wie die skizzierte geistige Situation, mit einzelnen Ausnahmen. Inwieweit dies auf die kollektive, sich mehr und mehr oligarchisch ausprägende Regierungsform



99



100

ABB. 99, 100 Nachdem Hans Heinrich Glaser 1624 eine «Trachtenfolge» herausgegeben hatte, fertigte er 1634 «auf Verlangen» eine zweite Version jener Serie von Radierungen, die Basler Bürger und Bürgerinnen in ihrer typischen Kleidung zeigt. Am Anfang der Folge stehen Mitglieder des Rats und der Universität sowie allerlei Amtsträger der Verwaltung, die zu jener Zeit weit ausdifferenziert war. Hier werden der Ehegerichtsschreiber, ein Amtmann und ein (Gerichts-?)Beistand gezeigt. Daneben «einer fiert sein fraw und kinder spaccieren». (UB Basel Falk 1464, fol. 20 und 24.)

zurückzuführen ist, also auf das Fehlen eines fürstlichen Bauherrn, ist zu fragen. Wolfgang Braunfels stellte in seiner 1976 erschienenen «Abendländische[n] Stadtbaukunst» den reformierten Hauptorten der Schweiz kein günstiges Zeugnis aus: Während in den katholischen Orten überragende Monumentalwerke wie die Klosterkomplexe von Einsiedeln und St. Gallen entstanden, seien in den reformierten Städten «keine neuen Formen der Stadtbaukunst wie etwa in Holland entwickelt und den alten Städten nur wenige Akzente hinzugefügt worden», wobei er Basel explizit einschloss.[377] Das Phänomen hat jedoch kaum einen konfessionellen Hintergrund, abgesehen davon, dass in reformierten Städten natürlich keine Klöster neu errichtet wurden. In dem von einer kleinen Gruppe von wenigen Familien gelenkten Stadt- und Staatswesen waren egalitäre Tendenzen stärker als avantgardistische Positionen in der Stadtplanung und Architektur. Die Eigentumsstrukturen, die ohnehin schon festgefügt waren, widerstanden nach dem Ausbau des Nachbarschaftsrechts und der Bauverwaltung erst recht allen Veränderungsinitiativen.[378] Das Basler Rathaus besass, so wie es in einer Ecke des Marktplatzes positioniert war, keinerlei städtebauliche Prägnanz – schliesslich war es anfänglich auch nur in einem angekauften Bürgerhaus eingerichtet worden **ABB. 92**. Für das am Ende des 17. Jahrhunderts errichtete Zürcher Rathaus ist überliefert, dass es «ein zwahren nicht prächtiges, jedoch ansehnliches und gemeiner statt und stand reputierliches gebäuw» werden sollte.[379] Zum Kriterium der Angemessenheit, das allein schon überbordende Pracht ausschloss, trat auch im privaten Profanbau die Tendenz zur Zurückhaltung und zur Verständigung auf eine traditionelle Bautypologie. Sich gegenseitig des gleichen Sinns zu versichern, schuf Sicherheit in der Gruppe und schien für das bürgerliche Staatswesen der richtige Beitrag zu sein.

Die Reformation und ihre baulichen Folgen

Erste Massnahmen zur Säkularisierung des Kirchen- und Klosterguts erfolgten schon 1525. Der Rat unterstellte die Verwaltung sämtlichen Klosterguts städtischen Pflegern, also Ratsmitgliedern, die auch die Aufsicht über die Schaffner übernahmen.[380] Beim Domstift konnten Ansprüche des Bischofs erst 1585 abgegolten werden; mit dem nach Freiburg im Breisgau ausgewanderten Kapitel kam es zu keiner Einigung, doch konnte dieses nur auf Güter ausserhalb des städtischen Hoheitsgebiets zugreifen. Zusammen mit der Bestellung der Pfleger erging die Aufforderung an die Mönche und Nonnen, die Klöster zu verlassen. Mit dem Austritt oder dem Tod der jeweils letzten Klosterinsassen gelangte das Klostergut formell in das Eigentum der Stadt – der letzte Mönch starb 1564 in der Kartause. Um auswärtigen Begehrlichkeiten vorzubeugen und um selbst nicht in den Verdacht unrechtmässiger Bereicherung zu geraten, liess der Rat die Klöster als Institution bestehen und verwaltete die Einkünfte separat vom Staatshaushalt als «Kirchen- und Schulgut».[381] Neben der Besoldung der Priester wurde hiervon die



101

ABB. 101 Im Kreuzgang des Barfüsserklosters befand sich die Abteilung für psychisch Erkrankte unter der Aufsicht des Spitals. Aquarell von Constantin Guise, entstanden 1849, nachdem die Gebäude – bis auf die Kirche – schon abgebrochen waren. Die in Wirklichkeit wesentlich harscheren Bedingungen für die Patientinnen und Patienten werden stark abgemildert dargestellt. Das Areal ist teilweise durch den Musiksaal (Steinenberg 12–14 VII 503) überbaut und wurde bei dessen Umbau 2017–2020 archäologisch erforscht. (StABS Bild Wack. G 112.)

ABB. 102 Das 1573 errichtete Kornhaus markierte die Ecke des Petersgrabens zur Spalenvorstadt. Die im Bild nicht sichtbare Nord- und Westfassade enthielt Mauerwerk der Klosterkirche Gnadental. Das Haus wurde 1890 abgebrochen und durch den Bau der Gewerbeschule und des Gewerbemuseums ersetzt. Deren Staffelgiebel erinnern heute noch an das Gebäude des 16. Jahrhunderts. Foto ca. 1885. StABS AL 45 2-96-1.

Armenhilfe bestritten, 1527 organisatorisch im «Grossen täglichen Almosen» zusammengefasst.[382] Den dritten Bereich bildeten das Schulwesen und die Universität. Eine Sonderstellung hatte das der Hochschule zugeordnete Petersstift, das seine Einkünfte als eigenständige Korporation selbst verwalten durfte. Die Kirchspiele wurden in der Reformationsordnung vom 1. April 1529 neu eingeteilt (vgl. **ABB. 71**). In Grossbasel gab es fortan nur drei Pfarreien: Zur Münstergemeinde wurden die Pfarreien St. Martin, St. Alban und St. Ulrich geschlagen, zu St. Peter kam die Pfarrei St. Johann hinzu. Das Kirchspiel (Pfarrbezirk) St. Leonhard blieb unverändert, ebenso St. Theodor in Kleinbasel.[383]

Obwohl der Rat mit einem Mal die Verfügungsgewalt über bedeutende innerstädtische Areale und Gebäude erlangte, resultierten daraus zunächst nur geringe städtebauliche Anstösse. Kleinere Parzellen wurden verkauft, so zu Beginn der 1530er-Jahre die Häuser am Stapfelberg unterhalb des Augustinerklosters VII 317, die Pfrundhäuser (Amtswohnungen)[384] des Domstifts in der Augustinergasse (Nrn. 5 VII 261, 9 VII 263, 11 VII 265, 13 VII 267, 21 VII 280) oder mehrere Pfrundhäuser und eine Scheune des Klosters Gnadental in der Spalenvorstadt (Nrn. 8–14 IX). Die Klausurgebäude blieben grösstenteils erhalten, wurden als Wohnungen der Schaffner und als Wirtschaftsgebäude beibehalten oder einer neuen Nutzung zugeführt. Das Barfüsserkloster gehörte schon seit 1440 bzw. 1447 zum Spital in der Freien Strasse. Seine Gebäude wurden daher zwanglos als weitere Abteilungen des Spitals eingerichtet, so ein geschlossenes Haus für Menschen mit psychischen Erkrankungen – 1577 als *«domus stultorum»* oder *«stupidorum carcer»* erwähnt[385] –, das sich spätestens 1655 im Kreuzgang befand **ABB. 101**.[386]

Den Anlass zur Anlage des Barfüsserplatzes bot abgesehen von der Reformation ein Birsighochwasser im Juni des Jahres 1529, bei dem das Birsiggewölbe und der «Barfüssersteg» zerstört und anschliessend wiederhergestellt wurden. Zur Reparatur sollen Steinquader von einer abgebrochenen Kirche vor dem Tor benutzt worden sein.[387] Der Chronist Fridolin Ryff berichtet, dass im selben Jahr die Klostermauer beseitigt wurde und dass aus dem Garten und dem Kirchhof, die bis dahin den grössten Teil der Fläche zwischen den Klosterbauten und den Häusern am Hang zum Leonhardskloster eingenommen hatten, ein neuer Platz gemacht wurde. Dieser diente als Holzmarkt.[388] Die Ausgaben für «den grund ab dem Barfusser platz und vom Helgen crutz hinweg ze fierenn»[389] deuten auf eine Abgrabung oder Nivellierung des Platzes. Neben dem Fischmarkt, dem Kornmarkt sowie dem strassenförmigen Rindermarkt (Gerbergasse VIII 406) war damit ein weiterer Handelsplatz in der Talstadt entstanden.

Mit der Reformationsordnung von 1529 wurde die Zahl der Lateinschulen auf drei (beim Münster, bei St. Peter und bei St. Theodor) beschränkt. Als deutsche Schulen wurden die Knabenschule bei den Barfüssern und eine Mädchenschule bei St. Martin ins Leben gerufen; Letztere wurde 1604 ebenfalls in ein Gebäude des Barfüsserklosters versetzt. Hinter den ehemaligen Domkurien am Münsterplatz wurde die bisherige Münsterschule, an der von 1544 bis 1578 Thomas Platter d. Ä. als Rektor wirkte, 1589 als «Gymnasium auf Burg» – heute «Gymnasium am Münsterplatz» – neu gegründet (Münsterplatz 15 VII 66).[390] Das Augustinerkloster überwies der Rat der Universität als «Oberes Kollegium». Zwar war der Bursenzwang aufgehoben worden, doch wohnten Stipendiaten («Alumnen»), die aus dem Kirchen- und Schulgut unterstützt wurden, sowohl im Oberen als auch im Unteren Kollegium am Rheinsprung.[391] Im 16. Jahrhundert wurden nur in zwei Fällen Kirchengebäude abgebrochen: Die Gnadentaler Klosterkirche wurde 1573 zu einem städtischen Kornhaus umgewandelt, wobei Mauerpartien der Kirche wiederverwendet wurden **ABB. 102**,[392] und der Chor der Clarakirche fiel 1531 zugunsten eines Bollwerks, das hinter der Stadtmauer die Aufstellung von Kanonen ermöglichen sollte (vgl. **ABB. 118**). In den meisten Kirchen wurde weiterhin Gottesdienst gehalten, wenn auch manchmal nur in reduzierter Form und nur im Kirchenschiff. Dass man gerade den Chor als das liturgische Zentrum der einstigen katholischen Messfeier umnutzen oder gar beseitigen wollte, zeigt neben dem Beispiel der Clarakirche der Umgang mit der Barfüsserkirche, wo «bald nach 1529» der mit einer Bretterwand vom Schiff abgetrennte Chor mit Zwischenböden als Lagerhaus eingerichtet wurde.[393]

Die Verwaltung des Kirchen- und Schulguts durch elf verschiedene Schaffneien erwies sich als zu umständlich, so dass zwischen 1659 und 1669 ihre Zahl durch Zusammenlegung auf fünf reduziert wurde, bis sie schliesslich 1691 sämtlich im «Direktorium der Schaffneien» vereinigt waren. Sitz dieser Institution war das Steinenkloster. Frei werdende Räumlichkeiten wurden neu vergeben: Das Leonhardskloster erhielt der Lohnherr als Sitz überwiesen, die Kartause wurde 1669 als «Zucht- und Waisenanstalt» eingerichtet und dient noch heute als Bürgerliches Waisenhaus. Als Zuchthaus wurde auch seit 1532 das Predigerkloster genutzt. Weitere Kirchen wurden durch Lagerböden unterteilt, so die Klingentalkirche im 17. Jahrhundert und der Chor der Predigerkirche 1704 **ABB. 103**. In der Steinenklosterkirche dienten Zwischendecken ab 1690 als Unterkunft für Soldaten (die sogenannte Blömleinkaserne) und die Gebäude an der späteren Theaterstrasse als Stallungen. Der



102



103

ABB. 103 **Die Kirche des Klosters Klingental ist seit dem 17. Jahrhundert durch Zwischenböden unterteilt. Seit 1860 gehörte sie zum Komplex der Kaserne und beherbergt heute, auch nach dem Innenumbau von 2019, Künstlerateliers. Foto Peter Schulthess, Basel, 2019.**

Zuwachs an Speicherplatz, insbesondere für Korn, ist als Massnahme zur Regulierung der Teuerungen nach Missernten zu verstehen, die seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vermehrt auftraten.[394]

Insgesamt ist zu beobachten, dass der Rat mit den grossen Bauvolumen eine vielseitige, jedoch weitgehend planlose Nachnutzung betrieb. Der konservative Umgang mit den Kirchen und Klostergebäuden entsprang offensichtlich dem Bestreben, die Einkünfte aus den Klosterländereien weiterhin einstreichen zu können. Die Klöster mussten daher als Rechtsperson erhalten bleiben, auch wenn sie als geistliche Institution aufgelöst worden waren. Diese Rechtsperson war ohne die existierenden Gebäude nicht denkbar. Auch stellten die Baulichkeiten einen Wert dar, der nicht ohne Weiteres geopfert werden

sollte. Eine städtebauliche Motivation existierte nicht. Den neu in die Liegenschaften eingezogenen städtischen Institutionen der Universität und der Schule wurde wenig repräsentative Zurschaustellung gestattet. Betrachtern der Merian'schen Stadtansicht von 1615/17 wird nicht bewusst, dass die abgebildeten Klöster keine Klöster mehr waren (vgl. **abb. 30**).

Die Kirchen und Klöster besassen nicht nur Eigentumsrechte und Zinseinkünfte aus Ländereien, sondern waren prinzipiell auch Grundeigentümer in der Stadt und verliehen die Hofstätten nach Art des heutigen Baurechts: Die auf dem Grund und Boden der Klöster stehenden Gebäude gehörten dem Besitzer und waren frei verhandelbar. Die Grundzinsen waren auf Ewigkeit angelegt. Bei älteren Bestimmungen über Zinsablösungen war stets gewisse Rücksicht auf die geistlichen Institutionen genommen worden.[395] 1524 weigerte sich der Rat, den sogenannten Martinszins (einen zum Martinstag zahlbaren Grundzins) für den Bischof zu erheben.[396] 1527 bestimmte der Rat sodann, dass ein jeder gegen eine Einmalzahlung des zwanzigfachen Jahreszinses jegliche Zinspflicht ablösen könne, die Handänderungsgebühr («Erschatz») gegen den fünffachen Satz. Dies bezog sich auch auf die Klöster. Ausgenommen blieben Erbleihzinse, die Pachtverhältnisse umschrieben, die regelmässig erneuert werden mussten.[397] 1537 wurde die Ablösbarkeit der Grundzinsen teilweise wieder eingeschränkt, was dem Rat, der die Kirchengüter mittlerweile säkularisiert hatte, zugutekam.[398] Sinn dieser Erlasse war, die durch übermässige Zinsbelastung eingetretene bauliche Vernachlässigung der Häuser zu verbessern – «daß ein stat Basel an huseren und an ligenden gůteren zůnemmen und der vor wytheren abgang verhůtet werde».[399] Schon 1526 hatte der Rat bemerkt, dass viele Höfe von auswärts begüterten Adligen nicht mehr von diesen bewohnt wurden und zusehends verfielen. Dagegen richtete sich die Bestimmung, dass niemand, der kein Basler Bürgerrecht besitze, ein Haus in der Stadt zu eigen haben dürfe.[400] Die Sanktionen des Rats bei «Missbau» eines Hauses reichten von einer Geldstrafe in Höhe von zehn Pfund[401] über den Erwerb und Wiederaufbau der Ruinen – so 1518/19 an acht Häusern in der Malzgasse IX[402] – bis zur Bestellung von Instandsetzungsmassnahmen durch den Lohnherrn, zum Beispiel am Heuberg 24 VIII 357 im Jahr 1671. Es ist dies freilich nur die Fortsetzung der «Baupflicht», die schon im Mittelalter in vielen Städten ausgeübt wurde.[403]

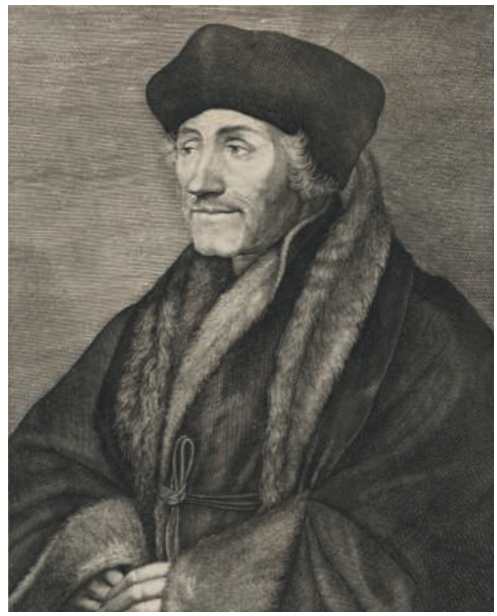
Durch die «Preisrevolution» des 16. Jahrhunderts, während deren sich das allgemeine Preisniveau um das Drei- bis Vierfache erhöhte, geriet das System der Geldzinse ins Wanken. «Insgesamt wird man sagen können, daß die Preisrevolution zu einer Einkommensverteilung zugunsten der Bezieher flexibler Einkommen führte», fasste Renate Pieper zusammen.[404] Hierzu zählten sowohl Tagelöhner als auch reiche Kaufleute. Die Bezieher von in Geld fixierten Renteneinkünften erlebten hingegen durch die Preisrevolution drastische Einkommenseinbussen. Ob die durch Zinsablösungen gesteigerte Verfügungsgewalt der Liegenschaftsbesitzer zu einer intensiveren Bautätigkeit führte, ist schwierig zu beurteilen. Ein Anhaltspunkt dafür könnte die vermehrte Publizität der Grundstücksgeschäfte sein. 1534 bestimmte der Rat, dass ihm jede Handänderung von Immobilien angezeigt werden müsse.[405] Auf die Konjunktur des von Hans Füglister untersuchten Liegenschaftsmarkts in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, also auf die Kadenz von Hausan- und -verkäufen, hatte diese Bestimmung allerdings kaum Auswirkungen.[406] Es wurden dadurch einerseits die Zinsgläubiger geschützt, die ihre überkommenen Rechte geltend machen und neu verbriefen lassen konnten, und andererseits konnten Nachbarn die Einhaltung von Vorrechten und Dienstbarkeiten einfordern. Die seit 1505 überlieferten Protokolle des Baugerichts sprechen hiervon eine deutliche Sprache und dokumentieren die institutionalisierte Bauaufsicht des Rats.[407] Die Häufung der Nachbarschaftsstreitigkeiten um gemeinsame Brandmauern, «Lichter» (Fenster), Wasserableitungen, Gartenmauern, Sickergruben und Hofgebäude mag auf eine zunehmende bauliche Verdichtung hinweisen. Die Durchsetzung der allgemeingültigen Bauvorschriften lässt zugleich eine verstärkte Tendenz zur Normierung und Typisierung erwarten (siehe S. 284–286).

Erasmus von Rotterdam und Basel als Druckort

Dass sich Erasmus im Jahr 1514 auf der Durchreise nach Basel begab, ist dem Buchdrucker Johannes Froben zu verdanken, der das Manuskript zur erweiterten Auflage der Sprichwortsammlung «Adagia» erhalten hatte und mit dem Erasmus eine Ausgabe des Neuen Testaments erarbeitete **abb. 105**.[408] Beginnend mit der gemeinschaftlich von Johannes Amerbach, Johannes Petri und Froben betriebenen Offizin entwickelte sich Basel noch vor der Reformation zu einem Zentrum von Druckereien humanistischer Texte. Anziehungskraft besass Basel sowohl durch die Papierfabrikation als auch durch die Universität mit ihren Kontakten nach Italien und Frankreich. Professoren wie der Lothringer Jurist Claudius Cantiuncula, der 1524 die erste deutsche Übersetzung von Thomas Morus' «Utopia» dem Basler Rat



104



105

gewidmet hatte und der 1522–1524 zusätzlich zu seinem Lehramt Ratssyndikus war, hatten ein ausgedehntes Korrespondenznetz und zogen damit auch andere Gelehrte zu Basler Druckern.[409] So veröffentlichte beispielsweise der Freiburger Jurist Ulrich Zasius seine Werke bei Basler Druckern, ebenso der Wiener kaiserliche Leibarzt Wolfgang Lazius und der Rektor der Dresdner Fürstenschule Georg Fabricius.[410] Im Zusammenwirken mit der Universität schenkten seit 1535 die Basler Drucker jeweils ein Exemplar ihrer Publikationen der Universitätsbibliothek, die auf diese Weise als eine Art Gesamt-Verlagsarchiv diente. Im ersten Bibliothekskatalog von Heinrich Pantaleon aus dem Jahr 1559 sind bereits ca. 400 Werke aufgeführt.[411] Ab 1615 gab es einen eigenen Universitätsbuchdrucker, beginnend mit Johann Jakob Genath d. Ä.

Verkauft wurden die Bücher, wie auch andere Basler Produkte, weniger in Basel als hauptsächlich auf Messen, wie zum Beispiel in Frankfurt am Main oder Strassburg.[412] Das Themenspektrum reichte von dem Schwerpunkt auf wissenschaftlichen Ausgaben von Klassikern, Kirchenvätern und Humanisten sowie theologischen Schriften bis zu den ebenfalls bedienten Feldern der Geschichte, der Topografie, der Naturwissenschaften und der Medizin.[413] Die Offizinen befanden sich verstreut über das ganze Stadtgebiet, bekannt ist Frobens Druckerei im Haus zum Sessel (Totengässlein 1–3 VIII 234). Man muss sich hier einen grossen, hohen Saal vorstellen, in dem bis zu sieben Druckpressen standen. Eine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Arbeitsschritte und der spezialisierten Handwerker liefert ein Brief, den der Niederländer Viglius Zuichemus nach seinen Erfahrungen in Frobens Druckerei im Winter 1533/34 verfasste **ABB. 104**.[414]

Nach dem Tod Johannes Frobens im Jahr 1527 wurde die Offizin von seinem Sohn Hieronymus zusammen mit Johannes Herwagen d. Ä. (dem zweiten Ehemann von Frobens Witwe Gertrud) sowie ab 1529 auch mit Nikolaus Bischoff bzw. Episcopius als «Frobeniana officina» weitergeführt. Die europäische Bedeutung der Basler Druckerei schwand am Ende des 16. Jahrhunderts, nachdem schon 1559 nahezu alle Erzeugnisse aus Basler Druckereien auf den Index der von der katholischen Kirche verbotenen Bücher gesetzt worden[415] und einige der grössten Drucker gestorben waren (Oporinus 1568, Perna 1582). «Im 17. Jahrhundert dann ging der Basler Buchdruck kaum mehr über das hinaus, was man von einer mittleren Universitätsstadt erwarten konnte», urteilte Martin Steinmann.[416]

Einwanderung von «Refugianten»

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts diente das reformierte Basel als Zuflucht für Glaubensflüchtlinge, die in mehreren Wellen zunächst aus Oberitalien, dann aus Flandern und, besonders nach der Bartholomäusnacht 1572, aus Frankreich kamen.[417] Schon 1546 bestimmte der Rat jedoch, dass keine «welschen» Zuwanderer mehr aufgenommen würden, mit der Ausnahme «falls sich zutragen sollte, dass etwan ein welscher reicher oder kunstreicher Mann zu uns zu ziehen begehrte, von welchem die Stadt Nutzen, Ehre und Ruhm hätte, oder der, um seiner Kunst willen, hier nöthig seyn würde».[418] Die Fami-

ABB. 104 Matthäus Merian. Blick in eine Buchdruckerei. Die Druckpressen mussten an der Raumdecke fixiert werden. Im Hintergrund sind Korrektoren und Setzer zu erkennen, die in gutem Licht am Fenster arbeiteten. Radierung nach einer Vorlage des 16. Jahrhunderts, aus Johann Ludwig Gottfrieds «Historische Chronica», Frankfurt 1657. (UB Basel EK VII 7a, S. 663.)

ABB. 105 Das Porträt des Erasmus von Rotterdam wurde nach dem Bildnis, das Hans Holbein d. J. 1532 von ihm gemalt hatte, in zahlreichen Kopien als Radierung oder Kupferstich verbreitet, hier in einem 1628 publizierten Druck von Andries Jacobsz. Stock. (British Museum, London, Inv. O,7.136.) © The Trustees of the British Museum.



106

ABB. 106 **Buffet aus dem «Iselin-Zimmer» im Bärenfelserhof (Stapfelberg 7–9 VII 316), von Franz Pergo im Jahr 1607 für Hans Lux Iselin «den Reichen» und dessen Frau Anna d'Annone geschaffen. Das formal auf die Wandgestaltung Bezug nehmende Buffet ist eines der ältesten erhaltenen Basler Beispiele dieses Möbeltypus. (HMB Inv. 1914.200.) Foto Peter Portner.**

lien, die zugelassen wurden, waren dementsprechend wohlhabend und hatten in vielen Fällen schon vorher intensive Geschäftsbeziehungen zu Basel besessen. Allerdings wurde die Verordnung nicht streng eingehalten, denn Gesellen oder spezialisierte Handwerker durften mitreisen oder wurden nachgeholt. Von 1565 bis 1601 wurden 1251 neue Bürger und ihre Familien aufgenommen.[419] Konflikte bei der Zuordnung zum Zunftsystem konnten durch die Basler Besonderheit der Mehrzünftigkeit entschärft werden. Diese seit dem 13. Jahrhundert bekannte Regelung ermöglichte es den Handwerkern, ihre Waren zu verkaufen, und umgekehrt den Händlern, im Produktionsbereich tätig zu sein («werkende und werbende Hand»).[420] Die Einwanderer konnten auf diese Weise eine manufakturmässige Herstellung von Waren mit dem Handel gleichermassen betreiben. Der Rat wachte freilich über allzu ambitionierte Vorhaben. So wurde dem aus portugiesischer Familie stammenden Antwerpener Marco Perez verwehrt, einen Grossbetrieb des Seidenhandels einzurichten.[421] Stefano Pellizari bat 1582 um Erlaubnis für eine Seidenmanufaktur mit ca. 2000 Arbeitern, vorwiegend armen Kindern, die in einem Klostergebäude untergebracht werden könnten – doch der Rat verweigerte die Zustimmung. Aber auch ohnedies warfen die Gewerbe der Samt- und Seidenweberei (eingeführt vorwiegend von Italienern) und der Bandweberei («Passementerei», vorwiegend von französischen Hugenotten) sowie die Garnspinnerei und Strickerei («Lismerei») grösste Gewinne ab und schufen eine neue städtische Oberschicht. Zugleich öffneten sich die Basler Wirtschaft und Kultur damit in starkem Umfang den überregionalen Verbindungen, so wie dies schon während des Konzils im 15. Jahrhundert festzustellen war. Die protoindustriell betriebene spezialisierte Seidenindustrie war zusammen mit den anderen Textilgewerben «wie kaum ein anderer gewerblicher Bereich bereits zwischen dem 13. und 19. Jahrhundert geeignet, territoriale und politische Grenzen zu sprengen, Handels- und Kommunikationswege zu intensivieren, Nahes mit Fernem zu verbinden», resümierte Wolfgang Wüst.[422]

Traugott Geering skizzierte die Wohnbedürfnisse der Neuankömmlinge: «In den kümmerlichen gothischen Wohnhäusern, die sie vorfanden, konnte es ihnen nicht behagen. Sie kauften gleich ganze Complexe von Häusern alten Stils, um sich in eleganter Renaissance oder opulentem Barock wohnlich und hablich einzurichten.»[423] Hiergegen, aber auch dagegen, dass «Fremde» Wohnhäuser zu Scheunen und Ställen umfunktionierten, richteten sich Verordnungen des Rats in den Jahren 1574, 1636 und 1707.[424] Die Zusammenlegung benachbarter Liegenschaften zu einem repräsentativen Sitz lässt sich im genannten Zusammenhang in einigen Fällen nachweisen. Das Haus zum Löwenzorn (Gemsberg 2–4 VIII 388) war schon 1512/13 durch den Junker Heinrich Meltinger durch Zukauf von Nachbarliegenschaften vergrössert worden, bevor es um 1570 durch den Oberitaliener Balthasar Ravelasca im Inneren umgebaut wurde. Der Spiesshof (Heuberg 5–7 VIII 325) befand sich 1546–1556 in der Hand des niederländischen Wiedertäufers David Joris, doch handelte es sich hier um einen schon im 14. Jahrhundert durch Zusammenlegung vergrösserten Besitz, der erst um 1585 durch den Basler Balthasar Irmi mit einem Renaissanceflügel umgebaut wurde. Im Seidenhof (Blumenrain 34 VIII 60) liess der oben genannte Stefano Pellizari Um- und Anbauten vornehmen, ohne die sowieso schon geräumige Liegenschaft wesentlich zu vergrössern. Marco Perez im Engelhof (Nadelberg 4 VIII 171) machte 1571 «mit einigen hundert Gulden aus seinem baufälligen ein in gutem Stand befindliches Haus»,[425] ohne weitere Häuser dazuzukaufen. Im Ringelhof (Petersgasse 23 VIII 106) ist der Vorgang, wie ihn die ältere



107

ABB. 107 Das Oberbild einer Wappenscheibe des Universitätsnotars Marquard Müller, von Hans Jakob Plepp im Jahr 1590 angefertigt, zeigt eine Szene, die sich wohl im «Brabeuterium» der Universität abspielt. Dabei handelt es sich um den Bau der Bibliothek, dessen oberer Saal repräsentativ mit Sammlungsgegenständen und Glasfenstern ausgestattet war. Hier fanden die Doktoratsexamen vor dem scherzhaft «Brabeuta» (= Kampfrichter) genannten Prüfungsgremium statt. (KMB Inv. G 22.)

Literatur beschreibt, zu verfolgen. Hier vereinigte der lombardische Spediteur Cristoforo d'Annone 1565 und 1572 drei Häuser zu seinem Familiensitz. D'Annone gelang zusätzlich der Erwerb einer Anzahl von Liegenschaften zwischen dem Petersplatz und der Neuen Vorstadt (heute Hebelstrasse), wo sich auch die Familien Calderini und Castiglione einkauften.[426] Eine Reihe kleinerer Betriebe und Wohnhäuser von Glaubensflüchtlingen befand sich am Totentanz und in der St. Johanns-Vorstadt.

Die Wirkung der Einwanderer auf das Baugeschehen Basels ist eher im Sinne einer Horizonterweiterung, was handwerkliche Praktiken im Bereich der Innenausstattung betrifft, zu beschreiben. Bei den Intarsien im Saal des Hauses zum Löwenzorn (Gemsberg 2–4 VIII 388) stammte vermutlich zumindest einer der um 1570 beteiligten Künstler aus Italien (siehe S. 369). Eine Reihe von Aufträgen ist für den burgundischen «Tischmacher» (Schreiner) Franz Pergo nachzuweisen, darunter das Prachtportal in der Vorderen Ratsstube von 1595 und das getäferte «Iselin-Zimmer» von 1607 (Stapfelberg 7–9 VII 314) **ABB. 106**.[427]

Während des Dreissigjährigen Kriegs erreichte eine weitere Welle von «Refugianten» Basel, so zum Beispiel die Familien Bernoulli, 1622 aus Antwerpen, Sarasin, 1628 aus Lothringen, Forcart, 1637 aus dem Rheinland.[428] Der Handel mit französischen Waren ins Reichsgebiet lief seitdem vorwiegend über Basel. Die Familien dieser Grosskaufleute waren schnell in die Basler Oberschicht integriert und nahmen führende Positionen der Kaufmannschaft ein.[429]

Die Universität nach der Reformation

1529 wanderte die Mehrzahl der Professoren zusammen mit dem Domkapitel nach Freiburg im Breisgau aus, und die Immatrikulationszahlen gingen nahezu auf null zurück. Der Rat war bestrebt, die Unabhängigkeit der Universität zu beschneiden, insbesondere was ihren Rechtsstatus und die Steuerfreiheit betraf. Dies wurde 1532 in den neuen Statuten anlässlich der Wiedereröffnung der Hochschule deutlich. Die Universität gewann mehr den Charakter einer Ausbildungsstätte für Juristen, Mediziner und Theologen, die als Notare, Stadtschreiber, Stadtärzte oder Kirchenvorsteher in den Dienst genommen werden konnten.[430] 1539 stellte man zwar die Selbstverwaltung teilweise wieder her, doch hatte der Rat durch die von ihm bestellten Deputate weiterhin Einfluss auf die Berufung der Professoren. Insbesondere an der medizinischen Fakultät wurde eine fortschrittliche, stärker der Empirie zugewandte Lehre betrieben, so dass Basel in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einer vielbesuchten Ausbildungsstätte mit internationaler Ausstrahlung avancierte **ABB. 107, 108**. Bis 1600 zählte man 5534 neue Studenten, von denen ca. 1130 aus dem nichtdeutschsprachigen Ausland stammten.[431]

Räumlichen Zuwachs erhielt die Hochschule durch die Übergabe des Augustinerklosters als «Oberes Kollegium» 1538. In beiden Kollegienhäusern durften Stipendiaten wohnen, die entweder vom Rat aus dem Schulgut oder ab 1538 aus einem Legat des Erasmus finanziert wurden. 1560 wurde für die Bibliothek ein eigenes, offenbar schon zuvor bestehendes Gebäude an der Rheinmauer beim Unteren Kollegium (Rheinsprung 9–11 VII 339) neu ausgebaut, nachdem 1559 die ersten Klosterbibliotheken mit der Universitätssammlung vereinigt wor-



108

ABB. 108 Das Untere Kollegium (heute «Alte Universität») am Rheinsprung bildet einen Teil des Grossbasler Rheinpanoramas, hier in einer Ansicht um 1850, vor dem grossen Umbau zum Universitätsjubiläum 1860. Im Bereich der Baulücke in der uferseitigen Häuserzeile des Rheinsprungs (links angeschnitten) befand sich der erste Botanische Garten der Universität. (StABS Bild Wack D 17.)

ABB. 109 Die 1613 von vier Ärzten gestiftete Glasscheibe zeigt unter dem Signum der medizinischen Fakultät – dem nimbierten Lukasstier mit Buch und Basler Wappen – die Darstellung eines angelegten Gartens, der nicht nur zur Erbauung gedacht war, sondern auch zum Anbau von Heilpflanzen. Diese werden gemörsert und destilliert; im Hintergrund sieht man mehrere Ärzte an einem Krankenbett. Der Fortschritt der Naturmedizin beruhte auf den botanischen Studien Caspar Bauhins, des ersten Professors für Anatomie und Botanik an der Universität Basel. (HMB Inv. 2019.357.)

den waren **ABB. 108**.[432] Die ungünstige und feuchte Lage führte 1662 zum Umzug der Bücher in das Haus zur Mücke (Schlüsselberg 14 VII 122).

Durch den Dreissigjährigen Krieg, die Konfessionalisierung und die Konkurrenz durch neu gegründete protestantische Hochschulen befand sich die Universität im 17. Jahrhundert im Abschwung; die Immatrikulationszahlen gingen bedeutend zurück. Lehrstühle wurden zunehmend mit Professoren aus Basler Familien besetzt, in mehreren Fällen gar vom Vater auf den Sohn vererbt. Auch das 1688 eingeführte sogenannte Ballotageverfahren unter geeigneten Kandidaten – eine geheime mehrstufige Auswahl mittels Abgabe verschiedenfarbiger Kugeln – änderte an diesem Zustand wenig.[433] Die internationale Ausstrahlung der Universität und die Qualität der Lehre litten unter dieser «Verbaslerung».[434]

Als beispiellos muss freilich das Engagement des Rats gewertet werden, die Kunst- und Raritätensammlungen der Familie Amerbach für die Stadt zu retten. Mit dem humanistischen Interesse an der Antike und an den Altertümern generell waren im 16. Jahrhundert mehrere bürgerliche Sammlungen entstanden, unter denen das «Amerbach-Kabinett» hervorstach, hatte es doch den Nachlass des Erasmus von Rotterdam aufgenommen. Der Hinweis auf dieses Erbe bestimmte 1661 den Rat, die bislang im Amerbach'schen Haus zum Kaiserstuhl (Rheingasse 23 VI 81) aufbewahrte Sammlung für die hohe Summe von 9000 Reichstalern anzukaufen und ab 1671 im Haus zur Mücke (Schlüsselberg 14 VII 122) zusammen mit der Universitätsbibliothek öffentlich zugänglich zu machen.[435]

Botanische Gärten und Privatgärten

Für den 1589 neu eingerichteten Lehrstuhl für Anatomie und Botanik wurde an der Rheinhalde neben dem Universitätsgebäude ein terrassenartig gegliederter botanischer Garten angelegt.[436] Das in den universitären Sammlungen erhaltene Herbarium Caspar Bauhins dokumentiert das wissenschaftliche Interesse auch an Neophyten, wie zum Beispiel der Kartoffel.[437] 1692 wurde der Garten, dessen Lage aufgrund seiner Orientierung nach Norden nicht ideal war, neben das ehemalige Predigerkloster verlegt, wo er bis ins 19. Jahrhundert verblieb. Durch naturforscherisches und medizinisches Interesse an Wesen und Wirksamkeit von Pflanzen, aber auch durch eine private Sammelleidenschaft von Exotischem, der im Zuge des Handels mit der Neuen Welt mannigfaltiger Nachschub verschafft werden konnte, veränderte sich die Flora Basels.[438] Der in Basel promovierte Arzt und Naturforscher Conrad Gessner erwähnte in seinem Werk über «Horti Germaniae» 1561 die Gärten von Celio Secondo Curione, Conrad Lycosthenes, Theodor Zwinger sowie von Johann



109


110

Jakob Loss in der St. Johanns-Vorstadt 17 IX, «in dem ich mehrere Zitrusbäume verschiedener Sorte sah, so erwachsene Orangen und Limonen, dann ungarische Pflaumen, schön gezogenen Rosmarin und französischen Sauerampfer».[439] Der Anatom und Arzt Felix Platter liess sich 1584 neben einem Orangenbäumchen sowie weiteren Früchten porträtieren.[440] Gegen Entgelt zeigte er Besuchern seinen Garten (Petersgraben 20 IX)[441] und verkaufte die Früchte der exotischen Pflanzen.[442]

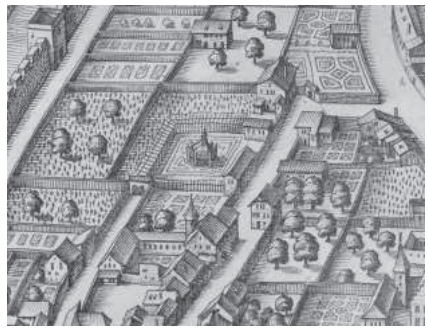
Vielfältige Versuche, ein Heilmittel gegen die Pest zu finden, stützten sich auf die – oftmals nur vermeintlichen – Wirkungen jener Pflanzen.[443] 1542 erschien eines der wichtigsten Kräuterbücher, «De historia stirpium» von Leonhard Fuchs, in Basel. In einer 1613 datierten Wappenscheibe der medizinischen Fakultät wird ein Kräutergarten dargestellt, in dem die Zubereitung von Arzneien, eine ärztliche Konsultation sowie ein Krankenbesuch stattfinden. Die Darstellung reflektiert damit die Situation nach den gravierenden Pestwellen von 1563/64 und 1609/11, bei denen jeweils ca. 4000 Tote zu beklagen waren **ABB. 109**. Vorbild war das Titelbild eines Kräuterbuchs von Adam Lonitzer 1573.[444]

Matthäus Merians Planvedute von 1615/17 zeigt einen scharfen Unterschied zwischen der Stadt innerhalb der Inneren Stadtmauer, in der nur wenige Bäume und nahezu keine Gärten zu sehen sind, und den mittelalterlichen Vorstädten. Im Stadtgraben am Petersgraben sind durch Holzzäune abgeteilte Gärten mit rechteckigen Beeten zu erkennen; im äusseren Stadtgraben und im Kleinbasler Graben, die noch militärische Bedeutung hatten, laufen Hirsche frei herum. Abgesehen von den zeichenhaft markierten Reben in den Vorstädten sind hier viele von Mauern umgebene Gärten zu sehen, in denen rechteckige Pflanzbeete eingezeichnet sind. Eine Anzahl von Gärten ist keinem Wohnhaus zuzuordnen und zuweilen lediglich mit einer Scheune oder einem Gartenhaus bebaut. Auffallende Gartengestaltungen finden sich zum Beispiel in der Liegenschaft zum Lautengarten (ehem. Malzgasse 28–30, heute neu

ABB. 110 **Ein um 1700 bemaltes Türblatt aus dem Gartenhaus zum Lautengarten zeigt auf der einen Seite einen Küfer mit Hammer und Weinglas und auf der anderen einen Gärtner mit Sichelmesser (Gertel oder Rebmesser) und ebenfalls mit einem Weinglas. Dieses deutet auf die gesellige Bestimmung des Raums, zu dem die Tür führte. (HMB Inv. 1919.61.) Foto Maurice Babey.**



111



112



113

ABB. 111–113 **Die Bildausschnitte aus Matthäus Merians Planvedute der Stadt Basel von 1615/17 zeigen die drei genannten Gärten an der Malzgasse, dem Sternengässlein und der Leonhardsstrasse (von links nach rechts). (StABS Bild 1, 291.)**

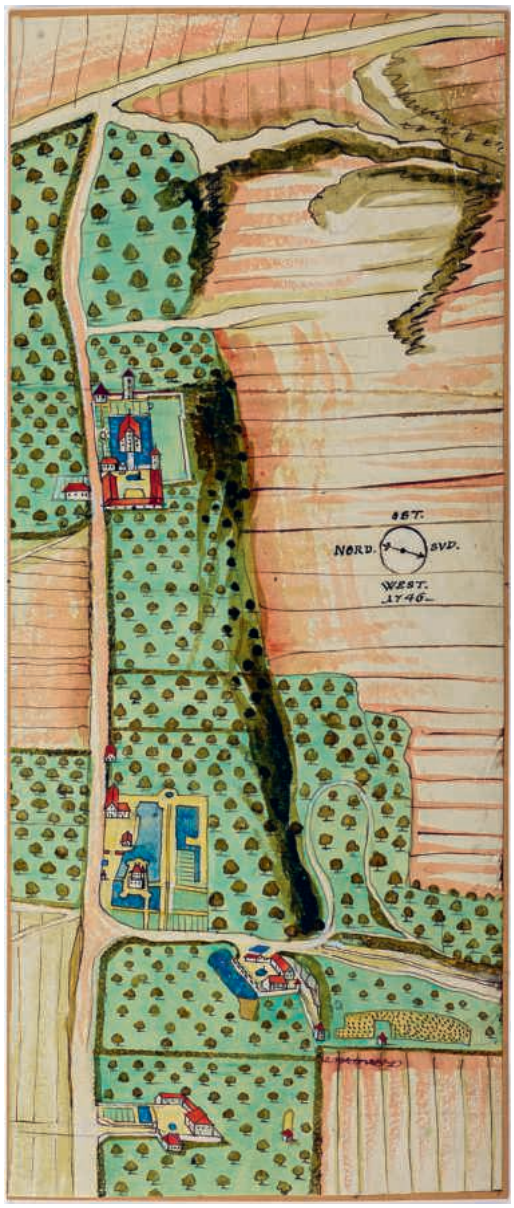
überbaut). Die Zufahrt in den Garten erlaubt der Torbogen in einem zweigeschossigen Gebäude am Brunngässlein, das möglicherweise auch als Scheune diente. An der Gartenmauer befindet sich ein offener Pavillon, und inmitten des Gartens steht ein zweigeschossiges Rebhaus frei, das 1682 als Trotte und in Quellen des 19. Jahrhunderts als «Einsiedelei» bezeichnet wurde **ABB. 110, 111**.[445] Zwei Beete neben diesem Gebäude sind geometrisch bepflanzt, eines mit Herzformen und Spangen, das andere wird durch diagonale Wege, Raute und Kreis gegliedert. Wie exakt Merians Kenntnis der Anpflanzung war, bleibe dahingestellt. Ähnliche Muster zeichnete er in den Tuileriengärten auf seiner grossen Pariser Planvedute von 1615.[446] Immerhin zeugt die Darstellung von den gärtnerischen Ambitionen des leider nicht genau bestimmbaren Eigentümers.[447] Im ehemaligen Sternengässlein 17–21 (ebenfalls heute neu überbaut), dort, wo 1809 Marquard Wocher sein Thuner Panorama erstellte, erhebt sich inmitten eines quadratischen Parterres ein polygonaler Zentralbau mit spätgotischen Spitzbögen **ABB. 112**. Dieses quellenmässig nicht überlieferte Gebäude gehörte zum Besitz eines Martin Breiter, genannt Vulmartin, über den nichts weiter bekannt ist.[448] Eigentümer eines grösseren Areals, das 1526 aus dem Besitz des Klosters St. Leonhard verkauft wurde, war seit 1578 Leonhard Thurneysser **ABB. 113**. Zwischen der Leonhardsstrasse und dem Kohlenberg umfasste seine Gartenmauer Reben, einen (Obst-)Baumgarten sowie einen kleineren Nutz- oder Ziergarten, wiederum mit geometrisch angeordneter Pflanzung.[449]

Landsitze und Renaissancebauten in der Stadt

Gärten und landwirtschaftliche Flächen waren auch wesentliche Elemente der Landsitze, die von Basler Bürgern im 16. und 17. Jahrhundert erworben wurden. Das Bauen ausserhalb der Stadtmauern ist verbunden mit der Sicherung des zum Rechtsgebiet der Stadt gehörenden Territoriums, des Banns. 1513 und 1522 waren die Dörfer Bettingen und Riehen von der Stadt erworben worden. 1537 bestimmte der Rat, dass Basler Bürger für ihre (Zweit-)Wohnsitze in Riehen keine Steuern und Gemeindeabgaben zu leisten hätten.[450] In der Folge waren hier durch Ankauf und Zusammenlegung von landwirtschaftlich genutzten Arealen eine Reihe von Landsitzen und Sommerresidenzen entstanden.

Am Ende des 17. Jahrhunderts gehörten 63 von 88 Hofgütern im Baselbiet städtischen Einzelpersonen oder Stiftungen.[451] Die Glaubensflüchtlinge hatten einen gewissen Anteil an dieser Vorliebe für das herrschaftliche Landleben. So erwarb der Niederländer David Joris in dem Jahrzehnt seiner Anwesenheit in Basel (1546–1556) neben dem Spiesshof (Heuberg 5–7 VIII 325) auch in Binningen das Weiherschloss,[452] das Landgut und den Chor der nicht mehr zum Gottesdienst benutzten Kirche St. Margarethen[453] und liess im Holee das heutige «Schlösschen» (Bündtenmattstrasse 1) neu erbauen.[454] Ferner gehörten ihm das ehemalige Kloster Rotes Haus bei Muttenz[455] sowie am Abhang des Bruderholzes eines der sogenannten Gundeldinger Schlösser, nämlich das «Obere Mittlere Gundeldingen» im Bereich des heutigen Bruderholzwegs **ABB. 114**.

Dort war Thomas Platter sein Nachbar, der sich 1549 das «Untere Mittlere Gundeldingen» gekauft hatte (heute Thomas-Platter-Haus, Gundeldingerstrasse 280) **ABB. 115**. Das 1398 erstmals erwähnte Landgut liess Platter, der im Hauptberuf Rektor der Schule auf Burg war, mit Brunnen, Haus, Scheune und Stall ausbauen, kaufte auch noch Rebgelände und drei Jucharten Land dazu. Er «habe 4 Kühe, 4 Kälber, einen Esel, 2 Ziegen, 2 Gänse, 8 Schweine, ungefähr 30 Hühner, 2 Hähne, 14 Tauben. Mäuse und Ratten weiss nicht wieviel.»[456] Diese lebendige Schilderung seiner Ernten und seines Viehbestands kann nicht darüber täuschen, dass Platter die Landwirtschaft nur nebenbei betrieb. Als der Aufwand zu gross wurde, übergab er die Tiere einem Bauern zur Bewirtschaftung. Da Platter eine beachtliche Zahl von Schülern als Tischgänger zu bewirten hatte – im Jahr 1554 waren es 23, nach anderen Quellen



114



115

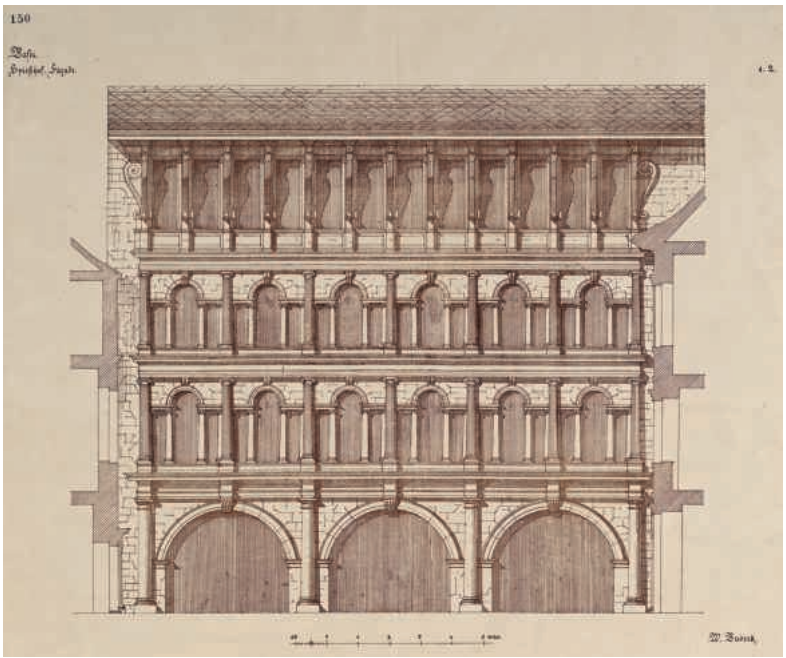
zuweilen bis zu 40 –, hatte die Selbstversorgung ihren Wert. Die wohlhabenden Bürger mögen ihre Landsitze zudem als Ausweichquartiere während der Pestwellen geschätzt haben. Thomas Platter zog während des Pestzugs 1539–1541 nach Liestal, beim folgenden in den Jahren 1550–1553 konnte er sich mit den Tischgängern zusammen auf sein Gundeldinger Gut begeben.[457]

Ausserhalb der Stadtmauern gelegen, waren die Landhäuser meistens mit einer gewissen Befestigung umgeben, wenn nicht gar mit Wassergräben geschützt, wie zum Beispiel Thomas Platters Haus und das Bottminger Weiherschloss.[458] Das zwei- oder dreigeschossige Haupthaus stand meistens frei und besass einen angebauten Treppenturm. In dem Umfang, in dem Stadtbürger Landsitze erwarben und ausbauten, scheint auch der nachträgliche Anbau von Treppentürmen an den Stadthäusern zugenommen zu haben. In den meisten Fällen sind diese nachweislich zu einem späteren Zeitpunkt angefügt worden und brachten Veränderungen der Binnenstruktur der Häuser mit sich, namentlich die Ausbildung der sogenannten Sommerhäuser (siehe S. 294f.).

Ostentative architektonische Neuerungen – typische Renaissanceformen – blieben im gesamten 16. und 17. Jahrhundert in der Profanarchitektur eine Ausnahme. Als ausgesprochene Renaissancefassaden, die nach den Vorschriften von Architekturtraktaten entworfen wurden, können nur das 1578 umgebaute Zunfthaus zu Weinleuten (Marktplatz 13 VII 393) und der 1585–1590 errichtete Flügel des Spiesshofs (Heuberg 5–7 VIII 325) angesehen werden **Abb. 116**. Baumeister beider Werke war Daniel Heintz d. Ä., ein gefragter Spezialist für Profan- und Sakralbauten. Die Lehrbücher Vitruvs waren 1575 bei Sebastian Henricpetri in deutscher Sprache erschienen,[459] Sebastiano Serlios Traktate lagen in italienischer und französischer Sprache vor. Bei den Bauherren können internationale Kontakte vorausgesetzt werden, ausgesprochen humanistische oder gar architektonische Interessen hingegen weniger – Balthasar Irmi vom Spiesshof war Offizier in französischen Diensten und Basler Gesandter am französischen Hof.[460] Charakteristisch für beide Fassaden ist, dass Säulen und Bögen die Wandfläche minimieren und die gesamte Front mit einem gleichmässigen Gliederungssystem ordnen, unabhängig von der Funktion und Gestalt der Räume. Dieses System

Abb. 114 Die vier Gundeldinger Schlösser auf einem Plan von 1746. Von oben (Osten) nach unten (Westen): Äusseres Grosses Gundeldingen, 1954 abgebrochen. Ein reich bemaltes Täferzimmer befindet sich seit 1894 im Historischen Museum Basel. Unteres Mittleres Gundeldingen (Thomas-Platter-Haus, Gundeldingerstrasse 280). Oberes Mittleres Gundeldingen am Bruderholzweg, im 18. Jahrhundert abgebrochen. Vorderes Inneres Gundeldingen (Gundeldingerstrasse 172/Dittingerstrasse 20). (StABS Bild Falk. A 241.)

Abb. 115 Das 1549 ausgebaute Thomas-Platter-Haus (Gundeldingerstrasse 280) vertritt den Typus eines «Weiherhauses». Es steht frei, auf quadratischem Grundriss und war einst von einem Wassergraben umflossen. Zum Anwesen gehörte eine ausgedehnte Baugruppe mit Scheunen und Ställen, die bis in die 1950er-Jahre erhalten war. Foto Renato Celio, Basel, 1975.



116

ABB. 116 Die Fassade des Spiesshofs fand Aufnahme in August Ortweins 1871–1875 erschienener Beispielsammlung «Deutsche Renaissance», und zwar als Tafel 1 des zweiten Bands. Die Zeichnung stammt von Wilhelm Bubeck, dem Direktor der Basler Gewerbeschule. Die Darstellung wurde im Sinne der Architekturtraktate leicht geschönt, so wurde die Vermauerung der Erdgeschossbögen weggelassen und das Dach flacher als in Wirklichkeit wiedergegeben. Als Paradebeispiel Schweizer Renaissancearchitektur wurde die Ansicht, losgelöst vom baulichen und städtebaulichen Zusammenhang, in Überblickswerken immer wieder abgebildet. (StABS Bild Wack D 150.)

ABB. 117 Das «Gesellenschiessen» von 1605 war eine der prächtigsten Veranstaltungen dieser Art und wurde entsprechend schriftlich und bildlich überliefert. Aus der Werkstatt des Glasmalers Hieronymus Vischer stammt die Oberbildscheibe im grossen Saal des Schützenhauses (Schützenmattstrasse 56). Die mit Wappen gekennzeichneten Zelte entsprechen demjenigen der Zunft zum Goldenen Stern aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, das sich bis heute erhalten hat. (HMB Inv. 1889.81.) Foto Peter Schulthess, Basel, 2008.

ABB. 118 Für das Claraboll-werk wurde 1531 der Chor der Clarakirche abgebrochen und erst 1858 wieder rekonstruiert. Federzeichnung von Matthäus Merian d. Ä., um 1620/22. (Staatliche Museen zu Berlin, Kupferstichkabinett, Inv. 4372.)

ABB. 119 Daniel Specklins 1588 dem Rat überreichter Befestigungsplan Nr. 4 war die umfangreichste und kostspieligste der Entwurfsvarianten. Sie verdeutlicht Specklins Ideen am besten: Die Bastionen sind so angeordnet, dass sie sich gegenseitig verteidigen können und dass von ihnen aus die Mauer (die Kurtine) bestrichen werden kann. (StABS PLA T 4 No. IV.)

war bei bereits bestehenden Häusern, bei denen lediglich die Fassade erneuert werden sollte, nur mit grossem Aufwand zu verwirklichen. In der dichtbebauten Stadt blieben die kompletten Neubauten rar. Die Möglichkeit einer «Modernisierung» des Erscheinungsbilds zur Strasse stellte die Fassadenmalerei zur Verfügung. Nach HANS HOLBEINS Dekoration des Hauses zum Tanz in der Eisengasse 14 VII 523 um 1520 sind illusionistische Architekturmalereien mit spielerischen Perspektivkonstruktionen offenbar an verschiedenen Bauten vorhanden gewesen, doch hat sich hiervon nur ein Bruchteil erhalten (siehe S. 226–228).[461]

Militär im 16. und 17. Jahrhundert

Seit dem Mittelalter beruhte das Militärwesen Basels auf dem Milizsystem: Jeder männliche Bürger hatte sich auf eigene Kosten zu bewaffnen und bei Alarm nach Zunftzugehörigkeit geordnet zu versammeln sowie einen Anteil am Wachdienst zu übernehmen.[462] Regelmässig oder zu besonderen Anlässen wurde auf Kosten des Rats gemeinsam gefeiert, was in den Ausgabenbüchern penibel vermerkt wurde.[463] Die «Stachelschützen» (Armbrustschützen) und die Feuerschützen besassen Gesellschaftshäuser und Schiessanlagen am Petersplatz und an der Schützenmatte.[464] Die Armbrust wurde im 16. Jahrhundert hauptsächlich noch als Jagd- oder Sportwaffe gebraucht, und die Vereinigung ihrer Schützen war für das wohlhabende Bürgertum dementsprechend vorwiegend kurzweiliger Natur. Die Treffen der Büchsenschützen, das «Gesellenschiessen», stellten hingegen überregionale Feste dar, die mit grossem Aufwand begangen und memoriert wurden. In Basel trafen sich die Schützen in den Jahren 1523, 1538, 1545, 1560, 1576 und 1605 **ABB. 117**.[465] Während die Schützenfeste im Spätmittelalter vorwiegend geselligen und repräsentativen Charakter hatten, gewannen sie im 16. Jahrhundert zunehmend militärpädagogische Bedeutung.[466]

Die Wehrbereitschaft und Ertüchtigung der eidgenössischen Milizionäre machte sie zur Anwerbung in «fremde Dienste» attraktiv. Insbesondere Frankreich hatte seit einer Allianz aus dem Jahr 1521 das Recht, Soldaten in der Eidgenossenschaft zu werben, und zahlte als Entschädigung sogenannte Pensionen. Während sie in anderen eidgenössischen Orten an einzelne Mitglieder der Führungsschicht gingen, sollten sie in Basel nach einem Ratsbeschluss von 1512 in die Kasse der Stadt fliessen. Das taten sie nicht immer, wie ein Skandal im Jahr 1521 zeigte: Mehrere Ratsmitglieder, darunter der Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen, wurden abgesetzt, weil ihnen der Empfang der Gelder als persönliche Bereicherung angekreidet wurde.[467]

Schweres Kriegsmaterial, weitere Waffen und Munition lagerten im 1448 errichteten Zeughaus am Petersplatz und wurden bei Bedarf ausgegeben. Im 15. Jahrhundert begann die Aufrüstung mit Kanonen und anderen Feuerwaffen, die schliesslich im 16. Jahrhundert zu einer Überprüfung der Verteidigungsanlagen führte. Hinter der Mauer wurden ab



117

1531 zwei Bollwerke aufgeschüttet, auf denen Kanonen zur Fernverteidigung platziert werden konnten: das Clarabollwerk, dem der Chor der Clarakirche zum Opfer fiel **Abb. 118**, und das Wasenbollwerk nördlich des Spalentors, wo sich heute das Bernoullianum (Bernoullistrasse 30–32) befindet. Die umfangreichen Erdarbeiten stellten eine Art Beschäftigungsprogramm für an die 200 Arbeitskräfte dar, «die susz groser armut hetten musen lyden, dan der hunger zur selben zit grosz wasz», wie Fridolin Ryff bemerkte.[468] Die Mauertürme der Äusseren Stadtmauer wurden als zu hoch und zu eng für die Bestückung mit Feuerwaffen befunden. Deshalb errichtete man nach Beendigung des Schmalkaldischen Kriegs, der zugunsten der kaiserlichen Partei ausgegangen war, fünf neue runde Bollwerke (Rondelle) anstelle von Türmen: «Dornimaug» und «Wagdenhals» (erbaut 1547–1551) flankierten den Birsigeinlass in die Stadt, das Aeschenbollwerk markierte die südlichste Ecke der Stadtbefestigung (erbaut 1549–1551, an der Stelle des heutigen Strassburgerdenkmals vor dem Bahnhof SBB), das Fröschenbollwerk befand sich an der Stelle des Brunnmeisterturms als Abschluss der Schützenmattstrasse (erbaut 1550–1551) und das Bollwerk bei St. Johann im Bereich des heutigen Tschudi-Parks (1552–1555). Die Baukosten betrugen ca. 10 % der städtischen Gesamteinnahmen, belasteten also den Staatshaushalt stark; hinzu kamen noch die Kosten für neu erworbene Geschütze.[469]

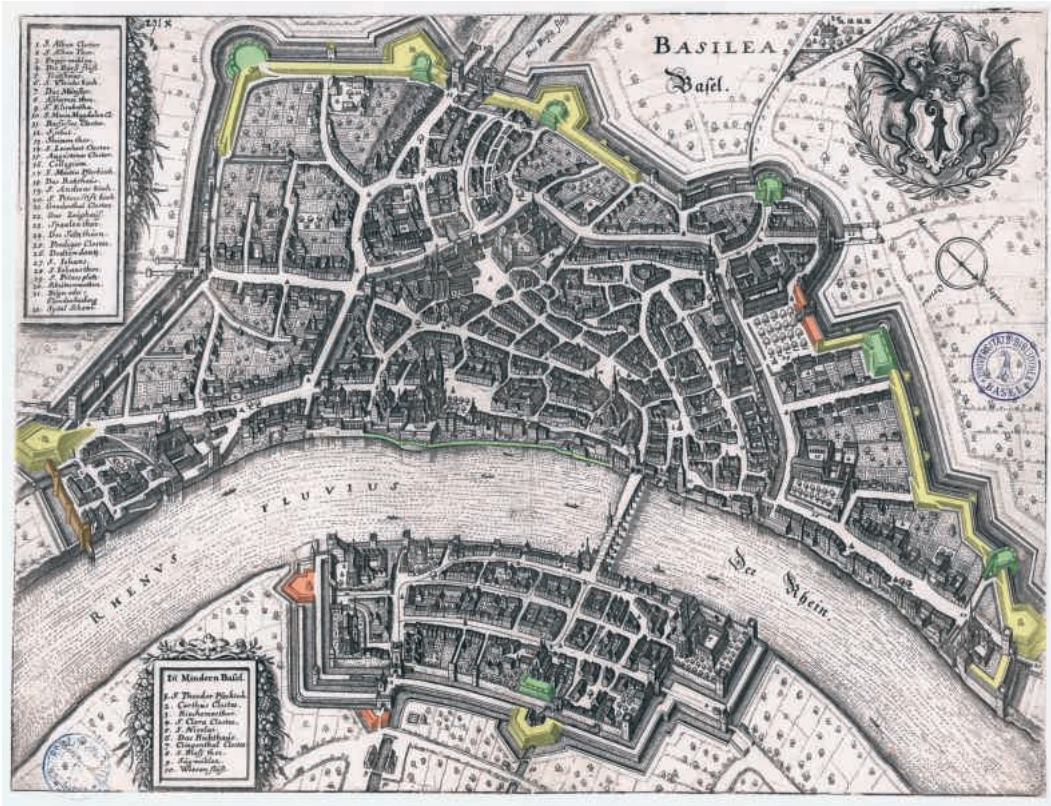


118



119

Nur eine Generation später wurden Rondelle als obsolet eingestuft. Als Reaktion auf den «Goldenen Bund» der katholischen Stände mit Spanien 1587 rief der Rat 1588 den Strassburger Festungsbaumeister Daniel Specklin nach Basel.[470] Sein ausführliches Gutachten wies die Schwächen der Befestigungen nach und lieferte vier Verbesserungsvorschläge, abgestuft nach dem erforderlichen Aufwand **Abb. 119**.[471] Grundlage von Specklins Plänen war eine Vermessung der Stadt, die Hans Bock d. Ä. im Frühjahr desselben Jahres durchgeführt hatte. Gebaut wurde 1592–1594 lediglich die Grossbasler Mauer



120

ABB. 120 Matthäus Merians Planvedute, die 1642 in seiner «Topographia Helvetiae» erschien, verschafft einen Überblick über die Stadtbefestigung während des Dreissigjährigen Kriegs. Grün markiert sind die Rondelle, Schanzen und Mauern des 16. Jahrhunderts. In Grossbasel, von links nach rechts: Aeschenbollwerk, «Dornimaug», «Wagdenhals», Fröschenbollwerk, Wasenbollwerk, St. Johannsbollwerk sowie die Rheinmauer unterhalb des Münsterhügels und in Kleinbasel das Clarabollwerk. Gelb markiert sind die Befestigungen des 17. Jahrhunderts: St. Albanschanze, Elisabethenschanze, St. Leonhards- oder Steinenschanze, St. Johannsschanze sowie die Kleinbasler Bastion an der Drahtzugstrasse, ferner die Aufschüttungen hinter der Stadtmauer. Rot markiert sind Bauwerke, die vermutlich nicht realisiert wurden, so die Aufschüttung beim Stachelschützenhaus und zwei Bastionen in Kleinbasel. (UB Basel Kartenslg. Schw Ml 5a.) (Markierungen MM.)

am Rheinufer zwischen dem Unteren Kollegium und dem Hohenfirstenhof (Rheinsprung 9–11 VII 339 und Rittergasse 19 VII 159).[472]

Erst als der Dreissigjährige Krieg näher rückte, wurde neu überlegt. Wie schon 1588 wurden ab 1620 auswärtige Spezialisten hinzugezogen, um den Zustand der Befestigungen zu begutachten und um Verteidigungspläne zu entwerfen. Die Gutachten und Entwürfe von Claude Flamand und seinem Sohn Jean, von Théodore Agrippa d'Aubigné und seinem Sohn Nathan, von Johann Faulhaber, Johan van Valkenburgh und Adam Stapf, die alle in den Jahren bis 1623 dicht aufeinanderfolgten und sich zum Teil konkurrenzierten, neigten sämtlich dazu, die finanziellen Möglichkeiten oder die Bereitschaft der Stadtherren zu überfordern, und mussten auf ein Mindestmass zurückgestutzt werden.[473] Zeitgleich hatte die Stadt nämlich auch Söldner zu entlohnen, da mit der Bürgerwehr eine Verteidigung nicht zu leisten gewesen wäre. Die Truppengrösse schwankte extrem. 1622–1623 wurden unter dem Befehl des für ein Jahr bestallten, später als kaiserlicher Feldherr berühmten Obersts Peter Melander von Holzappel 750 Söldner angeworben, die bei den Bürgern der Stadt wohnen durften. Nach Holzappels Weggang schrumpfte die Mannschaftsstärke auf achtzig Soldaten mit vierzehn Offizieren.[474] Als der kaiserliche Feldherr Tilly 1624 seine Truppen bei Weil und Lörrach einquartierte, hob man flugs 900 Soldaten aus, um sie später wieder zu entlassen.[475] Dieser Vorgang wiederholte sich mehrfach im Verlaufe des Kriegs. Zusätzlich zu den Soldaten bevölkerten teilweise mehrere tausend Kriegsflüchtlinge die Stadt, insbesondere in den 1630er-Jahren. Sie stammten vorwiegend aus der näheren Umgebung Basels, hatten eigene Lebensmittelvorräte mitzubringen und sollten bei der Kanzlei angemeldet werden, was durch verschiedene Hausdurchsuchungen kontrolliert wurde.[476]

Von der Vielzahl der Befestigungsentwürfe wurden lediglich folgende Arbeiten ausgeführt **ABB. 120**: zwei fünfeckige Bastionen, welche die Rondelle «Dornimaug» und «Wagdenhals» ummantelten, sowie zwei Bastionen beim St. Alban- und beim St. Johannstor.[477] In Kleinbasel wurde eine Bastion bei der Hammermühle, am Einlass des Riehenteichs, errichtet. Ob die bei Merian 1642 wiedergegebenen Bastionen vor dem Riehentor und an der Kartause jemals erbaut wurden, ist fraglich. Möglicherweise überliefert Merian hier einen Planzustand und nicht die gebaute Wirklichkeit.[478] Zusätzlich wurden Wälle hinter den Mauern aufgeschüttet, so vom St. Johannstor bis zum Petersplatz, neben den Bastionen am Birsig und am Aeschenbollwerk. In diesem Bereich wurden auch die über die Mauerkrone aufragenden Geschosse der Türme abgebrochen.

Der Architekturhistoriker Tobias Büchi resümiert, dass trotz der ausgezeichneten Pläne zu zeitgemässen Befestigungen, die schon seit 1588 aus der Hand Specklins vorlagen, die Koordination der Verteidigung während des Dreissigjährigen Kriegs ausserordentlich schlecht war.[479] Der zuständige Dreizehnerrat war nicht in der Lage, einen fähigen Festungsbaumeister dauerhaft zu engagieren. 1620–1622 waren die Geldmittel durch Anleihen bei wohlhabenden Bürgern der Stadt aufgetrieben worden, die durch die Verzinsung stark profitierten, wodurch der Staatshaushalt zusätzlich belastet wurde. Frondienste und Untertanenbesteuerung mussten die Rückzahlungen und die Kriegskosten auffangen, was schliesslich 1653 zu einem Bauernaufstand führte.[480]

Die Stadt als Thema: Geschichtsbewusstsein und Strukturierung des Wissens

In dem Umfang, wie die Stadt in Teilen oder als Ganzes bildwürdig wurde, wurde sie im 16. und 17. Jahrhundert auch in Beschreibungen und Aufzählungen dokumentiert und systematisiert. Mit seiner «Epitome Historiae Basiliensis» legte der Professor und spätere Stadtschreiber Christian Wurstisen 1577 eine historische Topografie der Stadt vor; das Werk wurde 1757 von Jakob Christoph Beck übersetzt und als «Kurzer Begriff der Geschichte von Basel» herausgegeben.[481] 1580 folgte Wurstisens umfangreiche, auf Deutsch verfasste «Baßler Chronick», die erste Gesamtdarstellung der Geschichte Basels, die durch Stammbäume und Wappendarstellungen bereichert wurde.[482]

Zwei Wandinschriften in den Häusern Theodor Zwingers (Nadelberg 23A VIII 164) und seines Ziehsohns Johann Lukas Iselin (Nadelberg 20–22 VIII 204) richteten sich an den eintretenden Gast und zählten eine Reihe von Vorbesitzern der Liegenschaft auf. Durch diese geschichtliche Darstellung erhielt das Gebäude eine Individualität, die mit den Personen verknüpft wurde, die in ihm lebten und es möglicherweise baulich veränderten. Obwohl ein solches historisches Verständnis nur ganz selten aufblitzt, weist es doch darauf hin, dass die Stadt – im Einzelnen oder gesamthaft – als ein Werk ihrer Bewohner verstanden werden konnte. Damit einher gehen einzelne persönliche Kennzeichnungen von Häusern, wie mit den Porträtmedaillons des Ehepaars d'Annone am Eingangsportal des Ringelhofs von 1573 (Petersgasse 23 VIII 106).

Theodor Zwingers einleitend erwähnte Theorie des Reisens – der «Methodus apodemica», 1577 – systematisierte die Wahrnehmung einer Stadt im Sinne einer Baumstruktur, deren Aufgliederung zur Vollständigkeit verpflichtete **Abb. 3, 4**. Dieses Konzept konnte freilich nicht annähernd verwirklicht werden. Ein weiterer Arzt, Felix Platter, widmete sich seiner Heimatstadt in der Form von zwei Verzeichnissen. Nach der Pestepidemie von 1610/11 legte er im Sommer 1611 zunächst eine «Der Stat Basell Beschreibung» betitelte Liste sämtlicher Häuser bzw. deren Besitzer innerhalb der Stadtmauern an.[483] Genannt werden der Name, meistens der Beruf des Bewohners, zuweilen der Hausname oder Bezeichnungen wie «Trotte», «Schüren» und anderes. In einem zweiten Durchgang notierte Platter die Todesfälle und die Infektionen, die überlebt wurden. Die kommentierte Transkription der beiden Listen enthält 2198 Einträge, die von Valentin Lötscher den Adressen des Historischen Grundbuchs zugewiesen wurden.[484] Zusammen mit der Planvedute von Matthäus Merian von 1615/17 liegt damit eine einzigartige Quelle zur Baugeschichte und zur Sozialtopografie Basels vor.

Politische Ikonografie

1526 beklagten sich die Bildhauer Martin Hoffmann und Hans Tobel beim Rat, dass sie aus Mangel an Aufträgen genötigt seien, Tischmacherarbeiten auszuführen, was ihnen von den Zunftgenossen verwehrt werde.[485] «Hier frieren die Künste» lautet das vielzitierte Urteil des Erasmus, das er in einem Empfehlungsschreiben für Hans Holbein d. J. an Thomas Morus in London im selben Jahr formulierte.[486] 1532 verliess Holbein, der im reformierten Basel nur noch untergeordnete Aufträge erhalten hatte, die Stadt in Richtung England. Das Wegbrechen der kirchlichen Aufträge ist nur ein Teil der Veränderung, die der Bildersturm und die Ablehnung von Heiligenbildern mit sich brachten. Der Rat war genötigt, eine neue Bildsprache zu finden, die sich nicht mehr auf heilige Patrone zurückführte. Schliesslich verlangte die 1648 im Westfälischen Frieden erlangte Loslösung der eidgenössischen Orte aus dem Reichsverband eine neue Darstellung des staatsrechtlichen Status als freie Stadtrepublik.

Den Ausgangspunkt bildet das Rathaus. Mit dem Bau der Vorderen Ratsstube 1504–1514 setzte die Stadtregierung ein Zeichen architektonischer und bildlicher Präsenz am Marktplatz als dem politischen und wirtschaftlichen Zentrum. Nach der Loslösung aus der Oberherrschaft des Bischofs wurden im Rathaus zunehmend Bereiche der Verwaltung und der politischen Institutionen zusammengezogen. 1528 liess der Rat ein Wandbild des römischen Feldherrn Lucius Munatius Plancus an einer Hauswand



121

ABB. 121 **Basiliskensage und antike Ursprungslegende vereint: Auf dem Helm des römischen Feldherrn Munatius Plancus hockt ein kleiner Basilisk. Die Skulptur des Strassburger Bildhauers Hans Michel im Rathaushof wurde 1580 geschaffen. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.**

am Marktplatz anfertigen, und der Schlettstädter Gelehrte Beatus Rhenanus verfasste dazu eine Inschrift, die diesen als Gründer Basels hervorhob VII 379.[487] Im Rathaushof fand 1580 eine vielbeachtete Statue des Munatius Plancus Aufstellung, der Überlieferung nach ein Geschenk des Bildhauers Hans Michel als Dank für die Aufnahme ins Bürgerrecht **ABB. 121**.[488] Der Verweis auf antike Tradition und den Zeitgenossen Caesars und Ciceros als Stadtgründer trat an die Stelle der heiligen Stadtpatrone, die mit dem Skulpturenschmuck der Rathausuhr im Zentrum der Marktfassade seit 1514 präsentiert wurden. Zwar durften die Figuren des heiligen Kaisers Heinrich II. und seiner Frau, der heiligen Kunigunde, als historisch verbriefte Förderer der Stadt bleiben, doch die Muttergottes im Zentrum wurde 1609, vermutlich auf Druck der reformierten Orthodoxie, in eine Justitia «umgebaut» **ABB. 122**.[489]

Der schwarze Baselstab auf weissem Grund, den die Stadt seit dem pfandweisen Erwerb des Schultheissenamts 1385 als Siegelbild und Wappen führte, zierte seit 1501 als Zeichen des neunten eidgenössischen Stands nahezu jedes Gebäude, jede Fläche und jedes Objekt, das mit der städtischen oder kantonalen Obrigkeit in Verbindung gebracht werden konnte.[490] Als Schildhalter sind um 1400 Engel und Löwen überliefert – in der Durchfahrt und an der Feldseite des Spalentors I 269, ein Jahrhundert später auch Wilde Leute, wie das Pärchen auf dem um 1500 entstandenen Abzeichen des Bannwarts für das Grossbasler Flurgericht (Gescheid) zeigt.[491] Erstmalig zur Zeit des Basler Konzils fand der Basilisk als Wappenhalter Verwendung[492] und mauserte sich nach der Reformation zum allgemein verwendeten heraldischen Zubehör **ABB. 124, 125**. Dies war naheliegend, weil die Philologen des 15. Jahrhunderts Theorien über die Herkunft des Stadtnamens postulierten. In der Schedel'schen Weltchronik von 1493 wird sowohl eine Herleitung aus dem altgriechischen «basileus», womit ein königlicher Ursprung der Stadt nahegelegt wird, angeboten als auch ein Zusammenhang zu einer bestimmten Sage.[493] Nach dieser habe bei der Gründung der Stadt ein Basilisk im später so genannten Gerberbrunnen gehaust. Vor 1476 wurde diese Erzählung vom Rechtssubstituten Johannes in das Rote Buch eingeschrieben[494] – also in das damals wichtigste Ratsbuch der Stadt.

Mehrere grossformatige Reliefs mit dem Basler Wappenschild und Basilisken als dessen Begleiter kennzeichneten im 16. und 17. Jahrhundert öffentliche Gebäude, so das Spital an der Freien Strasse **ABB. 124**, das Kaufhaus um 1572 (heute an der Fassade des Hauptpostgebäudes Rüdengasse 2 an der Gerbergasse VII 471) und die Einfahrt in den städtischen Werkhof an der Spalenvorstadt (Mitte 16. Jh., heute in Kopie über dem zinnenbewehrten Eingang zur Vesalgasse).[495] Löwen als Wappenhalter zeigen die Wappenreliefs am Haus zur Mücke (1545, Schlüsselberg 14 VII 113) und am ehemaligen, 1682 umgestalteten Salzhaus (Schifflände VII 529).[496]

Für jedermann sichtbar waren in der Halle der Vorderen Ratsstube sowie im Innenhof des Rathauses Gerechtigkeitsbilder, die richterliche Tugenden und warnende Beispiele vor Augen führten, etwa die von Hans Bock in den Jahren 1608–1611 geschaffenen Wandbilder «Herodes vor Hyrcanus», «Josaphat ermahnt die Richter», «Das Urteil des Kambyses», «Die Geschichte der Susanna» sowie, heute durch die Freitreppe verbaut, das «Urteil Salomos» (siehe S. 328f.).[497] Der Rat als Auftraggeber der Malereien adressierte sich damit selbst, nahm aber natürlich die Lehren, die aus diesen Exempeln zu ziehen waren, für sich in Anspruch **ABB. 123**.

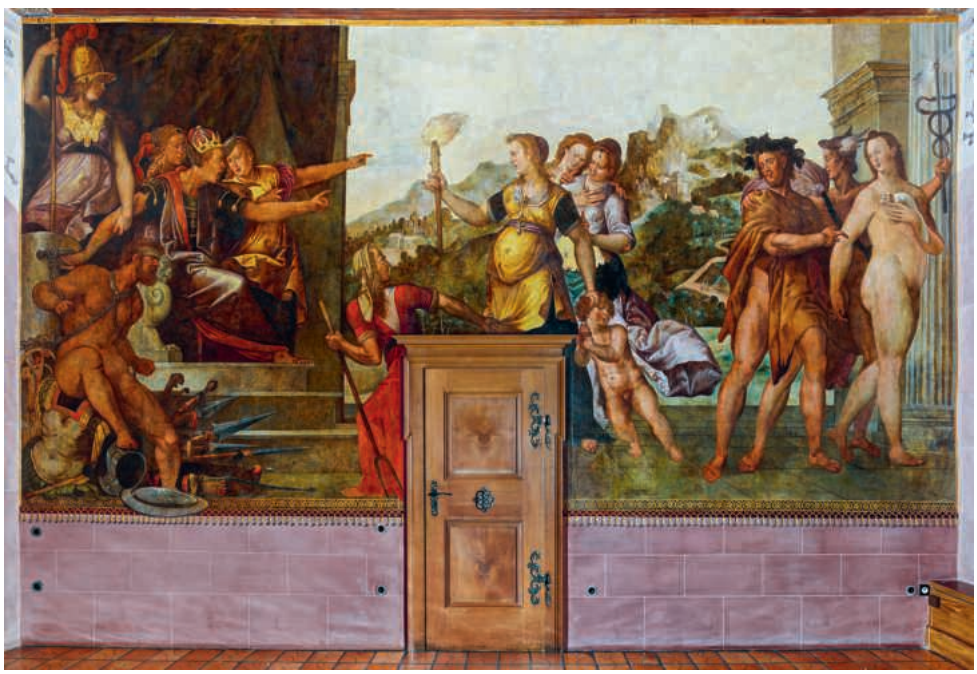
Das «1691er-Wesen»

Die politischen Umwälzungen am Ende des 17. Jahrhunderts markieren einen Einschnitt im Verhältnis der Bürger zu ihrer Stadt. Nach dem Dreissigjährigen Krieg hatte sich die Macht in den Händen einer kleinen Gruppe von Familien konzentriert, die sowohl die Handwerkszünfte als auch die Kaufleute von politischen Entscheidungen ausschloss. Der Grosse Rat sowie zunehmend radikalisierte Ausschüsse der Zünfte begehrten Verfassungsänderungen und die



122

ABB. 122 Am Uhrgehäuse der Rathaus-Marktfassade beschirmen drei Heiligenfiguren die Stadt: Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde flankieren Justitia, ehemals eine Marienfigur. Das Jesuskind wurde 1609 entfernt und durch eine Waage ersetzt. Die Originalfiguren befinden sich aus konservatorischen Gründen geschützt im Hof des Rathauses. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.



123

ABB. 123 Im Vorraum der Ratsstube im Rathaus (heute Regierungsratssaal) verwirklichte Hans Bock d. Ä. das Bild der *Calumnia*, eine Allegorie der Verleumdung. Das Thema hat eine eigene ikonografische Tradition. Der antike Satiriker Lukian erzählte, dass der Maler Apelles die Verleumdung als junge Frau mit einer Fackel dargestellt habe, stehend vor dem bornierten König Midas. Dessen grosse Ohren deuten an, dass er ungerechten Einflüsterungen zugänglich ist. Auch Albrecht Dürer hatte dieses Thema für den Nürnberger Rathaussaal gewählt. Bocks direkte Vorbilder waren Darstellungen von Federico Zuccaro und Andrea Mantegna. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.



124

ABB. 124 Basiliskenrelief, ehemals am städtischen Spital an der Freien Strasse, heute an einem Anbau des Hauses Steinenberg 4–6, entstanden um 1570. (HMB Inv. 1900.39.) Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.



125

ABB. 125 Der Basiliskenbrunnen in der Augustinergasse bildet als reiner Wappenbrunnen eine Ausnahme. Genaue Angaben zu seinem Entstehungsdatum existieren nicht; stilistisch kann er in die Mitte des 16. Jahrhunderts datiert werden VII 257. Das Original der Basiliskenfigur befindet sich seit 1876 im Historischen Museum Basel (HMB Inv. 1876.64). Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

Entlassung von Ratsmitgliedern. Nach anfänglichen Erfolgen wurde die Bewegung 1691 niedergeschlagen, doch hatte der Grosse Rat seine Stellung gefestigt und wurde der Missbrauch der Pfründe zurückgebunden.[498] Das überkommene Herrschaftssystem des Ancien Régime war zwar damals bestätigt worden, veränderte sich jedoch durch die Aufnahme wohlhabender und international erfahrener Seidenbandfabrikanten. Basel hatte nun im überregionalen Städtevergleich zu bestehen. Im frühen 18. Jahrhundert bedeuteten die grossen Neubauvorhaben der «Seidenpaläste», aber auch die Fassadenverschönerungen den Willen, der Stadt ein neues Gesicht zu verleihen, was partiell stadtplanerische Initiativen einschloss.

Wandel der mittelalterlich geprägten Stadt im 18. und frühen 19. Jahrhundert

Wichtige Daten

1698	Brand des Markgräflerhofs und nachfolgend dessen Neubau.
1717–1797	Ingenieur Johann Jakob Fechter.
1720–1800	«Architekt» Samuel Werenfels.
1745–1751	Bau des Hauses zur Sandgrube (Fechter).
1763–1775	Bau des Blauen und Weissen Hauses (Werenfels).
1768–1786 und ab 1808	Freimaurerlogen.
1777	Gründung der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG).
1798–1803	Helvetik.
1813, 1815	Einquartierungen alliierter Armeen gegen Napoleon.
1826	Bau des Stadtcasinos.

Der Kunsthistoriker Daniel Burckhardt-Werthemann hielt vor der Generalversammlung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz 1908 einen Vortrag zum Thema «Wie der Barockstil in Basel seinen Einzug gehalten hat».[499] Vor den Heimatschützern meinte er die «fremden architektonischen Weisen» der «modischen Baukünstler» verteidigen zu müssen. Das «Neue» begann ihm zufolge mit dem Bau des Markgräflerhofs an der Hebelstrasse nach dem Brand des Vorgängergebäudes 1698. Hier sei erstmals der französische «Goût und Bel Esprit» eingeführt worden. Auch die ein gutes Jahrzehnt zuvor erschienene Publikation des Basler Ingenieur- und Architektenvereins, «Basler Bauten des 18ten Jahrhunderts», erwähnt den unter den Bauherren neu entstandenen Geschmack, der hohe Räume, geräumige Treppenhäuser und symmetrische Fassadengliederung nach Vorbild der Architektur Frankreichs unter Ludwig XIV. bevorzugt habe. Für den Verein war die Epoche interessant als die Zeit, in der sich der Architektenberuf in seinem modernen Sinne, also rein entwerfend und abgelöst von der Bauausführung, ausbildete – so jedenfalls die damalige Einschätzung des Vereins, die genauerer Betrachtung kaum standhält.[500]

Politisch und wirtschaftlich gewann Frankreich für Basel nach dem Dreissigjährigen Krieg an Bedeutung, war doch das Königreich durch die Vereinbarungen des Westfälischen Friedens 1648 und durch die anschliessende «Reunionspolitik» ein direkter Nachbar am Rhein geworden. Während der Erbfolgekriege (Pfälzischer, 1688–1697, Spanischer, 1701–1713/14) profitierten Basler Kaufleute vom gestörten Handel zwischen Frankreich und dem Reich, so dass die Stadt zum Zentrum des Warenverkehrs zwischen den Blöcken wurde.[501] Dies sowie die Konzentration der politischen Macht in den Händen einer kleinen Gruppe wohlhabender Bürger erlaubte – auch nach den zeitweiligen Unruhen des «1691er-Wesens» – einigen Familien die Akkumulation von genügend finanziellen Mitteln, um auf einmal oder sukzessive mehrere benachbarte Liegenschaften zu erwerben, diese abzubrechen und neue Häuser zu erbauen. Das mittelalterliche Parzellengefüge und die traditionelle Bauweise der schmalen Häuser mit ihren hochrechteckigen Fassaden konnte zugunsten breit gelagerter palaisartiger Gebäude aufgebrochen werden. Städtebauliche Korrekturen an Baufluchten und Strassenverläufen wurden dadurch punktuell möglich, gewissermassen als die erste Verkehrsplanung Basels. Hiermit war nicht nur die flüssigere Fuhrwerksdurchfahrt gemeint, sondern es zeigte sich auch eine Reaktion auf die neu gefühlte Enge der mittelalterlich geprägten Stadt.

Triebfeder war zudem eine veränderte Einstellung zum Luxus. Er wurde zwar von kirchlicher Seite weiterhin als verwerflich eingestuft, doch griffen die rigiden Moralvorstellungen, Verhaltenskodizes und Kleiderordnungen desto weniger, je mehr sich die Bürger nicht nur dem heimischen Kirchspiel und der Zunftordnung verpflichtet fühlten, sondern sich international orientierten.[502] Sichtbaren Ausdruck in Bauten und deren Ausstattung fand dies zwar vorwiegend bei den Reichen, doch ist von Wirtschaftshistorikern die These einer «Fleissrevolution» auf breiter Basis aufgestellt worden.[503] Seit dem späten 17. und im 18. Jahrhundert seien die Menschen zu mehr Arbeit bereit gewesen, um sich mehr Konsumgüter leisten zu können – was letztlich

Abb. 126 **Rheinsprung 16. Hofgitter des Blauen Hauses von Schlosser Jacob Christoph Siegfried, 1769. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.**



126

127



128

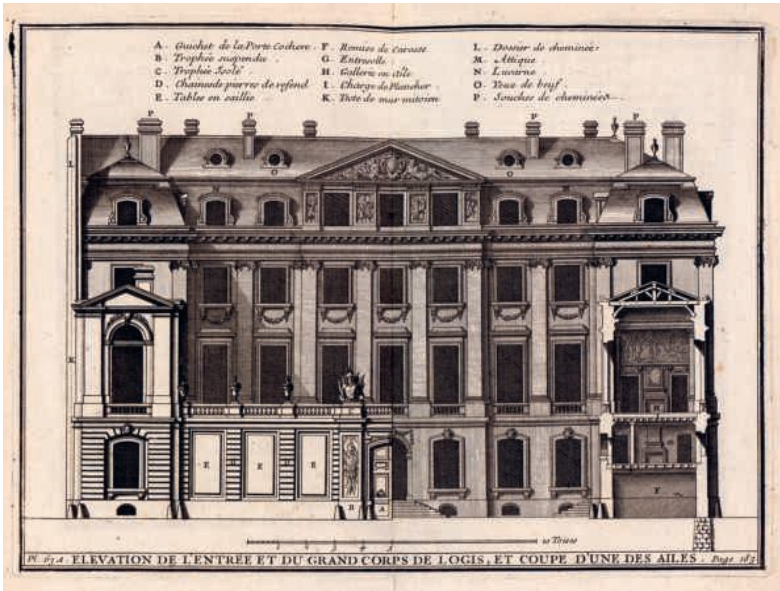
ABB. 127 Der um 1784 von Samuel Ryhiner gezeichnete Stadtplan gibt nicht nur die Geometrie der Bebauung innerhalb der Mauern wieder, sondern auch die Landhäuser und andere Bauten an den Ausfallstrassen – von Ryhiner rot eingezeichnet. Kolorierte Federzeichnung, 1784. (StABS PLA H 1, 16.)

ABB. 128 Riehenstrasse 154. Das Haus zur Sandgrube wurde um 1745 ausserhalb der Stadtmauern als Sommersitz mit vorgelagertem Hof und rückwärtigem Barockgarten erbaut. Es verdeutlicht die architektonischen Prinzipien, mit denen im 18. Jahrhundert wohlhabende Kaufleute und Bankiers der Stadt ein neues Gesicht verliehen. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

den Handelsgesellschaften zugutekam. Das schon von Max Weber postulierte sogenannte protestantische Arbeitsethos[504] und der Wegfall von bis zu vierzig kirchlichen Feiertagen jährlich in reformierten Städten habe hierzu beigetragen. Allerdings ist anhand der Finanzquellen Basels bestritten worden, dass sich die Lebenssituation der mittleren und unteren Gesellschaftsschichten bedeutend gebessert habe.[505]

Der «französische Geschmack»

Die französische Architekturlehre gewann während der Regierung von Ludwig XIII., mehr noch unter Ludwig XIV. ein Profil, das ein hohes Mass an Normierung und sozial abgestufter Ordnung besass. Die letztlich gescheiterte Beteiligung Gian Lorenzo Berninis am Bau der Louvre-Ostfassade und deren anschliessende Verwirklichung ab 1670 durch Claude Perrault manifestierte den Willen des Königs, einen französischen Nationalstil zu kreieren.[506] Strahlkraft gewann dieser durch die wissenschaftliche Fundierung in einer staatlichen Kulturpolitik, die zur damaligen Zeit einzigartig war. Treibende Kraft war Jean-Baptiste Colbert als *surintendant des bâtiments* seit 1664. An der 1671 gegründeten Académie royale d'architecture systematisierte der Direktor François Blondel die Ausbildung der Architekten. Im Blick waren nicht nur die repräsentativen Staatsbauten, sondern eine nach Vermögen und Stand der Bauherren hierarchisch gestufte Typologie der privaten Wohngebäude (*bâtiments particuliers*), begrifflich unterschieden in dem Adel vorbehaltene *hôtels* und *maisons bourgeoises*. Städtebauliche Wirkung entfalteten die Fassaden an geschlossenen Strassenfluchten und Platzwänden durch die Gleichförmigkeit der Dimensionen und Gliederungselemente. Ausgehend von Paris sollte diese geordnete Architektur in allen Provinzstädten zur Anwendung kommen, wie in Strassburg zu erleben war, das 1681 dem Königreich einverleibt wurde.[507] Grosse Wirkung – auch nach Basel – entfaltete der 1691 erstmals im Druck erschienene «Cours d'architecture» des Architekten Augustin Charles d'Aviler sowie als zweiter Band die «Explication des termes d'architecture».[508] Die ideale *distribution* der Raumanordnung eines *hôtel entre cour et jardin* erläuterte d'Aviler an einem Musterbeispiel **ABB. 129**.[509] Bekanntlich sind es diese Grundrisse und Aufrisse, die für den Markgräflerhof in der Basler Hebelstrasse massgeblich waren.[510] Während des gesamten 18. Jahrhunderts ist die französische Architekturliteratur in Basel aufmerksam verfolgt und manchmal spontan umgesetzt worden. Wichtige Publikationen waren Charles Étienne Briseux' «Architecture moderne ou l'art de bien bâtir pour toutes sortes de personnes», 2 Bände 1728,[511] sowie vom selben Autor «L'art de bâtir des maisons de campagne», 1743, ferner von Jacques-François Blondel «De la distribution des maisons de plaisance et de la décoration des édifices en général», 2 Bände 1737 und 1738.



129

ABB. 129 **Das von Augustin Charles d'Aviler im «Cours d'architecture» entworfene ideale *hôtel entre cour et jardin* stellt ein mittelgrosses Stadthaus für eine «*personne de qualité*» dar. Es ist durch den Vorhof von der Strasse abgeschirmt und bietet auf der Gartenseite die Annehmlichkeiten eines Landsitzes. Aus der Auflage von 1691. (ETH-Bibliothek Zürich RAR 457, nach S. 182.)**

Norbert Elias hat die Differenzierung der verschiedenen Bautypen und Dekorationsstile in Frankreich als gesellschaftliche Pflicht beschrieben, der die Bauherren ihrem Stand entsprechend – und nicht ihrer tatsächlichen Finanzstärke oder politischen Einflussmöglichkeiten – nachkommen mussten.[512] In Basel bestand freilich keine höfische Gesellschaft. Vielmehr entstand in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, hervorgerufen durch die gesteigerten Konsumansprüche, ein variationsreiches Angebot an Luxusgütern, das eine fein abgestufte Distinktion für jeden, der es sich finanziell leisten konnte, ermöglichte. Hans-Georg Gadamer sah in diesem Zusammenhang die Bedeutung des «Geschmacks»: «Geschmack ist nicht nur das Ideal, das eine neue Gesellschaft aufstellt, sondern erstmals bildet sich im Zeichen dieses Ideals des ‹guten Geschmacks› das, was man seither die ‹gute Gesellschaft› nennt. Sie erkennt sich und legitimiert sich nicht mehr durch Geburt und Rang, sondern grundsätzlich durch nichts als die Gemeinsamkeit ihrer Urteile oder besser dadurch, dass sie sich überhaupt über die Borniertheit der Interessen und die Privatheit der Vorlieben zum Anspruch auf Urteil zu erheben weiss.»[513] Frankreich lieferte das Orientierungsraster, das aufgrund der internationalen Verflechtungen und zum Teil auch durch die familiären Wurzeln der Basler Geschäftsleute akzeptiert wurde. Das Verhältnis zu Frankreich mag für die protestantischen Bürger jedoch nicht ungebrochen gewesen sein, und das Vorbild des Pariser Hofs war auch nicht ohne Weiteres nachzuahmen. Es bedurfte offenbar eines Initialbaus für die neuen Architekturformen, der nicht aus Frankreich, sondern aus dem benachbarten Baden kam.

Die Markgrafen von Baden waren Dauergäste, die seit dem 14. Jahrhundert wiederholt vor dem Kriegsgeschehen in ihren Landen nach Basel ausgewichen waren. Friedrich VII. Magnus von Baden-Durlach hatte 1688/89 nicht nur seine Regierungsbehörden, Sammlungen und das Durlacher Inventar in die Kleinbasler Burgvogtei (Rebgasse 12–14 VI 375) evakuiert, sondern die ganze Hofhaltung in sein Refugium in der Neuen Vorstadt (später Hebelstrasse IX) verlegt. Nachdem dieses 1698 abgebrannt war, liess er bis 1705 einen neuen Residenzbau errichten (Hebelstrasse 2 IX). Die Bevorzugung des französischen Baustils – ungeachtet der Zerstörung, welche die Stadt und das Schloss Durlach 1689 durch Truppen Ludwigs XIV. erlitten hatten – kündigte sich durch die Wahl seiner Baumeister an. Hofbaumeister war der aus Brüssel gebürtige Thomas Lefèbvre, der zwar beim Markgräflerhof kaum in Erscheinung trat, jedoch vermutlich das allgemeine Anspruchsniveau definierte.[514] Lefèbvre war als Maler nach Durlach gekommen und hatte sich erst auf Reisen, die er in fürstlichem Auftrag in Italien und Frankreich unternahm, zum Baumeister ausgebildet. 1681 kaufte er in Paris für den Markgrafen Bücher ein; in der erhaltenen Liste sind mehrere Werke über Architektur enthalten.[515] Als «Inspektoren» des Basler Baus sind zwei Militärbaumeister aus Hüningen, der ab 1679 durch Sébastien Le Prestre de Vauban ausgebauten Festung am linken Rheinufer vor den Toren Basels, überliefert. Der *Ingénieur* de Risse (oder de Ris, Rey) hatte seine Ausbildung höchstwahrscheinlich in Paris genossen; ihm sind vermutlich die hauptsächlichen Planungen des Markgräflerhofs zu verdanken.[516] Bauführer war ein Unternehmer namens Augé aus Hüningen, der Akkorde mit aus Hüningen, Neudorf, Landskron – also vorwiegend aus französischem Gebiet – stammenden Handwerkern schloss. Das Baumaterial wurde fast ausschliesslich aus den markgräflichen Steinbrüchen und Wäldern bezogen. Den Innenausbau leitete Amond Jourdain, ebenfalls aus Hüningen. Entwürfe für Täferungen und Türen zeichnete 1700 der damals siebzehnjährige, wohl aus Holland stammende Johann Nikolaus Prizier, der später Oberbaumeister in Kassel wurde.[517] Letztlich muss es erstaunen, dass die zünftigen Basler Handwerker nahezu klaglos beiseitetraten und dass der Rat einen Bau dieses Volumens und dieses architektonischen Anspruchs innerhalb der Mauern gestattete. 1682 hatten sich Zimmerleute, Steinmetze und Maurer innerhalb der Spinnwetternzunft zu den «drei vereinigten Handwerken» zusammengeschlossen, um Konkurrenz von ausserhalb wirksamer abwehren zu können. Nach den Regularien hätte der Markgraf eine beträchtliche Ausgleichszahlung an die Zunft leisten müssen.[518] Offenbar war für den

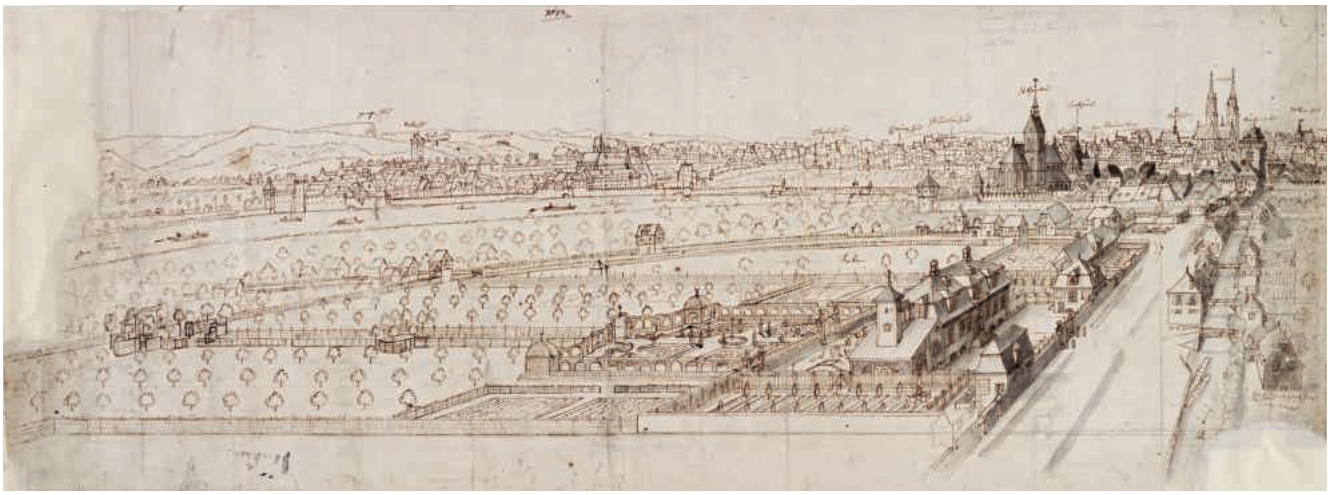
Neubau ein Grad der Spezialisierung erforderlich, den die Basler Handwerker nicht leisten konnten. Die Tatsache wird auch dadurch belegt, dass der Ebenist (Kunstschreiner) Johannes Tschudy 1703 auswärtige Gesellen engagieren musste, offenbar weil ihm von der Zunft keine geeigneten zugewiesen wurden.[519] Erst nach 1699 und 1701 sind mit Johann Rudolf Faesch[520] und seinem Schwager, dem Maler Johann Rudolf Huber, zwei Basler an der Leitung des markgräflichen Unternehmens beteiligt.

Auffallend ist, dass in Basel – im Unterschied zu Bern und Genf etwa – kein einziger kommunaler Bau den französischen Architekturvorbildern folgte.[521] Die Rezeption blieb auf die privaten Bürgerhäuser konzentriert, bei denen die Wirkung des Markgräflerhofs unmittelbar einsetzte. Seit seiner Fertigstellung wurden anspruchsvolle Neubauten mit symmetrischen Fassaden, gliedernden Gesimsen und gequaderten Lisenen, Mittelportal und gleichmässiger Reihung der Fenster errichtet. Bei einigen der frühen Bauten im 1. Drittel des 18. Jahrhunderts sind zudem Baumeister aus dem markgräflichen Umfeld bekannt. So kann das 1727 errichtete Haus zur Platte (Nadelberg 24 VIII 208) dem Zimmermann Pierre Racine zugeschrieben werden, der am Markgräflerhof gearbeitet hatte und später als Ingenieur in fürstbischöfliche Dienste trat.[522] Als der Markgraf den in Durlacher Diensten stehenden Ingenieur Johann Carl Hemeling 1728 nach Basel sandte, um einen Archivbau am Markgräflerhof zu entwerfen, sicherte sich der Kaufmann und Bankier Samuel Burckhardt-Zaeslin dessen Mitwirkung für den Bau des grossen Ramsteinerhofs am Rheinufer (Rittergasse 7–9, 13–17 VII 145). Auch für die Riehener Landgüter Wenkenhof und Bäumlihof ist die Beteiligung Hemelings zu vermuten.[523] Wie Hemeling bezeichnete sich Johann Jakob Fechter selbst als Ingenieur, was auf eine militärische Vorbildung hinweist. Er hatte die Strassburger Artillerieschule durchlaufen. Nach Doris Huggel bot der Beruf des Ingenieurs, der auf mathematisch-technischer Ausbildung beruhte und zum militärischen Befestigungs- und Belagerungswesen gehörte, im frühen 18. Jahrhundert in erster Linie den Bürgersöhnen Aufstiegschancen bis zu einem gewissen Militärgrad, während höhere Offiziersränge Adligen vorbehalten blieben.[524] Hinsichtlich der Ausbildung war wiederum Frankreich vorbildlich, wo 1747 die École royale des Ponts et Chaussées gegründet worden war. Über den Ausbildungsgang für Ingenieure in den Gebieten der Schweiz oder Baden liegen kaum Informationen vor; Huggel vermutet, dass meistens eine Art Lehre bei einem Ingenieur absolviert wurde, bevor die militärische Karriere (in französischen Diensten) eingeschlagen wurde.[525]

Als Ingenieur durfte Fechter die Bauten nach seinen Entwürfen nicht selbst ausführen und konnte allenfalls als Bauführer wirken.[526] Die Bauarbeiten musste er einem Baumeister übertragen. Samuel Werenfels, der neben Fechter das Architekturgeschehen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Basel prägte, war im Unterschied zu diesem ein ausgebildeter Steinmetz und Mitglied der Spinnwetternzunft. Als erster Basler signierte er seine Pläne mit *«Architecte»*.[527] Auch er liess Bauten von ansässigen Steinmetzen ausführen, vermutlich allein schon aus Gründen der Überlastung.

Neben dem badischen Markgrafen waren auch in Basel lebende Franzosen als Bauherren an der zunehmenden Präsenz französischer Bauweise in Basel beteiligt. Der Formonterhof (St. Johanns-Vorstadt 27 IX) wurde 1720 durch den Grafen Jean Formont de La Tour geplant und dann durch seine Witwe Marguerite Baudoin ausgeführt. Die wohlhabenden Eheleute waren aus Glaubensgründen zunächst von Paris nach Zürich geflohen und 1718 nach Basel gezogen.[528] Zeitgenossen bemerkten, das Haus sei «sehr hoch und von ohngemeinem zierlichen Prospekt»,[529] womit offenbar die Ansicht gemeint ist, die durch die Baulücke in der Uferbebauung der St. Johanns-Vorstadt möglich war. Eine Zeichnung Emanuel Büchels überliefert einen dreigeschossigen Baukörper mit fünf Fensterachsen und Mittelportal sowie gequaderten Lisenen an den Fassadenrändern.[530] Über der Portalachse akzentuierte eine grosse Lukarne das Satteldach. Insoweit stimmt das später von Melchior Berri veränderte Gebäude mit dem Schema des Markgräflerhofs überein.

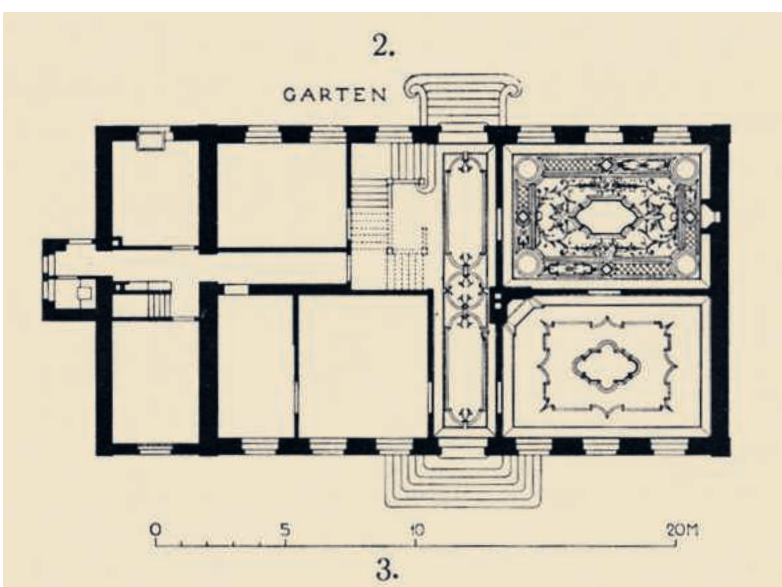
Mit der Rezeption französischer Architekturformen stand Basel nicht allein, so dass auch Querverbindungen zu Bauten anderer Städte zu beachten sind. Unter den Westschweizer Städten hatte Genf im 18. Jahrhundert ähnliche Voraussetzungen wie Basel, vor allem die Zuwanderung von Glaubensflüchtlingen betreffend. Trotz politischer Querelen waren die neu eingeführten Wirtschaftsformen dieser Händler und Bankiers die Grundlage eines Reichtums, der zu bedeutenden Neubauten von *hôtels particuliers* führte. In mehreren Fällen gehen diese auf Entwürfe von Pariser Architekten zurück, so das Hôtel Buisson (Rue Jean Calvin 13), Ende des 17. Jahrhunderts auf Grundlage von Plänen Jules Hardouin-Mansarts, oder das Maison Mallet (Rue du Cloître 2–4), 1722–1725 nach Entwurf von Jean-François Blondel.[531] Das Maison Mallet lieferte überdies das unmittelbare Vorbild für das von Lukas Sarasin erbaute Blaue Haus am Basler Rheinsprung (Nr. 16 VII 354).[532]



130



131



132

Landsitze und Gartenanlagen

Der Besitz eines Landsitzes bedeutete für Basler Bürger den Ausweis der gehobenen sozialen Stellung. In den Fällen, in denen ein älteres landwirtschaftliches Gehöft erworben wurde, blieben entsprechende Ökonomiebauten teilweise bestehen, und zwar je eher, desto weiter der Landsitz von den Stadtmauern entfernt lag. Gartenanlagen wurden bis ins späte 18. Jahrhundert nach dem streng geometrisch angeordneten Schema, das der Gartenarchitekt Ludwigs XIV., André le Nôtre, geprägt hatte, eingerichtet. Den Anfang auch in dieser Hinsicht setzte der badische Markgraf, dessen Garten auf mehreren Terrassen mit einer Vielzahl von Tulpensorten ausgezeichnet war.[533] Der Reisende Christian Cay Lorenz Hirschfeld hob um 1785 hervor, dass die Basler Gärten meist nur mässig gross seien und hauptsächlich als Nutzgärten dienten. Jedoch finde man auch Bogengänge, Lauben, Vogelhäuser und Obstbäume entweder mitten im Garten oder an dessen Rand sowie Hecken und beschnittene Bäume aus dem erwähnten französischen Repertoire.[534]

In Briseux' «Architecture moderne» von 1728 wurden sechzig beispielhafte Entwürfe von Häusern, vom nur 15 Fuss breiten Stadthaus bis zum ausgedehnten Palais, dargestellt. Die in Basel spürbare Ausstrahlung der französischen Architektur beruht jedoch auf den breit gelagerten *hôtels particuliers*. Deren Disposition lag von vornherein quer zur mittelalterlichen Parzellenstruktur, die durch schmale Einheiten mit geringer Fassadenbreite gekennzeichnet ist. Einen Schwerpunkt der barocken Bautätigkeit in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts bilden daher die Sommersitze ausserhalb der Stadt. In vielen Fällen wurde hier an die Landsitze Basler Bürger angeknüpft, die im 16. und 17. Jahrhundert vor den Toren entstanden waren (siehe S. 130–132). Im 18. Jahr-

hundert setzte eine Welle von Barockisierungen der Baulichkeiten ein, doch entstanden auch Anlagen auf neuem Terrain. Weitläufigen, ebenen Baugrund stellten vor allem die rechtsrheinischen Areale zwischen Kleinbasel und Riehen dar, also entlang der heutigen Riehenstrasse.

Unweit des Kleinbasler Stadttors liess der Notar und Gerichtsamtmann Ludwig Locherer 1716 einen Sommersitz errichten, dessen Aussehen durch eine zwischen 1743 und 1747 entstandene Zeichnung von Emanuel Büchel überliefert ist **Abb. 130**.[535] Die Anlage bestand aus einem von der Strasse zurückversetzten eingeschossigen Haupthaus mit Mansarddach, dessen symmetrisch gegliedertem Baukörper ein seitlicher Anbau angefügt war **Abb. 131–133**. Der Ehrenhof war durch eine Mauer von der Strasse abgeschlossen, in die zwei Eckpavillons eingebunden waren. Seitlich und rückwärtig erstreckte sich ein geräumiger Garten, der durch Zäune und Mauern in verschiedene Bereiche unterteilt war: vom Pfauenhof direkt am Haus über das geometrisch angelegte Barockparterre bis zum Nutz- und Baumgarten in den entfernteren Teilen. Die Gebäude wurden 1933 abgebrochen und das Areal für die heutige Klingnaustrasse benutzt. Als letztes Element hat sich am Chrischonaweglein ein Gartenpavillon erhalten, der sich einst am äussersten Ende der Gartenachse befand.[536]

Das reduzierte Raumprogramm und das Fehlen von Kachelöfen verdeutlichen, dass das Haus nicht ganzjährig bewohnt werden sollte – leider lässt sich dem Historischen Grundbuch nicht entnehmen, wo Locherers Hauptwohnsitz war. Die Aufteilung des Grundrisses mit einem von der Fassade zur Gartenseite durchgehenden Flur, in dessen hinterem Bereich seitlich die Treppe angeordnet war, ist nicht typisch für ein adliges *hôtel*. Briseux zeigte eine solche Gliederung bei an der Strasse stehenden, seitlich eingebauten Häusern, die einer Durchfahrt in den Hof bedürfen.[537] Die Remisen des Locherer-Landsitzes befanden sich in den beiden an der Strasse stehenden Gebäuden, so dass der Bereich hinter dem Haus ganz dem Garten vorbehalten blieb.

Ebenfalls als reiner Sommersitz diente anfänglich das Haus zur Sandgrube (Riehenstrasse 154) **Abb. 128, 134, 135**.[538] Die Anlage wurde ab 1745 durch Johann Jakob Fechter im Auftrag des Seidenbandfabrikanten Achilles Leissler erbaut. Die Anordnung der Bauten zwischen Ehrenhof und Garten entspricht d'Avilers beispielhaftem *hôtel entre cour et jardin* viel mehr als der Markgräflerhof. An der Riehenstrasse wird ein Ehrenhof von Gittern und Nebengebäuden eingefasst; hinter dem zentral platzierten zweigeschossigen Wohnhaus erstreckt sich der symmetrisch angeordnete Garten **Abb. 139**.



133

Der Grundriss des Hauptgebäudes ist ohne Flure organisiert, vielmehr durch Raumfolgen gekennzeichnet. Vom zentralen Vestibül gelangt man in den Gartensaal sowie in seitlich angrenzende Räume, vom Gartensaal in das Empfangszimmer, Schlafzimmer mit Alkoven oder Boudoirs – sozusagen rudimentäre *appartements*. Gänge, von denen aus Hinterladeröfen zu beschicken wären, benötigte man in diesem Haus nicht. Einen Mittelflur weist nur das Mansardgeschoss auf. Diese Gliederung findet sich sowohl bei d'Aviler vorgeprägt als auch bei Briseux' 1743 erschienenem Buch über die Baukunst von Landhäusern **Abb. 136, 137**.[539] Gleich eines der ersten der dort vorgestellten Landhäuser mag sowohl vom Grundriss als auch vom Fassadenaufriss her Anregung für Leissler und Fechter gegeben haben.

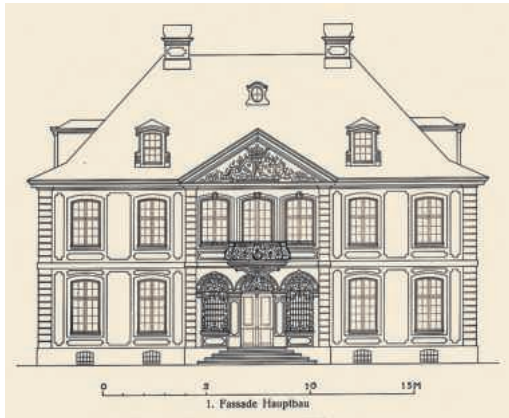
Hinsichtlich der regelmässigen Gesamtanlage entspricht der Sandgrube der Riehener Landsitz Bäumlihof (oder «Klein Riehen», Aeussere Baselstrasse 391–393), der 1735/36 von Samuel Burckhardt-Zaeslin, dem Bauherrn des Ramsteinerhofs, und wahrscheinlich ebenfalls nach Entwürfen von Johann Carl Hemeling ausgebaut wurde. Gleichzeitig liess sich Burckhardts Cousin Johann Heinrich Zaeslin in Riehen den Neuen Wenkenhof (Bettingerstrasse 121) errichten, ein ursprünglich eingeschossiges Sommerhaus **Abb. 138**. Architekt war auch in diesem Fall vermutlich Johann Carl Hemeling.[540] Bezeichnenderweise befinden sich diese auf älteren Besitz zurückgehenden Areale nicht an einer städtischen Ausfallstrasse, wie Locherers oder Leisslers Besitzungen, sondern inmitten von Feldern und Wiesen, aus denen die kunstvollen Gärten wie ausgeschnitten wirken. Hirschfeld kritisierte 1785, dass die attraktiven Aussichten in die umliegende Landschaft durch Mauern und Bäume verdeckt würden.[541]

Abb. 130 Riehenstrasse 42–46. Landhaus des Ludwig Locherer, 1716, später Faesch-Leissler'scher Landsitz genannt. Locherer verkaufte seinen Besitz 1748. Zeichnung von Emanuel Büchel. (StABS Bild Falk Fa 3, 1.)

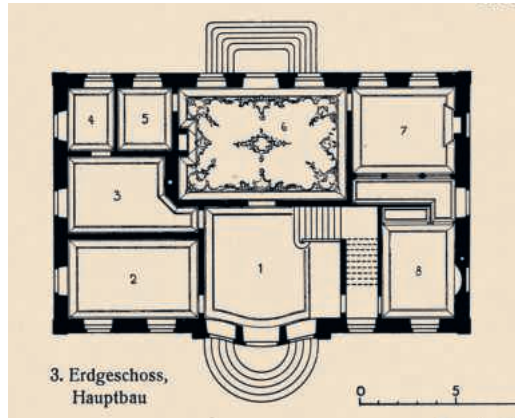
Abb. 131 Riehenstrasse 42–46. Landhaus Locherer, Hauptfassade. Foto A(rthur?) Wehrli, vor 1915. StABS Neg. A 3510.

Abb. 132 Riehenstrasse 42–46. Landhaus Locherer, Grundriss des Erdgeschosses. Aus: Bürgerhaus BS 2, Taf. 78.

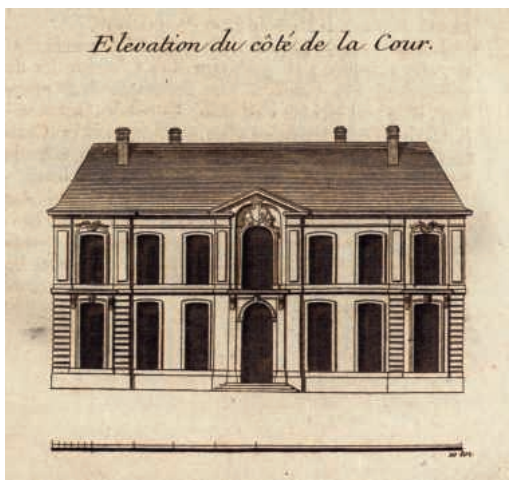
Abb. 133 Riehenstrasse 42–46. Das Innere des Landhauses Locherer, wie es die Eigentümer 1921 von dem Maler A. Zuberbühler darstellen liessen. Aquarell, 1921. Foto KDBS, Peter Schulthess, 2025.



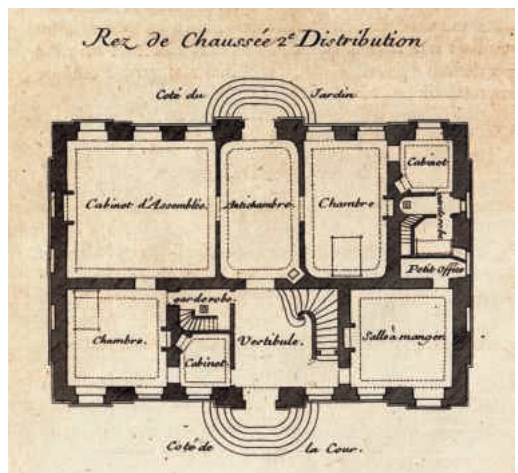
134



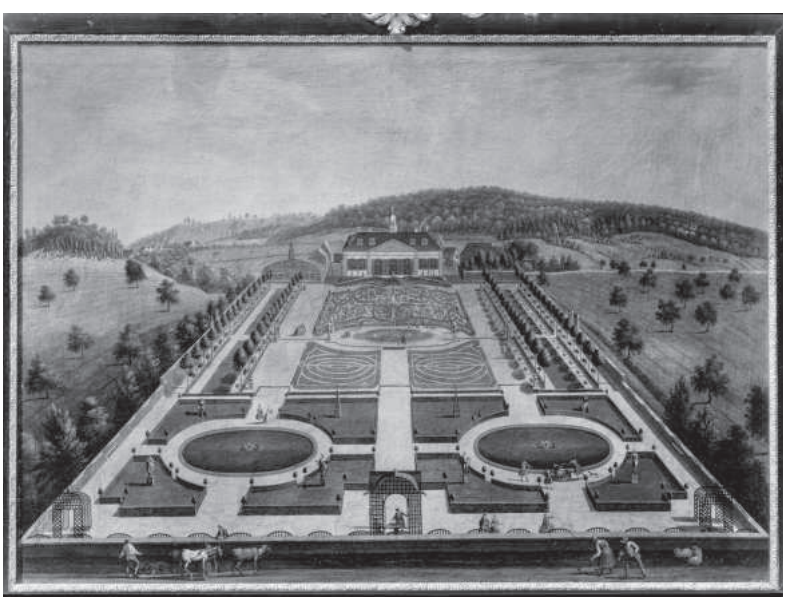
135



136



137



138



139

Die Landsitze stellten anfänglich keine Alternative zu den Stadthäusern der Bauherren dar, sondern waren zusätzliche Sommerquartiere, in die man sich vom Geschäftsleben zurückziehen konnte. D'Aviler benutzte den Begriff der *maison de plaisance, «plustôt destinée au Plaisir, qu'au profit de celui qui la possede»*.[542] Dass damit eine Neubewertung der Stadt einherging, kann hier nur anklingen: «Frei» wie einst die Bürger in der Stadt des Mittelalters fühlten sich die Reichen nun auf dem Land, wo die durch Gärtner vollzogene Kultivierung des Gartens ästhetischen Genuss versprach und teilweise exotische Ausstattungen der Häuser auf tatsächliche oder erträumte Fernverbindungen hinwiesen. Achilles Leissler liess in fortgeschrittenem Alter die Sandgrube mit Öfen ausstatten und gab 1781 sein Stadthaus auf.[543]

Wohnsitze in der Stadt

Grössere Grundstücke, die auch nur annähernd die Dimensionen der Landsitze erreichten und in denen geometrisch konzipierte Gärten angelegt werden konnten, waren innerhalb der Stadtmauern nur in den Vorstädten zu finden. Doch auch hier war es zumeist notwendig, mehrere Liegenschaften zu erwerben, um einen stattlichen Sitz errichten zu können. Zu dem 1710 von Johann Jakob Wildt erworbenen Haus zum Gyrengarten (Hebelstrasse 7 IX) kaufte der Sohn Jeremias 1756 und 1761 weitere Areale und Häuser, so dass sich die Front des an den Petersplatz stossenden Gartens fast verdoppelte. Nachfolgend liess er hier durch Johann Jakob Fechter ein neues Gebäude (Wildt'sches Haus, Petersplatz 13 IX) erbauen.[544] Felix Battier kaufte 1732 zunächst die Herberge zum Rappen in der Aeschenvorstadt und 1763 zusätzlich das Nachbarhaus, um beide abbrechen und den Neubau seines Hauses zum Raben (Nr. 15 IX) aufführen zu lassen. Die Familie Sarasin begann 1695 mit dem Erwerb von Liegenschaften am Rheinsprung, und die Brüder Lukas und Jakob Sarasin liessen schliesslich ab 1763 das Blaue und das Weisse Haus am Rheinsprung (Nr. 16–18 VII 354) über fünf ehemaligen Parzellen erbauen. Ein weiteres Beispiel ist das Haus zum Kirschgarten in der Elisabethenstrasse (Nr. 27 IX), für dessen Neubau Johann Rudolf Burckhardt drei Grundstücke erwerben konnte.[545]

Einen vorgelagerten, von der Strasse durch eine Mauer oder ein Gitter abgeschlossenen Ehrenhof besassen die wenigsten Liegenschaften; einzig der Ramsteinerhof (Rittergasse 7–9, 13–17 VII 145), der für den Bau des Kunstmuseums abgebrochene Württembergerhof (St. Alban-Graben 14) und das Hohe Haus in der St. Alban-Vorstadt (Nr. 69–71 IX) waren damit ausgestattet. Schon beim Markgräflerhof an der Neuen Vorstadt (Hebelstrasse 2) war die «umgekehrte» Verwendung der französischen Planvorlage zu beobachten: Die Gartenfront bei d'Aviler wurde in Basel zur Strassenfassade, der Gartensaal zur Hauskapelle. Rechtwinklig anstossende Flügelbauten erstrecken sich, wenn überhaupt vorhanden, nach hinten, zum hinteren Hof oder Garten. Basel blieb geprägt durch die Blockrandbebauung und die geschlossenen Fassadenfluchten. In Genf, wo die Errichtung der *hôtels particuliers* nach französischem Vorbild einige Jahre früher einsetzte, wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts mehrere Häuser *entre cour et jardin* verwirklicht, doch Bauten in der zweiten Jahrhunderthälfte wurden auch hier mit Fassaden direkt an der Strasse versehen.[546]

Sowohl beim Wildt'schen Haus am Petersplatz als auch bei den Sarasin'schen Bauten am Rheinsprung ist eine Umwidmung der Richtung festzustellen, aus der die Gebäude wahrgenommen werden sollten. Mit dem Haus am Petersplatz gewann der Bauherr eine Präsenz an der weitläufigen Platzanlage – im Unterschied zu der Situation in der Neuen Vorstadt (Hebelstrasse), einer zwar vergleichsweise breiten Strasse, in der die Häuser jedoch nur in Schrägansicht in Erscheinung treten konnten. Der Reichensteinerhof, Vorgänger des ab 1763 erbauten Blauen Hauses, besass sein Hauptgebäude an der Martinsgasse, während an dem damals nachgeordneten Rheinsprung lediglich Gartenmauern standen. Erst mit den barocken Neubauten wurde der Rheinsprung aufgewertet. Zum Blauen und Weissen Haus gehörte das Gartengrundstück am Steilufer zum Rhein, wo sich einst der erste Botanische Garten der Universität befunden hatte. Dieser Garten garantierte den Hausherren eine Lücke in der rheinseitigen Bebauung der Gasse, so dass der Ausblick aus den Fenstern unverstellt blieb, wie auch die Fernsicht auf die Fassaden vom gegenüberliegenden Ufer aus **Abb. 140**.[547] Ein Nachbar im Haus zur Augenweide (Rheinsprung 20 VII 369) liess aus demselben Grund ein Servitut dokumentieren, dem zufolge das kleine Haus gegenüber nie höher gebaut werden dürfe.[548]

Der Wunsch, zu sehen und gesehen zu werden, oft als Wesensmerkmal des Barock apostrophiert, geht in der Architektur auf eine veränderte Bewertung von Sichtachsen und Blickpunkten zurück, die ihrerseits mit dem Militär und der Festungsbaukunst zu tun hat. Die auf die Verteidigung gegen Kanonen ausgerichtete Fortifikation erforderte eine grundsätzlich andere Organisation des Raums als diejenige im Mittelalter.[549] Während damals die Höhe der Stadtmauer und ihrer Türme Sicherheit und Stärke ausdrückte, mussten seit dem 16./17. Jahrhundert

Abb. 134–137 **Aufriss und Erdgeschossgrundriss des Hauses zur Sandgrube (Riehenstrasse 154, oben) im Vergleich mit einem von Charles Etienne Briseux 1743 veröffentlichten Entwurf eines Landhauses (unten). Fechters Fassadenentwurf weist eine deutlichere Akzentuierung des Mittelrisalits auf, auch sind Vestibül und Gartensaal dominanter, doch ist das Vorbild der französischen *distribution* zu erkennen. Briseux: UB Heidelberg 80 B 122 RES : 1, nach S. 35 / Sandgrube: Bürgerhaus BS 2, Taf. 110.**

Abb. 138 **Garten und Sommerhaus des Neuen Wenkenhofs in Riehen. Gemälde eines unbekannten Malers. Foto StABS NEG Bürgerhaus A 216.**

Abb. 139 **Riehenstrasse 154. Haus zur Sandgrube. Zur Umgestaltung des Gartens zeichnete Benedikt Studer 1820 den Plan der Gesamtanlage. Die ursprüngliche symmetrische Konzeption des Barockgartens ist trotz der flankierenden Landschaftselemente mit den geschwungenen Wegen noch deutlich zu erkennen. Seitlich steht das rechteckige Gebäude einer Orangerie (kenntlich am mittig angefügten Treppenturm, der ins Dachgeschoss führte). Dieses Haus wurde 1957 translozíert und steht nun als Pendant des Hauptgebäudes in der Gartenachse. (StABS PLA W 5, 230.)**



ABB. 140 Rheinsprung 16–18. Die Fassaden des Blauen und Weissen Hauses sind durch die Lücke der rheinseitigen Bebauung nahezu frei einsehbar. Das flach geneigte Dach der Alten Universität (rechts) resultiert aus dem Wunsch des Sarasin-Erben, die Aussicht weiterhin zu geniessen. Foto Benjamin Stadler, Basel, 2018.

140

die Schanzen, Wälle und Bastionen weit vor die Stadt hinausgeschoben werden. Zudem wurden Effekte zur optischen Täuschung eingebaut, die dem Angreifer das Abschätzen von Entfernungen erschweren sollten. Schusslinie und Sehstrahl waren aufs Engste miteinander verknüpft – die horizontale und perspektivisch berechnete Anordnung von Befestigungselementen versprach also den Erfolg. Die mathematische Durchdringung der Fortifikationskunst, in der jedes Einzelelement seinen festen Platz erhielt, ermöglichte die Übertragung in die Gartenkunst und die Architektur. Dem ungehinderten und weitreichenden Blick wurden positive Qualitäten verliehen, welche die gehobene Stellung des Urhebers erkennen liessen und damit seiner Repräsentation dienten. Auch hier lässt sich eine Parallele zu Genf aufzeigen. Am Rand der früheren Stadtbefestigung, die nach dem Bau der äusseren Umwallung 1714–1726 funktionslos geworden war, richteten sich die Fassaden über teilweise künstlich angelegten Terrassen auf eine Fernsicht aus, eindrucksvoll zum Beispiel an der Rue des Granges mit den 1720–1723 errichteten, aneinanderstossenden Häusern des Bankiers Jean Sellon, der Brüder Boissier und des etwas späteren Hôtel Naville-Boissier von 1743–1747 (Rue des Granges 2, 4, 6, 8).[550]

Die ästhetische Wertschätzung des Rheinpanoramas zeichnete sich freilich schon bei MATTHÄUS MERIAN ab. In der 1642 erschienenen «Topographia Helvetiae» lieferte er einen «sehr anmuthige[n] Prospect» Basels am Chorhaupt des Münsters vorbei rheinabwärts (vgl. **ABB. 35**). EMANUEL BÜCHEL griff um 1739 diese Sichtweise auf.[551] In DAVID HERRLIBERGERS «Topographie der Eidgenossenschaft» (in mehreren Teilen erschienen ab 1754) wird Basel nur mit zwei Ansichten der Grossbasler Rheinfront nach Zeichnungen BÜCHELS repräsentiert.[552]

Strassenkorrekturen

Als Lukas Sarasin 1761 mit den Bauten des Blauen und Weissen Hauses für sich und seinen Bruder Jakob beginnen wollte, liess er «sowohl zu des Publici als seiner eigenen Bequemlichkeit» die Baulinie am Rheinsprung begradigen, so dass vor den Fassaden eine kleine platzartige Erweiterung der Gasse entstand – den alten, gekrümmten Verlauf gibt noch die uferseitige Mauer der Gassenbegrenzung an.[553] Solche in Privatinitiative unternommenen Strassenkorrekturen blieben freilich die Ausnahme. Immerhin liess sich der Rat dazu bewegen, besonders enge Gassen für den Fahrverkehr zu erweitern. Die fehlende Verbindung von der St. Johanns-Vorstadt über den Blumenrain zum Marktplatz und zur Rheinbrücke, die bis dahin nur durch Umwege über den Fischmarkt zu befahren war, wurde 1759–1760 durch einen Durchstich und eine Brücke über den Birsig nahe der Schifflände hergestellt.[554] 1764 appellierten die Anwohner an den Rat, aufgrund der vielen vorgekommenen Unglücksfälle eine Verbreiterung des Blumenrains zu beginnen, doch wurde 1765 zunächst nur die Situation an der Ecke zur Spiegelgasse durch Teilabbruch eines Hauses entschärft. Beim Neubau des Segerhofs (ehem. Blumenrain 17–19 VIII 47) setzte man 1787 die Baulinie um 9 m zurück, wo-

durch die Strasse endlich ein «freundliches Aussehen» erhalten habe, wie Wilhelm Theodor Streuber 1854 bemerkte.[555] An der Rittergasse VII 126 wurde 1784 der «Kohlischwibbogen» abgebrochen, der sich an der engen Einmündung der Gasse in den Münsterplatz befand; erneute Verbreiterungen fanden im 19. Jahrhundert statt.[556] Im Unterschied zu den Planungen des 19. Jahrhunderts ging in den genannten Fällen die Initiative von Privatpersonen aus, die den Rat zum Handeln drängten. Wenn auch von einer obrigkeitlichen Stadt- oder Verkehrsplanung kaum die Rede sein kann, wurden immerhin die nötigen Finanzmittel zur Verfügung gestellt.

Fassadenumbauten

Der Neubau von palaisartigen Wohnhäusern oder Sommersitzen nach aktuellem französischem Vorbild stellte, auf die gesamte Bautätigkeit bezogen, nur ihren kleinsten Teil dar. Zahlenmässig wurde er von den Umbauten bestehender Gebäude übertroffen. Dabei ging es den Bauherren um ein neues Erscheinungsbild zur Strasse hin, während die Raumaufteilung im Inneren und in der Regel auch die Geschosseinteilung wenig verändert wurden.[557] Beispiele sind seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu finden. Dazu gehören einige schmale Bürgerhäuser wie das Haus zum Sausen (Blumenrain 28 VIII 57), mehrheitlich aber grössere Anwesen. Am Nadelberg, der schon im Spätmittelalter als vornehme Wohngegend galt, liessen die Eigentümer des Schönen Hofs (Nadelberg 8 VIII 185), des Schönen Hauses (Nr. 6 VIII 177) sowie des Zerkindenhofs (Nr. 10 VIII 189) zwischen 1741 und 1758 ihre aus dem 15. Jahrhundert stammenden Vorderhäuser umbauen **ABB. 141**. Sie erhielten dreigeschossige, axial gegliederte Fassaden, wobei die asymmetrische Lage der Durchfahrt beibehalten wurde. Beim Zerkindenhof waren die umfangreichsten Änderungen notwendig; hier bestand ein wesentlich kleineres, mit einem Gewölbekeller versehenes Gebäude des 16. Jahrhunderts, das nun zu einem Haus mit regelmässiger Anordnung von stichbogigen Fenstern umgestaltet wurde. Zusammen bilden die Höfe am Nadelberg eine ununterbrochene Häuserzeile im Stil des 18. Jahrhunderts. Im Inneren wurden jeweils zwei oder drei Salons oder Säle im 1. Obergeschoss an der Strassenfront eingerichtet.

Ein vergleichbares Ensemble von umgestalteten Fassaden weist der Münsterplatz auf **ABB. 142**. Die ehemaligen Domkurien wurden von städtischen Pflegern verwaltet und vermietet, sie dienten vorwiegend als Wohn- und Amtssitze von Bürgermeistern und anderen hohen Magistraten sowie dem im 16. Jahrhundert gegründeten Gymnasium.[558] Den Anstoss zur Fassadenumgestaltung lieferte auch hier ein Privateigentümer, nämlich der Seidenbandfabrikant Martin Bachofen mit seinem von Johann Jakob Fechter 1758 umgebauten Rollerhof (Münsterplatz 20 VII 92). 1763 wurde Fechter von der Haushaltung beauftragt, den Zustand der Häuser an der Westseite des Platzes zu begutachten. In der Folge wurde der Andlauerhof (Münsterplatz 17 VII 75) abgebrochen und mit symmetrischer Fassade neu erbaut. Der benachbarte Reischacherhof, in dem Ratsschreiber Isaak Iselin logierte, wurde mit einer neuen Fassade versehen, umgebaut wurden auch das Gymnasium und der Mentelinhof (Münsterplatz 15 und 14 VII 66, VII 63). An der Südseite des Platzes erlebten 1767 das Antistitium und der Regisheimerhof (Rittergasse 2 VII 188 und Münsterplatz 10 VII 51) sowie 1777–1779 der Falkensteinerhof (Münsterplatz 11 VII 53) Fassadenregulierungen und Umbauten im Inneren, um den



141

ABB. 141 Nadelberg 10, 8 und 6. Zerkindenhof, Schöner Hof und Schönes Haus. Das Hauptgebäude der mittelalterlichen Adelshöfe befand sich im hinteren Grundstücksteil; die überdurchschnittlich breiten Parzellen waren ursprünglich lediglich durch eine Hofmauer, wie heute noch am Engelhof (Nadelberg 4, im Hintergrund sichtbar), oder durch Nebengebäude von der Gasse abgeschlossen. Dies erlaubte es im 18. Jahrhundert, Vorderhäuser in den Proportionen palaisartiger Anlagen zu errichten. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.



142

ABB. 142 Am Münsterplatz zeigen sich die Häuser an der Süd- und Westseite im neuen Glanz ihrer Fassaden aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

Wohnkomfort zu heben, Letzterer nach Entwürfen von Samuel Werenfels. Ausschlaggebend waren die Wünsche der hochgestellten Bewohner, die den Vergleich mit luxuriösen Privatliegenschaften anstellten und diesen gegenüber an den Amtssitzen ein «Repräsentationsgefälle» vermerkten.[559] Durch unterschiedliche Gebäudehöhen und Geschosslagen ist am Münsterplatz nicht der Eindruck einer geschlossenen Bebauung nach Art französischer Königsplätze hervorgerufen worden.

Ausstattung

Lukas Sarasin notierte in seinem Baubuch anlässlich der Auswahl des Stuckateurs für das Blaue und das Weisse Haus, wie wichtig Referenzen und der Vergleich mit anderen Bauherren war: Die Tiroler Meister Johann Schuhler und Joseph Scharf hatten in Zürich und in einem Basler Haus gearbeitet, Johann Martin Frohweis wurde beauftragt, nachdem er «das Zimmer ebenfusses bey H. Schwager Samuel Ryhiner gemacht» hatte.[560] Der Hafner Daniel Hermann von der Manufaktur Frisching bei Bern erhielt 1766 die Entwürfe zu Kachelöfen im Blauen und Weissen Haus, angefertigt von Samuel Werenfels. Mit diesen ging er zum Bauherrn des Wildt'schen Hauses am Petersplatz und liess sich mit einem Ofen beauftragen, der nur leicht abgewandelt ebenfalls nach Werenfels' Entwurf angefertigt werden sollte.[561] Beim Hafnermeister Alexander Mende bestellte Wildt einen Ofen, «soll seyn accurat wie der Ofen so auf dem Münsterplatz im Andlauer Hof».[562] Dieses Abschauen beim Nachbarn steht in krassem Widerspruch zu den sorgsam gehüteten Fabrikationsgeheimnissen der Seidenbänder und Stoffe, welche die Grundlage für den Reichtum lieferten.[563] Die Ausstattung der Häuser wurde folglich anders bewertet: Nicht Originalität und Alleinstellungsmerkmale waren beabsichtigt, sondern die Demonstration der Zugehörigkeit zur führenden gesellschaftlichen Gruppe Basels.

Für die Bauherren bestand sowohl die Möglichkeit, Basler oder auswärtige Handwerker und Künstler zu beauftragen, als auch sich auf dem internationalen Kunst- und Möbelmarkt zu bedienen. Insbesondere nach Paris und zur Messestadt Frankfurt am Main bestanden Beziehungen, die durch Geschäftsreisen und persönliche Kontakte vorbereitet wurden. So sind zum Beispiel bemalte Leinwandtapeten aus der Frankfurter Manufaktur von Johann Andreas Benjamin Nothnagel in mehreren Basler Häusern vorhanden, und der Frankfurter Tapetenmaler Maximilian Neustück siedelte 1780 nach Basel über.[564] Im Blauen Haus (Rheinsprung 16 VII 354) befinden sich Supraporten des Frankfurter Malers Christian Georg Schütz, dessen Sohn Franz mit Johann Rudolf Burckhardt, dem Bauherrn des «Kirschgartens», reiste.[565] Kontakte nach Paris liefen hauptsächlich über Johann Georg Wille und Christian von Mechel. Nach der Französischen Revolution kaufte Peter Birmann in grossem Stil für bürgerliche Basler Auftraggeber ein.[566] Lukas Sarasin bediente sich im Schloss Chanteheux bei Lunéville, das nach dem Tod des exi-

lierten polnischen Königs Stanislaus Leszczyński 1766 aufgegeben wurde, kaufte Möbel in Besançon und Nancy sowie Wandteppiche aus der Manufaktur in Aubusson.[567] Jeremias Wildt bestellte für sein Haus am Petersplatz 13 IX Kaminrahmungen, Konsoltische und Spiegel bei der Berner Manufaktur Funk. Von den elf im Notizbuch des Bauherrn erwähnten Objekten sind neun noch in situ erhalten.[568]

Dem Interieur insgesamt – also dem durch seine Architektur und die wandfeste wie mobile Ausstattung gestalteten Innenraum – wurde im 18. Jahrhundert höchste finanzielle Aufwendung gewidmet und eine strukturierende und ordnende Wirkung zugebilligt. Es wurden nicht nur wie bisher die rein physischen Nutzungsmöglichkeiten (Werkstatt, Lager, heizbare Stube, kalte Schlafkammer) berücksichtigt, sondern auch die Wirkungen auf die Bewohner und ihre Gäste. Durch die Gruppierung von Salons, Schlafzimmern, Boudoirs etc. wurden sowohl der Gebrauch durch verschiedene Familienmitglieder als auch neu definierte Grenzen zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich bestimmt. Durch die häufig ausgeübte Gastlichkeit und das Zu-Gast-Sein in vielen verschiedenen Häusern erhielten dieselben einen offenen Charakter und etablierten einen recht stabilen Vergleichshorizont.

Geselligkeit

Der Historiker Ulrich Im Hof kennzeichnete das 18. als das «gesellige Jahrhundert».[569] Geselligkeit im 18. Jahrhundert gilt als spielerische Spiegelung sozialer Ordnung innerhalb der wohlhabenden Gesellschaftsschicht – deren Mitglieder sich diese Mussestunden leisten konnten. Auf Grundlage der Geselligkeit bildeten sich während des Jahrhunderts eine Vielzahl von Sozietäten oder Vereinen, die einen Beitrag zur Veränderung der Ständegesellschaft in eine bürgerliche Klassen- oder Schichtengesellschaft mit Auf- und Abstiegsmöglichkeiten lieferten.[570] Diese wurden durch die Regeln der Geselligkeit instrumentiert: Nur wer gesellig war, «gehörte dazu», wer «dazugehören» wollte, musste sich dem Spiel der Geselligkeit unterwerfen.

Eine grosse Zahl von Beschreibungen der städtischen Gesellschaft verdanken wir Reiseberichten und Briefen, in denen gastfreundlich aufgenommene Besucher ihre Eindrücke schilderten. Eine der lebendigsten Schilderungen lieferte der aus Sachsen stammende Hauslehrer Karl Gottlob Küttner, der sich von 1776 bis 1783 in Basel, Vevey, Genf und Lausanne aufhielt.[571] In allen Städten der deutschsprachigen Schweiz gäbe es eine Anzahl von Familien, an die sich Reisende ohne, besser aber mit Empfehlung



143

Abb. 143 Konzert des *Collegium musicum* im Oberen Kollegium im Jahr 1790. Die Zeichnung von Emanuel Burckhardt karikiert die Aufführung mit Instrumentalisten und Sängern sowie das nicht sehr aufmerksame Publikum. Die Supraporte über dem Eingang zeigt Katzen, in Anspielung auf die «Katzenmusik». (HMB Inv. 1999.127.) Foto Peter Portner.

wenden könnten. So sei zum Beispiel fast nie ein Besucher des «bei weitem feinste[n] Privatgebäude[s] […] der ganzen Schweiz», des Hauses zum Kirschgarten (Elisabethenstrasse 27 IX), abgewiesen worden.[572] Allerdings bemerkte Küttner, dass es kaum regelmässige Zusammenkünfte kultureller Zirkel gebe; die geselligen Treffen seien vorwiegend familiärer Natur.[573] Der Enkel von Lukas Sarasin erinnerte sich, dass im Blauen Haus wöchentlich Familientag gehalten wurde, zu dem schriftliche Einladungen ergingen. Die Zahl der eingeladenen Personen schwankte, da nur dreissig Plätze am Tisch vorhanden und manchmal noch auswärtige Gäste zu berücksichtigen waren.[574] Eine entsprechend zentrale Position im Grundriss nahm der Speisesaal ein, im Blauen Haus mittig im 1. Obergeschoss über dem Vestibül.

Eine der frühesten Sozietäten wurde im Bereich der Musik ins Leben gerufen und besass eine besonders sozialisierende Kraft, da es dabei nicht um einfachen Musikgenuss ging, sondern um das Selbstmusizieren.

Das 1692 in Basel gegründete *Collegium musicum* hatte anfänglich, wie auch in anderen protestantischen Kantonen, im Sinne, den mehrstimmigen Psalmengesang zu fördern, wandte sich im 18. Jahrhundert jedoch der Instrumentalmusik zu **Abb. 143**. Kurioserweise wurde der Blick auf die Musiker bei den früheren Aufführungen durch einen Vorhang verdeckt, wohl um die Anonymität der nicht immer versierten Dilettanten zu wahren.[575] Die Konzerte fanden jeden Mittwoch statt, ab 1751 im ehemaligen «Prytaneum», einem umgebauten Speisesaal im Oberen Kollegium der Universität (heute Museum an der Augustinergasse).[576] Jeremias Wildt pflegte die Hausmusik, zu der er professionelle Mitspieler

engagierte.[577] Regelrechte Konzerte gab Lukas Sarasin im Blauen Haus (Rheinsprung 16 VII 354), wo er einen «akustisch gebauten» Musiksaal besass und mit Jakob Christoph Kachel einen Hauskapellmeister besoldete.[578] Konkurrenz erwuchs den Konzerten durch das Schauspiel. Schon 1696 traten während der Messe im Ballhaus der Webernzunft zwölf «Komödianten» auf und gaben den Doktor Faustus in Anwesenheit des badischen Markgrafen und seiner Hofhaltung. In den folgenden Jahren wurden Komödien und (teilweise biblische) Historien aufgeführt, auch Marionettentheater und Akrobatik von Seiltänzern.[579] Der Prinzipal Konrad Ernst Ackermann – bekannt durch seine spätere Beteiligung am deutschen Nationaltheater-Projekt in Hamburg – gastierte mit seiner Theaterkompanie 1757 an der Herbstmesse und zuletzt 1760 in Basel.[580] Eine italienische Operngesellschaft soll in den 1750er-Jahren in der Gartnernzunft aufgetreten sein.[581] Solche provisorischen Lösungen wurden im ganzen 18. Jahrhundert gefunden, bereiteten aber den Bau fester Spielhäuser, die es in katholischen Kantonen schon länger gab,[582] vor: In Basel wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts im alten Ballhaus eine Bühne und Zuschauerränge eingefügt, bevor 1834 der erste reine Theaterbau an der heutigen Theaterstrasse eingeweiht werden konnte.[583]

Die kaufmännische Betriebsamkeit erforderte eine andere Form der Geselligkeit, die sich auf die Berufsgenossen beschränkte und durch den Austausch von Nachrichten bestimmt war. Kaffeehäuser, die in London und den nördlichen Hansestädten zur täglichen Informationsbörse wurden,[584] hatten in Basel offenbar wenig Bedeutung, immerhin ist das seit dem frühen 18. Jahrhundert von einem «Kaffeebereiter» betriebene Kaffeehaus Blumenrain 12 (1899 abgebrochen) bekannt.[585] Ein wesentliches Informationsmedium war das ab 1729 einmal oder mehrmals wöchentlich erscheinende «Avis-Blatt», das anfänglich von Johannes Burckhardt mit obrigkeitlicher Lizenz herausgebracht wurde. Sein «Adressenbüro» oder «Berichthaus» in der Freien Strasse wurde zum Treffpunkt von Händlern, Käufern und Werbenden und gleichzeitig zu einer Gebrauchtwarenbörse.[586] Darüber hinaus trafen sich die Männer in den sogenannten Kämmerlein, worunter man – nach der Schilderung von Karl Gottlob Küttner – «ein mehrentheils rostiges, ziemlich unansehnliches Zimmer [versteht], oder mehrere, die eine geschlossene Gesellschaft in irgend einem Hause miethet. Dieses Zimmer ist alle Tage offen, und wer zwischen fünf bis acht Uhr dahin geht, ist immer gewiss, Gesellschaft da zu finden. Jeder unterhält sich da nach seinem Belieben; man redet von Politik, von Stadtneuigkeiten, man trinkt Thee, raucht Tabak, spielt Tarok etc. Man ist hier so sehr in diese Kämmerchen verliebt, dass es wenig Mannspersonen giebt, die nicht zu irgend einem gehören. Eben deswegen wundere ich mich, dass man sie nicht mit mehr Bequemlichkeit und Zierlichkeit einrichtet.»[587] Bekannt ist das «Rheineck-Kämmerlein» beim Bierbrauer Erlacher (Eisengasse 3 VII 333), wo 1797/98 Basler Patrioten die Revolution vorbereiteten.[588]

Die Präsentation der luxuriösen Innenausstattung in den Privathäusern fand unter aufklärerischen Gesichtspunkten ihre Kritik. Ein fiktiver Dialog, den der Ratsschreiber Isaak Iselin 1769 unter dem Titel «Palämon oder von der Üppigkeit»[589] herausgab, prangerte den volkswirtschaftlichen Schaden durch Abfluss von Basler Geld ins Ausland an, den politischen Schaden durch Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes («weil die unordentlichen Begierden eines üppigen Menschen zu ihrer Befriedigung die Armuth, und die Unterdrückung tausend anderer nothwendig machen»[590]) sowie die üblen Auswirkungen auf den Charakter der Einzelnen. Doch gelte es, an die Vernunft der Bürger zu appellieren und deren Bildung zu fördern. Die Diskussion mündete in dem Aufruf an die Wohlhabenden: «Unterstützet, oder stiftet selbst Anstalten, durch welche Tugend und Weisheit unter unsern Mitbürgern ausgebreitet werden können. Wenn ihr weise genug seid, den vierten Theil euers Ueberflusses auf diese Weise anzuwenden, so wollen wir euch erlauben, mit dem übrigen zu thun, was ihr gut findet; so werden wir nicht mehr nötig haben, euch Aufwandgesetze vorzuschreiben.»[591]

Iselin war 1761 in Schinznach Gründungsmitglied der Helvetischen Gesellschaft und in Basel Initiator der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) im Jahr 1777. Wie nahezu gleichzeitig entstandene «Gemeinnützige» anderer Städte[592] widmete sich die Gesellschaft der ökonomischen Förderung und der Bildung von Mitgliedern des Mittelstands und der ärmeren Schichten. Beispielsweise wurde 1779 die Näh- und Flickschule gegründet, 1780 die erste Töchterschule, 1784 die Unterstützung armer nichtbürgerlicher Kranker durch die Krankenkommission, 1786 die Papierschule und 1796 die Stipendienkommission für Gewerbelehrlinge. Die 1787 parallel zur GGG ins Leben gerufene Allgemeine Lesegesellschaft bestand zunächst im Reinacherhof (Münsterplatz 18 VII 80) und bezog 1832 zusammen mit der Casinogesellschaft das neugotisch umgebaute Haus Münsterplatz 8 VII 44, bot also unter bester Adresse sowohl gesellige als auch gelehrte Möglichkeiten zu Zusammenkünften der geistigen Elite **ABB. 144**.[593]

Anfänglich gegen die Aufklärung gerichtet, machten sich in Basel in der 2. Hälfte des 18. Jahr-

hunderts Gedanken der pietistischen Erneuerungsbewegung bemerkbar, die ebenfalls in die Gründung einer Sozietät mündeten. Nach einem Aufruf des Augsburger Pfarrers Johann August Urlsperger gründete sich 1780 die Deutsche Gesellschaft edler tätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit, deren Bezeichnung später zu Deutsche Christentumsgesellschaft vereinfacht wurde. Hauptsächliches Ziel war «eine lebendige, innige Gemeinschaft zur Erbauung und Glaubensstärkung»[594] mit ökumenischer und klassenübergreifender Note. Zahlreiche Tochtergründungen im frühen 19. Jahrhundert – darunter die Basler Bibelgesellschaft (1804), die Basler Mission (1815), die Taubstummenanstalt (1833) oder die Pilgermissionsanstalt St. Chrischona (1840) – zogen in ihrem ökonomischen und sozialen Engagement mit der GGG und deren aufklärerischem Profil gleich.

Das Ideal der Gemeinschaft gleichberechtigter Mitglieder war auch Grundsatz der Freimaurer. Mehrere Basler Bürger, unter ihnen Isaak Iselin und Peter Ochs, wurden in anderen Städten Freimaurer, doch wurde 1744 auch in Basel ein erster Versuch zu einer Logengründung gemacht.[595] Die 1768 geschaffene Loge «A Libertate» bestand bis 1784, ihr «Meister vom Stuhl» war der Kaufmann Andreas Buxtorf. 1778 entstand eine zweite Loge «Zur vollkommenen Freundschaft», die 1786 aufgelöst wurde. Beide gehörten zu den im deutschen Sprachraum weit verbreiteten Logen, die sich auf die Tradition der Tempelritter beriefen und nach der sogenannten Strikten Observanz organisiert waren. Das bedeutete, dass – trotz des Gleichheitsgrundsatzes – mehrere Hierarchiestufen («Grade») erlangt (oder erkauft!) werden konnten. Aus diesem Grund waren sie für das wohlhabende Bürgertum attraktiv. Angeblich in der Tradition mittelalterlicher Bauhütten stehend und wie diese einem Geheimnisgebot unterworfen, zeichnet sich die Vereinigung der Freimaurer durch stark symbolhafte Kommunikationsformen aus, die auch in den architektonischen Anlagen und Details festzustellen sind. Burkard von Roda hat das Haus zum Kirschgarten (Elisabethenstrasse 27 IX), errichtet für den Kaufmann und Seidenbandfabrikanten Johann Rudolf Burckhardt, auf diese Merkmale hin untersucht.[596] Die Verwendung von Steinmaterial aus der 1775 abgebrochenen Johanniterkapelle verweist auf die Templer – beide Orden wurden im Kontext der Kreuzzugsbewegung gegründet –, auch können die Sandsteinplatten der Fassade als Verweis auf den Salomonischen Tempel verstanden werden, und die Verwendung von Säulen sowohl an der Fassade als auch im Inneren entspricht freimaurerischen Gebräuchen. Weitere Anhaltspunkte dafür, dass das Haus zum Kirschgarten (auch) für die Nutzung als Logengebäude erbaut wurde, zeigen sich im Inneren. Das Haus war damit das älteste Freimaurer-Ordenshaus der Schweiz. Seine besondere und in der Schweiz im 18. Jahrhundert einzigartige Ausformung steht im Zusammenhang mit den Bestrebungen Basler und Zürcher Freimaurer, eine helvetische Nationalloge zu errichten. Dieses Ziel wurde nicht erreicht: Nachdem innere Querelen zur Auflösung der Strikten Observanz und der Basler Logen geführt hatten, wurde die Freimaurerei erst 1808 mit der Gründung der heute noch bestehenden Loge «Zur Freundschaft und Beständigkeit» neu belebt.



144

ABB. 144 **Münsterplatz 8. Der Lesesaal in der Allgemeinen Lesegesellschaft. Foto Friedel Ammann, Basel, 2021.**

Historisches Bewusstsein und die Münsterrestaurierung

Der Wille, der Stadt ein neues Aussehen zu geben, ist sicher eine der hervorstechendsten Eigenarten der Bauherren im 18. Jahrhundert. Das Verhältnis zum Alten fällt demgegenüber nicht ins Auge. Immerhin ist in Basel eine grosse Zurückhaltung des Rats zu beobachten, mit «modernen» Neubauten eine aktualisierte politische Architektur zu schaffen. Am Rathaus sind im gesamten Zeitraum keine grösseren Veränderungen vorgenommen worden. Dem Kaufhaus wurde 1755–1757 ein Anbau für die Waage hinzugefügt (siehe Rüdengasse 2 VII 471), der sich in Grösse und Formen gänzlich dem bestehenden Bau von 1572 anpasste. Auch die Zunft zum Schlüssel, welche die Fassade ihres Zunfthauses 1768–1770 erneuerte, liess den spätgotischen Bogenfries und die Skulpturenkonsolen unter der Dachtraufe bestehen (Freie Strasse 25 VII 414).[597]

Der Ratssubstitut Daniel Bruckner verfasste eine Fortsetzung der Wurstisen'schen Chronik bis 1620 und gab über fünfzehn Jahre hinweg, von 1748



145



146

ABB. 145 Die Basler Beispiele in Johannes Müllers «Merckwürdige[n] Überbleibsel[n]» präsentieren eine Auswahl von Objekten aus dem Mittelalter und der Renaissance: im Münster das Grabmal Annas von Habsburg und die Baumeistertafel, im Rathaus den «Stadtläufer» und die Figur des Munatius Plancus, im Seidenhof (Blumenrain 34) die Statue Rudolfs von Habsburg und am Haus zum Tanz (Eisengasse ehem. 20, heute 14) Reste der Fassadenmalerei Hans Holbeins d. J. Hinzugefügt wurden Abbildungen einer Medaille auf Bürgermeister Wettstein (nicht im Bild) und das älteste Siegel der Stadt. (ZB Zürich AX 350.) (Montage MM.)

ABB. 146 Der originale Stock des Fischmarktbrunnens zeigt den monochromen Anstrich aus dem 18. Jahrhundert. (HMB Inv. 1910.104.) Foto Maurice Babey.

bis 1763, den «Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» heraus, in 23 Stücken mit Illustrationen von EMANUEL BÜCHEL.[598] Dieses monumentale Werk erschien, mehrere Jahre bevor Johannes Müller in Zürich seine «Merckwürdige[n] Überbleibsel von Alterthümeren an verschiedenen Orthen der Eydtgenoschafft» in zwölf Teilen 1773–1783 publizierte.[599] Aus der Stadt Basel wurde darin nur eine Handvoll Objekte beschrieben und abgebildet **ABB. 145**. Norberto Gramaccini hat darauf hingewiesen, dass zu jener Zeit zwischen der intellektuellen Wertschätzung des Mittelalters, beruhend auf Schriftquellen, und der ästhetischen Würdigung mittelalterlicher Kunst eine Kluft bestand.[600] In diesem Sinne wurde der Stock des Fischmarktbrunnens beispielsweise zwar erhalten, jedoch mit einem monochromen grauen Anstrich überzogen, mit dem sich das Werk noch heute im Historischen Museum Basel präsentiert **ABB. 146**.[601]

Für das Münster wehrte der Rat den Vorschlag zu einem grösseren Umbau mit zusätzlichen Emporen ab, um das Bauwerk nicht zu verunstalten.[602] 1723 schritt er zu Reparaturen, weil in skandalöser Weise mehrmals Teile der Pfeilervorlagen weggemeisselt worden waren, um von bestimmten Fami-

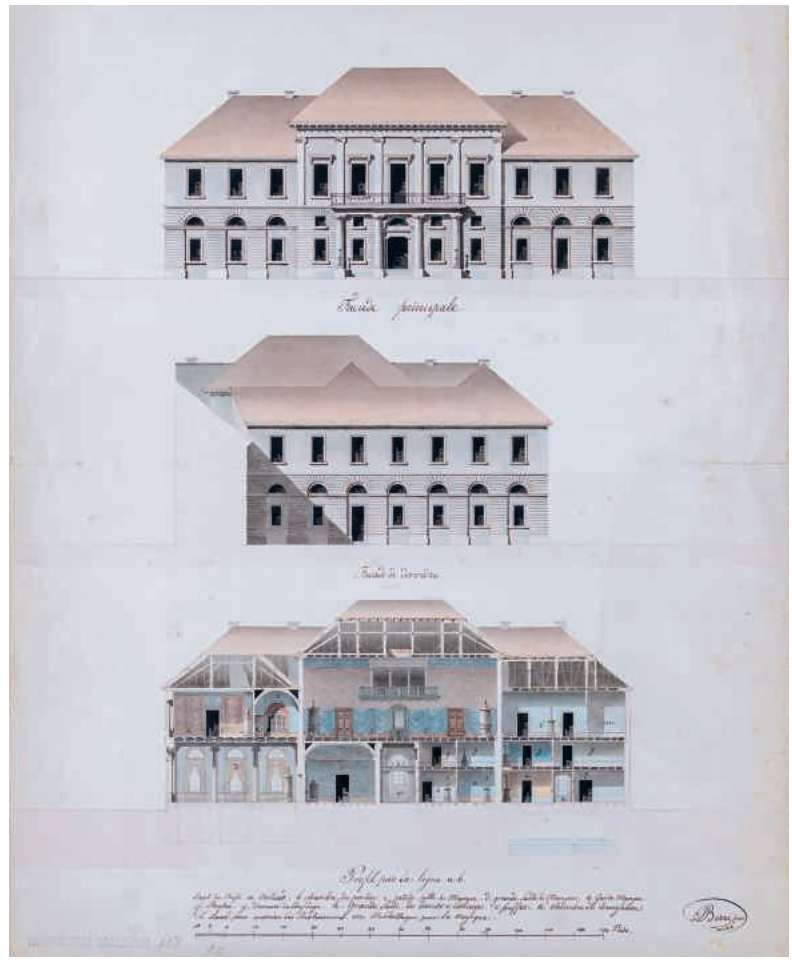
liengestühlen aus bessere Sicht auf die Kanzel zu haben.[603] Eine umfassende Restaurierung geschah ab 1751, mit Unterbrechungen, bis 1771 unter der Leitung von Johann Jakob Fechter. Bemerkenswert ist, dass Fechter eine «im Vergleich etwa zum Zürcher Grossmünster sehr zurückhaltende punktuelle Barockisierung»[604] vornahm, die durch Emanuel Büchel zeichnerisch begleitet wurde. Die Erneuerung sämtlicher Fenster mit hellem Glas sowie ein vereinheitlichender Anstrich des gesamten Gebäudes trugen dennoch dazu bei, den Eindruck der Kirche auf die Gläubigen und Besucher stark zu verändern.

Basel in der Helvetik und im frühen 19. Jahrhundert

Die politischen Umwälzungen durch die Französische Revolution und den Expansionsdrang Frankreichs unter Napoleon Bonaparte wirkten sich 1798 im Zuge der Helvetischen Revolution auf Basel aus, und zwar im Sinne einer «Revolution von oben». Getragen wurde sie von «Patrioten» aus der oberen Gesellschaftsschicht: Nach der Proklamation der neuen Zeit unter dem Tellenhut auf dem Münsterplatz lud Lukas Sarasin zum Tanz in sein Blaues Haus (Rheinsprung 16). Die von Peter Ochs entworfene helvetische Verfassung hatte bis 1803 Bestand und wurde durch die Restitution der meisten alten Rechte mit der «Vermittlungsakte des ersten Konsuls der fränkischen Republik» (Napoleon) abgelöst, die als Bundesverfassung und neunzehn Kantonsverfassungen bis 1813 Gültigkeit hatte. Napoleons Wirtschaftskrieg gegen England führte zu einer schweren Krise der Basler Textilindustrie. Einquartierungen französischer Soldaten und der alliierten Armee, die 1813 und 1815 zweimal Basel passierte, belasteten die Stadt zudem, so dass die Bautätigkeit in jener Zeit stark vermindert war. Erst nach dem Wiener Kongress belebte sich die Konjunktur wieder.

Bemerkenswert ist, dass im Jahr 1807 eine vollständige Inventarisierung der Häuser im Stadtgebiet vorgenommen wurde. Der Grosse Rat beschloss im Dezember 1806 die Einführung einer obligatorischen Brandversicherung für alle Gebäude und liess sie in den folgenden Monaten in Brandlagerbüchern erfassen und bewerten.[605]

Die Zünfte hatten durch die Verfassungsänderungen einen grossen Teil ihrer politischen Bedeutung verloren, und so waren es nun die neuen Gesellschaften und Vereine, die in den 1820er-Jahren mit Versammlungs- und Kulturbauten in Erscheinung traten. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts waren die Pachtverträge für den inneren Stadtgraben aufgekündigt worden, und man begann damit, diesen zuzuschütten und die dadurch in neuer Breite entstehenden Strassen zu bebauen. In den meisten Fällen – so am Petersgraben und am Leonhardsgraben – wurde den Eigentümern der anstossenden Liegenschaften ermöglicht, mit Erweiterungen oder Neubauten auf die neue Baulinie vorzurücken. Am Steinenberg wurde 1820 durch Abbruch der Inneren Stadtmauer und der ehemaligen Klostergebäude die Südseite des Barfüsserplatzes geöffnet. Hier beauftragte die neu gegründete Casinogesellschaft den jungen Architekten Melchior Berri mit dem Bau eines Casinogebäudes, das 1826 eingeweiht wurde **Abb. 147**.[606]



147

Abb. 147 Melchior Berri, Projekt zum Stadtcasino am Steinenberg, 1822. Die Hauptfassade des Casinos war nicht zum Barfüsserplatz gewendet, sondern zum neu angelegten Steinenberg. Damit war ein Signal zur weiteren Entwicklung der Stadt aus der mittelalterlichen Kernstadt hinaus gegeben. (StABS Arch. Bas. A 10, 508.)

Ebenfalls auf Privatinitiative und ebenfalls nach Entwürfen von Berri entstand Basels erstes festes Theater auf dem Areal des ehemaligen Steinenklosters, das von der Stadt zur Verfügung gestellt wurde. Berri engagierte sich in den 1840er-Jahren mit Plänen für ein neues Stadtquartier zwischen der heutigen Theaterstrasse und der Elisabethenstrasse, doch setzte sein Theaterbau den Anfang zum «Kulturforum» am Steinenberg, das hauptsächlich von Johann Jakob Stehlin d. J. im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verwirklicht wurde.

Entfestigung und Wachstum der Stadt

Wichtige Daten

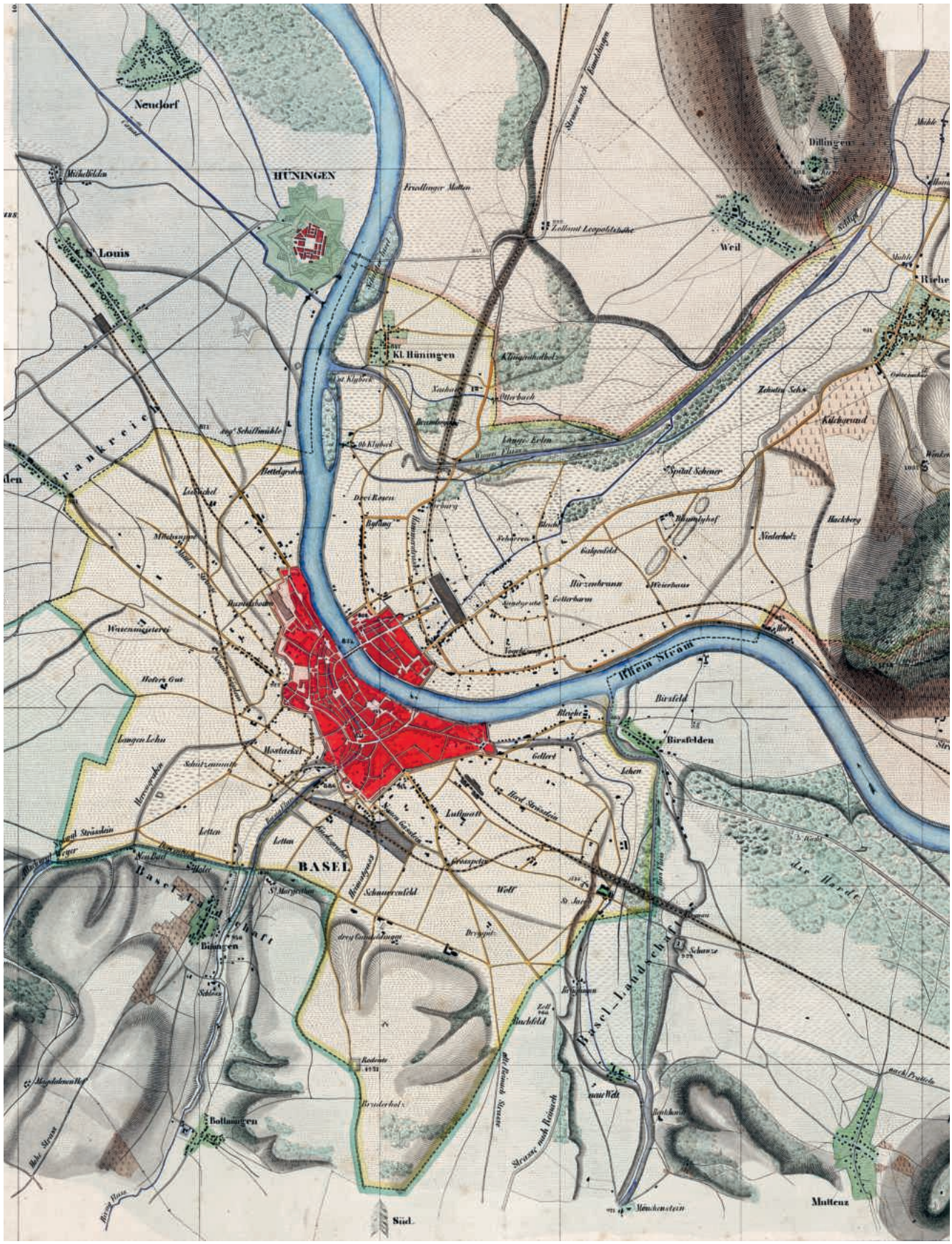
1833	Kantonstrennung.
1859	Stadterweiterungsgesetz.
1844, 1855, 1860	Anschluss an die Elsässerbahn, die Badische Bahn und die Schweizerische Centralbahn.
1875	Verfassungsrevision.
1876	Stadterweiterungsplan von Johannes Merian.
1872–1882	Bau von drei neuen Rheinbrücken.
1873–um 1910	Verbreiterung von Gerbergasse und Freier Strasse («Citybildung»).
1895	Beginn des Trambetriebs.
1895–1901	«Specialbureau für Erweiterung und Korrektion der Stadt» unter der Leitung von Eduard Riggenbach.
1907, 1913	Neue Bahnhöfe der SBB und der Badischen Bahn.
1930	WOBA.

Abhängig vom Grad der Industrialisierung sind sämtliche Städte Europas im 19. Jahrhundert sowohl von der Einwohnerzahl als auch von ihrer Fläche her gewachsen.[607] In viel stärkerem Mass als zuvor ist daher das Verhältnis der ummauerten Stadt zu ihrem Umland zu betrachten, das parzelliert und bebaut wurde und ein neues, ferneres Umland generierte – wobei die Frage der Stadtgrenze neu zu lösen war. Als Regisseure dieses Stadtwachstums sind in erster Linie die Kommunen zu nennen, denen im Zuge der Verfassungsreformen nach der Französischen Revolution Zuständigkeiten verbrieft wurden.[608] Diese Entwicklung verlief zwar nichts weniger als geradlinig, wie die Geschichte der Residenzstädte München und Wien zeigt, doch waren auch dort die politischen Signale mit dem Münchner Gemeindeedikt von 1818 und dem Wiener Provisorischen Gemeindegesetz von 1849 deutlich.[609] In der Schweiz gehört das Thema der «Öffnung» der Städte in den Zusammenhang des politischen Wechsels vom Ancien Régime der eidgenössischen Orte zum Bundesstaat mit den Verfassungen von 1848 und 1874. Deutlich wird dies zum Beispiel in Genf, wo die von dem Radikalen James Fazy mitentworfene Verfassung von 1847 die Entfestigung der Stadt und die Bebauung des später *«ceinture Fazyste»* genannten Gebiets vorsah.[610] Unter den Leitbildern für die Basler Stadtentwicklung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sind Paris, Wien, München und Berlin an erster Stelle zu nennen:[611] Man orientierte sich an den modernen Metropolen, mit dem Ziel vor Augen, wie diese die Anforderungen der Stadtentwicklung auf technischem Weg zu bewältigen. Im Zuge des Verwaltungsausbaus waren mehrheitlich gut ausgebildete Fachleute am Werk, die den überregionalen Wissensaustausch suchten. Die Stadterweiterungspläne aus der zweiten Jahrhunderthälfte gleichen sich daher in ihren Grundzügen. Ein rechtwinkliges Wegsystem garantierte eine optimale Ausnutzung der Strassenquartiere in Blockrandbebauung, aufgelockert durch Diagonalachsen und geschmückte Kreuzungsplätze, versehen mit Wasserzu- und -ableitungen, Gas und allenfalls Elektrizität. Eine «grüne Wiese» war das städtische Vorgelände freilich nicht; bestehende Wege und Besitzverhältnisse waren zu respektieren. Zwar setzte sich das rechtliche Instrument einer Eigentumsbeschränkung zum Gemeinwohl («Expropriation») durch, war aufgrund der zu zahlenden Entschädigungen jedoch kostspielig und wurde entsprechend zurückhaltend eingesetzt.

Neben die Frage, wie sich die Erweiterungsgebiete zur umgebenden Landschaft stellten, tritt die nach dem Verhältnis zur bestehenden, oftmals entfestigten Innenstadt. André Corboz hat in bestimmten Fällen eine «Wiedergründung» konstatiert, in deren Bereich sowohl öffentliche Bauten als auch die neuen Zentren von Banken und Handel angesiedelt wurden.[612] Beispiele sind die Quaianlagen Genfs (Quai des Bergues, Grand Quai/Quai du Général-Guisan) und das Zürcher Bahnhofsviertel, aber auch kleinere Orte wie Biel, neben dessen mittelalterlich geprägter Innenstadt seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts das Neuquartier und das Neumarktquartier in der Schwemmebene der Schüss entstanden, in der sich seitdem neben dem Geschäftszentrum und dem Bahnhof alle wichtigen öffentlichen und kulturellen Institutionen befinden.[613] In Basel sind ähnliche Ansätze zu beobachten, doch blieb das politische und wirtschaftliche Zentrum letztlich in der Innenstadt, die deshalb unter besonderen Veränderungsdruck geriet.

Als mit dem Stadterweiterungsgesetz von 1859 die Stadtmauer fiel, bedeutete dies den Beginn einer Ausweitung des Siedlungsgebiets in nicht gekannten Dimensionen. Dieser «Entfesselung» vorangegangen war freilich das Erlebnis einer bedeutenden Reduktion des Kantonsgebiets durch die Kantonstrennung im Jahr 1833. Der Halbkanton Basel(-Stadt) war nicht viel grösser als der mittelalterliche Stadtbann. Die Fläche der Stadtgemeinde betrug 24,02 km² (die Fläche der Innenstadt ca. 1,45 km²), die der drei Landgemeinden Riehen, Bettingen und Kleinhüningen

Abb. 148 Karte des Kantons Basel-Stadt, von «Unter-Bauinspector» Friedrich Baader, 1838. Um die Bahnhöfe und die Gleisanlagen ergänzt und als Lithografie herausgegeben 1857. (UB Basel Kartenslg. Schw Cl 97.)


Neudorf
HÜNINGEN
St. Louis
Weil
Dillingen
Kl. Hüningen
Frankreich
Rhein-Strom
Birsfeld
Birsfelden
BASEL
Basel-Landschaft
Bettingen
Bottmingen
Münchenstein
Muttenz
Süd.

148

ABB. 149, 150 **Die bauliche Entwicklung zwischen 1852 (schwarze) und 1872 (rote Gebäude) hielt Coelestin Stadelmann in mehreren Übersichtsplänen fest. Noch 1872 war die Stadtmauer zwischen dem St. Johannstor und dem Petersplatz vorhanden (gelb eingezeichnet). An die Stelle des Elsässerbahnhofs trat die kreuzförmig angelegte Strafanstalt («Schällemätteli»). Die Gasfabrik am Rheinufer wurde durch ein eigenes Nebengleis bedient. Rheinaufwärts ist die wenige Monate später realisierte Verbindungsbahn zwischen Badischem Bahnhof und Centralbahnhof, mit der Eisenbahnbrücke, vorgezeichnet. (GVA Basel-Stadt.)**

(Letztere 1893 in die Stadt eingemeindet) 13,04 km². Das Gelände war weitgehend parzelliert, wie der Übersichtsplan von JOHANN HEINRICH HOFER aus den Jahren 1818–1822 zeigt.[614] Es umfasste hauptsächlich Felder, Reben und Wiesen. Die Bebauung war spärlich, auch weil das Glacis in einer Breite von 200 Fuss (61 m) vor den Mauern freigehalten werden musste und somit der direkte Anschluss an die Bebauung der Innenstadt unmöglich war. Folglich ergab sich durch die Kantonstrennung eine weitere Verdichtung der Wohnsituation innerhalb des Mauerrings, die an der Vielzahl von Aufstockungen noch heute ablesbar ist – bis diese mit dem Hochbaugesetz von 1864 praktisch untersagt wurden.[615] Auch verlagerten sich Produktionszweige wie die Seidenweberei, die bislang in Heimarbeit in der Landschaft geleistet wurde, in die Stadt. Auf dem Münsterhügel wurden für die Firmen Hans Franz Sarasin (Martinsgasse 6–14 VII 300), Gebrüder Bischoff (Stapfelberg 7–9 VII 314), De Bary (Augustinergasse 1–5 VII 257), Peter Bischoff (Rheinsprung 19–21 VII 344) grosse Fabrikgebäude errichtet, um nur einige Beispiele zu nennen.[616] Zwar war in nahen Städten wie Frankfurt am Main (ab 1804)[617], Bern (ab 1807)[618], Zürich (ab 1833)[619], Luzern (ab 1833)[620], Winterthur (nach Anfängen um 1800 ab 1835)[621], Genf (ab 1849), Konstanz (1. Drittel 19. Jh.)[622] zu beobachten, wie die Stadtmauern eingerissen wurden, doch hatte die Basler Mauer Bestand. Sie wurde während des Bürgerkriegs mit der Landschaft 1830–1833 noch ausgebessert und instand gesetzt sowie in der Krise des «Neuenburgerhandels» 1856–1857 – eines Konflikts zwischen der Eidgenossenschaft und Preussen um die staatliche Zugehörigkeit des Kantons Neuenburg, der in Krieg auszuarten drohte[623] – durch hinausgeschobene Schanzen auf Kleinbasler Seite ergänzt.[624]

Anschluss an die Eisenbahnnetze

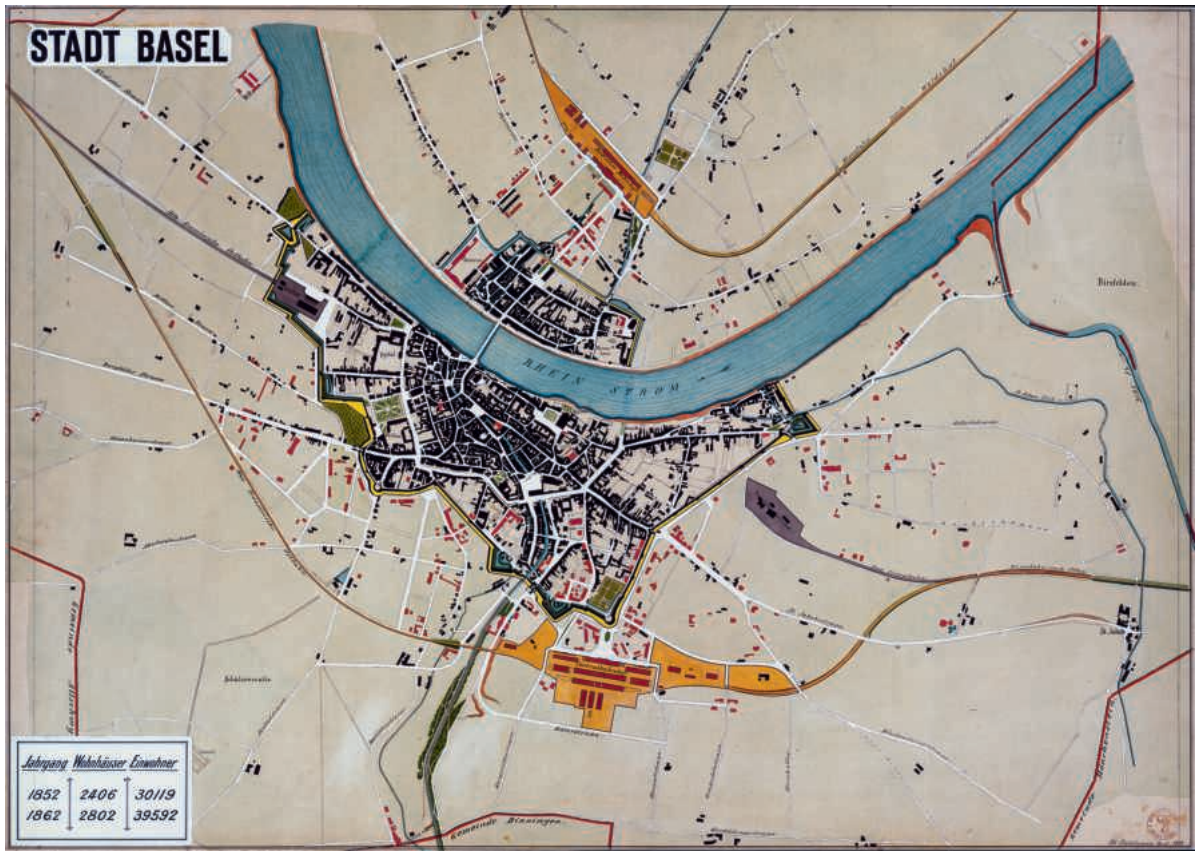
In seiner räumlichen Abgeschlossenheit öffnete sich Basel zunächst zögerlich den von aussen herangetragenen Impulsen zur Anbindung an die Eisenbahn. 1836 beauftragte die Zürcher Handelskammer den international bekannten Ingenieur ALOIS NEGRELLI mit einer Trasséestudie für eine Eisenbahnlinie vom Bodensee über Zürich nach Basel. Die 1838 gegründete Basel-Zürcher-Eisenbahngesellschaft musste sich 1841 jedoch erfolglos auflösen.[625]

Die Elsässerbahn

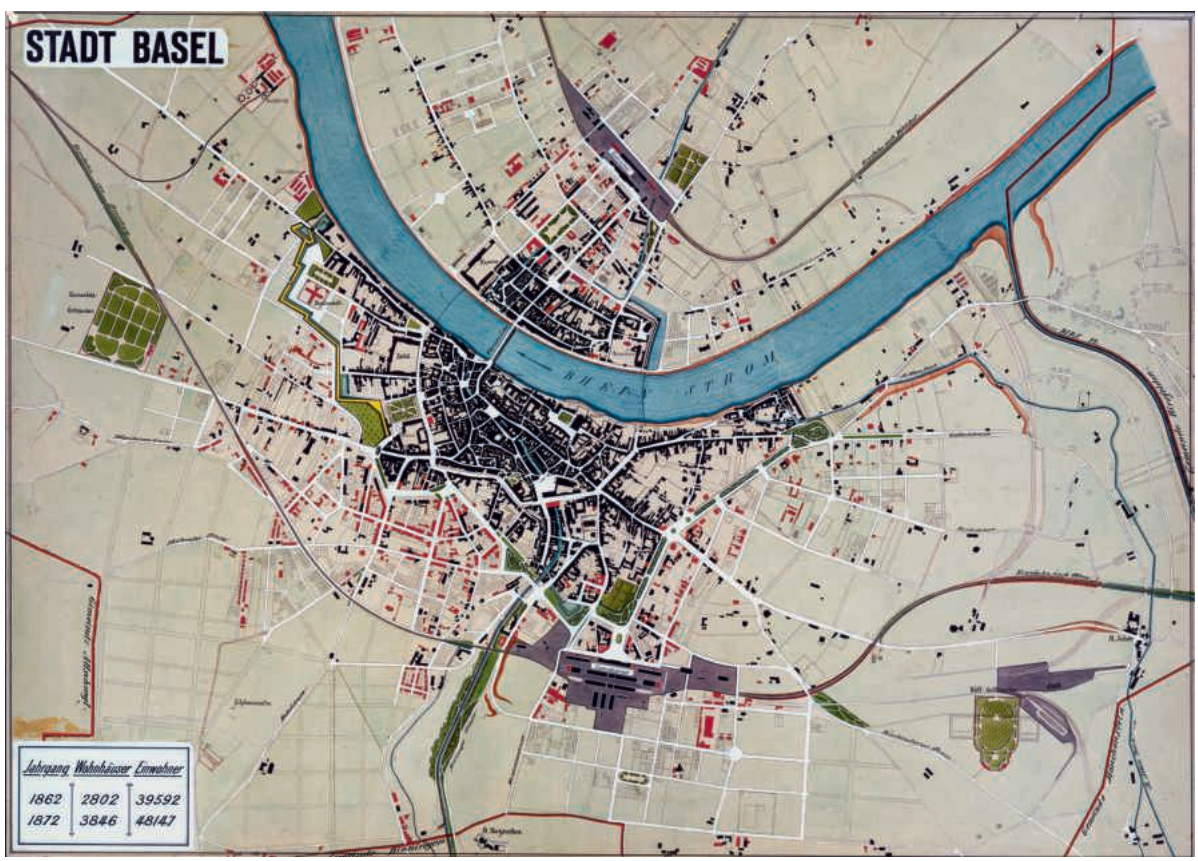
Im selben Jahr, 1841, wurde vom Grossen Rat an die Unternehmer STEHELIN und HUBER aus Bitschwiller eine Konzession zur Verlängerung der Eisenbahn von Strassburg über Saint-Louis bis nach Basel erteilt.[626] Zwar traten diese beiden Unternehmer später vom Projekt zurück, doch wurde ein ähnliches Vorhaben nach langen Verhandlungen mit der französischen Eisenbahn verwirklicht.[627] Auf die Stadtmauer wollte man nicht verzichten. Dies weniger aus militärischen als aus polizeilichen Erwägungen, weil die Ansiedlung von Gasthöfen und Arbeiterquartieren entlang der Strecke zu erwarten sei, deren Bewohner man im Notfall auch von der Stadt aussperren können wollte. Aus diesem Grund entstand die merkwürdige Konstruktion eines Bahnhofs auf dem ehemaligen Glacis, für den ein Teil der alten Befestigung zwischen dem St. Johannstor und dem Klingelberg abgebrochen wurde und der mit einer neuen, erweiterten Stadtmauer umgeben wurde. Die Züge mussten ein von MELCHIOR BERRI entworfenes Eisenbahntor passieren, das nachts, wie die anderen Stadttore auch, geschlossen wurde.[628] Der Bahnbetrieb wurde am 15. Juni 1844 aufgenommen, die Fertigstellung des Bahnhofgebäudes nach Entwürfen des französischen Ingenieurs PAUL-ROMAIN CHAPERON – nach Vorbild des Mülhauser Bahnhofs von JEAN-BAPTISTE SCHACRE – zog sich bis 1845 hin **ABB. 151, 152**.[629] Die aufwendige Baumassnahme erfüllte nur wenige Jahre ihren Zweck; mit der Eröffnung des Centralbahnhofs und der Verlegung des Trassées endete die Geschichte des Bahnhofs an dieser Stelle im Jahr 1860.[630]

Die Badische Bahn

Auf rechtsrheinischer Seite bemühte sich die 1838 von der Badischen Ständeversammlung ins Leben gerufene Eisenbahn-Bau-Direktion (ab 1872 Grossherzoglich Badische Staatseisenbahn), den Anschluss nach Basel und an den Hochrhein herzustellen. Mit dem Staatsvertrag von 1852 wurde der badischen Gesellschaft gestattet, schweizerisches Hoheitsgebiet zu durchqueren, und 1855 erreichte die Strecke von Mannheim schliesslich Basel. Die Verbindung zum Schweizer Netz wurde zuerst 1859 mit der Brücke zwischen Waldshut und Koblenz hergestellt, bevor 1873 in Basel die Verbindungsbahn zum Centralbahnhof geschaffen wurde.[631] Das Empfangsgebäude entstand 1859–1862 nach Entwürfen des badischen Baurats und WEINBRENNER-SCHÜLERS KARL JOSEPH BERCKMÜLLER, und zwar ca. 420 m von der Kleinbasler Stadtmauer entfernt seitlich der Riehenstrasse **ABB. 153**. Von FRIEDRICH WEINBRENNERS Klassizismus hatte der Bau jedoch wenig. Wie der Elsässerbahnhof erinnerte auch er eher an barocke Anlagen, beispielsweise an eingeschossige Orangerien mit grossen Arkadenöffnungen.[632] Die Fassade war zunächst auf kein städtisches Merkmal ausgerichtet; erst 1865–1869 sowie 1879 wurde die Drahtzugstrasse – quer durch die damalige Claramatte


STADT BASEL
RHEIN STROM
Jahrgang Wohnhäuser Einwohner
1852 2406 30119
1862 2802 39592

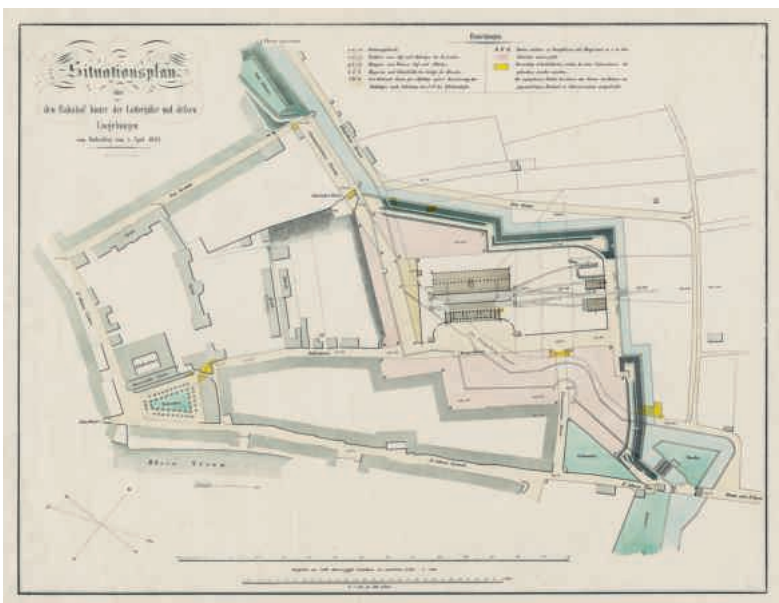
149


STADT BASEL
RHEIN STROM
Jahrgang Wohnhäuser Einwohner
1862 2802 39592
1872 3846 48147

150



151



152

ABB. 151 Ansicht des 1845 fertiggestellten Französischen Bahnhofs (oder Elsässerbahnhofs). Der breit gelagerte Bau mit einem durch Nebengebäude flankierten Vorhof wirkt weniger als Zugang zur Stadt als vielmehr wie ein barockes Schloss. Aquarell im Bericht über die «Komptabilität betreffend die Verlängerung der französischen Eisenbahn auf hiesigem Gebiete». (StABS Eisenbahn D 1, 2.)

ABB. 152 Situationsplan des Französischen Bahnhofs (oder Elsässerbahnhofs) und der veränderten Befestigungsanlagen. Das umzäunte Areal hat den Charakter eines locker bebauten Bau- oder Wirtschaftshofs. Beilage zum Ratschlag vom 3. April 1843. (StABS PLA A 2,2.)

axial auf den Bahnhof zielend – angelegt. Das Gebäude war bis 1913 in Betrieb, wurde danach als Lagerhalle genutzt und 1923 für den Mustermesse-Neubau (ehem. Messeplatz 1, Abbruch 2011) abgebrochen.

Die Schweizerische Centralbahn (SCB)

Mittlerweile waren die Pläne einer schweizerischen Verbindung aufgelebt. 1853 gründeten Johann Jakob Speiser, Achilles Bischoff und Karl Geigy in Basel die Aktiengesellschaft der Schweizerischen Centralbahn (SCB), deren vordringliches Ziel die Schaffung einer Strecke von Basel durch den Hauensteintunnel zum Eisenbahnkreuz Olten war.[633] Um den Standort des Empfangsgebäudes entspann sich eine Kontroverse. Als Provisorium wurde ein Kopfbahnhof auf freiem Feld vor der Stadtmauer zwischen Aeschen- und St. Albantor errichtet. Die Bahngesellschaft favorisierte einen Durchgangsbahnhof vor der Elisabethenschanze, mit einem Verbindungsgleis zum Elsässerbahnhof. Karl von Etzel, der Oberingenieur der SCB, schlug 1856 einen gemeinsamen Bahnhof von französischer, badischer und schweizerischer Bahn auf Kleinbasler Seite vor.[634] Dieser städtebaulich bestechenden Variante, die komplizierte Gleisführungen auf Grossbasler Seite erübrigt hätte, wurden jedoch militärische Erwägungen entgegengehalten, insbesondere in der Bedrohungslage während des «Neuenburgerhandels». 1857 entschied sich der Grosse Rat für den Standort vor der Elisabethenschanze.[635] Für das Empfangsgebäude und die Perronhallen zeichnete der SCB-Architekt Ludwig Maring in Zusammenarbeit mit dem Ingenieur Wilhelm Pressel verantwortlich. **ABB. 154**.[636]

Das mittlere Empfangsgebäude reflektierte die Aufgabe als «Tor» zur grossen Welt. Zwischen kräftige Risalite, in deren Attikazone Uhren eingelassen waren, spannte sich eine durch fünf Säulenarkaden geöffnete Vorhalle, an deren Rückwand grosse Tore mit Rosetten als Oberlichter in die Empfangshalle führten. Ein gemeinsames Kranzgesims fasste die Bauteile zusammen. Auf den Risaliten des Centralbahnhofs prangten grosse Figurengruppen, die Merkur und die Industrie darstellten (Bildhauer Rudolf Heinrich Meili, 1863); in den Arkadenzwickeln fanden sich Medaillons mit Porträts von Pierre-Simon Laplace, Isaac Newton, Alexander von Humboldt und Leonhard Euler, also Naturforscher und Mathematiker. Der Centralbahnhof nahm 1860 den Betrieb auf und war über ein Trassée im Bereich des späteren Spalen- und Steinenrings an die Strecke nach Frankreich angebunden, wodurch der Elsässerbahnhof von 1845 überflüssig wurde.

Aufgrund des zunehmenden Personen- und Warenumschlags empfahl der Wiener Oberbaurat Achilles Thommen 1874 die Trennung des Güterverkehrs vom Personenverkehr, auch deshalb, weil die Bahnanlagen die städtebauliche Entwicklung möglichst wenig beeinträchtigen sollten.[637] Der erste Güterbahnhof wurde 1876 neben dem Wolfgottesacker eröffnet, gefolgt von den Güterbahnhöfen im Quartier St. Johann (1901/02) und im Bereich des alten Badischen Bahnhofs (1905).

Entfestigung und Stadtplanung im politischen Liberalismus (1857–1875)

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stieg die Bevölkerungszahl Basels kontinuierlich. Lebten 1815 zum Datum der Volkszählung 123 Personen auf 1 ha innerhalb der Stadtmauern, waren es 1850 schon 192, wobei die Siedlungsdichte in Kleinbasel (265 Einwohner/ha) die von Grossbasel (178 Einwohner/ha) weit übertraf.[638] Im Jahrzehnt nach 1850 zeichnete sich ein noch stärkeres Wachstum ab. Mitverantwortlich waren die genannte Konzentration von Betrieben im Stadtgebiet nach der Kantonstrennung sowie die 1848 erteilte Niederlassungsfreiheit für Zuwanderer.

Die baulichen Zustände in der Kernstadt verschlechterten sich entsprechend, was in der Choleraepidemie 1855 fühlbar wurde. Der 1856 veröffentlichte Bericht des Cholera-Ausschusses benennt folgerichtig die Enge und schlechte Ausstattung der Wohnungen und den Wildwuchs an Ställen und Hintergebäuden als eine der Krankheitsursachen.[639] Überlegungen zur Entfestigung bewegten sich im Konflikt zwischen militärischen oder polizeilichen Gesichtspunkten einerseits und verkehrstechnischen Aspekten andererseits, wobei wirtschaftliche Argumente – bezogen auf Zolleinnahmen oder den freien Warenaustausch – auf beiden Seiten geltend gemacht werden konnten.[640]

Die Eisenbahn war um die Mitte des 19. Jahrhunderts die treibende Kraft der Stadtentwicklung und befand sich – da ihr Thema die schnelle und ungehinderte Verbindung verschiedener Regionen war – im Widerspruch zur ummauerten Stadt, auch wenn in Basel jenes Kuriosum des Elsässerbahnhofs auf dem neu eingefassten Glacis erfunden worden war. Schon der Gedanke an die Entfestigung bereitete allerdings Schwierigkeiten, denn der Halbkanton Basel-Landschaft meldete finanzielle Ansprüche an, sofern es zu einem Abbruch der Mauern und einem Verkauf der damit neu gewonnenen Grundstücke kommen sollte.[641] Mit der Anlage des Badischen Bahnhofs wurden das Clarabollwerk abgebrochen und die Greifengasse verlängert, der Riehenteich überbrückt und der Graben aufgefüllt.[642] Durch die Massnahmen wurde deutlich, dass die Stadtmauern fallen würden. In diesem Zusammenhang ist der 1857 datierte «Generalplan der Stadt Basel mit Erweiterung» von Ludwig Maring bedeutsam, der die städtebaulichen Möglichkeiten aufzeigte.[643]

Der Stadterweiterungsplan von Ludwig Maring 1857

Maring war gebürtiger Basler und hatte möglicherweise damals schon politische Ambitionen; von 1859 bis 1887 sass er als Freisinniger im Grossen Rat.[644] Sein Plan wurde nicht ausgeführt, doch enthält er im Sinne eines Masterplans Elemente, die erst wesentlich später verwirklicht wurden **Abb. 155**. Schwarz angelegt ist die bestehende Stadt, die mit wenigen



153



154

Abb. 153 Das Empfangsgebäude des alten Badischen Bahnhofs wies einen für Schweizer öffentliche Gebäude gänzlich unüblichen Uhr- und Glockenturm auf, wie ihn der badische Eisenbahnarchitekt Friedrich Eisenlohr in Karlsruhe oder Freiburg im Breisgau errichtet hatte. Heute ist ein Eisenlohr'scher Turm nur noch am Konstanzer Bahnhof (1863) zu sehen. Karl Moser übernahm das Motiv für den späteren Neubau des Badischen Bahnhofs an der Schwarzwaldallee. Foto (wohl) Varady, vor 1895. StABS AL 45, 1-64-1.

Abb. 154 Empfangsgebäude der Centralbahngesellschaft. Maring orientierte sich an klassizistischen Bauten Münchner Prägung, wie zum Beispiel bezüglich der Risalite an Leo von Klenzes Propyläen oder an der eingezogenen Arkadenhalle mit Rundbögen, die Klenze bei dem zum Postgebäude umgebauten Palais Toerring-Jettenbach am Max-Joseph-Platz verwirklichte. Der Münchner Centralbahnhof von 1847 besass zwar auch eine Arkadenvorhalle, verwies jedoch mit dem dahinter aufragenden Hallengiebel eher auf frühchristliche Kirchenbasiliken bzw. Friedrich von Gärtners Ludwigskirche in München. Foto vor 1894. StABS AL 45, 2-56-1.



155

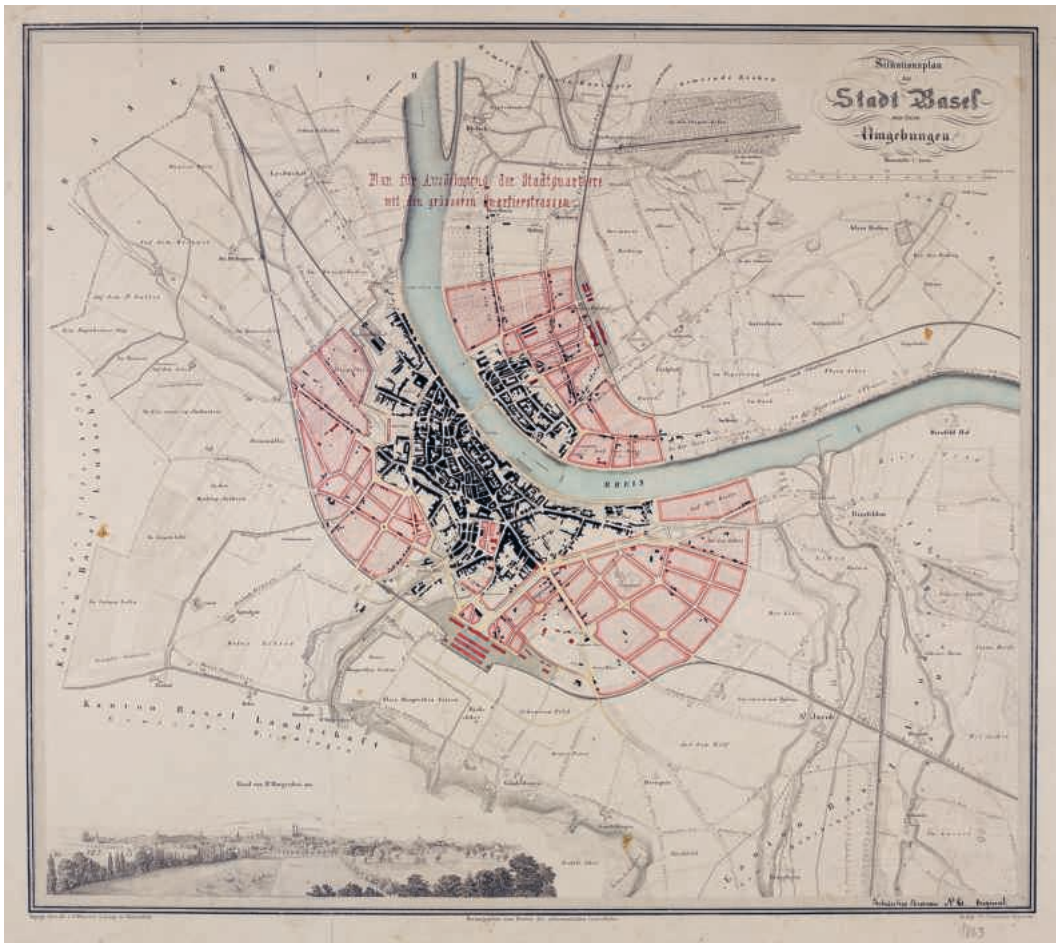
ABB. 155 **Ludwig Marings «Generalplan der Stadt Basel mit Erweiterung» von 1857 zeichnete die Entwicklung Basels ausserhalb der Stadtmauern vor. Das Muster der Quartiere mit durchgängiger Blockrandbebauung wurde zwar in dieser Form nicht verwirklicht, wichtig sind jedoch die grossen Verbindungen der Bahnhöfe über neue Strassenachsen und Rheinbrücken. (GVA Basel-Stadt.)**

Ausnahmen nicht angetastet werden sollte. Orange und grün gezeichnet sind neue Quartiere und Grünanlagen, deren Aufgabe es ist, den Zwischenraum zwischen der Stadt und den drei Bahnhöfen aufzufüllen und zu gestalten. Durch die Farbgebung wird suggeriert, dass zwei grundverschiedene Bereiche aufeinandertreffen. Die nur als Masse wahrgenommene Innenstadt mit verästeltem Wegsystem wurde nicht in die Planung einbezogen, vielmehr konzentrierte sich MARING auf die grossräumige und regelmässige, dem rechtwinkligen Strassensystem verpflichtete Erweiterung. Die auf Symmetrie angelegten, ornamental anmutenden Figurationen von Strassen und Plätzen bilden Cluster zwischen den bestehenden Ausfallstrassen, setzen sich jedoch über bestehende Parzellierungen souverän hinweg. Den Übergang zum Land stellte sich MARING in einem Ring von Parkanlagen mit Privatvillen oder, in Bahnhofsnähe, Fabriken vor. Deutliche Bezugspunkte der gesamten Stadterweiterung bilden die drei Bahnhöfe, die das Stadtgebiet umstehen und mit dem Trassée der Verbindungsbahnen an drei Seiten neue Grenzlinien um die Siedlung ziehen; drei neue Rheinbrücken und entsprechende Strassenachsen verbinden die Bahnstationen untereinander.

In MARINGS Konzept werden städtebaulich signifikante Positionen von öffentlichen Bauten besetzt, so zum Beispiel einer «Tonhalle» (Konzerthaus) am Petersplatz, einer im Grundriss dreieckigen Bastion nachempfundenen Strafanstalt in der Nähe des SCB-Bahnhofs, einem «Allgemeinen Wahlgebäude», das freistehend auf einem rechteckigen Platz südlich der St. Jakobs-Strasse inszeniert wird. Dadurch werden die Quartiere als neue Zentren des gesellschaftlichen Lebens aufgewertet, zugleich aber das dezentrale Prinzip der Stadtgestaltung beibehalten, das wahrscheinlich auf englische Vorbilder zurückzuführen ist.

Das Stadterweiterungsgesetz 1859 und der «HARTMANN-Plan»

Die besitzrechtlichen Voraussetzungen in Basel waren jedoch andere als in London, wo grosse zusammenhängende Komplexe im Eigentum von adligen «*landowners*» lagen, wohingegen in Basel seit dem Zehntenloskauf im städtischen Vorgelände eine kleinteilige Parzellierung vorherrschte, die eine andere Vorgehensweise erforderte. Politisch war die Epoche durch Vertreter des liberal-konservativen Justemilieu[645] dominiert; unter dem Architekten und Bürgermeister JOHANN JAKOB STEHLIN D. Ä. war der Seidenbandfabrikant und Ratsherr Carl Sarasin als Präsident der Baukommission die treibende Kraft des Baugeschehens. 1857 wurde als Leiter des neu geschaffenen «Technischen Bureaus» der bayerische Ingenieur FRIEDRICH WILHELM HARTMANN berufen, dessen Stadtentwurf die Grundlage des 1859 im Grossen Rat verabschiedeten «Gesetz[es] über Erweiterung der Stadt» bildete **ABB. 156**. HARTMANN zeichnete seinen Entwurf über einen um 1855 von der Centralbahngesellschaft erstellten Übersichtsplan, so dass ihm bestehende Wegführungen und

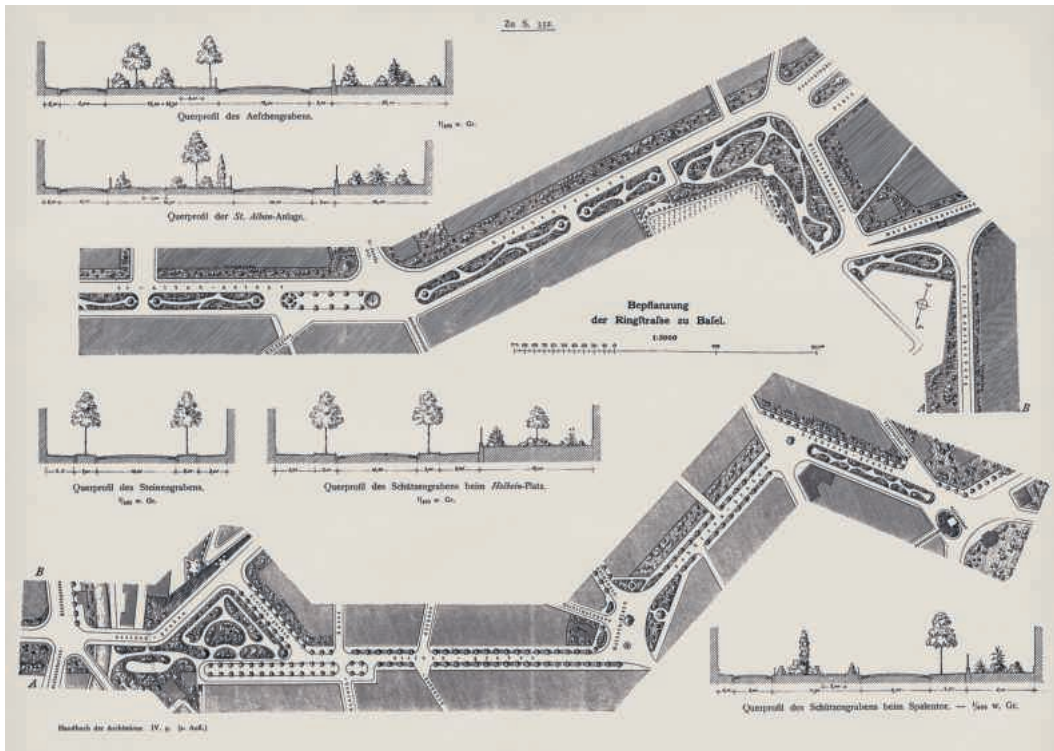


156

ABB. 156 **Friedrich Wilhelm Hartmann. Stadterweiterungsplan von 1859. Entstehen sollten das später so genannte Quartier Am Ring, Baufelder beidseits des St. Alban-Teichs («Auf der Breite» und «Auf dem Göllert») sowie ein grosses Quartier zwischen der St. Albananlage, der (später so genannten) Gellertstrasse und der St. Jakobs-Strasse, ferner zwischen Aeschengraben und Gartenstrasse. In Kleinbasel war der Bereich bis zum Badischen Bahnhof zur Bebauung vorgesehen, ausserdem Erweiterungen nach Norden und Osten. (StABS PLA H 3, 14.)**

Parzellierungen stets gegenwärtig waren. Das erweiterte, erst zu bebauende Stadtgebiet wird durch die Bahnlinien eingefasst, existierende Strassen und selbst gewundene Feldwege wurden weitgehend übernommen. Heinrich Reese resümierte rückblickend auf die Jahre nach 1850: «Was die Anlage der neuen Strassen betrifft, so ist zu bemerken, […], dass zunächst die schon längst bestehenden Strassen und Nebenwege in ihrer Hauptrichtung beibehalten und zumeist angemessen corrigirt wurden, während man den Raum zwischen diesen alten gegebenen Verkehrslinien so mit Strassen durchzog, dass die Bebauung möglichst vorteilhaft wurde.»[646] Ambitionen, die neuen Quartiere mit bedeutenden Gebäuden auszuzeichnen, sind nicht erkennbar: Insgesamt stellt Hartmanns Plan gegenüber Marings die wesentlich kleinere und für die Stadt kostengünstigere Lösung dar.

Das Gesetz von 1859 ging davon aus, dass erstens die Befestigung in einigen Abschnitten bestehen bliebe und dass zweitens durch die Bahnlinie eine neue Stadtgrenze formuliert werden sollte, entlang deren die Polizei auf «Rondenwegen» ihre Kontrollaufgabe wahrnehmen könne. Die vorgeschlagene Erweiterung füllte bei Weitem nicht das Kantonsgebiet aus, doch meinte man, hiermit für Jahrzehnte vorgesorgt zu haben. Als Grundsatz wurde betont, dass im Interesse von «Salubrität» und Sicherheit in private Verfügungsrechte eingegriffen werden müsse und dass Eigentümer der Liegenschaften, die durch den Ausbau der Strassen Vorteile erlangten, diesen finanziell mittragen müssten. Bis zur Pflästerung der Strassen hätten die Anwohner diese auf eigene Kosten in fahrbarem Zustand zu erhalten. Die Strassenbreite sollte entsprechend den Verkehrsverhältnissen zwischen 18 und 90 Fuss liegen, der Gebäudeabstand mindestens 40 Fuss betragen. Die Planungen blieben im Einzelnen recht vage: Zwar waren die Strassenlinien in Hartmanns Plan vorgezeichnet, wirklich beschlossen wurden sie jedoch erst bei der Erstellung der Bauten. «Spekulation» – damals noch kein negativ besetzter Begriff – durch Investoren oder Baugesellschaften war in kontrolliertem Rahmen erwünscht.[647] Der Pariser Präfekt Georges-Eugène Haussmann hatte das System der Defizitfinanzierung des Stadtumbaus vervollkommnet und setzte auf die an die bürgerlichen Bauherren adressierte Formel *«enrichissez-vous»*, was letztlich –



157

ABB. 157 Karl Effners Planungen für Basler Boulevards fanden Eingang in Joseph Stübbens Handbuch des Städtebaus, das seit seinem Erscheinen 1890 als Kompendium der Stadtplanung in ganz Westeuropa diente. Aus: STÜBBEN 1890, zu S. 552.

ABB. 158 Plan zur Umgestaltung des St. Albantors, Aquarell von Louis Calamé, 1870. Der hohe Turmhelm, der weder für eine Befestigungsanlage sinnvoll noch bautypologisch vertretbar ist, erfüllte den Zweck, das einstige Stadttor zu einem aus der Ferne sichtbaren Wahrzeichen der Stadt zu machen. 1975 war man diesen Veränderungen abhold und versah den Torturm wieder mit einer Türmerstube statt des Zinnenkranzes, einem flachen Pyramidendach sowie einer Pechnase anstelle des Balkons. (StABS PLA D 3, 140.)

ABB. 159 Eulerstrasse 19–25. Aus rationellen, aber auch aus ästhetischen Erwägungen ergab sich die typische Bebauungsstruktur von Gruppen aus vier bis zehn Häusern nach dem gleichen Fassadenschema und symmetrischer Grundrissanordnung. Reihenhäuser gab es schon im Mittelalter, der ästhetische Reiz der linearen Reihung gleich grosser und gleichartiger Elemente ist hingegen ein barockes Phänomen, das auch im Klassizismus noch wirksam war. Im Prinzip vergleichbar sind die Entwürfe für die um 1838 korrigierte Eisengasse oder die Kaufhausgasse in der Innenstadt. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

Wachstum vorausgesetzt – den Staatsfinanzen zugutekommen sollte.[648] Im Grundsatz glich das Basler Vorgehen diesem Prinzip.

Der Grüngürtel um die innere Stadt

Der «Schanzenstreit» mit dem Kanton Basel-Landschaft wirkte sich dahingehend aus, dass anstelle der Befestigungen kein wertvolles Bauland geschaffen wurde. Stattdessen bat man den Münchner Hofgärtner KARL EFFNER um Vorschläge für die Schaffung von Promenaden und Grünanlagen.[649] EFFNER hatte einen Teil seiner Ausbildung in Berlin bei PETER JOSEPH LENNÉ absolviert und kannte dessen Pläne für Berlin und München sowie den Grüngürtel um die entfestigte Stadt Wien.[650] Die Planung eines vom Centralbahnhof ausgehenden Boulevards – Aeschengraben und St. Albananlage – geht schon auf LUDWIG MARING zurück. EFFNER schätzte diese Anlage und stattete den mittleren Grünstreifen nach Wiener Vorbild mit gewundenen Wegen und einzelnen, an die Enden der «Inseln» gesetzten Bäumen aus **ABB. 157**. Zusätzlich schuf er Grünstreifen vor den Häusern an der stadtauswärts gelegenen Strassenseite. Am Steinen- und Schützengraben waren beidseitig Alleebäume vorgesehen. Auf EFFNERS Rat wurde 1861 die Stelle eines Stadtgärtners geschaffen, deren erster Inhaber GEORG SCHUSTER aus München war.[651]

Als Endpunkte der Boulevards wurden die verbliebenen Stadttore in Szene gesetzt. Das Spalentor war in seinem Bestand nie gefährdet. Seitdem 1867 die anstossenden Mauerpartien abgetragen worden waren, stand das Tor als Einzelbauwerk isoliert in der Achse der Spalenvorstadt. Es wurde mit einem neuen Aufgang im Inneren versehen und der Dachhelm nach einem Blitzeinschlag wieder vollständig mit farbig glasierten Ziegeln, deren Zahl durch wiederholte Sturmschäden gemindert worden war, eingedeckt. In Erinnerung an die alte Grabensituation existierten «verkümmerte Gräben» an den Seitentürmen.[652] EFFNERS Entwürfe sahen hingegen den Abbruch des St. Albantors vor. Als dieser 1869 unmittelbar bevorstand, regte sich Widerstand in historisch interessierten Bevölkerungskreisen. Im Ergebnis wurde das Tor als Element einer Grünanlage mit einem von LOUIS CALAMÉ entworfenen Anbau und einem hinzugefügten hohen Turmhelm umgebaut **ABB. 158**.[653] Auch das St. Johannstor erhielt 1874 anstelle des flach geneigten Pyramidendachs ein Steildach mit bekrönendem Glockentürmchen und wurde baulich frei gestellt.[654]

Gesetzliche und organisatorische Grundlagen

Die administrativen Leitlinien der Stadtentwicklung wurden durch mehrere Massnahmen gefestigt. Zunächst wurde nach der Verfassungsrevision von 1858 das Bauwesen, für das bislang teils die Stadtgemeinde und teils der Kanton zuständig war, nahezu vollständig in die Zuständigkeit des Kantons überwiesen.[655] Dem Baukollegium des Kleinen Rats gehörte

ein Bauinspektor als oberster Baubeamter mit beratender Stimme an. Bis 1859 war dies Amadeus Merian, gefolgt von Louis Calamé. In Streitsachen sollte ausserhalb der Mauern das Gescheid[656] zuständig sein, im Unterschied zum Baugericht in der Innenstadt. 1860 wurde per Gesetz die Einführung des Grundbuchs vorgeschrieben, für das vorbereitend eine Neuvermessung des gesamten Kantonsgebiets erfolgte. 1862 erschien der aus den Vermessungen von Ludwig Löffel und Rudolf Falkner kombinierte Übersichtsplan der Stadt Basel als Lithografie.[657] Der amtliche Katasterplan Falkners entstand nach teilweiser Neuvermessung in den Jahren 1864–1872.[658] Die Eintragungen der Liegenschaften in das Grundbuch erfolgten bis 1875.[659]

Gleichzeitig wurde das erste Baugesetz erlassen, das hauptsächlich zwei Aspekten Rechnung trug: dem Wunsch nach Luft und Sonne sowie der baulichen Standfestigkeit und Feuersicherheit.[660] Die zulässige Gebäudehöhe wurde ins Verhältnis zur Strassenbreite gesetzt, zumindest die Strassenfassaden sollten in Stein gemauert und in Brandmauern keine (Fenster-)Öffnungen zugelassen werden. Ansonsten wurde den Bauherren grosse Freiheit eingeräumt.

Die ersten Aussenquartiere

Zwei 1883 von dem Zeichner Coelestin Stadelmann im Baudepartement erarbeitete Pläne zeigen die bauliche Entwicklung in den Jahrzehnten 1852–1862 und 1862–1872 (vgl. **Abb. 149, 150**). Das Strassennetz wurde weitgehend nach Hartmanns Vorschlag verwirklicht. Hinsichtlich der Bebauung ist der Bereich östlich der Altstadt deutlich von dem südwestlichen, später so genannten Quartier Am Ring[661] zu unterscheiden. Auf dem Gellert, entlang der schnurgeraden Ausfallstrasse in der Verlängerung der St. Alban-Vorstadt, entstanden auf grosszügigen Arealen freistehende Villen des begüterten Bürgertums. Diejenigen, die es sich leisten konnten, verliessen als Erste die kleinräumige Altstadt und frönten dem Rückzug ins Grüne, ohne vorderhand spekulative Absichten zu haben. Unter den Architekten dominierte der auch politisch gut vernetzte Johann Jakob Stehlin d. J., auf dessen Entwürfe ca. zwanzig Wohnhäuser und Villen in diesem Gebiet der Stadterweiterung zurückgehen. Stilistisch orientierten sich die freistehenden Bauten, nach Stehlins eigenem Bekenntnis,[662] zunächst am Klassizismus und zunehmend am französischen Barock. Dabei ist der Grundriss, der in der Gruppierung der Räume um ein zentrales Vestibül, mit nur untergeordneten Fluren, besteht, an Sommersitzen des 18. Jahrhunderts (z. B. am Haus zur Sandgrube, Riehenstrasse 154) geschult. Grössere Variationen der Raumanordnung und Asymmetrien treten erst in Bauten der 1870er-Jahre auf.



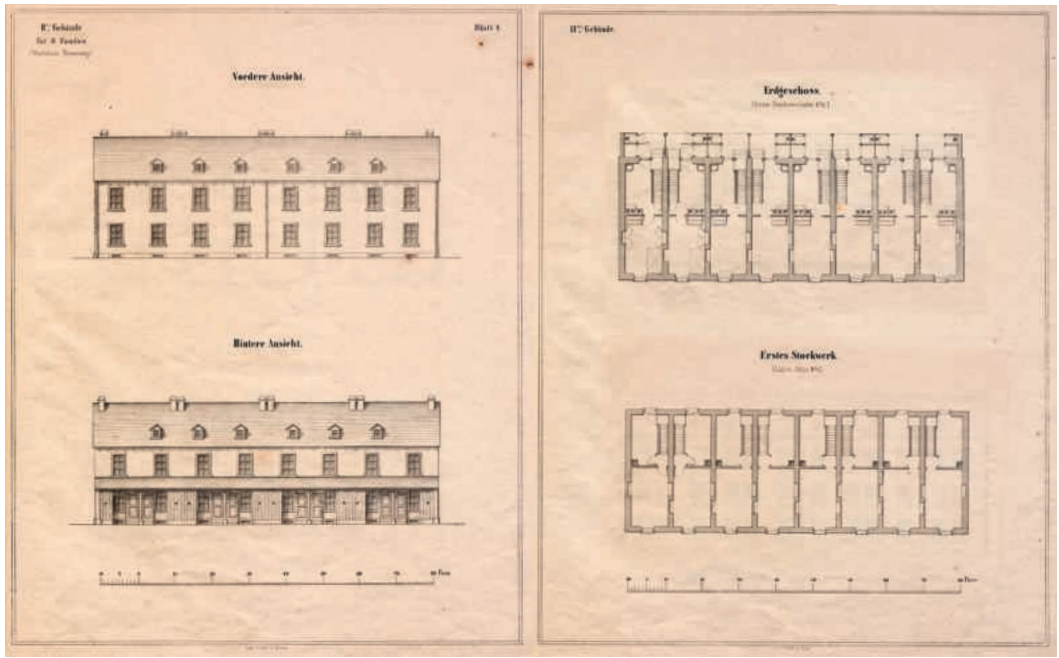
158



159

Südwestlich der Innenstadt ist eine konzentrische Entwicklung der Bebauung zu beobachten. Zunächst wurden die Bereiche unmittelbar vor den ehemaligen Mauern parzelliert und in geschlossener Blockrandbebauung ausgeführt. Es entstanden zumeist zweigeschossige neubarocke oder spätklassizistische Reihenhäuser, wie zum Beispiel in der Euler-, der Leimen- und der Holbeinstrasse **Abb. 159**. An mehreren Beispielen kann die Vorgehensweise beobachtet werden, wie ganze Häuserzeilen von einem Baumeister auf eigene Rechnung errichtet und anschliessend separat verkauft wurden: Eulerstrasse 15–31 von Rudolf Aichner, Eulerstrasse 2–22 von Zimmermeister J. A. Götte.[663] Camille Martin und

ABB. 160 Ansichten und Grundrisse eines zweigeschossigen Hauses mit acht Arbeiterwohnungen in der Breite. Aus der 1857 veröffentlichten Schrift «Bericht und Rechnung über die Arbeiter-Wohnungen in Basel an die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen». Diese ältesten Basler Arbeiterwohnhäuser wurden 1976 abgebrochen.



160

Hans Bernoulli würdigten diese Bauweise in ihrer Schrift über den Schweizer Städtebau 1929: «Ohne dass ein bestimmtes Planschema für die Strassenflucht oder eine innere Bauflucht für die rückwärtige Begrenzung bestand, führte allein die konsequente strassen- und blockweise Anwendung desselben Typs zu den ansprechenden Strassenbildern und den besonders wertvollen zusammenhängenden, gleichmässig umbauten Gartengevierten.»[664]

Arbeiterwohnungen und Entmischung der Funktionen

Ausserhalb des durch die Bahnlinien umgrenzten Rayons, wo die Bodenpreise geringer waren, entstanden mehrere Arbeitersiedlungen. Deren erste wurde 1854–1856 ausserhalb des St. Albantors, «in der Breite», unter dem Schirm der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) errichtet **ABB. 160**.[665] Es handelte sich um drei Häuserkomplexe für Mieter oder Käufer mit unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten. Die 1870 gegründete Baugesellschaft für Arbeiterwohnungen sowie der ab 1874 tätige Basler Bauverein schufen Wohnungen im Bachlettenquartier und schwerpunktmässig im nördlichen Kleinbasel am Bläsiring, an der Klybeckstrasse und der Amerbachstrasse. Hinzu kamen die Siedlungen, die von verschiedenen Firmen angelegt und entweder vermietet oder verkauft wurden. Anzumerken ist, dass nicht nur Arbeiterfamilien hier ihren Platz fanden, sondern auch Handwerker mit kleineren Betrieben. Insgesamt konnte Karl Bücher im Jahr 1889 263 Arbeiterhäuser mit 697 Wohnungen erfassen.[666]

Im Sinne einer fortschreitenden Funktionstrennung der Stadt wurden verschiedene raumgreifende Einrichtungen aus der Kernstadt in das Gebiet der Aussenquartiere verlagert. Nach dem 1864 beschlossenen Gesetz über das Sanitätswesen betraf dies in erster Linie chemische Betriebe, Seifen- und Kerzensiedereien sowie Betriebe mit bedeutenden Geruchsemissionen, die nicht mehr in eng bebauten Quartieren der Stadt geduldet wurden, um die «öffentliche Salubrität» nicht zu gefährden.[667] Hierbei sind auch der Schlachthof und das Gaswerk nördlich der St. Johanns-Vorstadt zu nennen. Als Konsequenz fühlten sich die Bewohner des äusseren St. Johannsquartiers «als die Aschenbrödel Basels», wie Heinrich Reese 1881 bemerkte.[668] 1882 beschloss der Grosse Rat zudem den Bau einer neuen psychiatrischen Anstalt im bislang noch unbebauten Gelände mit dem seltsamen Flurnamen «Milchsuppe».[669] 1886 eröffnete die Klinik Friedmatt den Betrieb in einem wegweisenden System von Pavillonbauten, die in Grünanlagen eingebettet waren – freilich bis 1954 von einer Mauer umschlossen (Wilhelm Klein-Strasse 27).[670]

Gleichfalls zogen die Gottesäcker aus der Innenstadt in die Aussenquartiere (siehe S. 241f.). Die Bestattung in den Kirchen wurde 1814 gänzlich verboten,[671] doch waren die Kirchhöfe schon seit langem überfüllt. 1815 wurde der Elisabethengottesacker für die Münstergemeinde neu angelegt (im Bereich der Elisabethenanlage und des De Wette-Schulhauses), 1825 der Spalengottesacker (im Bereich des Botanischen Gartens und der Universitätsbibliothek) und 1832 der Gottesacker vor dem Riehentor mit der nach Berris Entwürfen errichteten



161

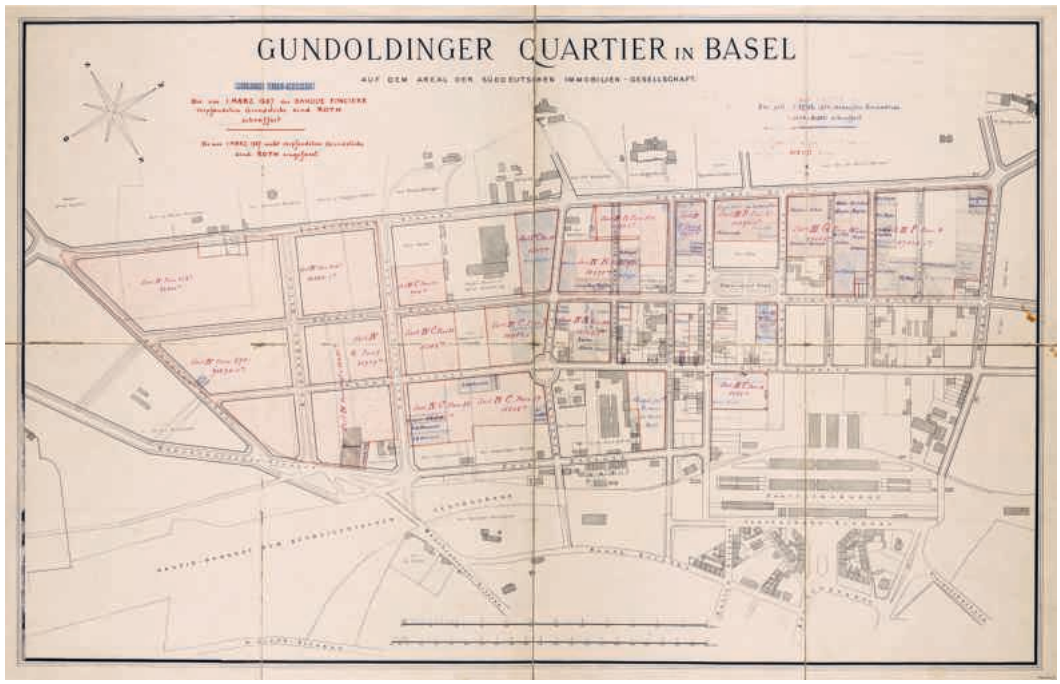
ABB. 161 Johannes Merian. Projekt zur Stadterweiterung, 1876. Ludwig Marings Idee der neuen Brücken lebte wieder auf: Die Johanniterbrücke wurde – nahezu an dem Ort, an dem sie wesentlich später auch gebaut wurde – projektiert, die «Harzgraben»-(Wettstein-) Brücke und zusätzlich eine «St. Albanthor-Brücke» in der Verlängerung der Peter Rot-Strasse über die Grenzacherstrasse hinaus. Schon 1873 war die Eisenbahnbrücke mit Fusssteg realisiert worden. (StABS PLA H 3, 40.)

Abdankungskapelle (Rosentalanlage). Der schon 1771 geschaffene Gottesacker in der St. Johanns-Vorstadt, auf einer dreieckigen Fläche gegenüber dem Areal der Johanniter,[672] wurde 1845 durch den äusseren Spitalgottesacker am Rheinufer ergänzt (seit 1992 St. Johanns-Park). 1868 und 1872 folgten die beiden grossen Gottesäcker am Kannenfeld und auf dem Wolf sowie 1889/90 der Horburggottesacker.[673] Nach seiner Eröffnung 1932 übernahm der Friedhof am Hörnli die Aufgaben aller anderen Gottesäcker mit Ausnahme des Wolfgottesackers.

Stadterweiterung und -umbau als technische und soziale Aufgabe (1875–ca. 1900)

1876 erschien das Buch über «Stadt-Erweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung» des am Karlsruher Polytechnikum lehrenden Reinhard Baumeister, in dem der Städtebau in grosser Deutlichkeit als soziale Aufgabe definiert wurde.[674] Das Buch lieferte erstmals eine durch statistische Daten abgesicherte Fundierung der Stadtplanung auf breiter Basis. Durch die richtige Anlage der Infrastruktur, die Gruppierung von Industrie-, Geschäfts- und Wohnbereichen sowie die sanfte Lenkung des Bauwesens habe die Gemeinde die Chance und die Verantwortung für ein sicheres, gesundes und friedliches Wachstum der Stadt. Der technisch versierte Stadtplaner näherte sich in diesem Konzept der Rolle eines Sozialingenieurs, der mit seinem rationalistischen Instrumentarium die Ordnung und die Funktionalität aller Lebensbereiche zu strukturieren und zu designen hatte.[675]

Das Buch traf in Basel in einer politischen Umbruchsituation ein. Mit der Verfassung von 1875 gewann der Freisinn die Mehrheit im Grossen Rat und im neuen siebenköpfigen Regierungsrat. Neuer Vorsteher des Baudepartements wurde der ehema-



162

ABB. 162 Situationsplan des neuen Gundeldingerquartiers mit Eintragung der bis 1887 verkauften Grundstücke. Die Bebauung ist noch mehr als spärlich; rechts unten ist der Centralbahnhof zu erkennen. Trotz des ebenen Terrains und der attraktiven Nähe zum Bahnhof und zu den Grünanlagen des Margarethenhügels litt die Entwicklung des Quartiers bis ins 20. Jahrhundert darunter, dass es durch die Bahnlinie von der Stadt abgeschnitten war. (StABS PLA B 1, 19.)

ABB. 163 Claragraben 50. Wettstein-Schulhaus, ursprünglich Knabensekundarschule. Heinrich Reese entwarf die 1880–1882 erbaute Schule als Florentiner Renaissancepalast mit kräftiger Rustika und ausladendem Kranzgesims. Die Aula im 2. Obergeschoss des Mitteltrakts ist durch Rundbogenfenster hervorgehoben. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 164 Gotthelfplatz 1. Die 1899–1902 erbaute Elementarschule nach Plänen von Viktor Flück, nach dessen Weggang nach Zürich von Theodor Hünerwadel vollendet, stand zunächst weitab von der Wohnbebauung und bildete den Kern eines neuen Wohnviertels im Bogen des zu dieser Zeit verlegten Eisenbahntrassées. Postkarte um 1902. Repro KDBS.

ABB. 165 De Wette-Strasse 7. 1901–1902 erbaute Obere Realschule nach Entwürfen von Fritz Stehlin und Emanuel La Roche. Trotz der Kritik an den teuren «Schulpalästen» erreichte auch das 1901–1903 errichtete Gebäude fürstliche Dimensionen und bildete städtebaulich einen Gegenpol zum Centralbahnhof. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

lige Katastergeometer Rudolf Falkner, neuer Hochbauinspektor (ab 1882 «Kantonsbaumeister») der aus Kiel stammende Architekt Heinrich Reese. Die Ära des Freisinns war durch einen gewaltigen Anstieg der öffentlichen Leistungen geprägt, was allerdings auch für industrialisiertere Kantone galt.[676] Der Staat übernahm viele Aufgaben, die zuvor von den Zünften, von Mäzenen oder privaten Vereinigungen wahrgenommen worden waren. Die grössten Summen wurden für das Schulwesen und den Ausbau der Infrastruktur investiert. Abgefedert wurde der Wandel freilich durch personelle Kontinuität: Carl Sarasin zum Beispiel wechselte von der Leitung des Baukollegiums an die Spitze des Sanitätsdepartements. Basel blieb grundsätzlich eine «Stadt der Bürger».[677]

Der «Merian-Plan» 1876

Die Infrastruktur hatte überragende Bedeutung in der Stadtplanung gewonnen. Dies zeigt sich auch daran, dass der für Tiefbau zuständige Kantonsingenieur Johannes Merian 1876 mit dem Entwurf zur Erweiterung der Aussenquartiere über die Bahnstrecke hinaus beauftragt wurde **ABB. 161**. Merian schrieb das rechtwinklige Strassensystem fort, dessen Kreuzungen durch einige Plätze bereichert wurden (Bundesplatz, Wielandplatz, Neuweilerplatz, Erasmusplatz, Sevogelplatz). Dennoch ist auch in seinem Plan keine neue Schwerpunktsetzung durch öffentliche Gebäude in den Aussenquartieren zu erkennen. Mehr noch: Der Stadtentwicklungsplan war vorerst nur ein leeres Linienkonstrukt, das erst durch Privatinitiative mit Bebauung gefüllt werden sollte.

Das Stadterweiterungsgesetz von 1859 und die zugehörige Verordnung schienen revisionsbedürftig. Die «Spekulanten» hatten nämlich in zu grossem Umfang die Freiheit ausgenutzt, auf ausgedehnten Arealen Häusergruppen zu errichten, die daraufhin mit eigenen Zufahrtsstrassen erschlossen werden mussten, welche die Stadt ab einem bestimmten Ausbaugrad in die öffentliche Verantwortung zu übernehmen hatte. Als Konsequenz wurde mit dem Gesetz vom 11. Juni 1877 vorgeschrieben, dass die Bauherren einen Bebauungsplan einzureichen hatten,[678] dessen Genehmigung sich danach richtete, wie er in das von Johannes Merian entworfene Raster passte. Die schon bestehenden Regelungen der Kostenbeteiligung, der Vorgartennutzung, der Kanalisation usw. wurden in einer Verordnung nochmals bekräftigt.[679] Dies führte freilich mittelfristig zu einer Verteuerung der Bebauung, so dass Investoren zu einer hohen Ausnutzung der Bauplätze genötigt waren, also zur Errichtung von mehrgeschossigen Mietshäusern.[680]

Das Gundeldingerquartier

Das weitaus grösste Erweiterungsareal befand sich an der Rückseite des Centralbahnhofs, auf dem ebenen Gelände bis zur Gundeldingerstrasse, das von der Süddeutschen Immobiliengesellschaft mit Sitz in Mainz erworben worden war. 1874 genehmigte der Kleine Rat den Bebauungsplan mit einem rechtwinkligen Strassensystem und verpflichtete damit die Gesellschaft zum Bau der Strassen **ABB. 162**. Die Veräusserung der Grundstücke ging jedoch schlep-

pend voran, die Immobiliengesellschaft wurde 1885 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Anteile zunehmend von Basler Geschäftsmännern und Investoren erworben wurden. Erst 1901 konnte sich diese Gesellschaft nach dem Verkauf der letzten Parzellen auflösen.[681]

Im Gundeldingerquartier wurden zumeist drei- und viergeschossige Mietshäuser in Blockrandlage mit neugotisch oder neubarock instrumentierten Fassaden errichtet, deren Mansarddächer zu Wohnungen mit entsprechend zahlreichen Gauben ausgebaut sind. Kennzeichnend ist das Zusammenspiel der Immobiliengesellschaft als Grundeigentümerin mit den Investoren oder «Baugeschäften» (Bauunternehmen), an die Areale veräussert wurden, sowie mit den von diesen verpflichteten Architekten, welche die Planung von bis zu zehn bis zwölf Reihenhäusern übernahmen. Ausgeführt wurden diese anschliessend durch das Unternehmen oder beauftragte Handwerksbetriebe. Grössere Bauflächen beanspruchten die «Actienbrauerei Basel-Strassburg» (1873, zwischen Dornacher- und Gundeldingerstrasse) und die benachbarte Maschinenfabrik Burckhardt (1893, später Sulzer-Burckhardt).

Schulhausbauten

Seitdem 1875 der Schulbesuch im Elementarbereich kostenfrei und mit dem Schulgesetz 1890 die achtjährige allgemeine Schulpflicht eingeführt worden war, bestand Bedarf an einer grösseren Anzahl neuer Schulhäuser. Innerhalb von dreissig Jahren wurden achtzehn neue Schulhäuser erbaut, davon acht Elementarschulen für die 6–10-jährigen Kinder.[682] Federführend waren jeweils die Kantonsbaumeister, Heinrich Reese (bis 1894), Viktor Flück (1895–1900) und Theodor Hünerwadel (1900–1928). Von Beginn an versuchte man, die Bauten zu normieren, wobei Überlegungen der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege einflossen. Ziel war die Optimierung der Lernbedingungen. Idealerweise sollten Schulhäuser in ruhiger Umgebung und von der bestehenden Bebauung mindestens 25 m entfernt stehen. Sie wären symmetrisch aufgebaut und streng in Bereiche für Knaben und Mädchen geschieden. Die Klassenzimmer sollten grosse Fenster nach Süden aufweisen und die Tafel an ihrer Westseite haben, so dass das Licht von links auf die Schulbänke falle.[683] Die symmetrisch gegliederten und breit gelagerten Gebäude glichen barocken Schlossanlagen. Die früheren Anlagen, wie die Wettsteinschule (Claragraben 50, 1880–1882) oder die Untere Realschule (Rittergasse 4 VII 190, 1885–1887, ursprünglich mit Flachdach), folgten stilistisch dem Spätklassizismus, während die zweite Generation, beginnend mit dem Gundeldinger Schulhaus kurz vor 1900, mit



163



164



165



166

ABB. 166 **Matthäuskirche, erbaut 1893–1895. Die Architektursprache ist, was die Behandlung der Wandflächen und Fenstergruppen sowie die Gestaltung des Turmbaus angeht, von frühgotischen Bauten wie der Kathedrale in Chartres inspiriert. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.**

hohen Steildächern, Buntsandsteinpartien und Putzflächen auf lokale Bauweise der Renaissancezeit anspielte und schliesslich zum Neobarock überging **ABB. 163–165**.

Städtebaulich waren die Schulhäuser entweder an einem Platz angeordnet (Gotthelf-, Rosental-, Bläsi-, Pestalozzi-, De Wette-Schule) oder in der Mitte eines Strassenabschnitts (Gundeldinger-, Sevogelschule), teilweise gruppiert (Clara-, Wettstein-, Thomas Platter-Schule am Claragraben, Pestalozzi- und St. Johanns-Schule im Quartier St. Johann) und bildeten neue Zentren der Quartiere.

Kirchenbauten

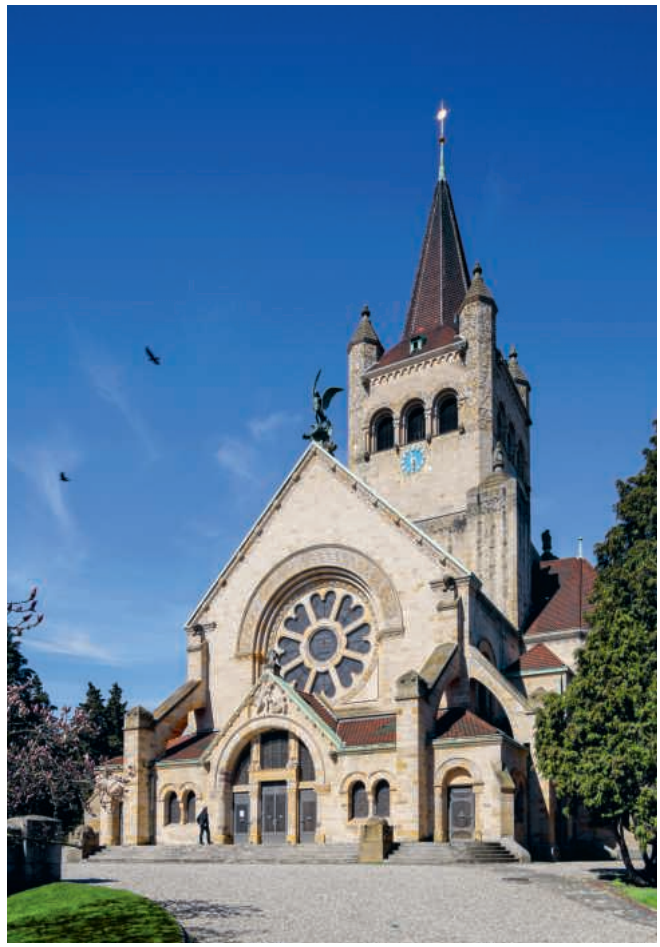
Ähnliche Funktion kam den neuen Kirchenbauten zu. Als ersten nachmittelalterlichen Kirchenbau hatte Christoph Merian auf eigene Rechnung die Elisabethenkirche errichten lassen. Das Patrozinium der für die Krankenpflege verehrten Elisabeth von Thüringen stammt vom abgebrochenen Vorgängerbau, der 1515 anstelle der Spitalkapelle errichtet worden war. Nach den Entwürfen des Zürcher Architekten Ferdinand Stadler führte Christoph Riggenbach den neugotischen Bau mit Fassaden in graugrünem Sandstein in den Jahren 1857–1862 aus. Vorbilder der mit Emporen versehenen Hallenkirche waren einerseits die Einturmfront und der durchbrochene Turmhelm des Münsters in Freiburg im Breisgau, andererseits Karl Friedrich Schinkels Friedrichswerdersche Kirche in Berlin (erbaut 1824–1831), die ihrerseits auf spätgotische englische Chapels verweist. Vergleichbar sind die Zweiteilung des Wandaufrisses mit den schmalen Fenstern, die schwachen, in Fialen endenden Strebepfeiler und die abschliessende Masswerkbrüstung, schliesslich im Inneren die Emporenanlage.[684] Auch auf die etwas spätere Mariahilfkirche in München-Au ist verwiesen worden.[685]

Nach der Französischen Revolution konnten sich Katholiken in Basel als Verein neu organisieren, waren bis 1866 jedoch faktisch vom Bürgerrecht ausgeschlossen.[686] 1858 wurde der Gemeinde die Clarakirche zur alleinigen Nutzung überwiesen, die anschliessend nach Plänen von Amadeus Merian umgebaut wurde.[687] Insbesondere durch Zuzüge aus dem Elsass und aus Südwestdeutschland wuchs die Zahl der Katholikinnen und Katholiken beträchtlich. Nach einer kleineren Kapelle am Holbeinplatz (erbaut 1867–1868, abgebrochen 1971) wurde 1883–1886 mit der neuromanischen Marienkirche (Holbeinstrasse 28–32, Architekt Paul Reber) ein erster grösserer Kirchenneubau ausgeführt, bezeichnenderweise, obwohl der Schweizer Kulturkampf der 1870er-Jahre abgeklungen war, ohne staatliche Unterstützung und auf einem Bauplatz in einem Wohnviertel, ohne städtebaulich hervorgehoben zu sein.[688]

Für die grossen reformierten Quartierskirchen, die Matthäuskirche in Kleinbasel und die Pauluskirche am Steinenring, wurden hingegen freie Platzanlagen gewählt (so in Kleinbasel) oder der Bau in einer prominenten Sichtachse an einer Strassengabelung errichtet (so die Pauluskirche). Die Matthäuskirche (Feldbergstrasse 81) wurde 1893–1895 nach Wettbewerbsentwürfen des Breslauer Architekten Felix Henry errichtet **ABB. 166**.[689] Der Grundriss zeigt eine kompakte Anlage, die den Vorstellungen des ab 1890 entwickelten «Wiesbadener Programms» entgegenkommt, dem zufolge protestantische Kirchen einen Einheitsraum mit Altar, Kanzel und Orgel in der Mittelachse erhalten sollten.[690] Die von Karl Moser



167



168

und Robert Curjel 1898–1901 erbaute Pauluskirche folgte noch ausgesprochener dem genannten Programm und konkret der neuromanischen Wiesbadener Ringkirche von Johannes Otzen, errichtet 1892–1894 **Abb. 168**.[691] Die neubarocke Josephskirche (Amerbachstrasse 1), 1901–1902 nach Plänen des im katholischen Kirchenbau versierten St. Galler Architekten August Hardegger, stellt demgegenüber einen längsorientierten Hallenraum dar, wie auch die Heiliggeistkirche im Gundeldingerquartier, die an der Kreuzung der Thiersteinerallee mit der Güterstrasse 1910–1912 erbaut wurde **Abb. 167**.

Citybildung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts

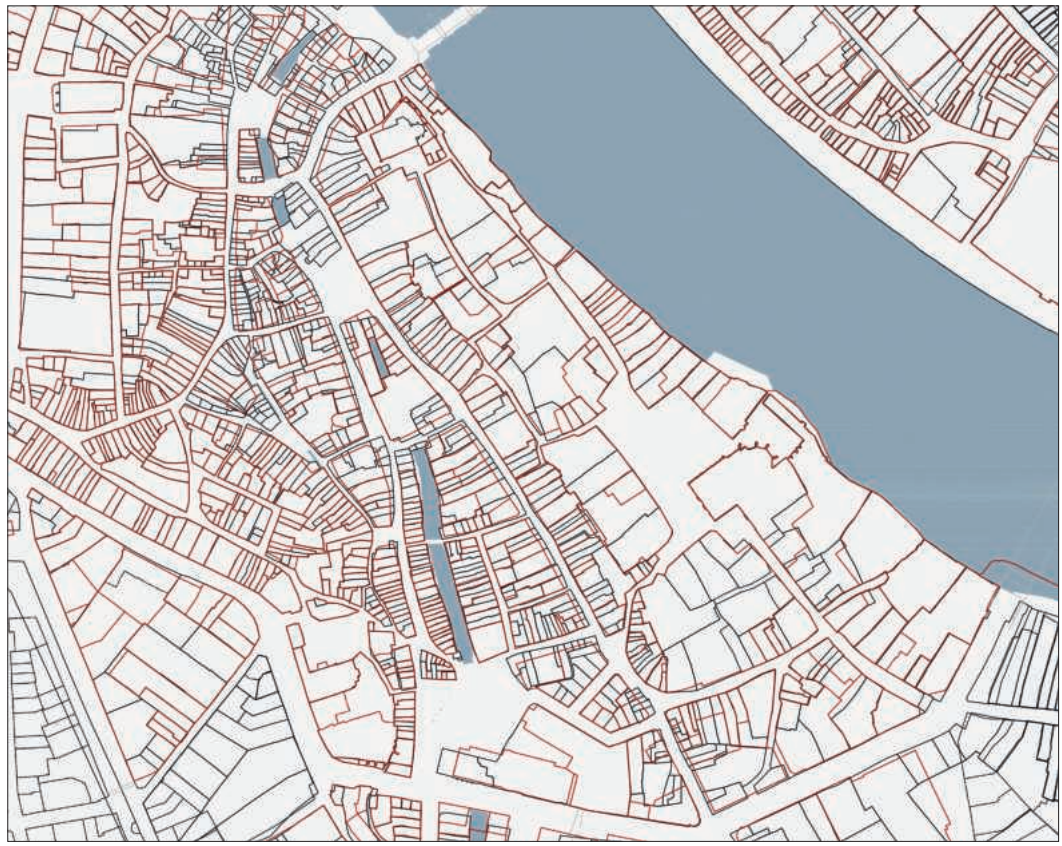
Mit einer gewissen Verzögerung wirkte sich die Entfestigung auf die Wohnsituation und die Bautätigkeit in der inneren Stadt aus. Sichtbare Verbesserungen betrafen jedoch zunächst weniger die hygienischen Verhältnisse – die Kanalisation der Grossbasler Innenstadt wurde erst in den 1890er-Jahren angelegt (siehe S. 274) – als die Strassenverbreiterungen und Geschäftshausneubauten in der Talstadt. Vor Augen stand die Entwicklung der City of London zu einem reinen Geschäftszentrum – eine Veränderung, die schon im 17. Jahrhundert begonnen hatte und im frühen 19. Jahrhundert mit Strassenerweiterungen und Neuschaffung von gut erschlossenen, attraktiven Bauplätzen fortgesetzt worden war.[692] 1872 forderte Ludwig Maring im Grossen Rat dazu auf, die innere Stadt im gleichen Mass wie die Aussenquartiere zu fördern. Da nach wie vor nur eine einzige Rheinbrücke existierte, nahmen die Gassen der inneren Stadt sämtlichen Verbindungsverkehr zwischen Gross- und Kleinbasel auf. Auf Grossbasler Seite wurden daher die beiden Längsachsen der Talstadt, die Gerbergasse VIII 406 und die Freie Strasse VII 400, in mehreren Etappen auf 10, 12 oder 15 m verbreitert und der Marktplatz VII 379 durch den Abbruch des Gevierts zwischen der Sporen- und der Sattelgasse auf mehr als die doppelte Grösse gebracht **Abb. 169**. Auf der Strecke zwischen der Rüdengasse und dem Barfüsserplatz wurde durch Eindeckung des Birsigs die Falknerstrasse VII 485 angelegt. Die Arbeiten begannen 1873 in der Gerbergasse, erreichten etwa von 1885 bis 1900 den grössten Umfang und waren bis 1910 weitgehend abgeschlossen. Die Häuserzahl verringerte sich in

Abb. 167 Heiliggeistkirche, erbaut 1910–1912. Die Pläne Gustav Dopplers wurden von dem ehemaligen Erzbischöflichen Baudirektor Max Meckel und seinem Sohn Carl Anton aus dem katholischen Freiburg im Breisgau überarbeitet. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

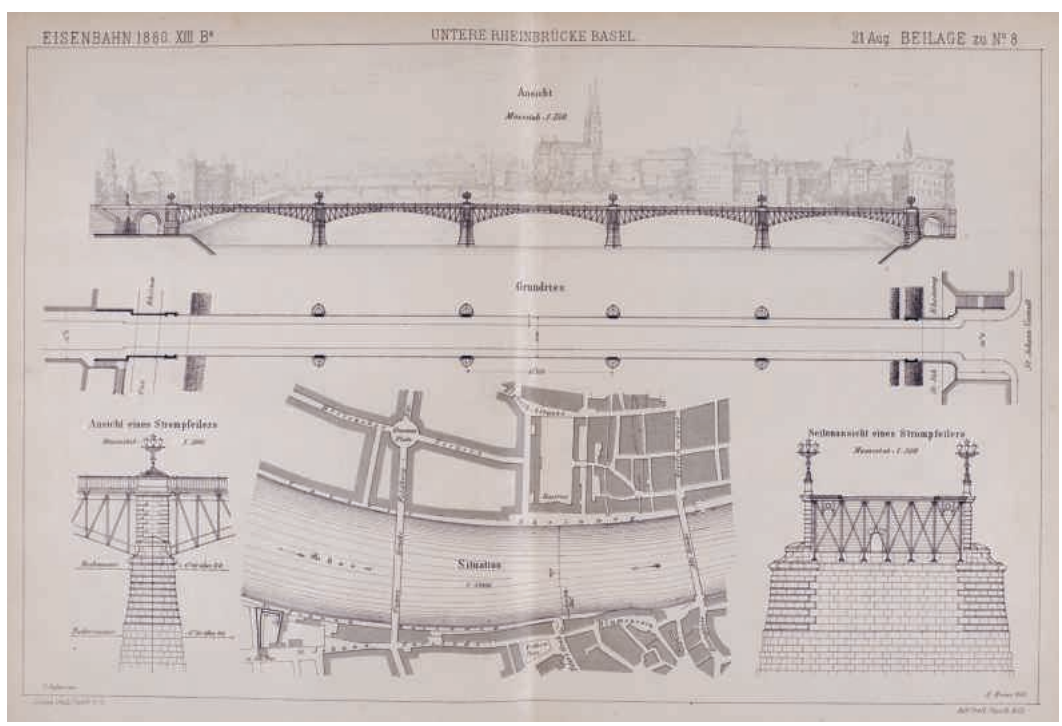
Abb. 168 Pauluskirche, erbaut 1898–1901. Wie die Wiesbadener Ringkirche ist die Pauluskirche eine Dreikonchenanlage, wobei Emporen in den seitlichen Konchen Sitzplätze für Gläubige bieten. Der mächtige Vierungsturm mit Ecktürmchen erinnert an ein Kölner Wahrzeichen, die Abteikirche Gross St. Martin. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

ABB. 169 Die Überblendung der Pläne der Talstadt (schwarze Linien: Parzellen des «Falkner-Plans», rot: aktueller Vermessungsplan) verdeutlicht den Umfang der Veränderungen in diesem Bereich. Die stärksten «Korrektionen» mit neuem Zuschnitt der Grundstücke sind in der Freien Strasse, der unteren Gerbergasse und beim Marktplatz zu bemerken. Erkennbar sind auch die Abbrüche für die «Talentlastungsstrasse» vom Fischmarkt bis zum Rümelinsplatz. Zeichnung Graham Heath, 2025.

ABB. 170 Die Johanniterbrücke wurde von denselben Entwerfern und derselben Baufirma verwirklicht wie die Wettsteinbrücke. Während Letztere 1936–1939 stark verbreitert wurde, blieb die Johanniterbrücke bis zu ihrem Abbruch 1964 unverändert. Aus: Die Eisenbahn 13, 1880, H. 8, nach S. 50.



169



170

diesem Perimeter von 236 auf 170,[693] was nicht nur auf Abbrüche wie am Marktplatz zurückzuführen ist, sondern auch auf die Zusammenfassung von zwei oder drei Altliegenschaften zum Bauplatz für ein neues Geschäftshaus. Die Zahl der bestehenden Häuser aus der Zeit vor 1850 betrug um 1910 nur noch fünfzig. Gleichwohl formierte sich keine vollständige Geschäftshaus-City. Die typische Aufteilung der Häuser bestand aus zwei Geschossen für den Laden (Erd- und Zwischengeschoss oder 1. Obergeschoss) sowie zumeist zwei Wohngeschossen darüber, gegebenenfalls auch Wohnungen in den Hintergebäuden. Da es sich um relativ grosse und modern ausgestattete Wohnungen handelte, sank die Bevölkerungsdichte in diesen Bereichen, während sie in den Randgebieten der inneren Stadt weiterhin hoch war oder noch anstieg.[694] Einzig im zentralen «Stadtquartier» Grossbasels (nach der von 1859 bis 1892 gültigen Einteilung der Quartiere)[695] ging die Bevölkerungszahl zwischen 1870 und 1888 zurück, im «Spalen-» und «Steinen-Quartier» hingegen stieg sie um ca. 85 %.[696] Mit der 1874 erlangten vollständigen Handels- und Gewerbefreiheit etablierten sich grosse Einzelhandelsgeschäfte und kurz vor 1900 die ersten Warenhäuser am Marktplatz und in der Eisengasse (Brann, Marktplatz 2 VII 388, Loeb, ehem. Eisengasse, beide 1897).[697] Nach der Kaserne in Kleinbasel (erbaut 1860–1863 VI 249) dokumentierte mit der Post eine zweite eidgenössische Institution ihre Anwesenheit in Basel. In einer ersten Phase war 1852–1853 ein Gebäude an der Freien Strasse an der Stelle des mittelalterlichen Kaufhauses errichtet worden (Rüdengasse 2 VII 471). Der 1878–1880 ausgeführte Erweiterungsbau an der Rüden- und Gerbergasse, nach Fassadengestaltung des vom kantonalen Baudepartement eingeladenen Wiener Dombaumeisters Friedrich Schmidt, dokumentiert den Willen der Stadtherren, die Talstadt als historisches Zentrum und Ort der öffentlichen Bauwerke und der Dienstleistungen beizubehalten. Daran änderte auch das 1905–1907 neben dem Bahnhof SBB errichtete Postgebäude, nach Plänen des aus Zürich entsandten Architekten der Direktion der Eidgenössischen Bauten, Theodor Gohl, nichts.[698]

Die oftmals vagen Überlegungen zur Verbreiterung weiterer Strassen hatten den negativen Effekt, dass die Hauseigentümer in die Gebäude an diesen Gassen kaum noch investierten oder diese gar verfallen liessen. Unmittelbar neben dem Geschäftszentrum entstanden auf diese Weise Wohnviertel des sozialen Prekariats. Wer es sich leisten konnte, zog aus der Innenstadt in die Aussenquartiere.

Der Erweiterungsplan von Johannes Merian sah die Anlage von zusätzlichen Rheinbrücken vor, als deren erste 1872–1873 die Eisenbahnbrücke knapp unterhalb der Birsmündung verwirklicht wurde. Gleichzeitig wurde die Planung der von Maring 1857 vorgezeichneten Strassenbrücken in Angriff genommen. Mit der Wettsteinbrücke (1877–1879) wurde die Planung der zum Aeschenplatz durchgezogenen Dufourstrasse verbunden, die jedoch erst 1900 ausgeführt wurde **Abb. 171**. Sie hätte damals schon eine Verbindung zum Alleenring um die mittelalterliche Stadt hergestellt, so wie es auch die Johanniterbrücke (1879–1882) tat, die mittels eines Durchbruchs durch die Häuserzeilen der St. Johanns-Vorstadt in die Schanzenstrasse verlängert wurde **Abb. 170**. Eine vollständige Umfahrung der inneren Stadt wurde durch die Brücken jedoch weder auf Gross- noch auf Kleinbasler Seite geleistet, vielmehr dienten sie der Verteilung des Binnenverkehrs und der Entlastung der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Mittleren Brücke.

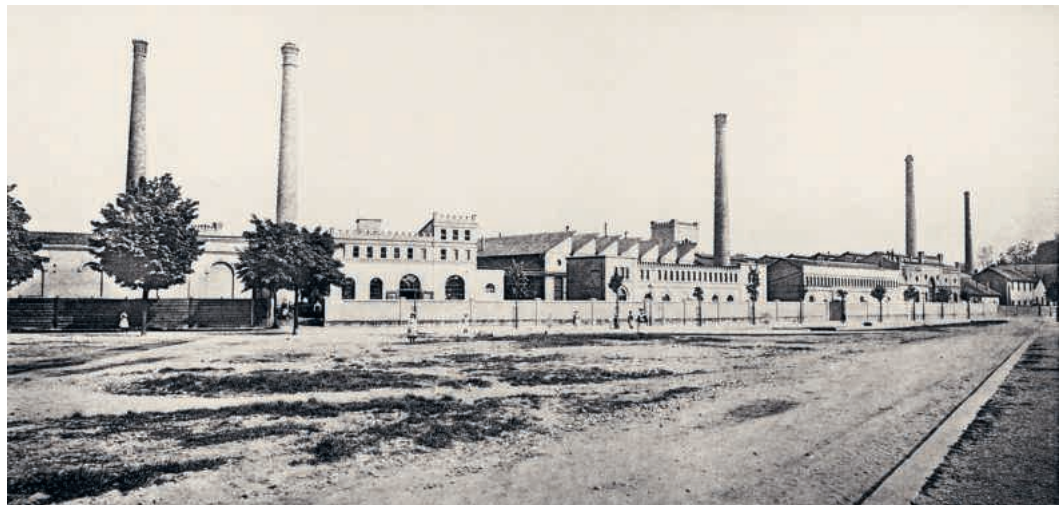


171

Abb. 171 Wettsteinbrücke, Postkarte 1899. Die Fahrbahn hat vom Harzgraben aus ein Gefälle von 2,6 %, weshalb das Bauwerk als «Schiefe Brücke» apostrophiert wurde. Entworfen wurde sie von den Ingenieuren W. Lanter aus Frankfurt am Main und B. Bilfinger aus Mannheim. Die Ausführung lag bei der Firma Philipp Holzmann & Co. aus Frankfurt. ETH Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_05365-001-AL.

Industrieareale

Die städtebaulichen Auswirkungen der Industrialisierung wurden besonders spürbar, als einerseits bestehende Einrichtungen aus der Innenstadt in die Aussenquartiere verlegt wurden, andererseits grosse Firmenareale in den spärlich bebauten Aussenbezirken entstanden. Aufgrund der besseren Verkehrssituation konzentrierten diese sich im Norden des Stadtgebiets, wobei der Rhein und die Anbindung an die Eisenbahn in die Kohlereviere Frankreichs und Deutschlands ausschlaggebend waren. Der wirtschaftliche Wohlstand beruhte seit den Refugiantenströmen des 16. und 17. Jahrhunderts auf der Seidenverarbeitung, deren Betriebe auch um 1900 noch 10,8 % der Gesamtbevölkerung in Seidenbandwebereien, Seidenstoffwebereien, Schappespinnereien (Schappe wird aus den kurzen und mittel-



172

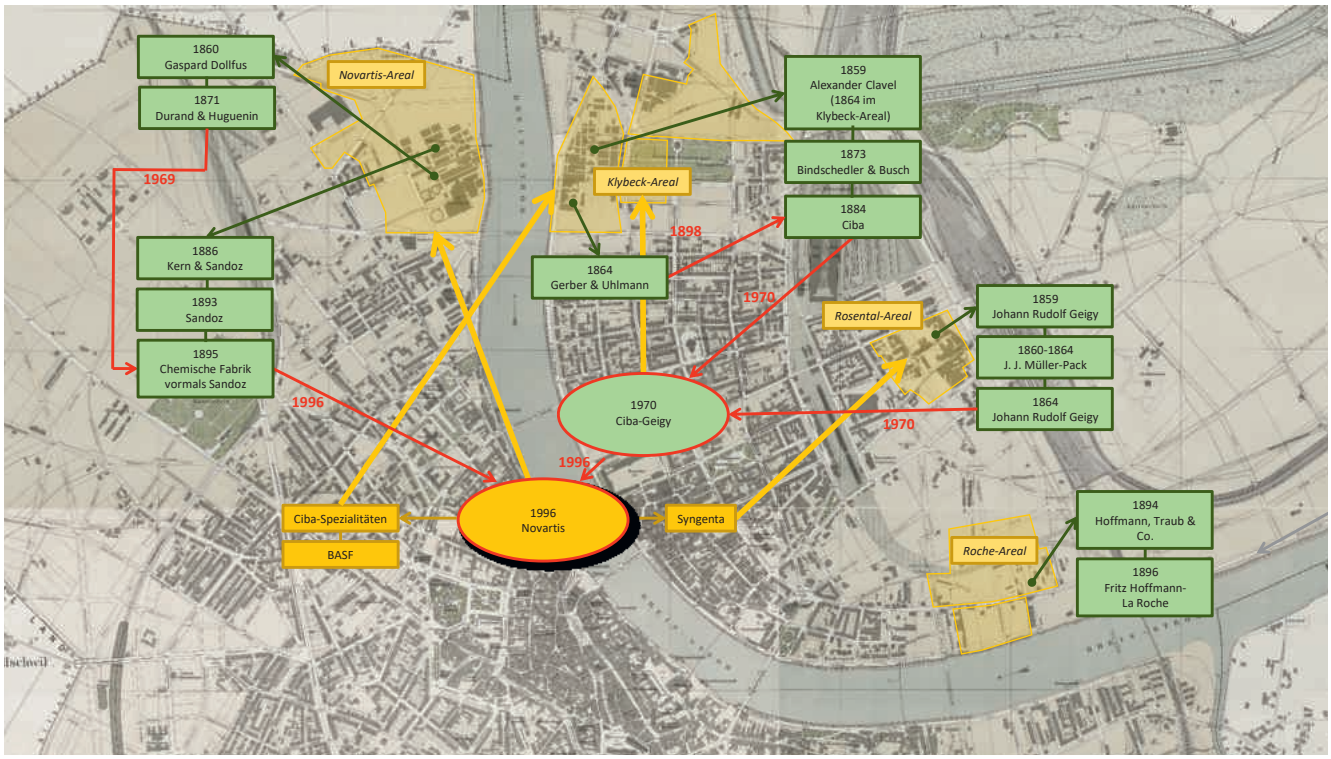
ABB. 172 Gebäude der Ciba am Rheinufer. Foto vor 1904. Aus: Technische Erinnerungsblätter aus Basel 1904.

langen Fasern des Seidenkokons hergestellt) und Seidenfärbereien beschäftigten.[699] Die mechanisierten Seidenbandfabriken befanden sich jedoch vorwiegend im benachbarten Ausland, während die zunehmend elektrifizierten Handstühle in Schweizer Haushalten standen. Die wenigen im Stadtgebiet erbauten Bandwebereien besassen langgestreckte mehrgeschossige Satteldachhäuser mit gleichförmigen Fensterreihen, zum Beispiel die 1980 abgebrochene Weberei Vischer & Cie. in der Klingentalstrasse 25 oder die Sarasin'sche Bandfabrik in der St. Alban-Vorstadt 93–95 IX.[700]

Am Rheinufer vor dem St. Johannstor wurde 1864–1870 der städtische Schlachthof erbaut und bis 1904 in mehreren Phasen erweitert. Er löste die alte «Schol» am Marktplatz ab. Die seit der Betriebseinstellung 1970 sukzessive abgebrochenen Hallengebäude mit rustizierten oder verputzten Fassaden sowie Staffelgiebeln an den Schmalseiten, die durch helle Bossenquader akzentuiert waren, wirkten trutzig und repräsentativ, mit einem eigenen architektonischen Ausdruck, der über die reine Zweckbestimmung hinausging. Überragt wurde die Anlage von einem Wasserturm mit Zinnenkranz und hohem Turmhelm, der ein Pendant zum St. Johannstor bildete.[701] Die private Grossschlächterei und Wurstfabrik Bell liess sich 1907 an der nördlichen Kantonsgrenze nieder. Ihr monumentales Kühl- und Lagerhaus von 1913, nach Entwürfen des Büros Suter & Burckhardt, weist mit den aneinandergefügten Baukuben und den Backsteinmauern mit Hochblendengliederung nach norddeutschem Vorbild Elemente der funktionalistischen Moderne auf. Der Heimatschutz rühmte die «kühle Würde» dieses neuen Wahrzeichens Basels, das aus dem «reinen Sachbedürfnis heraus mit künstlerischem Gefühl und in einfachsten Baustoffen, [...] so fremdartig und ‹unbodenständig›» geschaffen worden sei.[702]

Einen gewaltigen Aufschwung nahm die chemische Industrie, namentlich die Farbenherstellung, nachdem 1856 Henry William Perkin in London das Anilin aus Steinkohleteer extrahiert hatte und 1858 von François-Emmanuel Verguin in Lyon die industriemässige Produktion des Farbstoffs Fuchsin entwickelt worden war.[703] Schon 1859 wurden in den Fabriken von Alexander Clavel und Johann Rudolf Geigy die ersten Anilinfarben in Basel hergestellt, und 1860 errichtete Gaspard Dollfus eine chemische Fabrik neben dem von ihm gepachteten Gaswerk im Quartier St. Johann (1871 übernommen von den Elsässern Durand & Huguenin).[704] 1864 nahmen Jean und Armand Gerber mit ihrem Partner Wilhelm Uhlmann die Fuchsinproduktion nach einer eigenen Methode auf. Aus Clavels Firma ging 1884 die Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel (Ciba) hervor, die wenig später mit der Produktion von Pharmazeutika begann. Das Betriebsgelände befand sich im späteren Quartier Klybeck, zwischen dem Horburggottesacker und dem Rhein **ABB. 172**. In den folgenden Jahren schluckte Ciba mehrere Konkurrenzunternehmen (1898 Gerber & Uhlmann, 1908 die Basler Chemische Fabrik BCF in Kleinhüningen[705]) und fusionierte 1970 mit Geigy, dessen Firmengelände sich auf dem Rosentalareal gegenüber dem Badischen Bahnhof befand. Von Anbeginn im Feld der Pharmazeutika tätig war die Firma von Fritz Hoffmann an der Grenzacherstrasse, die nach einer ersten Gründung 1894 seit 1897 den Namen Fritz Hoffmann-La Roche bzw. nur «Roche» führt **ABB. 173**.

Die geräumigen Firmenareale befanden sich ursprünglich ausserhalb der städtischen Bebauung, bildeten aber abgeschlossene Einheiten und stellen noch heute «Städte in der Stadt» dar. Die Gebiete werden von einer Mauer umgrenzt, und die Tore werden bewacht. Obwohl die Fläche nach dem Gutdünken der Besitzer bebaut werden konnte und in



173

erster Linie nach dem Zusammenspiel von Arbeitsabläufen organisiert ist, folgt der Aufbau zu einem gewissen Grad städtebaulichen Prinzipien, so zum Beispiel dem Rasterschema, der Anlage einer Hauptstrasse und einem zentralen Platz. Die Direktions- oder Verwaltungshäuser befinden sich am Rand oder an einer Ecke des Geländes – etwa das Jugendstil-Bürogebäude der Roche, Grenzacherstrasse 184, 1904–1905 von Romang & Bernoulli (abgebrochen), oder das 1904 nach Plänen von Fritz Stehlin errichtete Verwaltungsgebäude der Ciba, Klybeckstrasse 141, wie auch die Villa des Schlachthofverwalters, Elsässerstrasse 4.[706] Die Hallengebäude wurden entweder durch aneinandergereihte Satteldächer oder Sheddächer belichtet, wodurch sich reihenhausartige Gassenfronten ergaben. Die an der Rheinfront angeordneten Ciba-Bauten zeichneten sich durch Rundbogenöffnungen und Zinnenkränze aus, die an die Kleinbasler Kaserne erinnern.

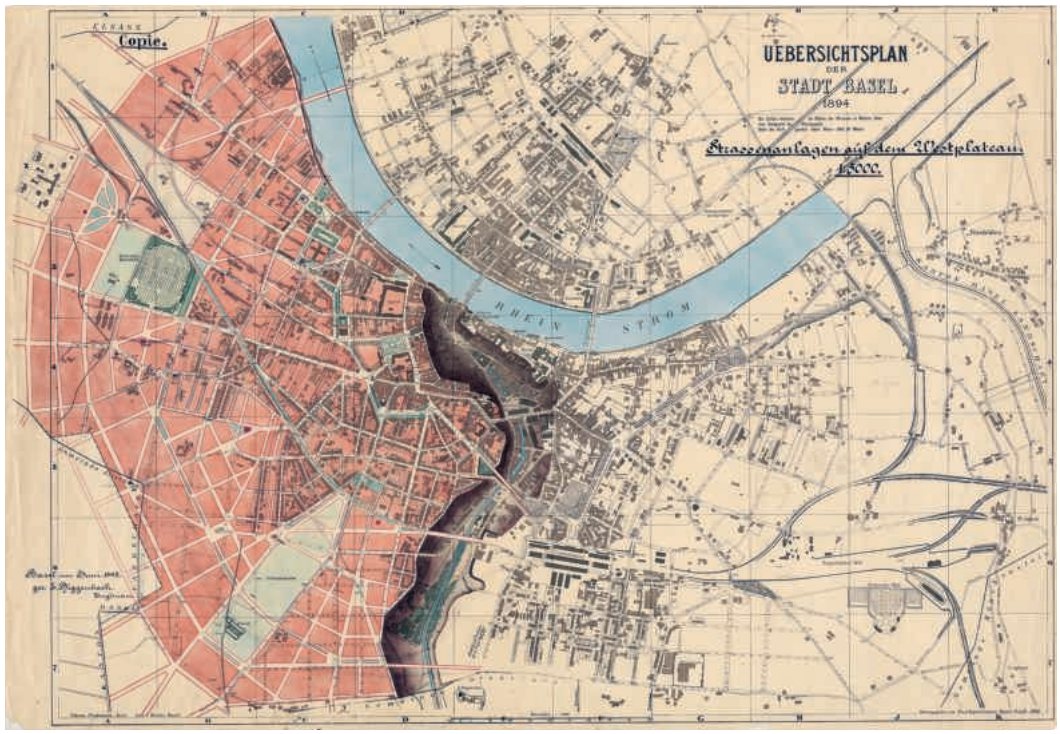
Stadtausbau bis zum Ersten Weltkrieg (1895–1918)

Während sich das Baugeschehen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts intensivierte und nachdem von dem Nationalökonomen Karl Bücher das in Teilen bestürzende Ergebnis der Wohnungsenquête von 1889 vorgelegt worden war,[707] beschloss der Grosse Rat 1895 ein neues Hochbaugesetz. In diesem behielt er sich vor, hinsichtlich der Bebauung der Grundstücke und der Dimension und Bauart der Fassaden von Neubauten spezielle Vorschriften zu erlassen. Hiermit sollte ein einheitlicher Ausbau der Quartiere gesichert werden.[708] Darüber hinaus wurde ein «Specialbureau für Erweiterung und Korrektion der Stadt» unter der Leitung des Ingenieurs Eduard Riggenbach ins Leben gerufen.[709] Riggenbach war nach Ausbildung und Berufserfahrung in Lausanne, Paris und Hamburg 1889 in seine Geburtsstadt zurückgekehrt und sass seit 1892 als Vertreter der Liberalen im Grossen Rat. Seit 1894 präsidierte er die grossrätliche Kommission zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, aus der die Stadtplankommission hervorging, deren Vorsitz er bis 1911 innehatte. Auch nachdem das «Specialbureau» 1901 aufgelöst worden war, blieb Riggenbach bis zu seinem Tod 1930 die bestimmende Gestalt der Stadtplanung und entwarf auf Honorarbasis Entwicklungspläne.[710]

Planungen für das Westplateau

Riggenbach beschäftigte sich zunächst mit Planungen für das Westplateau, sprich das gesamte Gebiet zwischen dem Rheinufer bei St. Johann und dem Birsigtal mit dem Zoologischen Garten. Sein Plan von 1895 zeigt den Brückenschlag vom Quartier St. Johann zum Kleinbasler Horburgquartier (die spätere Dreirosenbrücke), ansonsten ist das Gebiet durch konzentrische Ringstrassen und Radialverbindungen

ABB. 173 **Gründungen, Verflechtungen und räumliche Disposition der führenden Chemie- und Pharmafirmen, vereinfachte Darstellung auf dem Übersichtsplan von 1905. Nicht im Bild ist die Basler Chemische Fabrik am Neuhausweg in Kleinhüningen, die 1908 in der Ciba aufging. (Bearbeitung MM.)**



174

BB. 174 Eduard Riggenbach. Entwicklungsplan für das Westplateau, 1895. Mit seinem Entwurf überschrieb Riggenbach die Planung von Johannes Merian aus dem Jahr 1876 mit einem System von radialen und konzentrischen Strassen, das die Verlegung der Gleise zum Centralbahnhof antizipiert. In seiner symmetrischen, teilweise ornamentalen Anordnung der Achsen nähert sich der Plan demjenigen von Ludwig Maring aus dem Jahr 1857 an. (StABS PLA G 3, 131.)

ABB. 175 Der Plan für die Verlegung der Elsässerbahn (rot markiert) zeigt, dass der grosse südwestliche Bogen der Bahnlinie damals noch durch kaum bebautes Gebiet führte. Durch Tunnelbau und Absenkung der Gleise wurde eine weitere Ausdehnung der Stadt jedoch nicht behindert. Beilage zum Ratschlag von 1897. (StABS PLA F 4, 72.)

ABB. 176 Bahnhof SBB, erbaut 1907. Das Zentrum des Empfangsgebäudes bildet die Basis des zur Stadt hin offenen Centralbahnplatzes. Die neubarocke Instrumentierung mit gequaderten Ecken und Lisenen wirkt trutzig und zusammen mit den Ecktürmen burgartig. In gewissem Widerspruch steht dazu die Glaswand der grossen Halle, die durch die grüne Farbe und die leichte Sprossierung vegetabil – dem Jugendstil entsprechend – gestaltet ist. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

in Verlängerung der bestehenden Ausfallstrassen strukturiert **ABB. 174**. Grosses Gewicht ist auf den Ring von der Hegenheimerstrasse bis zum Zoo gelegt, der als Promenade mit mittlerem Grünstreifen ausgebildet werden sollte (Strassburgerallee, St. Galler- und Bernerring). Riggenbach setzte sich damit über das Schachbrett-Strassenmuster aus den Planungen der 1870er-Jahre hinweg. Hintergrund war der Vorschlag, die Gleise der Elsässerbahn ab dem Kannenfeldgottesacker zu verlegen, was seit den frühen 1890er-Jahren diskutiert und ab 1898 umgesetzt wurde **ABB. 175**.[711] Mit dieser Aktion wollte man das Stadtwachstum nicht behindern und zudem das Problem der Gleisübergänge lösen, da das Trassée teils versenkt, teils im Tunnel unter der Strassburgerallee verlaufen sollte.

In den zentrumsfernen Partien der Aussenquartiere wurden seit den 1890er-Jahren vermehrt Mehrfamilien-Mietshäuser errichtet, in denen jeweils bis zu acht und zwölf Haushaltungen untergebracht wurden. Den entsprechend gewachsenen Anforderungen an Bausubstanz und Hygiene versuchte das Baugesetz von 1895 Rechnung zu tragen. Gleichzeitig stieg dadurch der Bodenpreis, so dass der Bau von Ein- oder Zweifamilienhäusern, wie er noch bei der Planung von Arbeitersiedlungen möglich gewesen war, zahlenmässig zurückging bzw. nur noch für wohlhabende Gesellschaftsgruppen möglich war.[712] Durch die Verlegung der Bahn wurde das Areal zwischen dem Schützenmattpark und dem Zoologischen Garten als Wohnviertel aufgewertet. In den 1870er-Jahren war hier ein von der Baugesellschaft für Arbeiterwohnungen errichtetes Arbeiter- und Angestelltenquartier um die Birsig- und Bachlettenstrasse entstanden. Für dessen Erweiterung nutzte nun die Regierung die Möglichkeit der «speziellen Bauvorschriften». Es wurden nur bis zu dreigeschossige Häuser erlaubt, von denen höchstens drei aneinandergebaut sein durften. Lästige Gewerbebetriebe waren nicht zulässig.[713] Obwohl diese Vorschriften recht allgemein gehalten waren, entwickelte sich ein Viertel mit qualitätvollen und variationsreichen Wohnhäusern des Historismus und des Jugendstils. Die Pauluskirche gab dem Quartier seinen (inoffiziellen) Namen.[714]

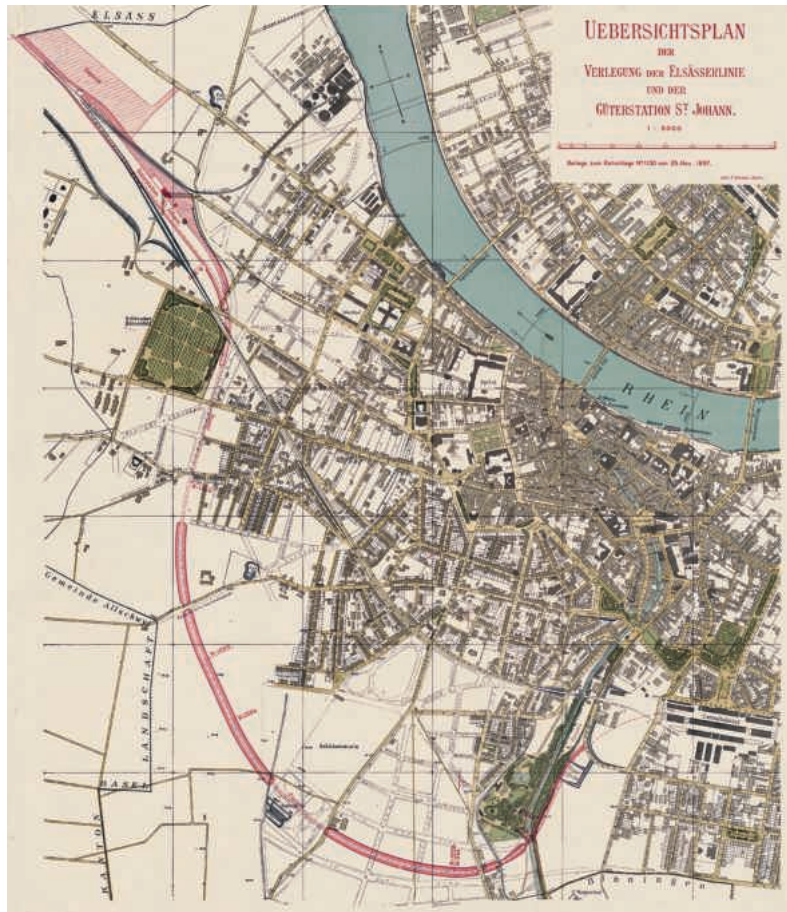
Neue Bahnhöfe und das Tram

Mit der Verlegung der Bahnlinie einher ging der Neubau des Centralbahnhofs, der nicht zuletzt durch die Niveauabsenkung der Gleise vorgezeichnet war. Die mittlerweile staatlichen Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) schrieben 1903 einen Wettbewerb für ein neues Bahnhofsgebäude aus. Gewünscht war eine charakteristische Bauform, bei der die grosse Empfangshalle deutlich erkennbar sein sollte – eigentlich ein Kopfbahnhöfen zugehörendes Motiv, wo der Querschnitt der Perronhalle gleich einem Kirchenschiff in Erscheinung tritt, wie zum Beispiel beim alten Münchner Bahnhof (1849), bei der Pariser Gare de l'Est (1847–1852) oder beim Zürcher Bahnhof von Jakob Friedrich Wanner, 1871.[715] Realisiert wurden schliesslich die ausserhalb des Wettbewerbs

eingereichten Pläne der Basler Architekten Emil Faesch und Emanuel La Roche, die einen wuchtigen Barockbau mit rustikaartiger Lisenengliederung vorsahen, dessen Publikumseingänge in die beiden mit Zwiebeldächern versehenen Ecktürme verlegt sind **Abb. 176**. La Roche setzte diese bewusst als Gegensatz zu dem «Eisenzeug» der Hallenkonstruktion und der Perronhallen ein.[716] 1907 wurde der neue Bahnhof eröffnet.

Die hemmende Wirkung des Bahntrassées auf die Stadtentwicklung war auch das Motiv für die Verlegung des Badischen Bahnhofs um nahezu 700 m stadtauswärts. Im Unterschied zum Bahnhof SBB wurde das Gleisfeld nicht abgesenkt, sondern durch gewaltige Aufschüttungen angehoben, so dass die Verbindungsstrassen nach Weil und Riehen überbrückt werden konnten.[717] Das Empfangsgebäude entstand nach Entwürfen von Karl Moser und wurde 1913 eingeweiht **Abb. 177**.[718] Die langgestreckte Anlage ist asymmetrisch in mehrere Baukörper gegliedert, die auf einmündende Strassen Bezug nehmen, so zum Beispiel der Turm in der Achse der Rosentalstrasse. Auf den Quergiebel des Hallengebäudes zielte eine geplante, jedoch nicht ausgeführte Strasse über dem Riehenteich.[719] Die Formensprache ist einem auf dem Klassizismus basierenden Jugendstil verpflichtet; die Reduktion des Ornaments auf bestimmte ausgezeichnete Partien kennzeichnet das Gebäude als technischen Zweckbau, dessen Fortschrittlichkeit und geistige Kraft sich nach Adolf Loos («Ornament und Verbrechen», 1908) in der Entfernung des Zierrats erweist.[720]

Die wachsende Ausdehnung der Stadtquartiere verlangte nach einem System des öffentlichen Personentransports. Die Einführung des schienengebundenen Verkehrs musste zunächst hinter dem Bau der Kanalisation zurückstehen. Einem privaten Konsortium, dem auch Eduard Riggenbach angehörte, wurde 1890 eine Konzession zum Betrieb elektrischer Strassenbahnen verwehrt.[721] 1892 schliesslich beschloss der Grosse Rat deren Bau und Betrieb in eigener Regie, zunächst noch im Pferdebetrieb und lediglich als Verbindung der beiden Bahnhöfe in Gross- und Kleinbasel. Die erste elektrische Fahrt fand am 4. Mai 1895 statt.[722] Nach verschiedenen «Korrektionen» der Innenstadt (Marktplatz, Marktgasse, Falknerstrasse, siehe S. 171–173) wurde der Netzausbau, auch auf Drängen von Unternehmern und Quartiervereinen, vorangetrieben und erreichte bis zum Jahr 1914 eine gute Anbindung der Aussenquartiere.[723] Die Verlegung der Gleise bedeutete eine eindeutige Kennzeichnung bestimmter Strassen als Hauptverkehrsadern und hatte Folgen für ihre geplante Breite und ihren weiteren Ausbau **Abb. 178**.[724]



175


176

Grossstadtkritik

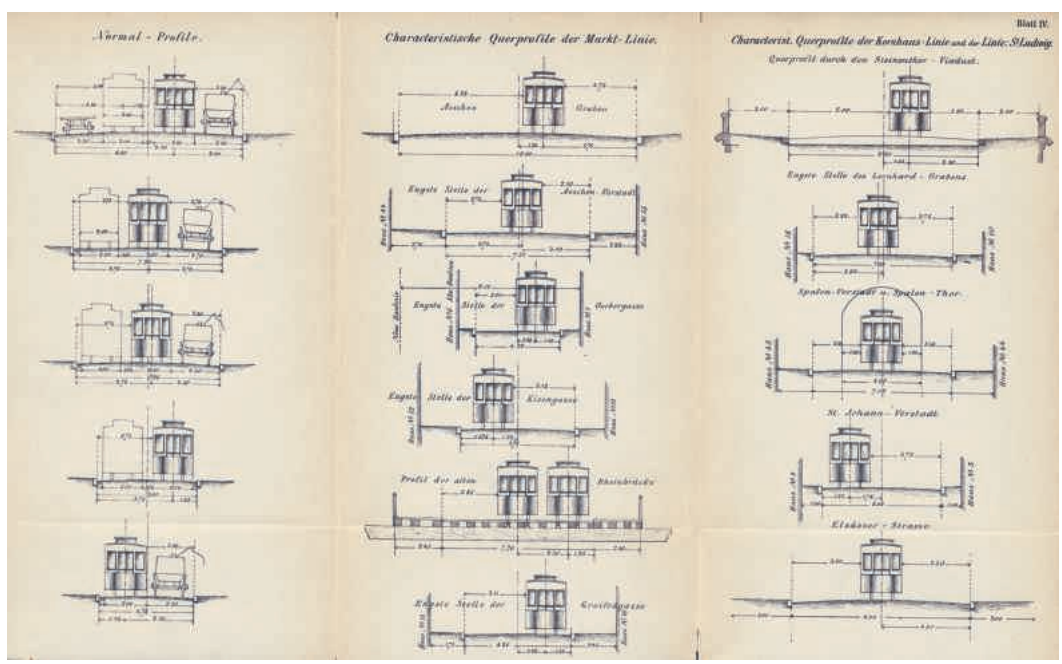
Trotz der wissenschaftlich-technischen Grundlegung des Städtebaus durch Publikationen wie die von Reinhard Baumeister 1876 oder Joseph Stübbens Handbuch «Der Städtebau» von 1890[725] befriedigte das Ergebnis mit den schnell hochgezogenen Mehrfamilienhäusern eine wachsende Zahl von Zeitge-

ABB. 177 Badischer Bahnhof, erbaut 1913. Der Architekt Karl Moser musste die ursprünglich vorgesehene Eisenbetonfassade auf Wunsch der Basler Regierung in eine Hausteinfassade verändern. Dennoch wirken die verschiedenen, an einem durchgehenden Trakt aufgereihten Baukörper wie stereometrische Bausteine – rund, dreieckig, hochrechteckig – und modern. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.



177

ABB. 178 Für eine vom Tram zweigleisig zu befahrende Strasse wurde eine Mindestbreite von 9,50 m für notwendig befunden, für eine eingleisig ausgebaute eine Breite von 7,50 m. So sah es der Konzessionsantrag von 1890 vor. Aus: BRÜSTLEIN et al. 1890.



178

ABB. 179 Die aquarellierten Schaubilder von Erwin Heman für die Bebauung des Bruderholzes sind nur durch den Abdruck in der Schweizerischen Bauzeitung überliefert. Lange Sichtachsen werden nicht nur durch die kurvenreichen Wege unmöglich, sondern auch durch wiederholte Überbauung der Strassen mit torartigen Gebäuden. Auf diese Weise wird der Strassen- und Platzraum eingehegt und einer räumlich definierten Nachbarschaft zur Verfügung gestellt. Aus: SBZ 62, 1913, H. 18, S. 244.



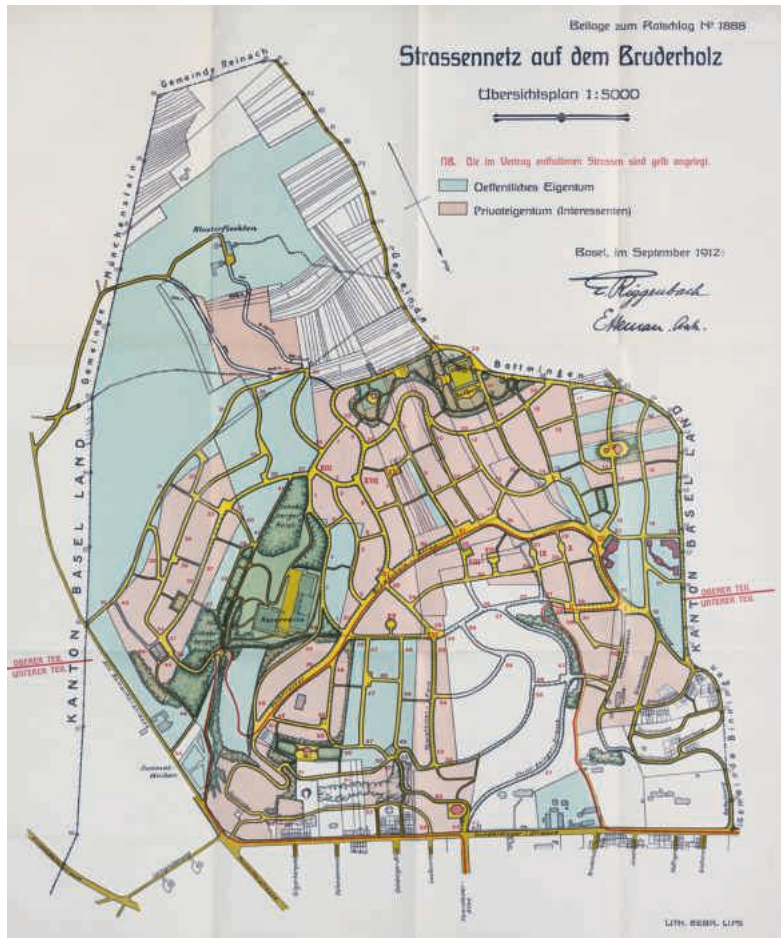
179

nossen nicht. Zwar funktionierte das System der gelenkten Spekulation von privaten Investoren in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus, doch mangelte den Gebäuden eine Beziehung sowohl auf die Stadtanlage als auch untereinander. Die Kritik äusserte sich entweder in ästhetisch-künstlerischer Hinsicht, so in Camillo Sittes Werk über den Städtebau «nach seinen künstlerischen Grundsätzen» (1889),[726] oder prangerte die sozialen Missstände an, die durch die profitorientierte Maximalbelegung der Mietshäuser entstanden waren. Die Erörterungen des vermeintlich schädlichen Einflusses der Grossstadt auf die körperliche und geistige Gesundheit sowie die familiären und gesellschaftlichen Bindungen wurden in verschiedenen Fachdisziplinen spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts laut, so zum Beispiel in der «Naturgeschichte» von Wilhelm Heinrich Riehl (erschienen 1851–1869),[727] in Traktaten der Psychiatrie[728] oder in ökonomisch-sozial orientierten Schriften wie Friedrich Engels' «Die Lage der arbeitenden Klasse in England» (1845). Die Romane von Charles Dickens («Hard Times», 1854) oder Émile Zola («Le Ventre de Paris», 1873) sind Teil oder Spiegel dieser Kritik. Als Gegenbild leuchtete das «gesunde» Landleben in einer «organisch» aufgebauten Siedlung. Deren praktische Verwirklichung wurde von dem Londoner Parlamentsangestellten Ebenezer Howard in der 1898 veröffentlichten Schrift «To-Morrow: A Peaceful Path to Real Reform» vorgezeichnet.[729] Auf Basel hatte die 1907 auch in deutscher Übersetzung vorliegende Idee der «Gartenstadt» in mehrfacher Hinsicht Auswirkungen.

Das Bruderholzareal

Der südlichste Zipfel des Stadtgebiets bestand in dem bislang nahezu unbebauten Hügel des Bruderholzes, an dessen höchstem Punkt sich eine 1815 aufgeworfene rechteckige Schanze («Batterie») befindet. 1902 entwarf Riggenbach für das neue Wohnviertel einen ersten Strassenplan.[730] Der letztlich verbindliche Bebauungsplan, den Riggenbach in Zusammenarbeit mit dem Architekten Erwin Heman 1912 vorlegte, orientierte sich an den Gegebenheiten des Geländes: Die gewundenen Strassen sollten locker mit Einzel- oder Reihenhäusern (maximal 35 m Fassadenbreite) bebaut werden, mittig wurde die breite Bruderholzallee geschaffen **abb. 180**.

Howards Gartenstadt-Idee ging davon aus, dass das gesamte Siedlungsareal genossenschaftlich erworben und verwaltet würde; dieser Voraussetzung konnte das Bruderholz nicht entsprechen. Allerdings befand sich das Gebiet im Besitz nur weniger Eigentümer, und auch die öffentliche Hand (Kanton, Einwohnergemeinde, Bürgerspital) besass grosse, zusammenhängende Komplexe.[731] Übereinstimmend mit Howards Idee, die in den Gartenstädten Letchworth und Welwyn erste Verwirklichung fand,[732] wurde gleich zu Beginn die Anbindung an das Stadtzentrum durch eine Tramlinie geschaffen – diese sollte die Vorzüge des naturnahen Landlebens mit den ökonomischen und geselligen Möglichkeiten der Stadt vereinigen. Hemans aquarellierte Schaubilder zeigen die lockere Bebauung und verschiedene Platzsituationen mit Wohn- und öffentlichen Gebäuden, zwei- und dreigeschossig, zumeist mit hohen Walmdächern und Quergiebeln **abb. 179**.[733]



180

abb. 180 **Bebauungsplan von Eduard Riggenbach und Erwin Heman für das Bruderholz, Beilage zum Ratschlag vom 29. Mai 1913. Die geschwungene Wegführung erlaubt die individuelle Anordnung der Häuser in allen möglichen Winkeln zueinander. Der Blick der Passanten ruht daher auf mannigfaltigen Formen, die in das Grün der Gärten und der Strassenbäume eingebettet sind. (StABS DS BS 9 1888.)**

Reformarchitektur für wohlhabende Bauherren

Die Wohnhäuser entsprechen in dieser Hinsicht der neuartigen Hinwendung zur Bauaufgabe des Privathauses, die Hermann Muthesius 1902, wiederum mit Blick auf englische Verhältnisse, folgendermassen gekennzeichnet hatte: Weder ein «Geklingel mit Formen» noch eine industrielle Anfertigung von Massenwohnungen sei anzustreben, vielmehr eine zweckmässige Gestaltung, «jedoch nicht ohne gleichzeitig auch eine gewisse, mehr sinnbildlich als praktisch mitsprechende schmucke Eleganz, eine



181

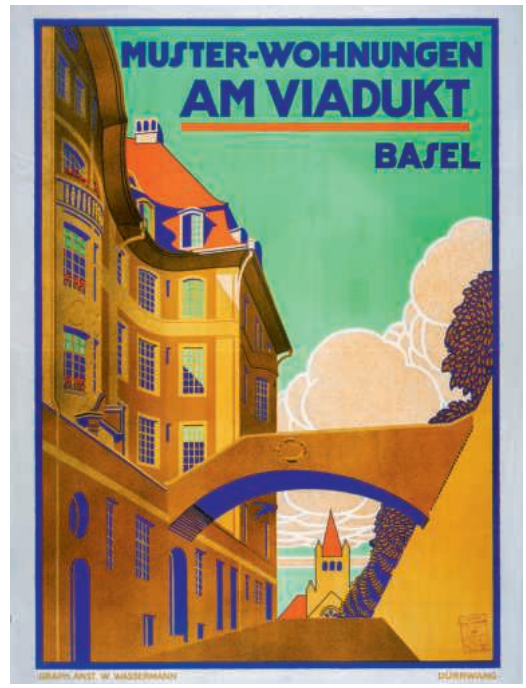


182

ABB. 181 **Elsässerstrasse 2. Ehemals öffentliches Brausebad. Das 1905 nach Entwurf von Theodor Hünerwadel erbaute Gebäude verdeutlicht die Prinzipien des «Heimatstils» bzw. der Reformarchitektur vor dem Ersten Weltkrieg. Der Wechsel von Putzflächen und Sandsteineinfassungen rekurriert auf das nahe St. Johannstor und bringt besonders den strassenseitigen Giebel zur Geltung. Die malerische Gruppierung der Baukörper verschleiert allerdings den Zweck des Hauses. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.**

gewisse saubere Knappheit der Form darzulegen».[734] Formal orientierte sich diese Reformarchitektur an der heimatlichen Architektur, so entwarf zum Beispiel MUTHESIUS im Berliner Grunewald Landhäuser («Cottages») mit Bezügen zur historischen Bauweise in Brandenburg.[735] Der Rückgriff betraf weniger die Stilformen als die handwerkliche Ausführung, deren nachahmenswerte Hochblüte nur wenige Jahre später PAUL MEBES in seinem Buch «Um 1800» (1908) illustrierte.

In Basel wurden diese Ideen unmittelbar aufgenommen. Freistehende Villen oder Gebäude wie das Brausebad im St. Johann besitzen einen Aufbau aus sich gegenseitig durchdringenden Baukörpern mit einer bewegten Silhouette durch hohe Steildächer **ABB. 181**. Im Privatbau sollte die variationsreiche Anordnung der Räume den individuellen Bedürfnissen der Bewohner entgegenkommen **ABB. 182**, bewusst im Unterschied zu den nun als schablonenmässig und



183

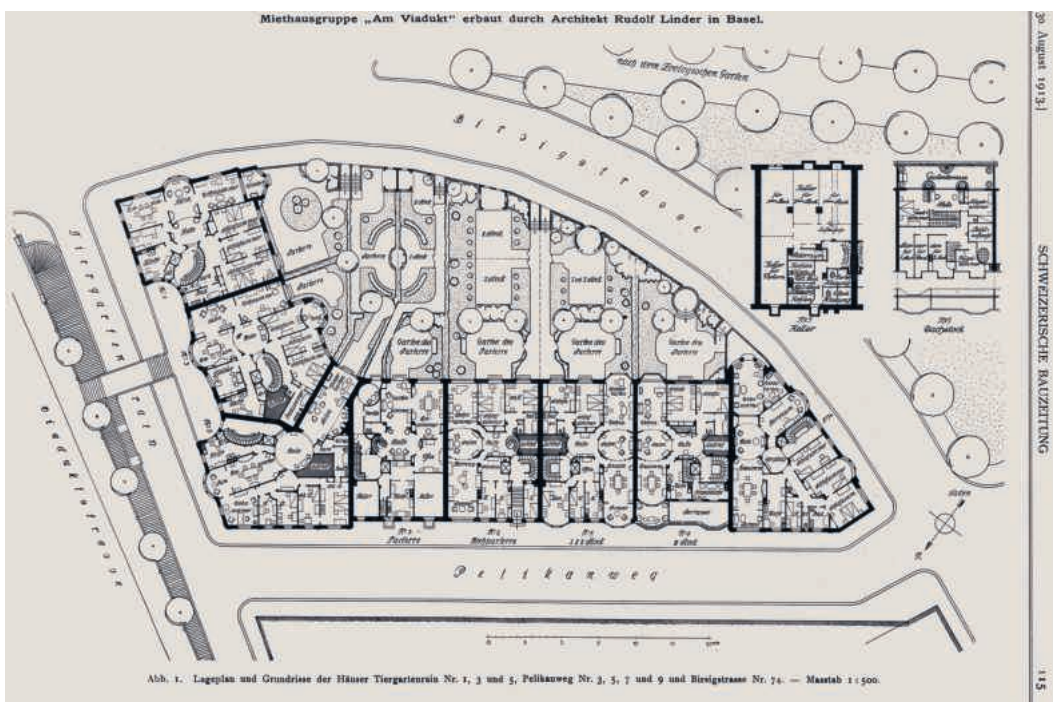
«unerträglich langweilig» empfundenen Häuserzeilen im Quartier Am Ring, zum Beispiel in der Eulerstrasse (vgl. **ABB. 159**).[736] Der «Heimatstil» versprach eine Rückbesinnung auf heimische altbewährte «Art und Sitte» und setzte einen «guten», als patriotisch verstandenen Geschmack gegen den «Philister-Ungeschmack» des internationalen Stileklektizismus im Historismus.[737]

Die Basler Baugesellschaft

Am Beispiel der Basler Baugesellschaft werden die verschiedenen Bereiche des Baugeschehens vor dem Ersten Weltkrieg deutlich. Die Aktiengesellschaft war 1901 durch den Zusammenschluss der Architekturbüros von RUDOLF LINDER und GUSTAV ADOLF VISSCHER VAN GAASBEEK entstanden und vereinigte die Architekturabteilung mit einem Bauunternehmen, einer Liegenschaftsverwaltung, Ingenieurbüros und einem Steinhauer- und Gipserbetrieb.[738] 1911 übernahm HANS BERNOULLI die künstlerische Leitung. Die Gesellschaft befasste sich sowohl mit dem Bau von eingeschossigen Arbeiterhäusern (Pfeffelstrasse, noch von RUDOLF LINDER allein, ab 1892)[739], Reiheneinfamilienhäusern (Kandererstrasse 15–25 und 12–22, erbaut 1911–1912)[740] als auch mit der Neukonzeption von Mehrfamilien-Mietshäusern. Ein Höhepunkt dieser Entwicklung war das Projekt einer Wohnanlage «Am Viadukt» am Abhang oberhalb des Birsigtals mit Blick auf das Nachtigallenwäldchen und den Zoo (Tiergartenrain 1–5, Pelikanweg 3–9, 1911–1915) **ABB. 183–185**. Für wohlhabende Mieter verwirklichte LINDER hier grosszügig aufgeteilte Woh-



184



185

ABB. 182 Unterer Batterieweg 125–129. Das 1908 nach Entwürfen von Erwin Heman errichtete Haus – in Wirklichkeit drei aneinandergebaute Wohneinheiten – weist den typischen durchgefärbten Rauputz und den vielgliedrigen Baukörper auf. Trotz des Fehlens von Gesimsen und anderem architektonischem Zierrat wirken die Fassaden nicht monoton, sondern aufgelockert durch die Vielfalt der Fensterformen und -positionen. Foto Ursula Sprecher, Basel, 2023.

ABB. 183 Tiergartenrain 1–5, Pelikanweg 3–9. «Am Viadukt». Werbeplakat für die Musterausstellung einer Wohnung, 1913. (NB, Graphische Sammlung Bern, SNL_PUBL_2486.)

ABB. 184 Tiergartenrain 1–5, Pelikanweg 3–9. «Am Viadukt». Fassade zur Birsigstrasse. Die Wohnanlage stellt einen Spezialfall dar: Rudolf Linder adressierte mit den grossen Wohnungen in hervorragender Wohnlage ein Publikum, das sich auch ein eigenes Haus leisten konnte. Beispielhaft zeigt der Bau jedoch die technischen Möglichkeiten des grossstädtischen Wohnens am Anfang des 20. Jahrhunderts. Foto Kathrin Schulthess, Basel, 2021.

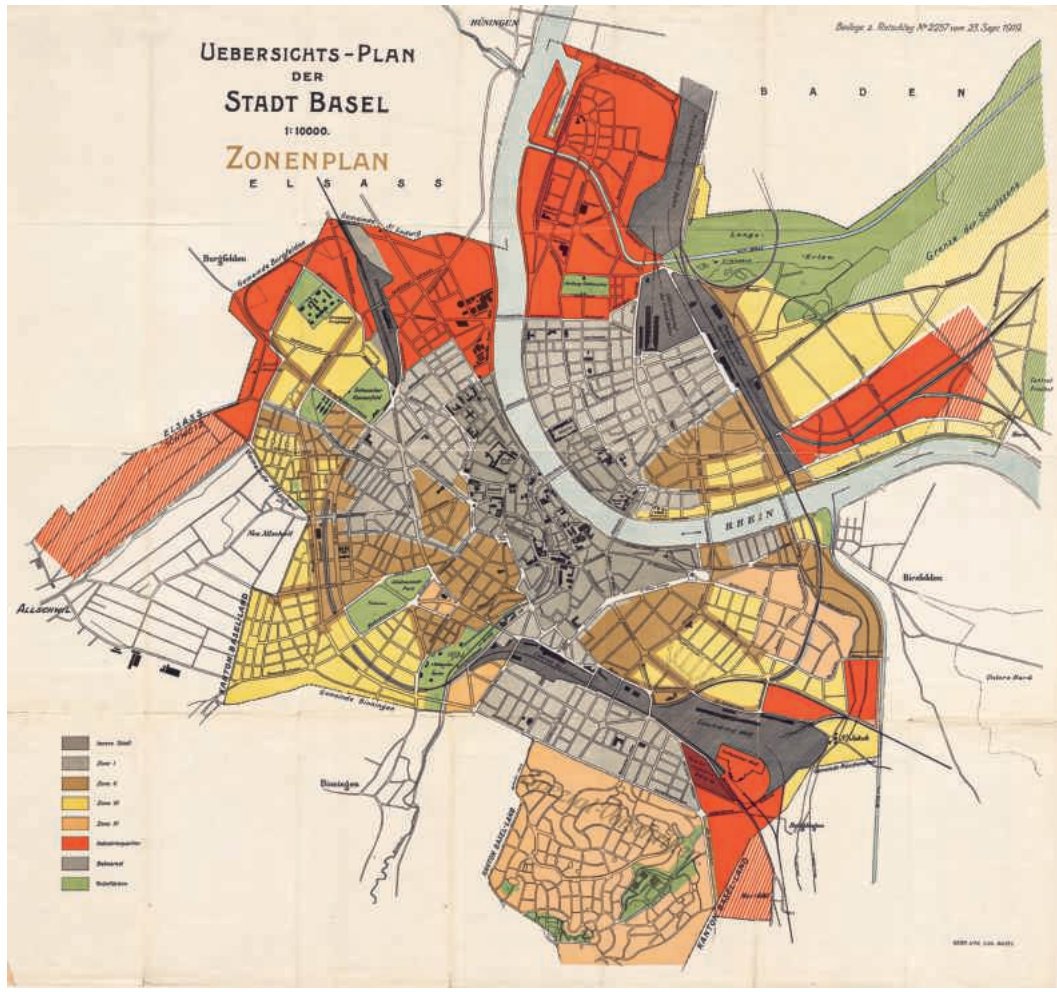
ABB. 185 Tiergartenrain 1–5, Pelikanweg 3–9. «Am Viadukt». Grundriss der Wohnanlage. Aus: SBZ 62, 1913, H. 9, S. 115.

nungen mit ovalen Hallen und Zimmerfluchten über 21 m sowie neuesten technischen Ausbaustandards (Etagenzentralheizung, Staubsauger-Vakuumanlage etc.). Die abgeschlossenen Wohneinheiten, die teilweise über zwei Geschosse gehen, sollten «eine Art Einfamilienhaus im Etagenhause» bieten. Eine der Wohneinheiten wurde während mehrerer Wochen als Musterwohnung eingerichtet und war zur Besichtigung frei.[741]

Siedlungen und Kleinhäuser der Zwischenkriegszeit (1918–1939)

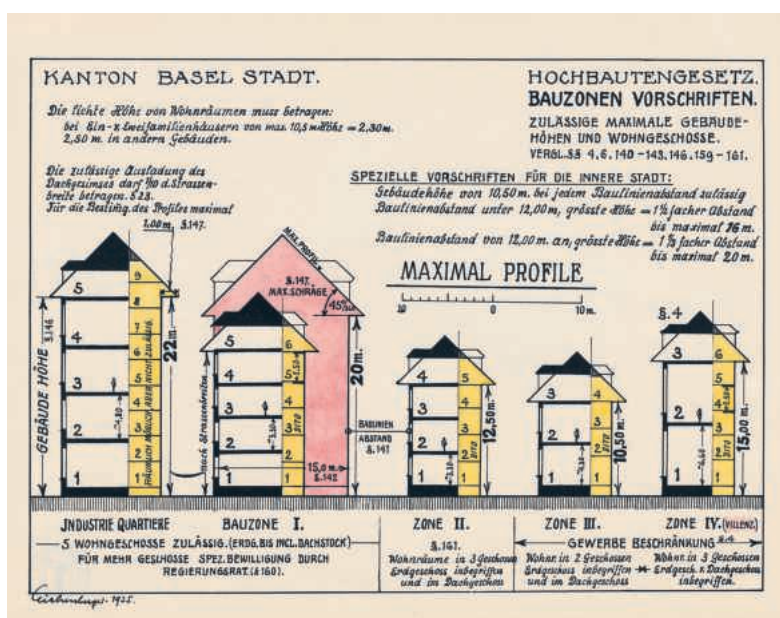
1917 beklagte Hans Bernoulli, dass durch falsche stadtplanerische Weichenstellung der Bau von hochprofitablen Mietskasernen überhandgenommen habe, so dass kleinere Mietshäuser oder Einfamilienhäuser kaum noch kostengünstig zu realisieren seien.[742] Seine Hoffnung auf regulatorische Mass-

ABB. 186 Zonenplan, Beilage zum Ratschlag vom 23. Sept. 1919. In Zone 1 (hellgrau) waren fünfgeschossige Häuser bis zu 20 m Fassadenhöhe zugelassen, in Zone 2 (braun) dreigeschossige Bauten bis 12,5 m, in Zone 3 (ocker) zweigeschossige Häuser bis zu 10,5 m Höhe, wobei jeweils ein zur Wohnung ausgebautes Dachgeschoss erlaubt war. Zone 4 (hellbraun) bezeichnet Villenquartiere, in denen spezielle Vorschriften bezüglich der lockeren Bauweise herrschten, bei einer Maximalhöhe von 15 m inklusive des Dachgeschosses. Rot kennzeichnet Industriequartiere. (Archiv S&A.)

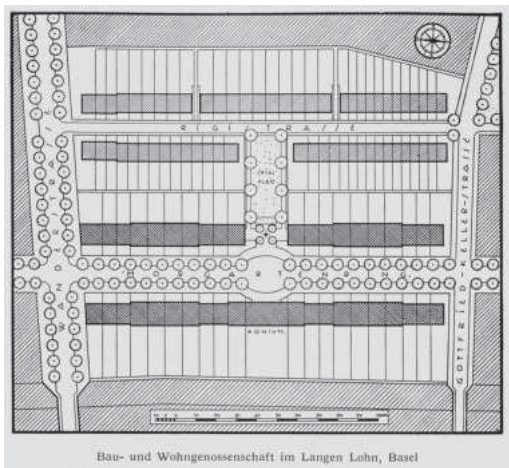


186

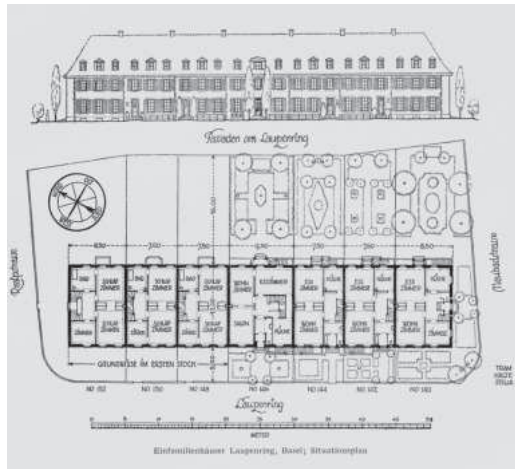
ABB. 187 Die Bestimmungen des Zonenplans 1920 fasste der Baupolizeiinspektor Walter Eichenberger 1925 in einem Schaubild zusammen. Archiv KDBS.



187



188



189

ABB. 188 Hans Bernoulli. Grundriss der Siedlung Im Langen Loh, aus dem Aufsatz «Neuere Basler Wohnungsbauten» in der Zeitschrift «Das Werk», 1922. Der Morgartenring repräsentiert den von Bernoulli so genannten *Broadway*, am zentralen Platz befindet sich der «Konsum», also das Ladengeschäft des Allgemeinen Consumvereins (ACV), der zur Finanzierung des Bauprojekts beigetragen hatte. Aus: Das Werk 9, 1922, H. 6, S. 114.

ABB. 189 Hans Bernoulli. Fassade und Grundrisse der Eigenheimkolonie am Laupenring, errichtet ab 1920. Aus: Das Werk 9, 1922, H. 6, S. 121.

nahmen erfüllte sich 1918 mit der Revision des Baugesetzes und dem damit geschaffenen Instrument eines Zonenplans. Dieser bestimmte in ausgewiesenen Bereichen die maximale Geschosszahl oder Fassadenhöhe sowie die Unterscheidung verschiedener Nutzungen.[743]

Der Zonenplan von 1920

Der erste Basler Zonenplan, den der Grosse Rat im Januar 1920 beschloss, hierarchisierte die verschiedenen Stadtteile **ABB. 186, 187**. Die Innere Stadt (innerhalb der Äusseren Stadtmauer), die Industrie- und Bahnareale sowie Grünflächen waren von den Vorschriften ausgenommen. Ansonsten ergab sich eine Abstufung von den zentrumsnahen, maximal fünfgeschossigen Bereichen in Kleinbasel nördlich der Riehenstrasse, im Gundeldingerquartier und in Teilen des St. Johannsquartiers, des Quartiers Am Ring und des Iselinquartiers hin zu den grenznahen Quartieren mit zweigeschossiger Bauweise. Diese Klassifizierung trug den Gegebenheiten Rechnung und zementierte zugleich die sozialen Unterschiede, so befanden sich zum Beispiel die Zonen mit höchster Bebauung, also durch Mietskasernen, angrenzend an die Industriegebiete.[744]

Genossenschaftlicher Wohnungsbau

Lösungsansätze für eine soziale Baupolitik waren schon im 19. Jahrhundert auf genossenschaftlichem Weg gesucht worden (siehe S. 179), allerdings scheiterten die meisten Vereinigungen an den hohen Bodenpreisen. 1900 wurde die Basler Wohngenossenschaft gegründet, doch konnte sie nur im begrenzten Rahmen aktiv werden, nachdem im selben Jahr ihre Subventionierung in einer Volksabstimmung gestrichen wurde.[745] Erst nachdem vom Kanton die 1912 im Schweizerischen Zivilgesetzbuch verankerte Möglichkeit wahrgenommen wurde, Areale im dauernden Baurecht auszugeben, belebte sich der genossenschaftliche Siedlungsbau, pausierte allerdings während des Ersten Weltkriegs.[746] Durch die Mobilmachung und die Preissteigerung war die Wohnungsnot nach dem Krieg noch grösser geworden, was den Bund und den Kanton 1920 dazu veranlasste, die Subventionierung des Wohnungsbaus wiederaufzunehmen.

1919 konnte eine erste vorbildhafte Genossenschaft jenseits der Birs errichtet werden: Freidorf, entworfen und realisiert von dem Architekten HANNES MEYER.[747] Die Zeilen von zweigeschossigen Wohnhäusern gleichen Typs mit Vorgärten und rückwärtigen Pflanzgärten gruppieren sich hier um ein zentrales Gemeinschaftshaus. Zeitgleich befasste sich HANS BERNOULLI, der 1918 aus der Basler Baugesellschaft ausgeschieden war, intensiv mit dem Siedlungsbau. Aus seiner Tätigkeit in Berlin und bei Englandreisen hatte BERNOULLI Gartenstädte kennengelernt. Seiner Überzeugung nach sollte der Baugrund neuer Städte oder Stadtteile gemeinschaftlicher Besitz sein. An der von RAYMOND UNWIN und RICHARD BARRY PARKER realisierten Gartenstadt Letchworth schätzte er den regelmässigen Grundplan mit konzentrischem und radialem Wegsystem, gegliedert durch einen «Broadway», der zu einem zentralen Platz führte.[748] Die erste von BERNOULLI realisierte Genossenschaftssiedlung Im Langen Loh am Morgartenring und an der Rigistrasse (ab 1920) folgt diesem Schema im kleinen Massstab **ABB. 188**.

Die Einheitlichkeit der Gestaltung – in der Materialwahl, der Öffnungsgliederung, der Form der Gartenzäune und anderen Details – verstand BERNOULLI nicht nur als logischen Ausdruck der sozialen Situation, sondern auch als Instrument zur Stiftung eines Gemeinsinns, der nicht nur die Einzelwohnung betreffen sollte **ABB. 189, 190**. Ihre Aufgabe war auch, dem Strassen- und Platzraum eine Aufenthaltsqualität zu verleihen, die letztlich Geborgenheit in der Gemeinschaft erzeugen sollte.[749] Hiermit entstand



190



191



192

ABB. 190 Genossenschaftssiedlung Im Vogelsang. Die Siedlung ist Teil der grösseren Überbauung des Hirzbrunnenareals, eines ehemaligen Landsitzes, dessen Gutshaus durch die Gebäude des Claraspitals ersetzt wurden. Neben Bernoulli (Im Vogelsang) lieferten die Architekten August Künzel, Hans Von der Mühll und Paul Oberrauch Entwürfe zu den insgesamt 257 Häusern. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

ABB. 191 Jacob Burckhardt-Strasse 12–28 (von rechts). Das Ensemble von neun «Baumgartnerhäusern» prägt die Strassenansicht durch die identische Traufhöhe und nur leicht variierende Achsen- und Geschosseinteilungen sowie die wiederkehrenden flachen Erker. Die Fensterformate und Ausstattungselemente wie Haustüren und Balkongitter sind genormt und stellen einen Wiedererkennungseffekt dar. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

ABB. 192 Am Bahndamm 17–27. Entworfen von Hans Bernoulli und August Künzel. «Ein Einfamilienhaus mit allen Wohnräumen auf einem Boden vereinigt die Abgeschlossenheit und Behaglichkeit des Einfamilienhauses mit der Bequemlichkeit der Etagenwohnung. Das Untergeschoss, nur 1 m tief im Boden, bietet neben der Waschküche den so erwünschten hellen und trockenen Arbeitsraum. Anstelle des müssigen kleinen Ziergartens tritt ein nutzbarer gepflasterter Vorplatz. Die Anlage des Eingangs mit W. C. und Treppe zu ebener Erde hat im hochliegenden Erdgeschoss die ganze Vorderfront für Fenster freigegeben» (SBZ 96, 1930, H. 7, S. 89). Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

ABB. 193 Übersichtsplan zu den zu besichtigenden Häusern der WOBA 1930, mit Angabe der jeweiligen Architekten. Östlich der Bahnlinie befindet sich die nur wenig ältere Siedlung In den Schorenmatten, an der linken Seite des Gotterbarmwegs und westlich der Bahnlinie die Mustersiedlung. Aus: SBZ 96, 1930, H. 7, S. 89.

ABB. 194 Fritz Hauser-Strasse 20. Die grosszügige Anlage des nach Plänen von Hermann Baur 1937–1939 errichteten Bruderholzschulhauses besteht aus mehreren Pavillons mit grosszügigem Freiraum dazwischen. Programmatisch war der Verzicht auf eine Repräsentationsarchitektur und die Naturnähe, die in den reformpädagogischen Ansatz einbezogen wurde. Die Schlagworte «Licht, Luft und Sonne» prägten schliesslich auch die Architektur im gesamten 2. Drittel des 20. Jahrhunderts. Foto 1940er-Jahre. Fotoarchiv S&A.

ein Gegensatz zu den individualistischen und gewollt variationsreichen Entwürfen der Vorkriegszeit. Mit den Entwürfen für das Hirzbrunnenquartier (Bauzeit 1925–1930) und an anderen Baustellen schuf Bernoulli einen für lange Zeit verbindlichen Typus des Reiheneinfamilienhauses und des einfachen Mehrfamilienhauses für die bürgerliche Mittelschicht.[750]

Die «Baumgartnerhäuser»

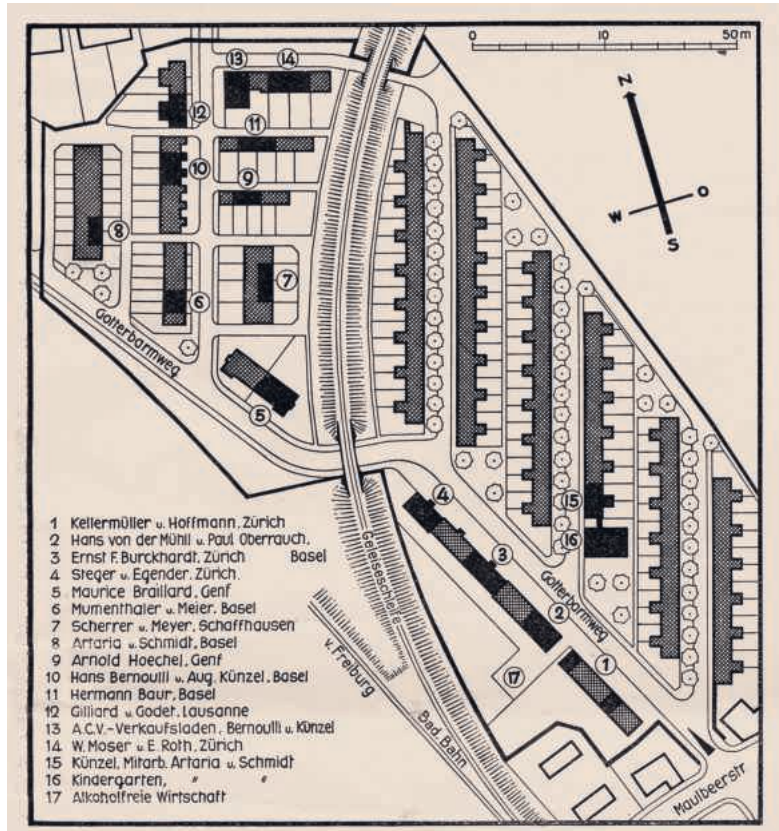
Das Modell «Spekulation» durch private Bauinvestoren existierte neben dem genossenschaftlichen

Siedlungsbau freilich weiter. Eine für das Basler Stadtbild in der Zwischenkriegszeit prägende Figur war der Unternehmer Wilhelm Baumgartner, der in Zusammenarbeit mit den Architekten Paul Hosch und Hans Hindermann den Bautyp «Baumgartnerhäuser» prägte, von denen zwischen 1926 und 1938 mehr als 300 im Stadtgebiet errichtet wurden **Abb. 191**. Das auf breite Akzeptanz angelegte Formenvokabular der Fassaden bedient sich konventioneller Merkmale wie der Gliederung durch glatte Lisenen und Erker über zwei oder mehr Geschosse, die Backsteinmauern sind mit zweifarbigem Kratzputz versehen, verbindlich ist ein Satteldach, das in der Regel nicht zu Wohnungen ausgebaut wurde. An der Rückseite, wo die Küche und das Bad der Zwei- oder Dreizimmerwohnungen angeordnet sind, gibt es zumeist Balkons. Baumgartners Häuser wurden auch von anderen Bauherren und Architekten nachgeahmt, so dass die Verbreitung dieses Haustyps weit über das Wirken Baumgartners hinausreicht und ganze Quartiere Basels als gediegene, konservativ bebaute Wohnquartiere aus der Zeit zwischen den Weltkriegen charakterisiert, zum Beispiel das südliche Kleinbasel um die Peter Rot-Strasse oder das Quartier St. Johann in der Jung-, Fatio- und Vogesenstrasse.[751]

WOBA-Siedlung und Neues Bauen

Trotz dieser Hinwendung zum Problem der Mietwohnungen und des Kleinhausbaus blieb die Wohnungsnot der ärmeren Bevölkerung in der Nachkriegszeit und während der Weltwirtschaftskrise 1929 ein bedeutendes Problem. Auf internationaler Ebene wurde dies im selben Jahr auf dem zweiten Congrès International d'Architecture Moderne (CIAM) in Frankfurt am Main unter dem Motto «Die Wohnung für das Existenzminimum» diskutiert.[752] Anschliessend wurde auf Anregung des Schweizerischen Werkbunds 1930 die erste Schweizer Wohnungsausstellung (WOBA) in Basel realisiert **Abb. 192, 193**.[753] Auf dem Gelände der Baugenossenschaft Eglisee durften dreizehn eingeladene Architektenfirmen aus Basel, Zürich, Genf, Lausanne und Schaffhausen Musterhäuser errichten, deren Höchstmiete vorgeschrieben war. Das Resultat war eine kompromisslose Durchdachtheit der Grundrisse und eine schlichte Ausformung, deren Einheitlichkeit durch normierte Fenster und Türen sowie das verpflichtende Flachdach gesichert war.[754]

Die WOBA-Siedlung steht damit in der unmittelbaren Nachfolge der 1927 durch den Deutschen Werkbund initiierten Stuttgarter Weissenhofsiedlung, die ebenfalls als Flachdachensemble nach dem Gesamtplan von Ludwig Mies van der Rohe verwirklicht worden war. Wie in Stuttgart zeigt sich



Siedelungen „Eglisee" (links) und „Lange Erlen". — Lageplan 1 : 3000.

193



194

an der WOBA-Siedlung der Konflikt zwischen den traditionalistischen und den modernen Architekten. Letztere waren bei öffentlichen Aufträgen in Basel in den 1920er-Jahren in der Regel unterlegen gewesen.[755] Bauten der «ersten Moderne» (vor dem Zweiten Weltkrieg) wurden entsprechend zunächst



195

ABB. 195 Kannenfeldstrasse 35. Die Antoniuskirche von 1927 beherrscht einen grossen Strassenabschnitt. Im Spätwerk von Karl Moser markiert die Kirche die Hinwendung zu einem kompromisslosen modernen Ausdruck, der seine Ästhetik aus dem Betonbau und dem Vergleich zu funktionalistischen Industriebauten gewinnt. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1991.

ABB. 196 Für die Ausstellung «Altstadt heute und morgen» im Kleinen Klingental 1945 nahm der bekannte Reportagefotograf Paul Senn Menschen auf, die in schlechten Wohnverhältnissen lebten und arbeiteten. Sein Blick ist frei von Romantik und Nostalgie, er dokumentiert Armut ohne Diskriminierung. Die Fotos wurden als «vor allem sozial interessante Schau» gelobt. KDBS.

vorwiegend in privatem Auftrag errichtet, wobei Einfamilienhäuser in Riehen einen Schwerpunkt bildeten.

Erst in den 1930er-Jahren wurden einzelne moderne Grossbauten teils im öffentlichen, teils im privaten Auftrag errichtet. Beim Neubau der Petersschule am Peterskirchplatz 5 VIII 148 1928–1929 hatte der radikal funktionalistische Entwurf von Hannes Meyer und Hans Wittwer noch das Nachsehen gegenüber dem besser kontextualisierten Bau von Hans Mähly, doch mit der Gottfried-Keller-Schule (Buchenstrasse 55, 1933–1936) und der Isaak-Iselin-Schule (Strassburgerallee 65, 1936–1937), beide nach Plänen des Kantonsbaumeisters Julius Maurizio, setzte sich die neue nüchterne Formensprache mit Rasterfassaden und flach geneigten Dächern bzw. Flachdächern durch. Hermann Baurs Bruderholzschulhaus (Fritz Hauser-Strasse 20, 1937–1939) brach schliesslich mit dem festgelegten Raumschema, indem das Pavillonsystem mit jeweils vier Klassenräumen installiert wurde, von denen aus ein naher Zugang zur Natur möglich war **ABB. 194**.[756] Eine vergleichbare Pionierleistung stellt die von Karl Moser und Gustav Doppler und Sohn 1925–1927 erbaute Antoniuskirche (Kannenfeldstrasse 35) dar, die mit den technischen Möglichkeiten und der ästhetischen Wirkung der schalungsroh belassenen Oberfläche des Stahlbetons arbeitet **ABB. 195**.[757]

«Korrektion», Altstadtsanierung und Verkehrsplanung im 20. Jahrhundert

Wichtige Daten

1930 Genereller Bebauungsplan für die Grossbasler Innenstadt.
1933 «Schuhmacher-Plan».
1936 Einführung des «Arbeitsrappens».
1939 Zonenplan mit Altstadtzone.
1945 Ausstellung «Altstadt heute und morgen» im Kleinen Klingental.
1949 Korrektionsplan für Grossbasel.
1958 Gesamtverkehrsplan von Kurt Leibbrand.
1963 Gesamtplan der Architektenverbände mit Cityring.
1977 Stadt- und Dorfbild Schutz- und Schonzone.
1980 Denkmalschutzgesetz.
2001 Masterplan für das Novartis-Areal.

Während die Strassen in den Aussenquartieren von vornherein eine genügende Breite zur Aufnahme des Verkehrs aufwiesen, wurde die innere Stadt diesbezüglich zunehmend als Hindernis empfunden. Eduard Riggenbach hatte schon kurz vor 1900 eine Verbreiterung des Blumenrains und den Durchbruch der schnurgeraden Spiegelgasse durch ein ganzes Altstadtquartier bis zum Fischmarkt vorgeschlagen VIII 34. 1929 vertraute ihm die Regierung den Entwurf eines Generellen Bebauungsplans für das innere Grossbasel an, der im Januar 1930 dem Grossen Rat vorgelegt wurde **ABB. 197**.[758] Kernpunkte waren die Verlängerung der Spiegelgasse durch die Schneidergasse und das Gerbergässlein bis zum Barfüsserplatz – die «Talentlastungsstrasse» – sowie die Anbindung der Talstadt an das Westplateau durch den verbreiterten Spalenberg. Die Rigorosität, mit der grosse Teile der historischen Bebauung den Verkehrsflächen geopfert werden sollten, wirkte auf viele professionelle und laienhafte Stadtplaner – darunter auch der spätere sozialdemokratische Baudirektor Fritz Ebi – wie eine Aufforderung. Aus dem Konvolut von über dreissig Projekten, die der Baubehörde vorgelegt wurden, stechen insbesondere diejenigen hervor, welche die City als reine Durchgangsstation mit neu zu schaffender Bebauung verstanden **ABB. 198, 199**.

Zum Vergleich sind in Zürich die Entwürfe für den «Zähringerdurchbruch» und die Neubebauung des Niederdorfs zu nennen, die seit 1930 von Konrad Hippenmeier und 1933 von Karl Moser vorgelegt wurden. Moser liess sich mit dem Ausspruch zitieren: «Wir haben nicht die alte Kultur zu erhalten, sondern eine neue zu schaffen.»[759] Als ideologisches



196


PLAN 4404
RHEIN
PETERSPLATZ
JNNERSTADTKORREKTIONSVORSCHLÄGE
NORDEN
GENERELLER BEBAUUNGSPLAN
VOM 10. SEPT. 1929
Zusammengestellt durch das
Stadtplanbüro
1:2000

197



198



199

ABB. 197 Eduard Riggenbach. Genereller Bebauungsplan für die Grossbasler Innenstadt, September 1929. Blau eingezeichnet sind die Tramlinien. Die «Talentlastungsstrasse» vom Blumenrain bis zum Barfüsserplatz sollte den wachsenden Autoverkehr aufnehmen, da eine erneute Verbreiterung der Freien Strasse mit den dortigen wertvollen Geschäftsliegenschaften zu teuer gekommen wäre. Umzeichnung 1938. (Archiv S&A.)

ABB. 198 Der Korrektionsplan vom August 1930 des Basler Ingenieurs Willi Fackler konzentrierte sich auf den Verkehrsstrang von der Mittleren Brücke zum Holbeinplatz und die Kreuzung mit der Verbindung vom Westplateau zur Hauptpost an der Rüdengasse. Umzeichnung 1938. (Archiv S&A.)

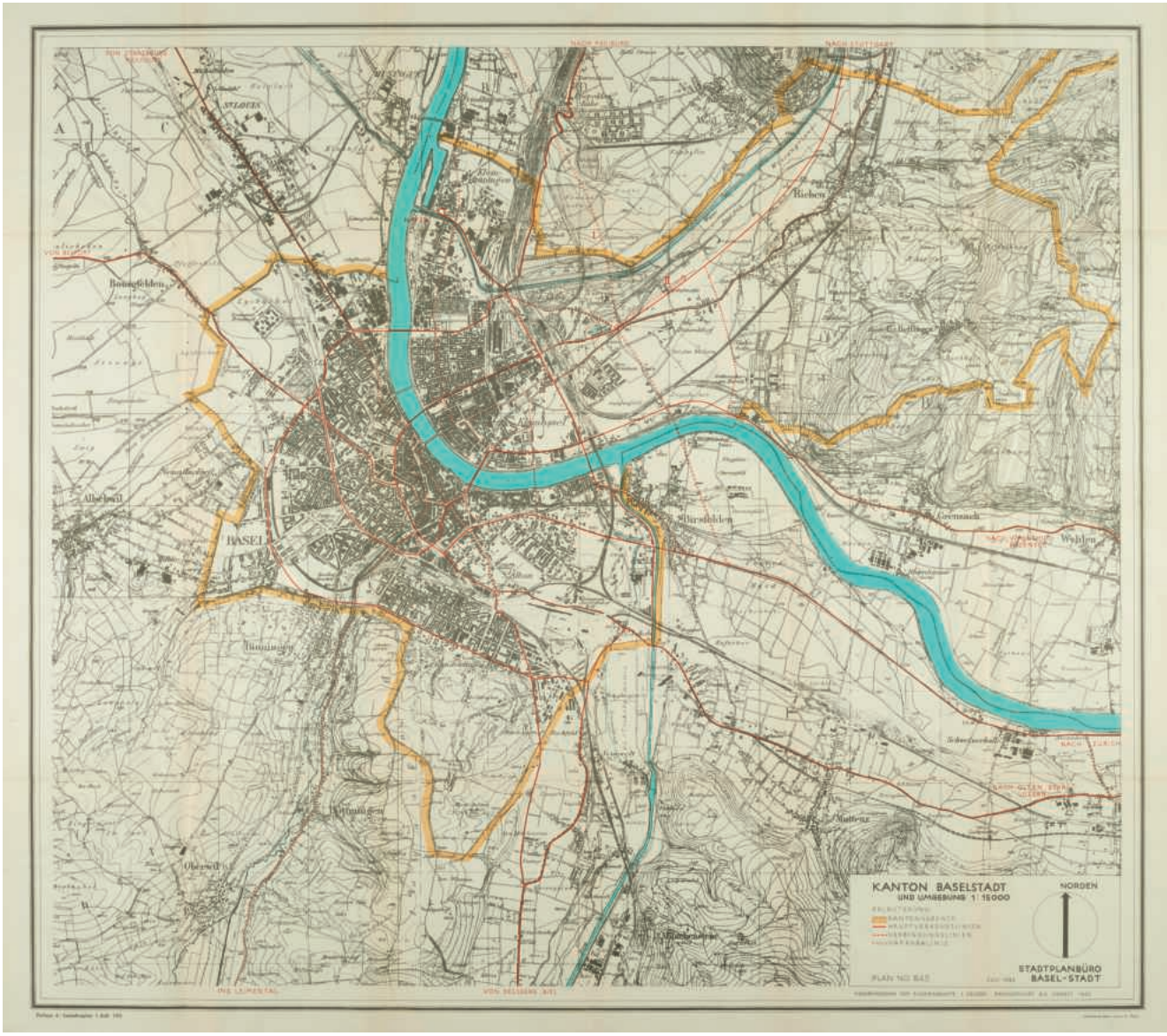
ABB. 199 Der Zürcher Stadtplaner Konrad Hippenmeier, der auch Pläne zum Wettbewerb für Gross-Zürich 1915–1918 sowie ab 1930 zur Erneuerung des Niederdorfs geliefert hatte, steuerte 1931 Entwürfe zu einer nahezu vollständigen Neubebauung der Grossbasler Talstadt bei. Umzeichnung 1938. (Archiv S&A.)

Rüstzeug jener Entwürfe mag die populäre Schrift «Urbanisme» von LE CORBUSIER gedient haben, die 1925 auf Französisch und 1929 in deutscher Übersetzung erschien.[760] Zwar war LE CORBUSIER ein grosser Freund des Automobils, doch ging es ihm um mehr als nur Verkehrsplanung. Er hielt die historischen Städte insgesamt für ungeeignet und sogar schädlich für das moderne Leben, das durch Bewegung, Zielstrebigkeit und Maschinisierung gekennzeichnet sei. Dem müssten die geraden Strassenachsen und die geometrische Ordnung der Gesamtanlage wie auch aller Details entsprechen; nur dies sei geeignet, Glück zu schaffen.[761] Seine Argumentation stützte sich auf vermeintliche Grundverhaltensweisen des Menschen, die zu analysieren und in bauliche Gestalt umzusetzen die Aufgabe des Architekten wäre. In diesem Sinne entwickelte er einen quasi technischen Organismusbegriff (siehe S. 28f.), orientierte sich formal jedoch, wie auch BERNOULLI mit seinen Basler Siedlungsentwürfen, an absolutistischen Stadtplanungen.[762] Jene Gedanken gingen auch 1928 beim Gründungskongress des CIAM in die «Erklärung von La Sarraz» ein, in der die Funktionsteilung des Städtebaus in «1. wohnen, 2. arbeiten, 3. sich erholen» postuliert wurde und den «Verbindungen zwischen den verschiedenen Orten», also den Strassen, grösste Beachtung versprochen wurde.[763] In der «Charta von Athen» wurde 1933 erneut die Forderung nach hygienischen Wohnstandards mit Luft und Sonne erhoben.[764] Von den utopischen Elementen der modernen Stadtplanung ist bei den Basler Entwürfen freilich wenig zu spüren. Es resultierte immerhin die fortschrittsgewandte und funktionalistische Abneigung, sich mit der historischen Stadt auseinanderzusetzen oder überhaupt zu befassen. Die Frage der Verkehrsführung in der Basler Innenstadt geriet zu einem Meinungsstreit, der sich über zwei Jahrzehnte hinziehen sollte und während des Kriegs mit Fragen der Arbeitsbeschaffung und der Altstadtsanierung befrachtet wurde.

Korrektion

Der «SCHUHMACHER-Plan» und der «Plan der Architektengruppe»

Als 1931 ein Stadtplanbüro neu ins Leben gerufen werden sollte, das sich Verkehrsfragen ebenso wie dem Landankauf und -verkauf sowie allgemeinen Baufragen zu widmen hatte, reichte HANS BERNOULLI seine Bewerbung ein. Ihm wurde jedoch der Stuttgarter ADOLF SCHUHMACHER vorgezogen, ein Schüler von PAUL SCHMITTHENNER, der die traditionalistische «Stuttgarter Schule» der Architektur geprägt hatte.[765] BERNOULLI bezeichnete SCHUHMACHER als «Romantiker», dem «das Historische und lokal Bedingte» wertvoll sei[766] – eine aus heutiger Sicht befremdliche Bewertung. SCHUHMACHERS Name ist mit einer Stadtplanung verknüpft, die eine Revision der Verkehrsverhältnisse in der Inneren Stadt, aber auch in den Aussenquartieren zum Ziel hatte **ABB. 200, 201**. 1933 wurden als nationale und internationale Aus-



200

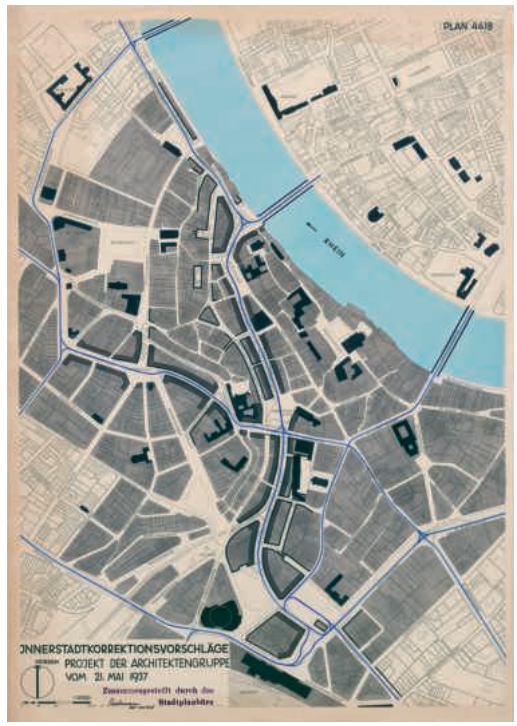
ABB. 200 **Adolf Schuhmacher. Übersichtsplan über das Kantonsgebiet mit den wichtigsten Verkehrsverbindungen, Beilage zum Ratschlag Nr. 3370 vom Juli 1933. (StABS DS BS 9 3370.)**

fallstrassen Grossbasels die Elsässerstrasse, die Missionsstrasse, die Reinacher- und Münchensteinerstrasse, die St. Jakobs-Strasse und die Gellertstrasse hervorgehoben. Auf Kleinbasler Seite ging es parallel zur Bahnlinie über Grenzach nach Waldshut und über Weil nach Freiburg im Breisgau. Im Wiesental plante man die «Hafraba» genannte Autobahn Hamburg–Frankfurt–Basel heranzuführen. Über eine zusätzliche (Totentanz-)Rheinbrücke sollte sie den Verkehr nach Grossbasel durch den Peters- und den Steinengraben (die sogenannte Grabenlinie) leiten und schliesslich über eine Hochbrücke zum Centralbahnplatz und weiter in die Nauenstrasse. Ein zweiter, äusserer Ring von breiten Autostrassen sollte über die neue Dreirosenbrücke an einem Bogen entlang der Bahnlinie und durch die Gundeldingerstrasse bis St. Jakob geschaffen werden. Der Ring um Basel wäre mit einer Birsuferstrasse und einer neuen Rheinbrücke neben der Eisenbahnbrücke sowie der Schwarzwaldstrasse geschlossen worden.

Für die Innenstadt übernahm SCHUHMACHER die Hauptzüge des Generellen Bebauungsplans von RIGGENBACH, konzipierte also eine grosse Zahl von Strassenverbreiterungen mit entsprechendem Verlust an historischer Bausubstanz, freilich ohne am Strassensystem grundsätzlich viel zu ändern. Dieses trug ihm BERNOULLIS Kritik ein, der Plan sei halbherzig und begünstige «statt eines radikalen einmaligen Abbruchs ein teelöffelweises Vorgehen, und statt des konsequenten Neubaues einen Neubau, der so etwas wie eine ‹organische Erneuerung› der alten Stadt vortäuscht».[767] 1934 wurde der nur wenig reduzierte Plan vom Grossen Rat genehmigt.[768] In der beginnenden Weltwirtschaftskrise kam die private



201



202

ABB. 201 Adolf Schuhmachers 1934 vom Grossen Rat genehmigter Plan sah neben der «Talentlastungsstrasse» eine Umfahrung der Inneren Stadt auf der «Grabenlinie» (Petersgraben, Steinengraben) vor. Umzeichnung 1938. (Archiv S&A.)

ABB. 202 Vorschlag zur Innerstadtkorrektion Grossbasels. Plan der Architektengruppe, 1937. Umzeichnung 1938. (Archiv S&A.)

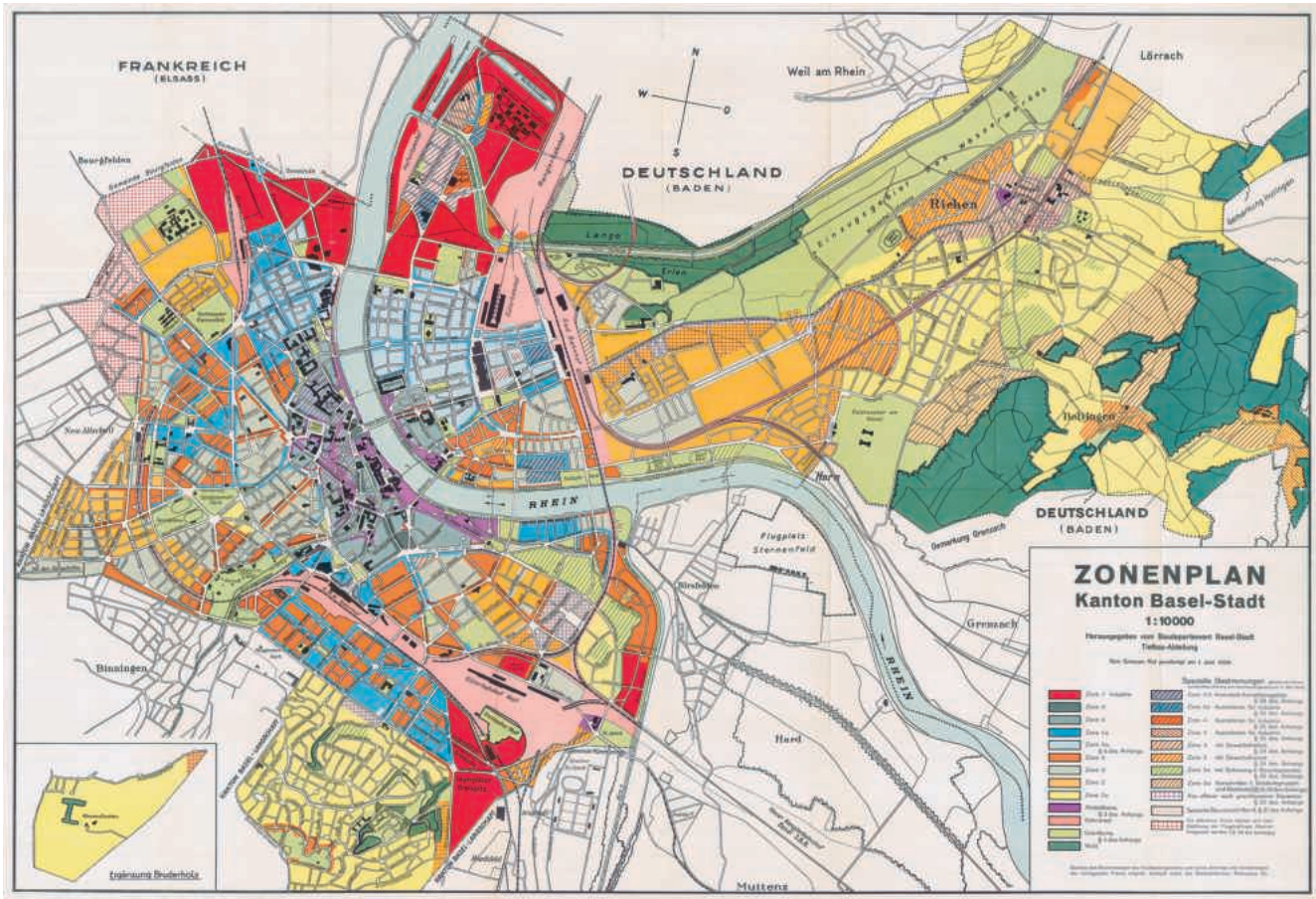
Bautätigkeit jedoch nur geringfügig in Gang; gerade im Bereich der «Talentlastungsstrasse» erwies es sich, dass die Hauseigentümer zum Erhalt ihres Geschäfts auf die bestehenden Gebäude angewiesen waren und ein Neubau für sie finanziell nicht zu leisten war. Daher beauftragte der Grosse Rat 1936 eine Gruppe von Architekten, der neben Bernoulli Rudolf Christ, Fritz Lodewig, Emil Bercher, Ernst Rentsch und Otto Senn angehörten, mit der Ausarbeitung eines Alternativvorschlags, der 1937 vorgelegt wurde **ABB. 202**.[769] Die «Talentlastungsstrasse» wurde diesem Plan entsprechend geringer dimensioniert, dafür wurden die Gerbergasse und die Falknerstrasse stärker ausgebaut und nach Abbruch des Casinos am Barfüsserplatz geradewegs in die Theaterstrasse verlängert. Vom Holbeinplatz aus sollte eine Strasse mit Tramlinie zum Kohlenberg durchgebrochen und schliesslich über den Steinenberg und die Aeschenvorstadt nach Osten geführt werden. Insgesamt stellte dieser «Plan der Architektengruppe» durch den Wegfall der «Grabenlinie» und die Schonung des Spalenbergs eine Reduktion des «Schuhmacher-Plans» dar; Bernoullis Vorschläge waren einmal mehr nicht durchgedrungen.

Die öffentlichen Bauaufträge jener Jahre – namentlich die drei grössten Vorhaben: das Kunstmuseum IX (1932–1936), das Kollegiengebäude am Petersplatz IX (1937–1939) – und der Spiegelhof VIII 69 (1938–1939) sind freilich als Leuchttürme zu verstehen, die mit ihren Dimensionen und hinsichtlich der durchgreifenden Neugestaltung ehemaliger historischer Quartiere die Leitlinien der übergreifenden Planungen vertraten.

Der Zonenplan von 1939

Nach Adolf Schuhmachers Entlassung 1935 wurde sein Posten vier Jahre interimistisch durch Fritz Andres, den Leiter des Planarchivs im Stadtplanbüro, vertreten.[770] In dieser Zeit fanden die Vorbereitungen zur Revision des Hochbaugesetzes und zu einem neuen Zonenplan statt. In diesem Zonenplan wurde erstmals eine «Altstadtzone» ausgewiesen **ABB. 203**. Von dieser war das Korrektionsgebiet der Innenstadt, also beispielsweise die Bauten an der Schneidergasse, der Münzgasse und dem Gerbergässlein, ausgenommen. Diese wurden nicht zur schützenswerten Altstadt gezählt, obgleich die «Talentlastungsstrasse» noch nicht verwirklicht worden war. Das Kriterium war folglich nicht die bestehende historische Bausubstanz, sondern die politische Beurteilung, in welchen Bereichen das Bild der «Altstadt» bewahrt werden sollte. Für allfällige Neubauten in dieser Zone waren Genehmigungen des Regierungsrats einzuholen, die eine Beeinträchtigung der «künstlerischen und historischen Werte der bestehenden Bebauung» verhindern sollten. Architektonisch war damit die traditionalistische Bauweise mit traufständigen Satteldachhäusern in geschlossenen Zeilen vorbestimmt.

Obwohl der Zonenplan die Altstadt weiterhin als Bauzone auswies, war er auch ein Ergebnis des anwachsenden Widerstands gegen umfassende Ab-



203

ABB. 203 **Zonenplan von 1939. Der Vergleich mit dem Zonenplan von 1919 (siehe ABB. 186) wird dadurch erschwert, dass die Farbwahl und die Zonenbezeichnung geändert wurden. «Zone 6» bedeutet nun sechsgeschossige Bebauung, «Zone 2» zweigeschossige Bebauung. Neu ist die Unterscheidung zwischen den an der Strasse stehenden Vorderhäusern und den Hofbereichen, die oft verschiedenen Zonen zugeordnet wurden. Hierdurch wurde eine Betonung der Hauptverkehrsachsen geleistet. In der Altstadt ist das «Korrektionsgebiet» in der Talstadt schraffiert wiedergegeben. (KDBS.)**

bruchpläne und einer neuen Wertschätzung historischer Wohnbauten durch Teile der Bevölkerung. Dies wurde flankiert durch die Öffentlichkeitsarbeit historisch interessierter Kreise: 1926, 1930 und 1931 erschienen die drei vom Architekten- und Ingenieurverein herausgegebenen Bände zum Bürgerhaus im Kanton Basel-Stadt, 1932 der erste Kunstdenkmälerband von Casimir Hermann Baer, 1937 der Fotoband «Baukultur im alten Basel» von HANS EPPENS, und 1939 legte der private Heimatschutz eine erste Liste von schützenswerten Baudenkmälern vor.[771] Die Öffentliche Denkmalpflege, die ihren Dienstsitz seit 1929 im Kleinen Klingental hatte, gab seit 1936 gedruckte Jahresberichte heraus. 1932 konnte noch vergleichsweise problemlos der Württembergerhof am St. Alban-Graben für den Bau des Kunstmuseums geopfert werden, doch der Abbruch des Zeughauses für das neue Kollegiengebäude am Petersplatz wurde 1937 erst nach einem intensiv geführten Abstimmungskampf (Referendum im November 1936) durchgeführt.[772]

Der 1939 verabschiedete Zonenplan bedeutete nicht nur eine differenzierte Behandlung der Altstadtbereiche, sondern für die Aussenquartiere eine Aufzonung an vielen Stellen. Der Vergleich mit dem Zonenplan von 1920 zeigt, dass stärker zwischen Binnenblockbereichen (wo, wie im Gundeldingerquartier, sogar Abzonungen vorgenommen wurden) und den Strassenfronten differenziert wurde **ABB. 186, 203**. Insbesondere an den Ausfallstrassen wie der Missionsstrasse, der Ahornstrasse, der Wanderstrasse, der Leimen- und Oberwilerstrasse durfte um ein Geschoss höher gebaut werden. Die Industriezonen wurden etwas verkleinert, zudem fiel ein ausgedehntes Industrieareal, das 1920 südlich der Bäumlihofstrasse vorgesehen war, weg.

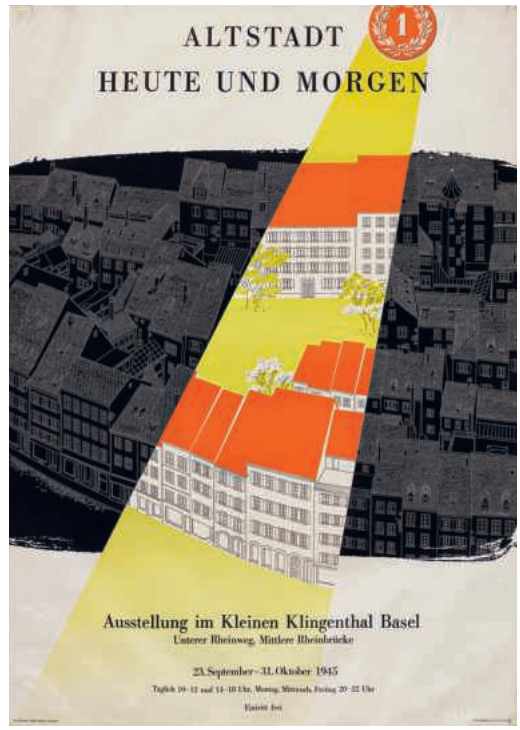
Altstadtsanierung und «Arbeitsrappen»

Die Ausweisung der «Altstadtzone» hing mit der schon länger bestehenden Idee der «Altstadtsanierung» zusammen, die in ganz Europa kursierte. Sowohl gesundheitliche als auch sozialreformerische Bestrebungen, die in der Lebensreformbewegung und auch in dem genossenschaftlichen Siedlungsbau wurzelten, richteten sich auf die Quartiere der Innenstadt, die nicht zur City gehörten, und damit in erster Linie auf die kleineren Wohnhäuser. Strassburg war mit der Planung und Durchführung der

«Grande Percée» (im ersten Abschnitt vom Bahnhof zur Place Kléber 1911–1914) auf einem eigenen Weg vorangegangen. Neben der Schaffung eines erstklassigen Geschäftszentrums stand bei diesem Vorhaben auch die Beseitigung prekärer Wohnverhältnisse im Vordergrund. Teilweise fanden die Bewohnerinnen und Bewohner der über hundert abgebrochenen Häuser eine neue Bleibe in der eigens erbauten Gartenstadt Stockfeld.[773] Eine Kommission begleitete die Bergung von denkmalwerten Bau- und Ausstattungselementen und deren Musealisierung oder Wiedereinbau in Neubauten.[774]

Auch in der Schweiz begannen «Sanierungen» in der Regel mit Abbruch- und Neubauvorhaben. In Bern ergriff die 1911 gegründete Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft die Initiative zu hygienisch einwandfreier Herstellung der Badgasse an der Aare unterhalb der Münsterplattform, und zwar durch Ankauf der Häuser, deren Abbruch und Neubau, der in fünf Etappen zwischen 1916 und 1932 erfolgte. Aus einem 1931 ausgeschriebenen Wettbewerb zur Altstadtsanierung des Nydeggquartiers und der Brunngasse gingen Pläne von Hans Weiss hervor, die einen vollständigen Abbruch der Bebauung vorsahen – was im Nydeggquartier nach dem Zweiten Weltkrieg auch weitgehend realisiert wurde –, ebenso wie auch das zweitprämierte Projekt von Otto Rudolf Salvisberg und Otto Brechbühl.[775] Als «Idealprojekte für Basel» publizierte Hans Bernoulli 1944 zwei Entwürfe von befreundeten Architekten für eine «Sanierung» Kleinbasels. Sie wurden von der Redaktion der Schweizerischen Bauzeitung mit einem Hinweis versehen, dass derartig dimensionierte Abbruch- und Neubauprojekte durch die Kriegszerstörungen der Nachbarländer eine «traurige Aktualität» gewännen, illustriert mit einer Fotografie des von der deutschen Luftwaffe 1940 zerstörten und freigeräumten Rotterdam.[776]

Der namhafte Vertreter der deutschen Heimatschutzbewegung, Paul Schultze-Naumburg, konzentrierte zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Blick auf das vermeintliche Unwesen seiner zeitgenössischen Architektur und betonte die «charaktervolle» Bauweise vor der Industrialisierung, die es zum Wohl der Kultur wiederzubeleben gelte.[777] Seine Absichten wurden von der nationalsozialistischen Ideologie aufgesogen. Der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder sah sich 1933 am Beginn einer neuen Zeit, in welcher der totalitäre Staat mit weitgehenden Enteignungsrechten eingreifen dürfe und solle, um «nach dem Führerprinzip!» eine «Ganzheit» der Altstädte wiederherzustellen, die durch historistische Bauten des 19. Jahrhunderts verschandelt worden sei. Zur Durchführung von ästhetischen Korrekturen, aber auch von Abbrüchen der Hofbebauung und der Beseitigung von prekären Wohnverhältnissen schlug er ein Arbeitsbeschaffungsprogramm vor.[778] Beispiele sind das Kölner Martinsviertel, das nach Vorarbeiten aus den 1920er-Jahren ab 1935 «saniert» wurde,[779] die Planungen für eine Erneuerung der Lübecker Altstadt «im Sinne des alten lübeckischen Stadtbildes»[780] oder «Entschandelungen» der Nürnberger Altstadt, die als Paradigma des «Altdeutschen» galt.[781] In Braunschweig bewährte sich 1933–1938 die Methode der modernisierenden und entkernenden Einzelhausbehandlung nach einem Generalplan, wobei private Architekten hinzugezogen wurden. Dies wurde in der Schweiz als vorbildlich empfunden.[782]



204

ABB. 204 Hermann Eidenbenz. Plakat zur Ausstellung «Altstadt heute und morgen» im Kleinen Klingental, 1945. Der «Arbeitsrappen» wirft einen Sonnenstrahl auf das kohlrabenschwarze Altstadtquartier. (NB, Graphische Sammlung Bern, BN_1945_12.)

Nachdem sich die Arbeitslosenzahlen seit 1930 mehr als verdreifacht hatten und insbesondere die Bauwirtschaft in eine schwere Krise geraten war, beschloss der Basler Grosse Rat 1936 die Einführung des «Arbeitsrappens», einer Sonderabgabe in Höhe von 1% aller Einkommen. In dem zugrunde liegenden Gutachten des Nationalökonomen Edgar Salin wird unter den dringlichen Bauvorhaben auch die Innenstadtkorrektion genannt.[783] Ein essenzielles Arbeitsgebiet der dem Baudepartement eingegliederten Zentralen Arbeitsbeschaffungsstelle unter ihrem ersten Leiter, dem Architekten Othmar Jauch,[784] wurde dann jedoch die Altstadtsanierung.[785] In die Entscheidungen eingebunden war zudem die Staatliche Heimatschutzkommission, eine nach 1911 geschaffene und ebenfalls im Baudepartement angesiedelte Kommission. Sie stand unter der Leitung des Juristen



205



206



207

ABB. 205–207 **Die Fotodokumentation der «unhaltbaren Zustände» in den Altstadtwohnungen wurde von den Fotografen Hans Bertolf, Reinhold Eidenbenz, Hans Keerl, W. Kropp und A. Sigrist als Vorbereitung der Altstadtsanierung angefertigt. Alle Archiv KDBS.**

Jakob Wackernagel und ab 1944 (und bis 1972) des Kunsthistorikers Rudolf Kaufmann. Nachdem in den Anfangsjahren vorwiegend einzelne Umbauten gefördert worden waren, bot der Zonenplan von 1939 die Möglichkeit, zusammenhängende Quartiere zu sanieren. Dabei gewann die Erkenntnis Raum, dass anstelle von Abbruch und Neubau der Umbau der bestehenden Häuser und eine Freistellung der teilweise stark zugebauten Höfe ausreichen würde.

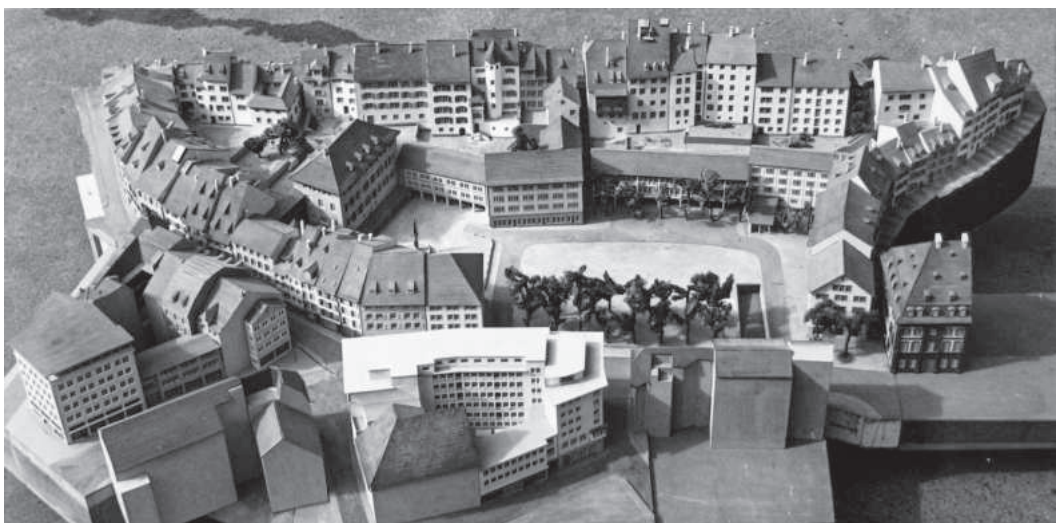
Auf Bundesebene wurde nach Kriegsausbruch 1939 ein Delegierter für Arbeitsbeschaffung installiert, der feststellte, dass die «Sanierungsarbeiten […], wie alle Umbauten, sehr arbeitsintensiv [sind] und […] eine ideale Arbeitsgelegenheit für das Baugewerbe dar[stellen]».[786] Er rief eine Eidgenössische Expertenkommission für Altstadtsanierung ins Leben, die unter dem Vorsitz des Berner Baudirektors und Nationalrats Ernst Reinhard stand. In Basel rannte er offene Türen ein. Im schon 1933 gegründeten Technischen Arbeitsdienst (TAD) arbeitete 1938–1945 eine Anzahl von Architekten an Bauaufnahmen der Häuser in den Altstadtzonen im Massstab 1:50, unter ihnen mit Ernst Rehm, Giovanni Panozzo oder Arnold Gfeller Vertreter des Neuen Bauens, die durch ihre Tätigkeit im Siedlungs- und Wohnhausbau in der Organisation von Grundrissen nach der Maxime «Licht, Luft und Sonne» geübt waren.[787] Zusätzlich wurden Bautechniker, Bauzeichner, Bauführer und verschiedene Bauhandwerker beschäftigt.[788] Der Plansatz einer einzelnen Liegenschaft besteht aus Grundrissen aller Geschosse, Fassadenansichten und Schnitten im Massstab 1:50. Auf dieser Grundlage wurden Teilabbrüche und der Innenumbau zeichnerisch vorgeschlagen.[789]

Die Ausstellung «Altstadt heute und morgen»

Der Basler Bevölkerung wurden die Sanierungsprojekte im Herbst 1945 mit einer Ausstellung im Kleinen Klingental, die fast 25 000 Besucherinnen und Besucher hatte, präsentiert **ABB. 204**. Das Konzept stammte von Rudolf Kaufmann, der Text in dem knappen Begleitheft von dem Journalisten und Grossrat Hermann Aeppli.[790] Darin wurden die Gedanken mustergültig zusammengefasst: 1. Überbevölkerung führte zu schlechten Wohnverhältnissen – deren Behebung ist eine soziale Pflicht. 2. Der Rückbau hat durch «operative Eingriffe», das heisst durch Abbruch von Hofgebäuden und Aufstockungen, zu geschehen. Weder eine zu kostspielige Neubebauung ist anzustreben noch «effektvolle Theaterkulissen» durch reine Fassadenverschönerung. 3. Finanziert wird die Sanierung zum grossen Teil durch die Solidarabgabe des «Arbeitsrappens», sie schafft Arbeitsplätze für Handwerker und gelernte Arbeiter. Punkt 1 wurde durch Fotografien der unhaltbaren Zustände verdeutlicht – ein Verfahren, das schon in den 1920er-Jahren angewandt wurde, so in der Publikation von Otto Schilling über «Innere Stadt-Erweiterung» 1921 **ABB. 205–207**.[791] Vorbildhaft für die Basler Ausstellung mag auch die 1923 zum 100. Geburtstag von Louis Pasteur organisierte Ausstellung in Strassburg gewesen sein, auf der unter dem Stichwort «*urbanisme*» Fotos der desolaten Wohnverhältnisse und Modelle der «*Grande Percée*» präsentiert wurden.[792] In Basel wurden die Einzelpläne des TAD auf grossen Schautafeln zu Quartierübersichten zusammengestellt. Solche wertvollen Gesamtpläne wurden in Zürich auf derselben Grundlage angefertigt und dienten in den 1970er-Jahren zur Strukturanalyse der Stadt.[793] Ergänzend wurden mehrere Quartiere des Sanierungsgebiets im Holzmodell im Massstab 1:100 nachgebaut, und zwar auch hier jeweils im Zustand vor und nach der Sanierung **ABB. 208, 209**. Einzelne Sanierungsbeispiele wurden mit Fotos und Plänen auf Schautafeln erläutert **ABB. 210, 211**. Das eindrucksvolle Material wurde als Wanderausstellung auch an anderen Orten gezeigt, so zum Beispiel 1947 auf der Internationalen Ausstellung für Städtebau und Wohnkultur im Pariser Grand Palais.



208



209

ABB. 208, 209 **Das Geviert zwischen dem Nadelberg und der Schneidergasse sollte besonders stark umgestaltet werden. Die Modelle von Hans Studer zeigen den Zustand vor und nach der geplanten Ausräumung des Binnenhofs. Der erweiterte Andreasplatz wurde gemäss dem 1946 vorgelegten Korrektionsplan für Grossbasel als grosser Marktplatz, auf den der Fischmarktbrunnen versetzt und unter dem eine Tiefgarage errichtet werden sollte, projektiert. Der Plan und die Modelle wurden 1945 in der Ausstellung «Altstadt heute und morgen» gezeigt. Fotos KDBS, Tom Bisig / KDBS, Fotograf unbekannt, wohl Eidenbenz.**

Homogenisierende Sanierung bis in die 1970er-Jahre

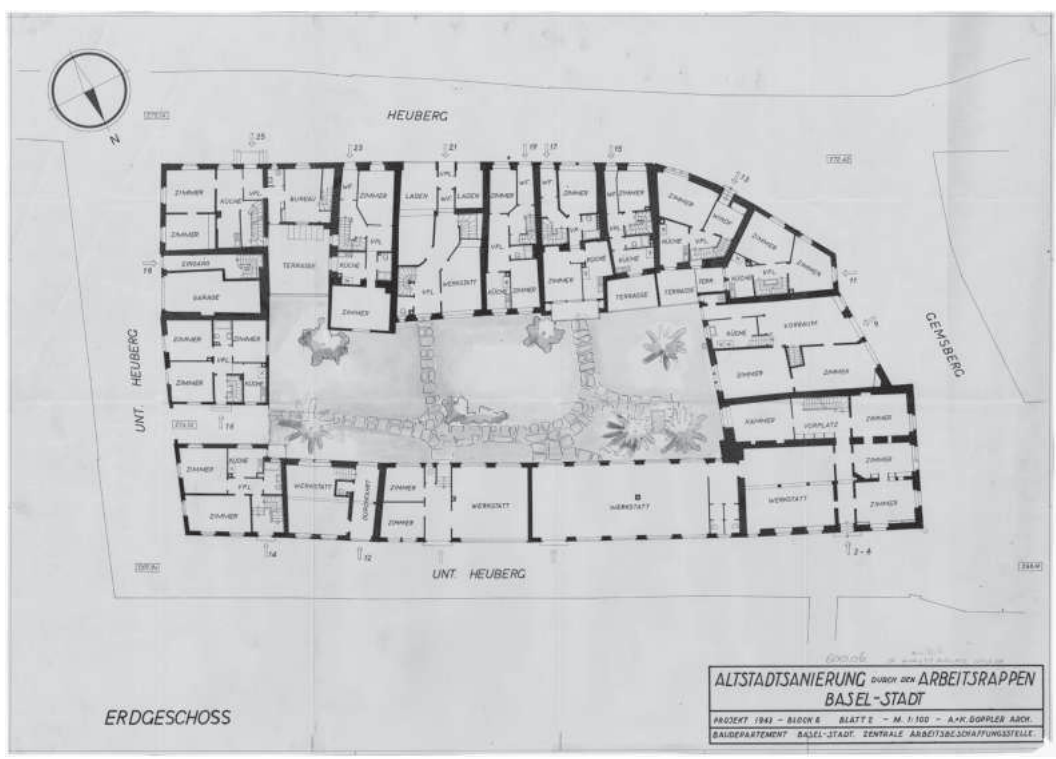
Die Bautätigkeit, die mit dem «Arbeitsrappen» unterstützt wurde, ist in der Publikation von Eugen A. Meier vollständig dokumentiert.[794] Bis 1984 wurde der Umbau, in manchen Fällen auch der Neubau von mehr als 350 Häusern finanziell gefördert. In den Kriegsjahren waren die Sanierungsplanungen in besonderer Weise von einem Bezug zur Geistigen Landesverteidigung geprägt.[795] In der Kulturbotschaft des Bundes hiess es 1938: «Der Heimatschutz will das Antlitz des Landes, das Bild der Landschaft wie unserer schönen Schweizerdörfer und -städte verteidigen gegen verständnislose Verschandelung. Im Heimatschutz offenbart sich die Liebe zur urwüchsigen Schönheit der Landschaft, die der Schöpfer uns zur Heimat gegeben und die Ehrfurcht vor dem, was unsere Väter in einer langen Kette von Geschlechtern an Bauwerken auf der heimatlichen Erde geschaffen haben.»[796] Mit der Verschandelung waren sowohl Anfügungen und Aufstockungen der Häuser im 19. Jahrhundert gemeint als auch historistische Bauten, die Pinder im nationalsozialistischen Deutschland ebenfalls im Visier hatte. Über die ideologischen und politischen Grenzen hinweg sollte die «Altstadt» auf ein Gedankenbild hin korrigiert werden, das heimische Traditionen und Formen in einer idealen Reinform wiedergab.[797]

Die Ausführung der Projekte erstreckte sich teilweise bis in die 1970er-Jahre. Hierfür sind mehrere Gründe zu nennen. Das Erlebnis der kriegszerstörten Städte rund um die Schweiz verstärkte die Wertschätzung der eigenen Altstadt und das Gefühl, mit der Sanierung auf dem richtigen Weg zu sein.[798] In Deutschland sah man, wie Sanierungsplanungen aus der Vorkriegszeit zum Neuaufbau der zerstörten Innenstädte dienten, beispielsweise in Freiburg im Breisgau, wo der seit 1925 amtierende Bauamtsleiter und erklärte Feind historistischer Architektur Joseph Schlippe den Wiederaufbau der Innenstadt leitete.[799] Seine gewählte Methode, die Strassenführung, Massstäblichkeit und Gliederung der «Zäh-

ABB. 210, 211 **Bestandsaufnahme und Sanierungsplanung des Quartiers zwischen Heuberg und Unterem Heuberg durch die Architekten A. & K. Doppler, 1942/43. Die Anlage eines gemeinsamen Binnenhofs anstelle von Hofgebäuden sollte mustergültig verwirklicht werden. In den Wohnungen ist darauf Bedacht genommen, dass alle Küchen mit Fenstern versehen sind. (Archiv KDBS TAD 600_006 und 607_001.)**



210



211

ringerstadt» zu erhalten, fand in der Schweiz Sympathie.[800] Die personelle Kontinuität sicherte auch in Basel ein Weiterleben der Sanierungsplanungen: Der Kantonale Denkmalpfleger Rudolf Riggenbach amtierte von 1932 bis 1954, gefolgt von Fridtjof Zschokke und 1961 bis 1977 von Fritz Lauber, der schon 1939 als Architekt im Hochbauamt an der Altstadtsanierung mitgewirkt hatte. Präsident der Staatlichen Heimatschutzkommission war von 1944 bis 1972 Rudolf Kaufmann, und Othmar Jauch, der



212



213

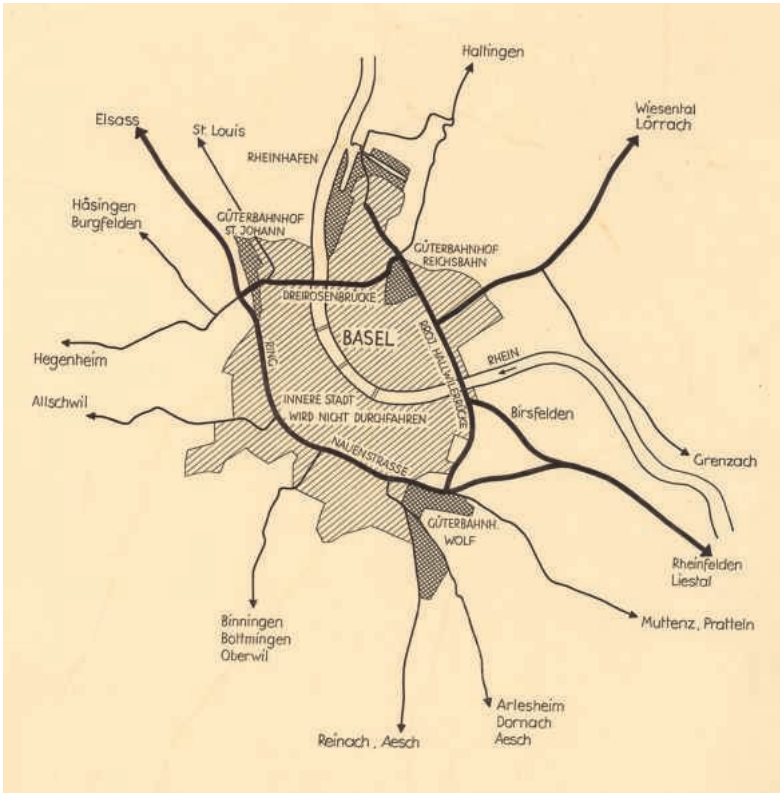
ABB. 212, 213 Spalenberg 20–22. Das zwischen 1908 und 1915 entstandene Foto zeigt bei Nr. 20 (rechts im Bild) die Aufstockung des 19. Jahrhunderts. 1950 wurde erst die historistische Devanture und 1955 der aufgesetzte Kniestock beseitigt. Fotos KDBS (links) / KDBS, Erik Schmidt, 2007 (rechts).

Private und staatliche Denkmalpflege in Basel

1905 Gründung der Sektion Basel der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz.
1908 Ernst Albert Stückelberg umreisst das Programm der Basler Denkmalpflege in einer Publikation im Basler Volksblatt.
1912 Einsetzung der Staatlichen Heimatschutzkommission im Baudepartement, im Rahmen des Einführungsgesetzes des Zivilgesetzbuchs.
1913/16 Der Archäologe und Numismatiker Ernst Albert Stückelberg gründet den privaten Verein der Basler Denkmalpflege.
1915 Die erste, nach vielen Diskussionen stark verkürzte Denkmalliste umfasst 49 Gebäude und 19 Brunnen.[801]
1919 Der Verein erhält erstmals staatliche Subventionen als Erweiterte Basler Denkmalpflege.
1922 Umbenennungen der beiden Institutionen in die staatlich finanzierte Öffentliche Basler Denkmalpflege und die von Mitgliedsbeiträgen getragene Freiwillige Basler Denkmalpflege.
1932 Rudolf Riggenbach ist sowohl Präsident (ab 1936 Denkmalpfleger) der Freiwilligen Denkmalpflege (bis 1961) als auch öffentlicher Denkmalpfleger (bis 1954).
1945 Liste schützenswerter Baudenkmäler.
1977 Schutz- und Schonzone im Hochbaugesetz verankert. Kontrolle durch die Stadtbildkommission (ehem. Staatliche Heimatschutzkommission).
1980 Denkmalschutzgesetz.

Leiter der Arbeitsbeschaffungsstelle, wurde 1947 Leiter des Stadtplanbüros.

Gerhard Vinken hat in seiner Arbeit über Basel und Köln die Altstadtkorrektion und -sanierung als Teilbereiche der Modernisierung der Stadt charakterisiert, und zwar nicht nur im technischen Sinne, sondern auch als Schaffung eines identitätsstiftenden Gegenbilds zur Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts in den Aussenquartieren. Denkmalpflegerisch entfernte man sich damit von der bekannten Forderung Georg Dehios «konservieren, nicht restaurieren», zudem schuf die Dualität der Begriffe «Korrektion» und «Sanierung» eine Grenzlinie um die so genannten Traditionsinseln, die auch unter diesem Aspekt nicht nur als Relikt aus vergangenen Zeiten erscheinen, sondern als Konstrukt mit besonderem formalem Anspruch. Diesem mussten vielfach Veränderungen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert weichen **ABB. 212, 213**. Der «Rückbau» betraf insbesondere Schaufensteranlagen sowie Fenstergliederungen, die mit rekonstruierten Sandsteingewänden versehen wurden. Allerdings traf die Missachtung des Ornaments auch historistische Neubauten, wie die «Schlichtung» der Volksbankfassade gegenüber der Hauptpost an der Rüdengasse um 1970 zeigt (Gerbergasse 30 VIII 423).



214

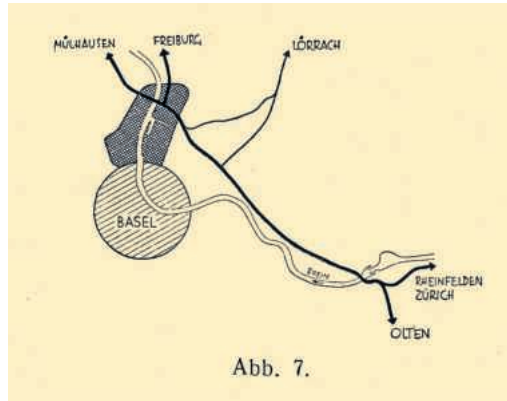
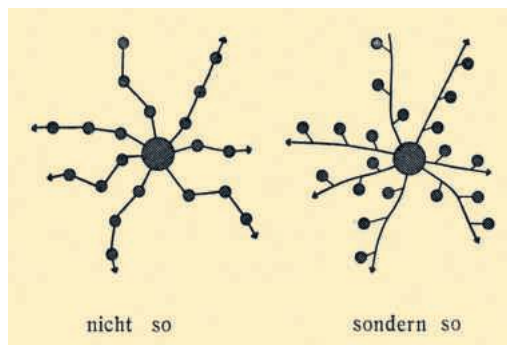


Abb. 7.

215



216

ABB. 214 Paul Trüdinger. Planung der Hauptverkehrsstrassen für den Güterverkehr, der das Stadtzentrum nicht durchqueren sollte. Aus: TRÜDINGER 1942, Abb. 6.

ABB. 215 Paul Trüdinger. Tangentiale Führung des Verkehrs aus Frankreich und Deutschland an Basel vorbei in die Schweiz durch eine Autobahn auf deutscher Seite. Aus: TRÜDINGER 1942, Abb. 7.

ABB. 216 Paul Trüdinger. Schema einer Stadtgliederung mit radialen Ausfallstrassen: «Perlenschnur» versus «Verästelung». Aus: TRÜDINGER 1942.

Verkehrsplanung im Zeichen des Personenwagens

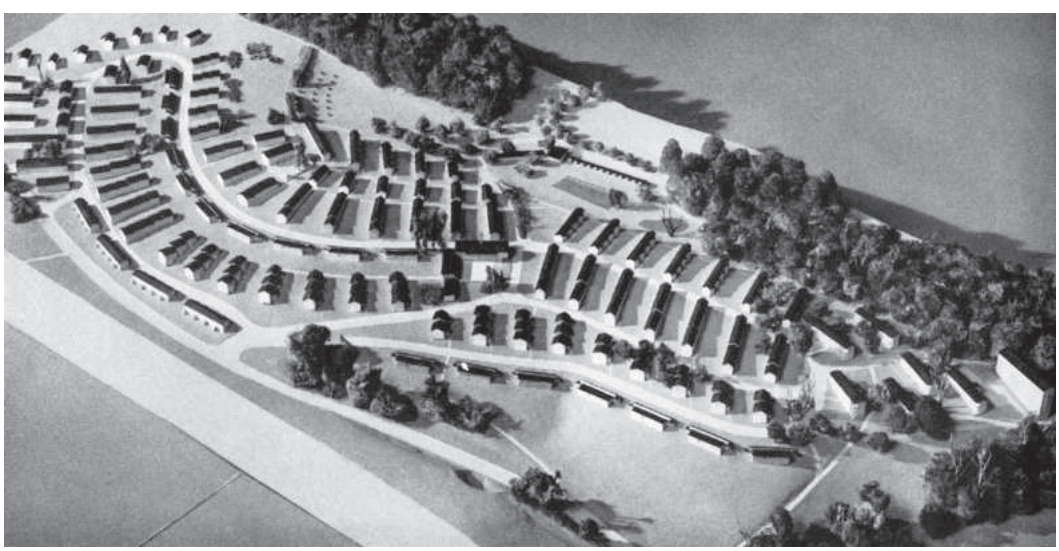
Neuer Leiter des Stadtplanbüros wurde 1939 PAUL TRÜDINGER, der von dem Posten des Stadtbaumeisters in St. Gallen nach Basel wechselte. Seine Aufgabe war es, die Planungsprobleme Basels in einem weiteren, regionalen Rahmen zu bedenken. Zusammen mit seinem Kollegen aus dem Kanton Basel-Landschaft, WILHELM ARNOLD, entwarf TRÜDINGER 1945 einen ersten Regionalplan Basel-Stadt und Basel-Landschaft.[802] Ziel war es, die einengende Grenzlage nicht als gegeben zu akzeptieren, sondern in Zusammenarbeit auch über Staatsgrenzen hinweg die Bodennutzung so zu lenken, dass die «vier Lebensfunktionen Verkehr, Arbeit, Wohnen und Erholung» bestmöglich zur Geltung kommen könnten. Vor Augen standen TRÜDINGER die ungünstige Aufteilung der Verkehrsflächen in Basel, die Wohngebiete durchschnitten und Industriegebiete nach sich zogen, ferner die Zersiedlung der Stadtränder durch ungehinderte private Bauspekulation und ungeordnete Durchmischung mit Gewerbearealen. Er unterschied den Güter- vom Privatverkehr und wollte Ersteren an der Innenstadt vorbeileiten. Er antizipierte damit den späteren Cityring und sogar die deutsche Autobahn A98, die den von Norden strömenden Verkehr nördlich von Lörrach nach Rheinfelden und damit an Basel vorbei in die Schweiz lenkt (Fertigstellung 2010) **ABB. 214, 215**.[803] Für den Personenverkehr strebte er fort von einer «Perlenschnuranordnung», nach welcher der radial vom Stadtzentrum ausgehende Verkehr alle Satellitenquartiere durchfahren müsse, hin zu einem «Verästelungssystem», das den Radialstrassen ungehinderten Vorrang einräumte und Wohngebiete seitlich an diese anbinden sollte **ABB. 216**.[804] Die Verwirklichung der Pläne scheiterte an fehlenden Verbindlichkeiten,[805] und auch der Grossbasler Korrektionsplan, mit Ratschlag von 1946 dem Grossen Rat vorgelegt, blieb aufgrund aufreibender Diskussionen liegen. Währenddessen erfolgte 1947 die Entlassung TRÜDINGERS auf Initiative von Regierungsrat FRITZ EBI.[806] Nach 66 Sitzungen einer grossrätlichen Kommission wurde schliesslich 1949 der Grossbasler Korrektionsplan verabschiedet **ABB. 217, 219**.

Vom Block zur Zeile – neue Bebauungsmuster

TRÜDINGERS «Verästelungssystem» als Organisation des lokalen Verkehrs wurde, da die bestehenden Strassen kaum zu ändern waren, nur in kleinem Massstab verwirklicht, und zwar durch die Anwendung der Zeilenbauweise.[807] HERMANN BAUR plante ab 1943 für zwei Wohngenossenschaften die Siedlung Jakobsberg am südöstlichen Abhang des Bruderholzes **ABB. 218**. Konsequent standen die Zeilen



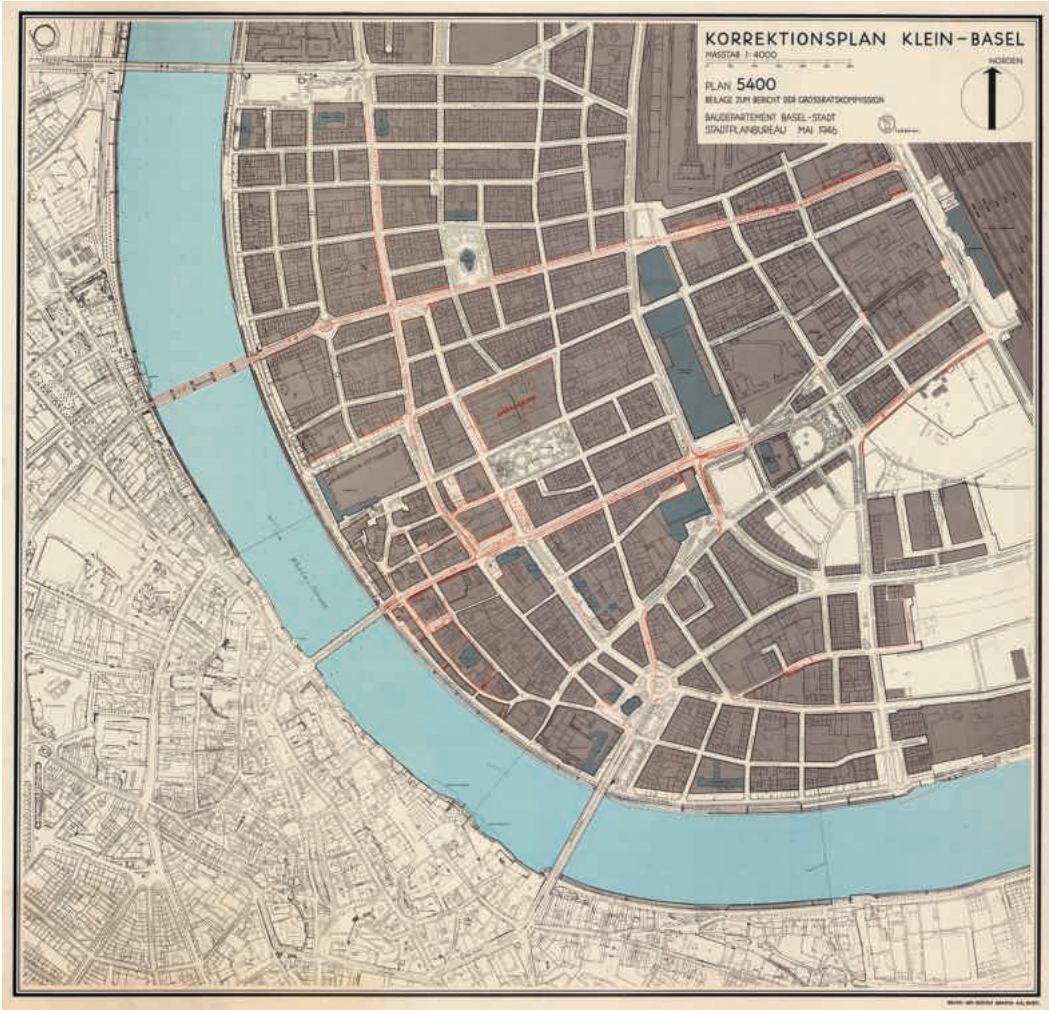
217



218

ABB. 217 Korrektionsplan für Grossbasel, 1949. Der nach der Entlassung Trüdingers von Othmar Jauch vorgelegte Plan wurde zur Ausführung bestimmt. Die nach wie vor vorgesehene «Talentlastungsstrasse» wurde durch die Verbreiterung der Schneidergasse und der Münzgasse bis zur «Rümelinsmühle» am Anfang des Gerbergässleins innerhalb der folgenden zwei Jahrzehnte verwirklicht. Die Heuwaage hätte als Knotenpunkt einen immensen Autoverkehr verkraften müssen. Beilage zum Grossratsbericht 1949. (StABS DS BS 9 4531.)

ABB. 218 Das Modell der Siedlung Jakobsberg zeigt eine konsequente Zeilenbebauung am Hang des Bruderholzes. Aus: Das Werk 34, 1947, H. 5, S. 146.



219

ABB. 219 **Korrektionsplan für Kleinbasel, 1946. Der Kleinbasler Plan verursachte weit weniger Diskussionen als derjenige für Grossbasel. Er beinhaltete gleichwohl wichtige Weichenstellungen für die Bewältigung des Güter- und Durchgangsverkehrs. Als Hauptachsen sollten der Claragraben, die Feldbergstrasse und Clarastrasse verbreitert werden. Ausserhalb des Planausschnitts liegt die sogenannte Hallwylbrücke als Verlängerung der Schwarzwaldstrasse. Beilage zum Grossratsbericht von 1946. (StABS DS BS 9 4237.)**

aus vier bis sechs Häusern senkrecht zur Strasse, die nur durch Fusswege erschlossen wurden.[808] Die Absicht war, die Gebäude optimal zur Besonnung auszurichten und die Belästigung durch den Fahrverkehr zu minimieren. Für eine Zeilenbebauung entschied sich auch die Wohngenossenschaft Albanrheinweg, deren Mehrfamilienhäuser in der Breite nach Plänen von Otto und Walter Senn 1944–1948 ausgeführt wurden. Im Unterschied zu den umliegenden Gemeinden fand die Zeilenbauweise im Stadtgebiet jedoch keine grosse Verbreitung.

Grosse Beachtung in Fachkreisen erfuhr die Überbauung des Gellertareals, das sich im Besitz der Christoph Merian-Stiftung befand **ABB. 220**. Auf einer Fläche von mehr als 8 ha zwischen der Gellertstrasse, der Karl Jaspers-Allee (damals Hardstrasse) und der Bahnlinie plante ein Zusammenschluss Basler Architekten 1951 ein Wohnquartier mit Mehrfamilienhäusern. Nach anfänglichen Entwürfen einer Zeilenbebauung, die sich an einem orthogonalen Raster ausrichtete, verlagerte sich der Fokus auf eine variationsreiche Anordnung von Wohnhochhäusern und Mehrfamilienhäusern in einer parkähnlichen Umgebung mit einem zentralen Platz (Christoph Merian-Platz mit der Gellertkirche, erbaut 1964 nach Entwürfen von Curt Peter Blumer).[809]

Die aufgelockerte und vielgestaltige Bebauung mit verschiedenen Haustypen und möglichst sozialer Durchmischung war in den folgenden Jahren Programm, wenn grössere Areale zu bebauen waren. Von den Zonenvorschriften konnten Ausnahmen genehmigt werden, wenn der Regierung Bebauungspläne vorgelegt wurden und auf diese Weise quasi ein eigens zugeschnittenes Baugesetz geschaffen wurde. Hintergrund war das Ideal von komplexen Nachbarschaftseinheiten, die ihre Identität nicht durch Gleichförmigkeit und Abgeschlossenheit (wie noch in den Siedlungen der Zwischenkriegszeit) gewinnen sollten, sondern durch eine offene familien- oder nutzerfreundliche Gestaltung des öffentlichen Raums mit Grünflächen, Sportanlagen, Spielplätzen, Schulen und Einkaufsmöglichkeiten. In diesem Sinne zeigte sich Basel auch dem Bau von Hochhäusern (per Definition mit mehr als zehn Ge-

schossen oder 28 m Höhe) aufgeschlossen, wenn nur die entsprechenden ausgleichenden Angebote vorgesehen waren. Zudem durften die Hochhäuser weder die engere Umgebung noch historische oder künstlerische Werte, insbesondere der Altstadt, beeinträchtigen.[810] Die ersten Wohnhochhäuser der Schweiz entstanden 1950–1951 in Basel an der Flughafenstrasse 4, 6, 8 (damals Mittlere Strasse) nach Plänen von Arnold Gfeller und Hans Mähly.[811]

Der Gesamtverkehrsplan Basels von Kurt Leibbrand

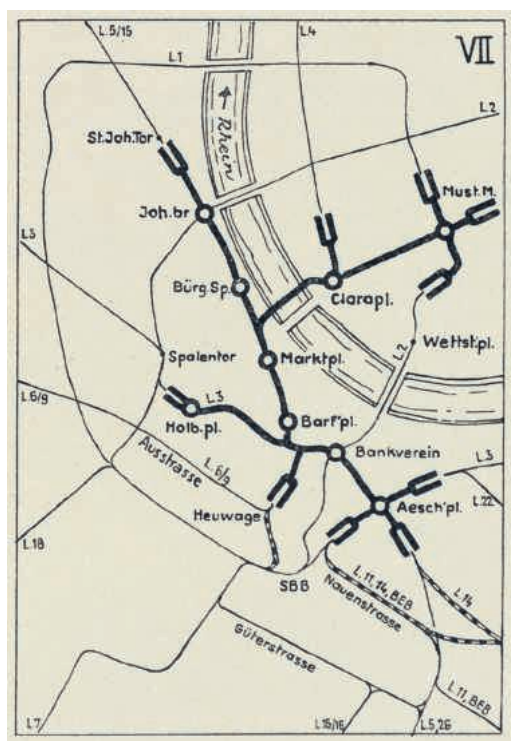
Die wachsende Zahl der Privatautos liess Mitte der 1950er-Jahre die bestehenden Verkehrs- und Korrektionspläne Makulatur werden. 1954 wurde dem Grossen Rat der Vorschlag zum Bau einer U-Bahn vorgelegt **Abb. 221** – keine ganz neue Idee, hatte doch schon 1929 Ferdinand Musfeld gemeint, angesichts der «Verkehrskalamität» in der Innenstadt sollte man das Tram im umgebauten Birsigtunnel fahren lassen.[812] Hans Bernoulli wagte sich mit einem Vorschlag an die Öffentlichkeit, die Innenstadt gänzlich den Fussgängern zu überlassen.[813] Der Grosse Rat hingegen beauftragte den damals an der ETH lehrenden «Karajan der Verkehrsplanung»[814] Kurt Leibbrand mit dem Entwurf eines Gesamtverkehrsplans. Sein 1958 vorgelegtes Werk umfasste drei Hauptelemente: 1. Die teilweise Umwandlung des Trams in eine Tiefbahn, nach dem Vorschlag von 1954, mit einer Gesamtlänge des Netzes von 7,4 km. 2. Den Anschluss des Systems aus radialen und tangentialen Hauptverkehrsadern an die Schweizer Autobahn. Dabei sollte die stark verkehrsbelastete Heuwaage durch einen Viadukt, also eine zweite Strassenebene, entlastet werden **Abb. 222, 223**. Während die deutsche Autobahn durch einen Anschluss bei Birsfelden mit der A2 verbunden werden sollte, hätte der Verkehr nach Frankreich das Stadtgebiet passieren oder in einen Tunnel verlegt werden müssen. Ausserdem lebte bei Leibbrand die von Adolf Schuhmacher vorgeschlagene «Grabenlinie» mit einer zu erstellenden Totentanzbrücke wieder auf. 3. Grossgaragen am Rand der Innenstadt. Alle anderen zentralen Parkplätze am Strassenrand sollten mit Parkuhren ausgestattet werden.[815]

Der «Gesamtplan» der Architektenverbände

Leibbrands Plan rief den Widerspruch der Basler Architekten-Fachverbände hervor. Sie bemängelten, dass sich der Experte zu sehr auf den Verkehr konzentriert habe und dabei Grundprobleme, zum Beispiel die wegen der Zentrumsfunktion in der Innenstadt unverändert gegebene Verkehrslast, nicht benannt habe. Sie schlugen einen geschlossenen Autobahnring und einen inneren Cityring (die «neue



220



221

Abb. 220 Plan zur Überbauung des Gellertareals, 1955. Den Masterplan verantwortete Hermann Baur, die Ausführung lag bei verschiedenen Architekten. Statt Punkthochhäuser (unter den vielen Entwürfen existierten auch die im Grundriss dreistrahlenförmigen Hochhäuser nach Le Corbusiers Vorbild) favorisierte man siebengeschossige Scheibenhochhäuser und zwei- bis viergeschossige Reihen- und Mehrfamilienhäuser. Beilage zum Ratschlag Nr. 5123 von 1955. (Archiv S&A.)

Abb. 221 Die 1954 vorgeschlagene Linienführung einer Tram-Tiefbahn entsprach mit wenigen Änderungen den Verkehrsplänen von Kurt Leibbrand 1958 und den Basler Architekten-Fachverbänden 1963. Ratschlag Nr. 5062 von 1954. (StABS DS BS 9 5062.)

ABB. 222 Bau des Heuwaage-Viadukts. Foto König, zwischen 1966 und 1970. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Com_L18-0289-0002-0001.

ABB. 223 Kurt Leibbrand. Im Gesamtverkehrsplan von 1958 war der Bau des Heuwaage-Viadukts vorgesehen. Schon 1889 hatte Eduard Riggenbach einen Birsigviadukt in diesem Bereich geplant; bei Leibbrand sollte er den nach Basel einströmenden Verkehr von der Schweizer Autobahn weiterleiten. Auch im später vorgeschlagenen Cityring war er projektiert, erbaut wurde er in den Jahren 1966–1970. Aus: LEIBBRAND 1958, Blatt 171.

ABB. 224 Der von den Architekten-Fachverbänden vorgelegte Alternativplan zu Leibbrands Entwurf thematisiert gleichwohl den Individualverkehr. Entgegen der im Text genannten Absicht, den Cityring wie eine neue Stadtmauer um die Altstadt zu legen, ist eine grössere Anzahl von Parkhäusern im inneren Perimeter geplant – auch auf oder unter dem Münsterplatz! Interessant sind die Angaben der Verkehrsgeschwindigkeiten: 60 km/h auf den Autobahnen, 30 km/h auf den Hauptverbindungen, 15 km/h im Citygebiet. Aus: SBZ 81, 1963, Taf. 26.



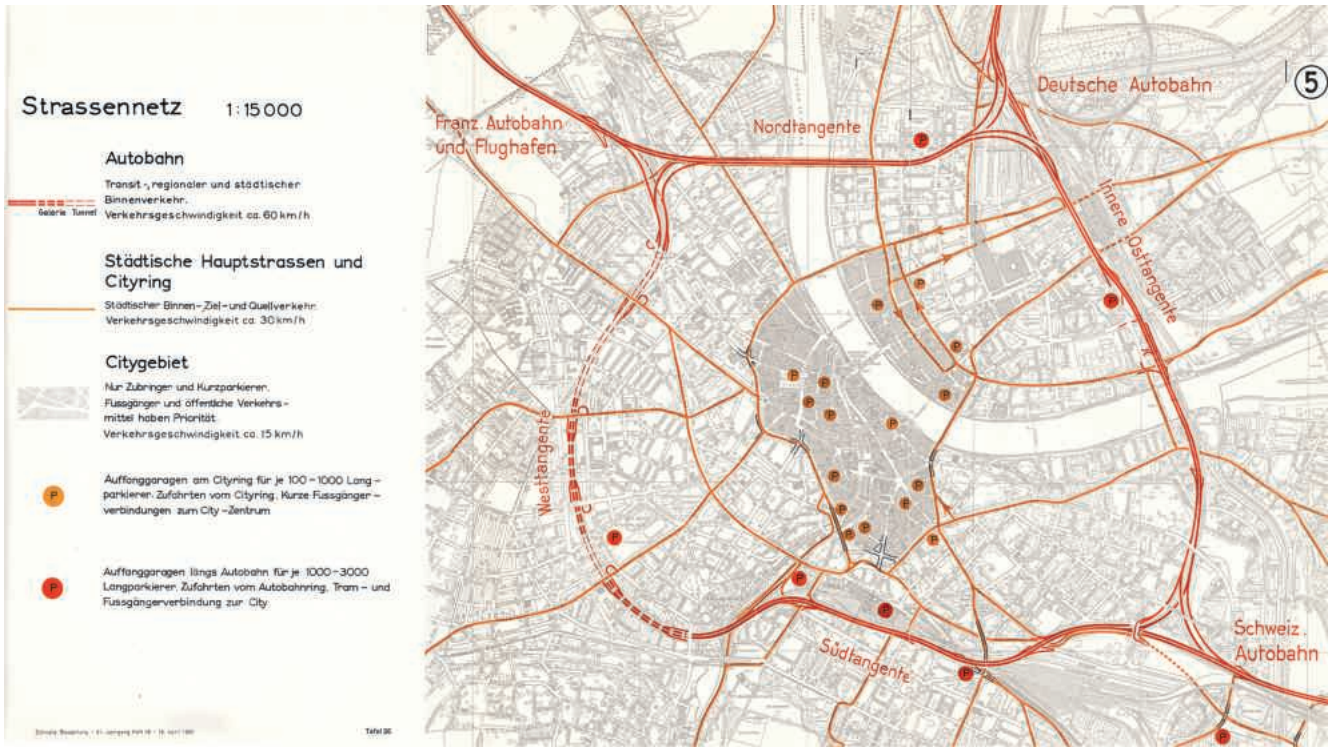
222



223

Stadtmauer») vor, um Aussenquartiere besser anzubinden und ihnen dezentrale Entwicklungsmöglichkeiten zu verleihen.[816] Der 1963 veröffentlichte «Gesamtplan der Stadt Basel» **ABB. 224** wurde der Öffentlichkeit 1966 auch als 13-minütiger Film in den einzelnen Quartieren sowie im Vorprogramm der Kinos nahegebracht.[817] Der Plan basierte auf den Idealvorstellungen einer «gegliederten und aufgelockerten Stadt» – so der programmatische Titel des vielbeachteten Buches von JOHANNES GÖDERITZ, ROLAND RAINER und HUBERT HOFFMANN 1957[818] – mit der Trennung von Wohn- und Arbeitsstätten, Geschäfts- und Industriezonen, keilförmig ins Zentrum ziehenden Grünzonen und den differenzierten Verbindungen zwischen diesen Bereichen **ABB. 225, 226**. Dieses Schema hatte viel mit den Gartenstadtentwürfen von EBENEZER HOWARD gemeinsam, die auch in Grossbritannien mit dem *«New Towns Act»* von 1946 auflebten.[819]

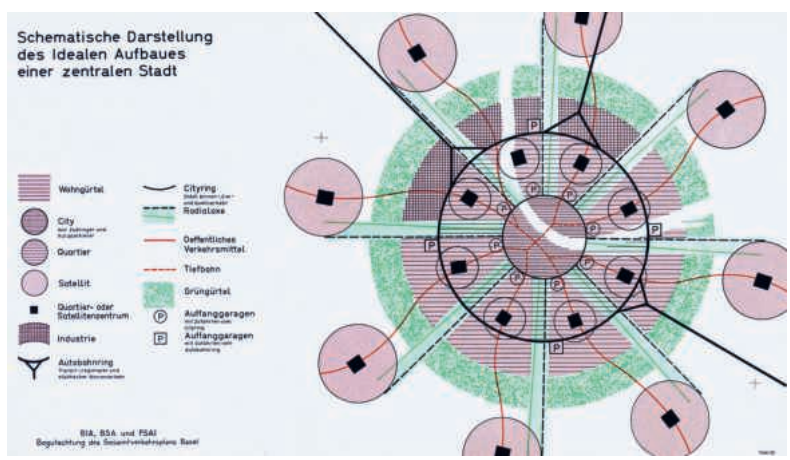
Der «LEIBBRAND-Plan» und der Plan der Fachverbände wurden von einer grossrätlichen Kommission in Beratung genommen, deren lange Dauer sich bald abzeichnete. Die Kommission legte daher mehrere Zwischenberichte vor, in denen bestimmte Sofortmassnahmen und Teilverwirklichungen angestossen wurden. 1964 wurde der Autobahn-



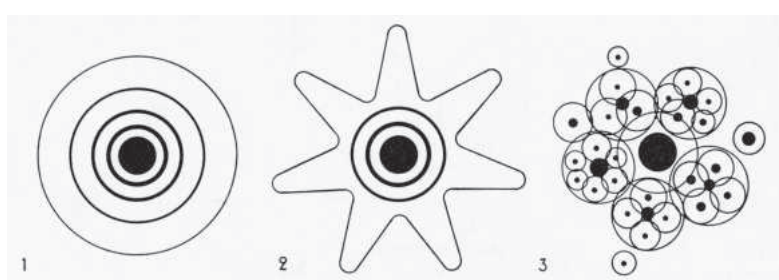
224

ABB. 225 **Basel (kenntlich am weissen Streifen des Rheinbogens) als Idealstadt. Schwerpunkt des dem «Gesamtplan» beigegebenen Schemas ist die Funktionsteilung und Polyzentrierung der Stadt. Aus: SBZ 81, 1963, H. 16, Taf. 23.**

ABB. 226 **Johannes Göderitz, ein Star der Stadtplanung vor 1933 in Magdeburg und nach 1945 in Braunschweig, übernahm in seinem Buch «Die gegliederte und aufgelockerte Stadt» ein Schema des französischen Architekten Gaston Bardet – Beleg für die europaweite Übereinstimmung der Stadtplantheorie nach dem Zweiten Weltkrieg. «An die Stelle des uferlosen Häusermeeres mit einer dichtbebauten Mitte (1) und des sternförmigen Wachstums entlang den Ausfallstraßen (2) tritt ein organisches Gefüge mehr oder weniger selbständiger Stadtzellen mit eigenen örtlichen Mittelpunkten (3).» Aus: GÖDERITZ/RAINER/HOFFMANN 1957, S. 19.**

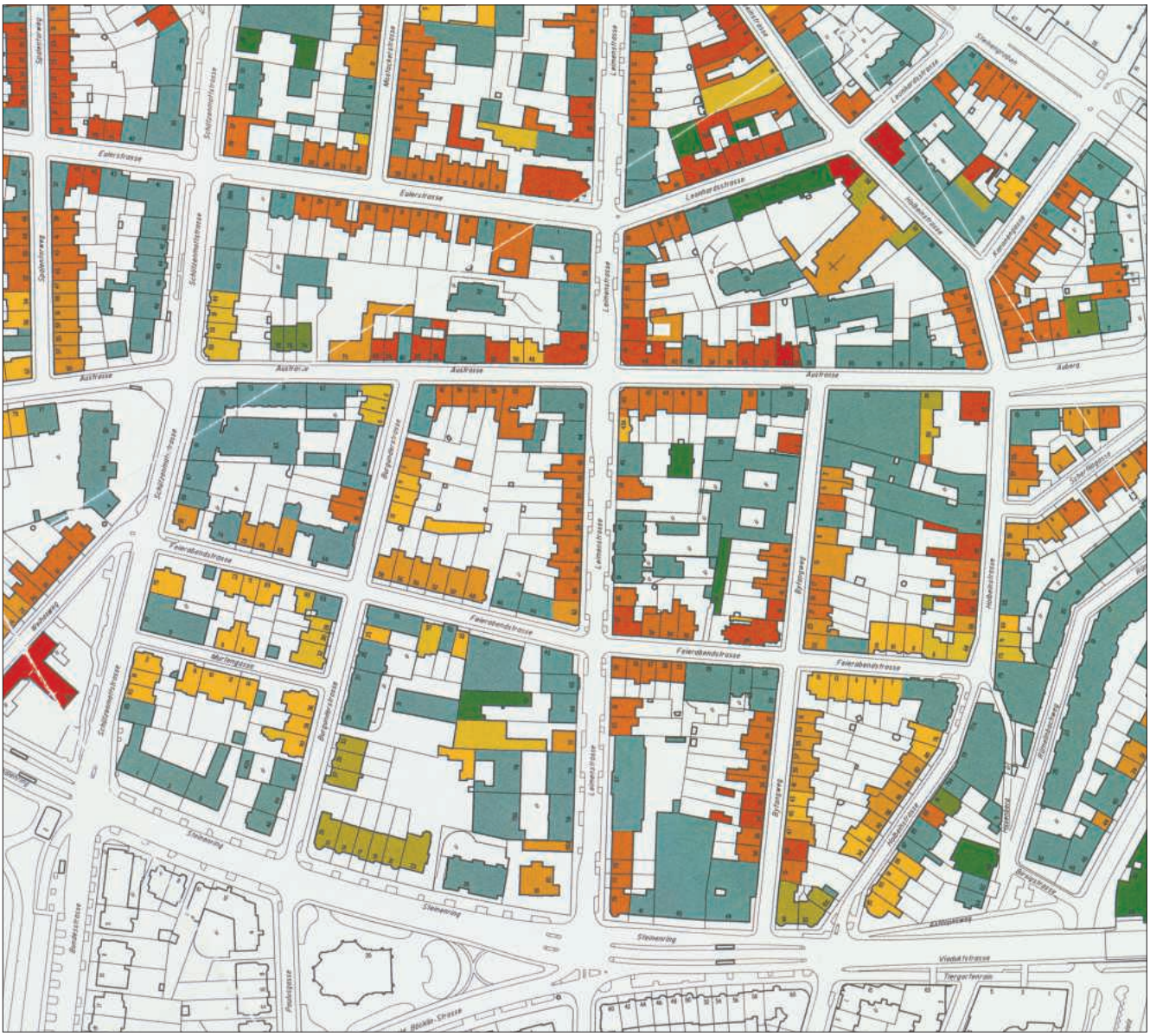


225



226

bau gemäss dem Vorschlag der Fachverbände als Richtplan beschlossen und die weitere Planung einer «Arbeitsgruppe Dreieck» übertragen. Zunächst wurde die Osttangente mit dem Tunnel vor dem Badischen Bahnhof verwirklicht; die Nordtangente mit dem Anschluss nach Frankreich wurde erst 2007 mit dem Ersatzneubau der Dreirosenbrücke dem Verkehr übergeben. Planungen zur Westtangente wurden sistiert. Für den Cityring wurde, als herausragendes Teilstück, der Heuwaage-Viadukt in den Jahren 1966–1970 gebaut.



227

ABB. 227 **Die Kartierung des Quartiers Am Ring zeigt den «Flickenteppich» aus Häusern verschiedener Zeiten. Deutlich wird, wie stark die Bautätigkeit nach 1940 (graugrün) in den historischen Bestand eingegriffen hat. Leporello zur Ausstellung «Am Ring. Entstehung und Wandel eines Basler Quartiers», die nach Abschluss der Inventarisierung in diesem Gebiet von der Basler Denkmalpflege 1996 im Kleinen Klingental gezeigt wurde. (KDBS.)**

Planungskritik

Die wirtschaftliche Hochkonjunktur, verbunden mit der Technisierung aller Lebensbereiche und der Industrialisierung der Bauwirtschaft, führte in den 1960er-Jahren zu einer Massenproduktion, auch im Wohnungsbau. Basels Stadtgebiet war weniger betroffen – die Zahl der bewohnten Gebäude hatte 1960 ihren Höchststand erreicht –[820], doch spätestens ab jener Zeit ist der Kanton nicht mehr ohne Berücksichtigung der Siedlungen in den Nachbarkantonen und den Grenzgebieten in Frankreich und Deutschland zu sehen. In der sogenannten Agglomeration entstanden in Birsfelden (Wohnhochhäuser Rheinpark, 1958–1960), Lörrach (Siedlung Salzert, ab 1963), Kaiseraugst (Liebrüti, 1974–1977) oder Aarau (Telli, 1971–1991) grosse Wohnüberbauungen. Der Bau mit vorgefertigten Betonteilen wurde insbesondere von dem Unternehmen GÖHNER AG mit ca. 9000 Wohnungen im Mittelland, zwischen 1960 und 1975, vorangetrieben.[821] Vor dem Übergewicht der Rentabilitätsargumente, die für die Bauabteilungen grosser Firmen ausschlaggebend waren, schien die Stadtplanung der Architekten in eine Sackgasse gelangt zu sein. Grundsätzliche Kritik erwuchs von fachfremder Seite: Die Schriften von Lucius Burckhardt, Markus Kutter und Max Frisch wandten sich gegen das Prinzip der technokratischen Planung, welche die gesellschaftlichen und politischen Realitäten ignorieren oder bestenfalls modellieren wollte.[822] Planung sei bislang stets auf



228

ABB. 228 Die Birmannsgasse ist ein Beispiel für die konzeptlose Durchmischung von Bauten verschiedenen Typs, Volumens und Fassadenmaterials, die im 20. Jahrhundert möglich war. Aufgrund der Zerstörung des Strassenbilds ist die Gasse auch heute nicht in eine Schutz- oder Schonzone eingeteilt. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ein feststehendes Ziel ausgerichtet gewesen, legitimiert durch das Versprechen, mit dem Erreichen des Ziels die Lösung für ein bestimmtes Problem zu erhalten. Nicht primär betroffene Missstände und Bedürfnisse sowie deren Dynamik seien weitgehend ausgeblendet worden.[823]

Die politische Stossrichtung klang mit den 1960 in einem Vortrag von dem Basler Nationalökonomen Edgar Salin geäusserten Gedanken zusammen. Für Salin war deutlich, dass nur der aktive Bürgersinn eine reife Form von Urbanität, und damit die Möglichkeit einer Stadtformung, hervorbringen könne.[824] Burckhardts Planungskritik fand Unterstützung durch den in den USA lehrenden Architekten Christopher Alexander. Mit seinem Artikel «A City is Not a Tree» legte dieser 1965 eine Analyse der Stadtstruktur vor.[825] Darin beschrieb er die den modernen Stadtentwürfen innewohnende Ordnung als relativ simple Baumstruktur, die sich in der Separierung verschiedener Funktionsbereiche erschöpfe. Die mannigfaltigen Bezüge der einzelnen Elemente, die sich zu verschiedenen und sich überschneidenden Gruppen fügen, fasste er mit dem mathematischen Begriff des Halbverbands (*«semi-lattice»*), der schon von einer geringen Komplexitätsstufe an nicht mehr planbar sei. Damit war, jedenfalls in der Theorie, die Zeit der grossen Pläne im Städtebau vorbei. Gefordert wurde eine prozesshafte Planung in überschaubaren Teilbereichen und Einzelschritten.[826]

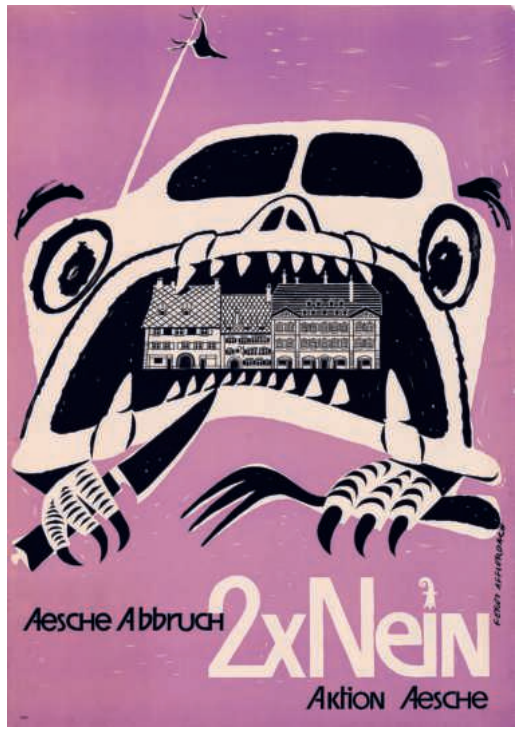
Innere Zersiedlung und Bürgerprotest

Mit Büchern wie «Die gemordete Stadt» (1964, von Wolf Jobst Siedler) und «Die Unwirtlichkeit unserer Städte» (1965, von Alexander Mitscherlich) wurde der durch die Funktionstrennung eingetretene Verlust der Einheit von Leben und Arbeiten und der intakten Nachbarschaft beklagt.[827] Die Stadt Basel war von diesen Entwicklungen auf eine andere Art betroffen, als es die Autoren aus Deutschland mit ihren Wiederaufbau-Erfahrungen schilderten. Eine Auswertung nur für die Altstadt innerhalb der Stadtmauern zeigt, dass die Zahl der abgebrochenen Gebäude in der Zeit von 1950 bis 1975 gleiche Grössenordnung annahm wie zur Zeit der Citybildung um 1900. In den Aussenquartieren ist die Situation noch gravierender.[828] Zwar wurden nicht ganze Strassenzüge beseitigt, doch in einer Art innerer Zersiedlung wurden geschlossene Häuserreihen, wie sie Martin und Bernoulli noch 1929 in der Leimenstrasse lobten (siehe S. 165f.), durch Einzelbauten oder kleinere Baukomplexe, die sich weder in der Kubatur noch der Gliederung oder dem Material an dem Bestehenden orientierten, unterbrochen **ABB. 227, 228**. Dem geschlossenen Charakter der Wohnquartiere wurde dadurch empfindlicher Schaden zugefügt, jedoch wurde er nicht gänzlich vernichtet.

Unter dem Eindruck der Veränderungen regte sich der Protest von Bürgerinnen und Bürgern, der sich an Bauvorhaben in der Innenstadt entzündete. 1953 ging ein Abstimmungskampf um die im Korrektionsplan von 1949 beschlossene Verbreiterung der Aeschenvorstadt verloren **ABB. 229**.[829] 1961 fand

ABB. 229 Ferdi Afflerbachs Abstimmungsplakat von 1953 polemisierte gegen das gefrässige Automobil. (Plakatsammlung der Schule für Gestaltung Basel P1984_S.)

ABB. 230 Der Protestmarsch gegen den Abbruch des Rosshofs am Nadelberg startete am 1. März 1961 auf dem Münsterplatz und zog durch die Altstadt bis zum Petersplatz. Nicht nur zur Rettung dieses Objekts wurden mehr Kompetenzen für die Denkmalpflege gefordert. Der Grosse Rat votierte anschliessend mit Zweidrittelmehrheit für die Unterschutzstellung. Foto Peter Heman. StABS AL 9, 34-1.



229


230

ein denkwürdiger Fackelzug als Demonstration gegen den geplanten Abbruch des Rosshofs und den Bau eines grossen Parkhauses an seiner Stelle statt **ABB. 230**.[830] Verschiedene Initiativen versuchten, den gesetzlichen Schutz der Gebäude zu verbessern, so wurde 1968 die Altstadtzone vergrössert,[831] und 1974 wurden die Baulinien der «Talentlastungsstrasse» aufgehoben. 1972 beauftragte die Regierung den Verkehrswissenschaftler Walter Grabe aus Hannover mit einem neuen Gutachten zur Verkehrsplanung, nach dessen Vorliegen man die kostspieligen Vorhaben der Westtangente und der Tiefbahn fallen liess.[832]

Auch in dem vom Europarat ausgerufenen Denkmalschutzjahr 1975 hatte die Denkmalpflege eine Reihe von Abbrüchen erstklassiger Bauwerke zu beklagen,[833] doch wurde das seit Jahren beratene Denkmalschutzgesetz als Ratschlag dem Grossen Rat vorgelegt.[834] 1977 wurden auf Antrag der eingesetzten Grossratskommission anstelle der Altstadtzone eine Schutz- und eine Schonzone im Baugesetz verankert, die zumindest die Wahrung des äusseren Erscheinungsbilds gewährleisten sollten.[835] Mit der Verabschiedung des Denkmalschutzgesetzes 1980 und der Anlage eines gesetzlichen Denkmalverzeichnisses wurde schliesslich ein wirksames Instrument zum Schutz historischer Bausubstanz geschaffen.

Nach den Erfahrungen der vorangegangenen Jahrzehnte wurde seit den späten 1960er-Jahren der Wirkung von Neubauten oder Veränderungen im Bestand besondere Aufmerksamkeit geschenkt und damit eine Auseinandersetzung mit der Architektur der Moderne angestossen. Grosse Beachtung erfuhr das Werk «Collage City» von Colin Rowe und Fred Koetter aus dem Jahr 1978. «Collage» meint hier einen kreativen Umgang mit der bestehenden Architektur.[836] Den «Kontextualismus» jener Zeit dokumentiert das Hotel Basel am Fuss des Spalenbergs. Vom Schweizerischen Heimatschutz wurde der Bau 1975 als Beispiel dafür prämiert, «dass es möglich ist, in der Altstadt einen Neubau zu errichten, der weder als brutaler Eingriff wirkt noch auf billige Weise versucht, alt zu scheinen». Dem Erweiterungsbau des Warenhauses Globus am Marktplatz aus demselben Jahr ging ein mehrjähriger Diskussionsprozess zwischen Bauherrschaft, Architekten und Behörden voran.[837]

1974 legte die Regierung ein Programm zur Sanierung von vierzig in Staatsbesitz befindlichen Altstadtliegenschaften auf.[838] Die meisten von ihnen waren in den vorangegangenen Jahren erworben worden, um für die nunmehr aufgegebene «Talentlastungsstrasse» abgebrochen zu werden. Sie waren in einem entsprechend schlechten Erhaltungszustand. An den Freilegungen, Untersuchungen und Restaurierungen in diesen Gebäuden schulten sich die Fachleute der Mittelalterarchäologie und der Bauforschung, die sich als Disziplinen in den Bereichen der Archäologie und der Denkmalpflege herausbildeten. Im St. Alban-Tal, das sowohl von Wohnhäusern als auch von Gewerbebauten geprägt war, ergriff die Christoph Merian-Stiftung (CMS) 1971



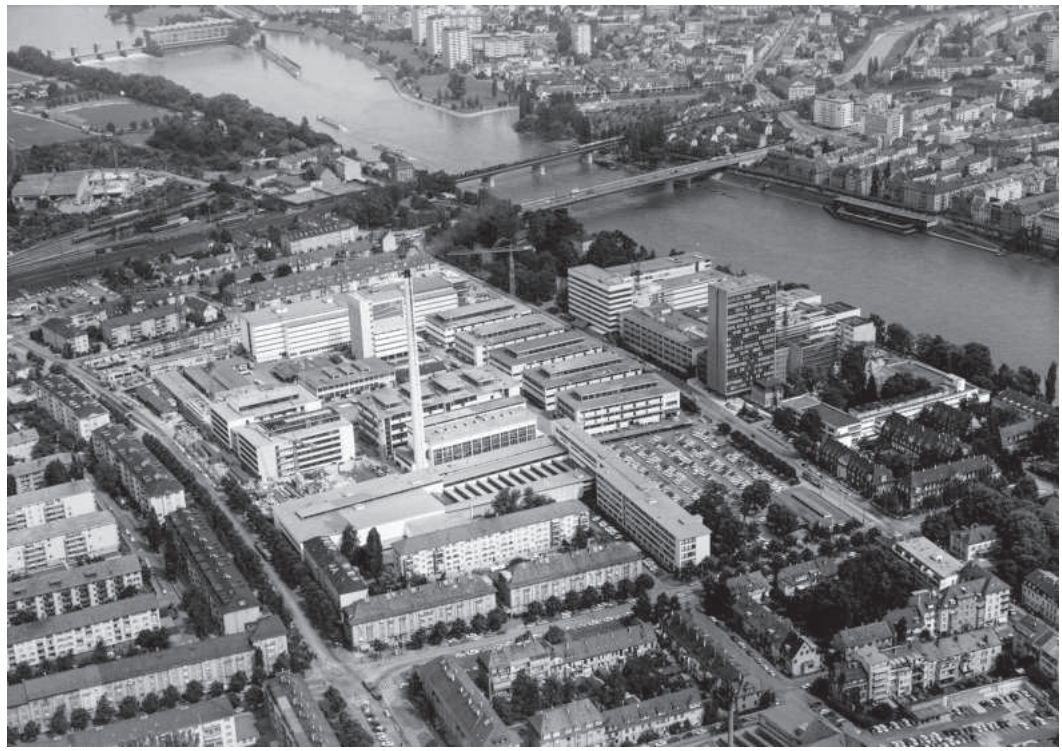
231

die Initiative zur Sanierung des teilweise im Verfall begriffenen Baubestands. Hierfür wurden 1975 vom Grossen Rat Liegenschaften im Baurecht an die CMS vergeben. Bemerkenswert ist, dass auch Fabrikgebäude des 19. Jahrhunderts erhalten und umgenutzt wurden (Jugendherberge, St. Alban-Kirchrain 10; Museum für Gegenwartskunst mit Benutzung der ehem. Papierfabrik, St. Alban-Rheinweg 58).[839] In den 1970er-Jahren fand zudem die historistische Architektur des späten 19. Jahrhunderts, die noch in der Nachkriegszeit als ornamental überladen und stilistisch epigonenhaft geschmäht worden war, ihre Wertschätzung. Stellvertretend seien der Einsatz für die Erhaltung des Safranzunfthauses (Gerbergasse 11 VIII 413, erbaut um 1900) und für die Hauptpost an der Rüdengasse VII 471 genannt. Bei der Vorbereitung der Schweizerischen Ausstellung für Garten- und Landschaftsbau «Grün 80» wurde in einem bemerkenswerten Ratschlag der Regierung an den Grossen Rat die Hebung der Lebensqualität durch die Neugestaltung von Strassen, Plätzen und Bauten, die «hervorragende Bedeutung für das Stadtbild» hätten, als permanentes Ziel formuliert.[840]

In der Stadt Basel, deren Fläche heute zu mehr als 86 % besiedelt ist,[841] muss dem Verhältnis von Bestehendem und Neuem besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Bei 83% der Beschäftigten im tertiären Sektor ist der Bedarf an Wohnflächen und Büroräumen, verglichen mit Flächen für Landwirtschaft und Industrieproduktion, extrem hoch.[842] Der wirtschaftliche Strukturwandel hat in den vergangenen Jahrzehnten gewisse Entwicklungsmöglichkeiten geboten und wird dies in der Zukunft weiter tun, etwa durch den Wegfall von Bahnarealen, deren Einfluss auf die Gestalt der Stadt über anderthalb Jahrhunderte prägend war. Dennoch ist deutlich, dass Wachstum nur im grösseren Bereich der trinationalen Metropolregion Erfolg haben kann. Für die Stadt Basel in ihrer historisch bestimmten und erkennbaren Form bedeutet dies sowohl eine Entlastung – durch geringeren wirtschaftlichen Veränderungsdruck – als auch eine Aufgabe für die Zukunft, damit Eigenständigkeit und individuelle Prägung erhalten bleiben können.

ABB. 231 **Luftbild des Sandozareals im Quartier St. Johann. Auf der gegenüberliegenden Rheinseite das Areal Ciba-Geigy. Am oberen Bildrand ist das Rosentalareal zu erkennen, der ursprüngliche Sitz der Firma Geigy. Foto Comet-Foto (Zürich), 1991. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Com_FC04-4000-550.**

ABB. 232 Firmenareal Hoffmann-La Roche. An der Grenzacherstrasse sind neben dem Parkplatz fünf Fabrikationsgebäude zu erkennen, die nach dem 1936–1937 erbauten – und zum Zeitpunkt der Fotografie schon abgebrochenen – Prototyp von Otto Rudolf Salvisberg in den Jahren 1939–1960 durch Salvisbergs Schüler Roland Rohn errichtet wurden. Foto Swissair-Photo, 1969. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv/Stiftung Luftbild Schweiz, LBS_IN-051049-01.



232

ABB. 233 Vittorio Magnago Lampugnani. Ideenskizze zum Masterplan für das Firmenareal Novartis, 2001. Das rote Carré kennzeichnet den Verwaltungsbau von Ernst Eckenstein. Aus: Novartis International AG (Hg.). Novartis Campus Masterplan St. Johann. Basel [2002].



233

Strukturwandel der Industrieareale im 20. und 21. Jahrhundert

Während des Ersten Weltkriegs, als die deutsche Konkurrenz isoliert war, prosperierte die Basler chemische und pharmazeutische Industrie in grossem Umfang. Angestossen vielleicht durch die Tätigkeit Peter Behrens' für die Berliner AEG, begann sie die neue internationale Geltung durch entsprechende Formgebung neuer Betriebsbauten auszudrücken.

Für die Chemische Fabrik vormals Sandoz entwarf Ernst Eckenstein ab 1915 Verwaltungs-, Lager- und Fabrikationsbauten als Pfeilerbauten mit Backsteinfassaden, Giebelreihen und flach geneigten Dächern mit Oberlichtern **ABB. 231**.[843] Eines seiner letzten Werke ist der heute noch bestehende zweite Verwaltungs-«Bau 200» (Lichtstrasse 35, 1937–1939 in Bürogemeinschaft Eckenstein & Kelterborn), der als L-förmiger Flachdachbau mit natursteinverblendeten Fassaden moderne Bauformen repräsentiert und den Vergleich mit der zweiten Basler Firmenarchitektur sucht, nämlich den Bauten von Otto Rudolf Salvisberg für die Firma Hoffmann-La Roche.

Hoffmann-La Roche engagierte den 1930 aus Berlin in die Schweiz zurückgekehrten Salvisberg, um eine kohärente Architektursprache für sämtliche Gebäude auf dem expandierenden Firmenareal zu finden. Er entwarf 1932 zuerst die Direktorenvilla (Villa Barell, Rennweg 62) und 1935 das Verwaltungsgebäude (Grenzacherstrasse 124, Bau 21). Die der Moderne verpflichteten Flachdachbauten mit Gruppenfenstern und weitem Dachüberstand weichen in der Kombination der edlen Materialien und feinen Profilierungen von der programmatischen Schlichtheit des Neuen Bauens ab. Technisch fortschrittlich, weil im Inneren leicht variierbar, sind die beiden von Salvisberg als Prototypen entworfenen mehrgeschossigen Lager- und Fabrikationsgebäude (Bau 27 und 29).[844] Salvisbergs Schüler und Nach-

folger Roland Rohn erweiterte und reproduzierte diese Bauten nach dem von Salvisberg für das ganze Firmenareal entworfenen Masterplan **abb. 232**. Der 1996 durch Fusion entstandene Novartis-Konzern liess für den Standort im Quartier St. Johann ebenfalls einen Masterplan entwerfen, der den Wandel vom Produktionsort zum Campus für Forschung und Entwicklung begleiten und architektonisch vollziehen sollte. Der 2001 von Vittorio Magnago Lampugnani vorgelegte Entwurf folgt erklärtermassen dem Modell der vorindustriellen Stadt im Rasterschema, «vor Einbruch des Fahrverkehrs». Zwei sich schneidende Hauptstrassen (Fabrikstrasse und Hüningerstrasse) wurden als Boulevards übernommen; im grössten Teil des Areals sollen fünfgeschossige Einzelbauten von verschiedenen, auf den Gesamtplan verpflichteten Architekten übernommen werden. Die Realisation ist auf einen Zeitraum von mindestens dreissig Jahren geplant **abb. 233**.[845]

Der im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts einsetzende wirtschaftliche Strukturwandel – Globalisierung der Produktion, sprunghaftes Anwachsen des Welthandels und Verlagerung des internationalen Transports von der Schiene auf die Strasse – hat den Bedarf an Flächen für Industrie und Gütertransport merklich schrumpfen lassen und für die Stadt Basel Möglichkeiten der Arealentwicklung eröffnet. Dies betraf oder betrifft in der Zeit nach 2000 hauptsächlich folgende Gebiete:

– Die Güterbahnhöfe der Deutschen Bahn («Erlenmattquartier») und der SBB (Güterbahnhof Wolf) sowie das Dreispitzareal mit dem Freilager («Nordspitze») und dem Gebiet westlich des Wolfgottesackers («Walkeweg»).

– Das Hafengebiet mit dem Klybeckquai («Basel-Nord/3Land»).

– Das Areal im Klybeckquartier und das Rosentalareal, aus denen sich die chemische Industrie zurückzieht («Klybeck plus» und «Rosentalareal»).

– Das frei werdende Industriegebiet nahe dem Bahnhof St. Johann («Volta Nord/Lysbüchel»).

– Kleinere Areale beim neu genutzten Felix Platter-Spital («Westfeld», Burgfelderstrasse 101) sowie anstelle des Hauptpostgebäudes beim Bahnhof SBB («Nauentor»).[846]

Themenfelder: Was die Stadt prägt

ABB. 234 Das Luftbild Basels offenbart die Vielfalt von Baukuben und Dachformen aus unterschiedlichen Zeiten. Deutlich werden die Massstabssprünge von den Wohn- und Geschäftshäusern der inneren Stadt zu den jüngeren Überbauungen der Vorstädte und Aussenquartiere, bis hin zu den Dimensionen der Verkehrsbauten und der Industrieareale am Rand des Stadtgebiets. Foto Benjamin Müller, 2013. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, AIC_02-EE-131000-007.



Basel und der Rhein

Bequem im Schiff sitzend könnten Reisende sich am Anblick der rheinischen Städte weiden, «und keine Stunde verginge ohne ein neues wunderbares Schauspiel» – so schrieb es 1438 der Konzilsteilnehmer und spätere Papst Pius II., Aeneas Silvius Piccolomini, in der Einleitung seiner Beschreibung der Stadt Basel.[1] Für ihn war der Rhein nicht nur ein Verkehrsweg, sondern ein Erlebnisraum, von dem aus sich der Charakter Basels eindrücklich mitteilte. Auch heutige Besucherinnen und Besucher erkennen spontan, wie wichtig der Rhein für Basel ist – wenn sie sich auf der Kleinbasler Promenade sonnen, mit der lautlosen Fähre übersetzen, den Anblick des Grossbasler Uferpanoramas geniessen und von der Höhe der Münsterpfalz über Kleinbasel hinweg ins Markgräflerland spähen, wenn ein mächtiges Lastschiff unter ihren Füssen durch die Mittlere Brücke fährt oder wenn am Vogel Gryff die Kanonen auf dem Floss des Wild Maa donnern.

Ohne Zweifel verdankt Basel seine Bedeutung dem Strom. Das «Rheinknie» entstand durch das Geschiebe der Wiese, das den Flusslauf an den Prallhang des Münsterhügels drückte und so um 1600 bis 1300 v. Chr. den bekannten Bogen schuf.[2] Das flache Gelände Kleinbasels kontrastiert mit der hügeligen Topografie Grossbasels, die durch das Tal des Birsigs markiert ist, der an der Schifflände in den Rhein mündet. Der Rhein war den zurückweichenden Römern nach der erzwungenen Aufgabe des Limes im 3. Jahrhundert eine schützende Grenze, der Münsterhügel wurde um 275–285 zum Schutz der Bevölkerung militärisch gesichert und mit Truppen besetzt. Als Verkehrsweg wurde der Rhein im Mittelalter auch «Freie Strasse» genannt, die unter dem Schutz des Reichsoberhaupts zu benutzen war. Dass dies auch Gefahren barg, zeigt die in Bilderhandschriften mehrfach dargestellte Episode, wie im Dezember 1476 ein Boot mit eidgenössischen Kämpfern kenterte und etliche Personen ertranken (siehe S. 41f.). Auf Grossbasler Seite befand sich die Schifflände knapp oberhalb der Birsigmündung, dort, wo sich das Steilufer Grossbasels neigt, wodurch die Abfahrten sogleich in schwierige Strömungen gerieten. Aufgrund des Platzmangels konnte hier keine regelrechte Hafenanlage errichtet werden; das flachere Kleinbasler Ufer eignete sich für den Schiffsverkehr besser.

In früheren Zeiten hatte der Rhein eine überragende wirtschaftliche Bedeutung und bestimmte wesentliche Lebensbereiche der Baslerinnen und Basler. Das hauptsächliche Baumaterial des Mittelalters, das Holz, wurde auf Flössen herbeigeführt, auf der Kleinbasler Seite angelandet und in Sägemühlen verarbeitet **ABB. 236**. Rheinkiesel finden sich häufig im historischen Mauerwerk der Häuser und prägen bis heute das Bild der älteren gepflasterten Strassen. Die damit verbundene Sauberkeit war zur Konzilszeit ein Prestigeprojekt – auch wenn die runden Steine beschwerlich zu begehen waren, wie schon Piccolomini stöhnte. Der Fluss nahm die Abwässer der Stadt auf wie auch die Überreste von Katastrophen, etwa den Schutt nach dem Erdbeben von 1356. Zugleich lieferte der Fluss der Bevölkerung einen wesentlichen Teil ihrer Nahrung, die auf dem Fischmarkt feilgeboten wurde.

Die Schifffahrt musste sich lange Zeit der Strömung beugen. Auf den hölzernen Weidlingen (flachen Booten) wurden die Waren nur in eine Richtung, nämlich flussab transportiert.[3] Am Zielort, zum Beispiel in Strassburg, wurden nicht nur die Waren verkauft, sondern wurde auch das Boot zerlegt und als Feuerholz abgesetzt. Die Mannschaft kehrte anschliessend zu Fuss nach Basel zurück. Erste Versuche, mit Dampfschiffen rheinaufwärts vom Niederrhein bis Basel zu fahren, scheiterten 1827 in dem mäandrierenden, von Auen und seichten Wasserläufen geprägten Rhein, der erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts durch den badischen Ingenieur Johann Gottfried Tulla begradigt wurde. Als der Dampfschiffverkehr schliesslich regulär betrieben werden konnte **ABB. 237**, liess ihn die Konkurrenz der Eisenbahn bald wieder stagnieren. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts gelang es dem Ingenieur Rudolf Gelpke mit einer mutigen Versuchsfahrt in einem Dampfschleppboot, die Lastschifffahrt rheinaufwärts zu begründen. Seit dem Ausbau des Kleinhüninger

ABB. 235 Grossbasler Rheinpanorama. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2012.



235



236

ABB. 236 Geflösstes Langholz liegt am Kleinbasler Ufer vor der Kaserne. Albuminabzug, um 1900. Archiv KDBS, Nachlass E. Schill.



237

ABB. 237 Ein Raddampfer hat an der Schifflände festgemacht. Druck, 1844. (StABS Falk A 177.)

Hafens 1919–1922 trägt der Warentransport über den Rhein bis Rotterdam wesentlich zur Wirtschaftskraft Basels bei. Die periodisch auftretenden Hoch- und Niedrigwasser, die in alten Zeiten den Jahresablauf der Basler begleiteten, sind durch die Errichtung der Stauwehre bei Märkt und Kembs (1928/32) gemildert und die Strömung reduziert worden.

Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert war der den Rhein überschreitende Verkehr allein auf die Mittlere Brücke angewiesen, die um 1225 errichtet worden war. Sie war zur damaligen Zeit der einzige feste Übergang rheinabwärts bis über Strassburg hinaus. Das bautechnisch anspruchsvolle Werk war durch Eisgang und Hochwasser latent gefährdet: Im Durchschnitt alle zehn bis zwölf Jahre waren grössere Reparaturen fällig, die den Verkehr teilweise über Monate unterbrachen.[4] Dennoch waren die Handelsrouten nach dem Gotthardpass, der Burgundischen Pforte und dem Rhein entlang bis Frankfurt am Main stark frequentiert. Der Anschluss Basels an das Eisenbahnnetz 1844 und dessen Ausbau mit zwei Bahnhöfen beiderseits des



238

ABB. 238 **Das jährliche Rheinschwimmen lockt Hunderte von Baslerinnen und Baslern in die Fluten. Foto Klaus Spechtenhauser, 2018.**

Rheins 1860/62 brachten zusätzliche Verbindungen: 1873 eine erste Eisenbahnbrücke, gefolgt von der Wettsteinbrücke (1879) und der Johanniterbrücke (1882). Moderne Ingenieurtechnik konkurrierte hier mit der mittelalterlichen, teilweise aus Holz bestehenden Mittleren Brücke, die 1905 durch einen Neubau in historistischem Gewand ersetzt wurde. Auch die beiden jüngeren Brücken mussten mittlerweile Neukonstruktionen weichen, wobei für die neue Wettsteinbrücke 1991 Entwürfe des spanischen Staringenieurs und -architekten SANTIAGO CALATRAVA vorlagen, deren Verwirklichung jedoch unterblieb.[5] Diese drei Hauptbrücken Basels teilen den Rhein in zwei «Wasserarenen»[6], die für vielfältige Events gebraucht werden, vom jährlichen Musikfestival auf einem verankerten Floss bis zum 1.-August-Feuerwerk und zur Freiluftaufführung der Oper «Aida» im Jahr 2010. Aber auch individuell dient der Fluss, seitdem die Wasserqualität in den letzten Jahrzehnten markant verbessert wurde, Ruderclubs, Wasserfahrern, Schwimmerinnen und Schwimmern mit ihren «Wickelfischen» sowie den am Ufer Verweilenden als Freizeit- und Erholungsort **ABB. 238**.

Wenn man den Rhein heute auf einer der Brücken, zum Beispiel im Tram sitzend, überquert, dann öffnet sich urplötzlich eine andere Perspektive auf die Stadt, fährt man doch aus den Strassenschluchten heraus und gewinnt eine Weite, nicht nur im Blick flussauf- und -abwärts, sondern auch auf die Architekturen der Uferbebauung. Die Grenzen der mittelalterlichen Stadt werden auf Grossbasler Seite durch zwei Tortürme – das St. Albantor und das St. Johannstor – markiert, auf Kleinbasler Seite durch die Kirchen des Kartäuser- und des Klingentalklosters, an dessen Stelle sich heute die breit gelagerte Kaserne aus dem 19. Jahrhundert befindet. Die Stadtsilhouette am linken Ufer wird durch das Münster als das höchste Bauwerk, zugleich einst geistlicher und politischer Mittelpunkt der Stadt, geprägt. Die Türme sind von vielen Orten im Stadtgebiet sichtbar und bieten Orientierung. Wer heute auf das Grossbasler oder das Kleinbasler Rheinpanorama schaut, wird selten gewahr, dass er oder sie eigentlich in den meisten Fällen nur die Rückseiten der Häuser betrachtet. Obgleich der Fluss schon von Anfang an die Lebensader der Siedlung war, wurden seine ästhetischen Qualitäten erst in der Frühen Neuzeit geschätzt. MATTHÄUS MERIAN schuf 1615 die bekannte Vogelschauansicht seiner Heimatstadt, in der Grossbasel auf dem Scheitel des Rheinbogens zu thronen scheint. In der später erschienenen Sammlung der «Topographia Helvetiae» druckte MERIAN ei-



239



240

ABB. 239 Das Blaue und das Weisse Haus am Rheinsprung. Foto Benjamin Stadler, Basel, 2018.

ABB. 240 Die Kleinbasler Rheinpromenade mit der 1879 fertig erbauten Wettsteinbrücke. Foto Jakob Höflinger, 1879. Fotostiftung Schweiz, Winterthur, 2010.24.014.

nen «anmuthigen Prospect» (Ansicht) des Münsterchors mit der vorgelagerten Pfalz, von der aus ein Ausblick auf die Rheinbrücke sowie die Uferbebauung Gross- und Kleinbasels möglich ist (vgl. **ABB. 35**).

Mit dieser neuen Perspektive dokumentierte MERIAN eine sich verändernde Wahrnehmung der Stadt. Das Sehen und Gesehenwerden und insbesondere die Fernwirkung über Sichtachsen wurden in der Barockzeit wichtig. Zwar konnten in Basel im 18. Jahrhundert keine Achsen und *Points de vue* angelegt werden, wie sie fürstliche Planstädte kennzeichneten, doch war es wohlhabenden Bürgern möglich,



241

ABB. 241 **Blick auf die Mittlere Brücke rheinabwärts mit den im Hintergrund aufragenden Gebäuden der Pharmaindustrie. Foto Susanne Romegialli, Basel, 2019.**

anstelle von mehreren kleinen Altstadthäusern grosse Palaisbauten zu errichten. Das Blaue und das Weisse Haus am Rheinsprung 16–18 VII 354 nehmen die Breite von fünf älteren Liegenschaften ein **ABB. 239**. Ausserdem sicherten sich die Brüder Sarasin, welche die Neubauten errichten liessen, auch das Eigentum des an der Rheinhalde gelegenen Terrassengartens, so dass ihnen die Aussicht aus ihren Fenstern nicht verbaut werden konnte – und die prächtigen Fassaden auch aus der Ferne gut sichtbar waren. Einer der Kamine des Blauen Hauses ist in Wirklichkeit ein Ausguck, von dem aus eine überwältigende Rundumsicht möglich ist **ABB. 48**.

Der Rhein wurde so zu einem der Wahrzeichen der Stadt, das nicht nur Basels Identität veranschaulichte, sondern auch von Reisenden nachgefragt wurde und wird. Das grosse Hotel Les Trois Rois (Blumenrain 8–10 VIII 52), eines der ersten Grandhotels der Schweiz, wurde 1842–1844 nach Entwürfen von Amadeus Merian nahe der Schifflände errichtet und bildet im Grossbasler Rheinpanorama einen Kontrapunkt zu grossen privaten und öffentlichen Gebäuden. Auf Kleinbasler Seite folgten das Hotel Hecht (Rheingasse 8, 1858/60 VI 112) und das Hotel Krafft (Rheingasse 12, 1872 VI 115) in Ufernähe. Wesentlichen Anteil daran, den Rhein zu einem ästhetisch erlebbaren Erholungsraum zu machen, hatte die Anlage der Kleinbasler Uferpromenade (Unterer und Oberer Rheinweg, Schaffhauserrheinweg) ab 1858 **ABB. 240**. Zusätzlich können Spaziergängerinnen und Spaziergänger auf Kleinbasler Seite fast entlang der gesamten Stadt auf dem Bermenweg knapp über der Wasserfläche des Flusses wandeln; auf Grossbasler Seite ist der Uferweg vielgestaltig und entfernt sich im Bereich des Münsterhügels von der unmittelbaren Uferkante. Seit 2016 lockt der öffentliche Rheinuferweg von der Dreirosenbrücke bis Hüningen zum Flanieren in Basels Norden.

Parallel zum Kulturforum am Steinenberg hat sich auch das Rheinufer zu einem Zentrum der Bildung und Kultur entwickelt. Hierzu zählt in erster Linie die Universität, die 1460 mit päpstlichem Privileg gegründet wurde. Ein reicher Bürger stellte damals das Grundstück zur Verfügung, freilich einen unattraktiven Bauplatz an der Uferböschung, der für ihn wirtschaftlich kaum nutzbar war. Mit dem zum Rhein offenen Arkadenhof lehnt sich der Universitätsbau an das Vorbild grosser italieni-

scher Hochschulen an (Rheinsprung 9–11 VII 339). Bis 1938 dienten die Gebäude als Hauptsitz der Universität. Eines der ersten bürgerlichen Museen der Schweiz entstand aus der Universitätssammlung im einstigen Augustinerkloster. Der Architekt Melchior Berri schuf ein monumentales Gebäude im klassizistischen Stil, das hinter der Häuserzeile an der Augustinergasse aufragt und einen gewichtigen Akzent im Rheinpanorama setzte (Augustinergasse 2 VII 282). Mit dem 1996 eingeweihten Museum Tinguely nach Entwurf von Mario Botta existiert ein Gegenstück auf Kleinbasler Seite (Paul Sacher-Anlage 1).

Die wirtschaftliche Kraft und damit auch die Finanzstärke der Stadt Basel beruht nicht mehr auf dem Markthandel oder dem Seidenbandgewerbe wie noch zur Barockzeit, sondern in der daraus entwickelten pharmazeutischen Industrie.[7] Die Grossunternehmen liessen es sich nicht nehmen, auch im Stadtbild und namentlich im Rheinpanorama mit ihren Gebäuden in Erscheinung zu treten. Anfänglich waren Ciba und Sandoz flussabwärts angesiedelt, um Abwässer einleiten zu können. Mittlerweile hat sich der Standort zum architektonischen Auftritt gewandelt: Im Norden befindet sich der nach einem Masterplan von Vittorio Magnago Lampugnani bebaute Novartis-Campus **Abb. 241**, im Süden ragen die sogenannten Roche-Türme nach Entwürfen von Herzog & de Meuron auf.

Am Rhein kann man ganz Basel erleben. Hier vereinigen sich wirtschaftliche, soziale und kulturelle Kräfte, die Basel lebendig halten. Die Ufer werden nicht verlassen und leer sein, solange historische und ästhetische Merkmale wahrgenommen, gepflegt und erhalten werden. ■

Öffentlicher und privater Stadtraum

Der «Nolli-Plan»

Stadtplaner des 20. und 21. Jahrhunderts verweisen oft, wenn es um die Strassen und Plätze einer Stadt geht, auf den sogenannten Nolli-Plan **Abb. 243**. Giovanni Battista Nolli war Architekt und Kartograf und legte 1748 den von ihm in päpstlichem Auftrag neu vermessenen Plan Roms vor.[8] Prinzipiell nicht ganz neu, aber in beeindruckender Genauigkeit und im Massstab 1:1000 – so dass der Plan auf zwölf Bögen gedruckt werden musste –, zeigt der Plan die Strassen und Plätze weiss und die Bauten als dunkle Flächen. Bei bestimmten Gebäuden, vorwiegend und in grosser Zahl bei den Kirchen und Klöstern, gab Nolli jedoch den vereinfachten Grundriss in Weiss wieder, also in der Signaturfarbe der Strassen. Kritiker der funktionalistischen Moderne (Robert Venturi, Denise Scott Brown, Steven Izenour) erklärten den Plan als Darstellung der «empfindlichen Nahtstellen und komplexen Verbindungen zwischen öffentlichem und privatem Raum».[9] Das Innere «öffentlicher Bauten» gehöre demnach in dieselbe Kategorie wie die Freiräume, der öffentliche Stadtraum könne also zumindest in die zugänglichen Erdgeschosse der Gebäude einer Stadt erweitert werden. Diese postmoderne Auffassung von Öffentlichkeit fand ihre Kritik,[10] doch förderte sie Überlegungen, wie der Raum einer Stadt zu definieren war bzw. ist, wo seine Grenzen liegen und wie sich diese historisch gewandelt haben. In der Stadtbaugeschichte wird die Antwort anders ausfallen als in der Soziologie oder Geschichtswissenschaft, geht es hier doch zentral um die differenzierte und bis zu einem gewissen Grad dauerhafte Gestaltung von Räumen, die für viele Personen zumindest einsehbar sind.

Abb. 242 Blick vom Marktplatz in die Freie Strasse. Foto Tom Bisig, Basel, 2014.

Kommunikative Aspekte der Öffentlichkeit

Einige grundlegende philosophische und soziologische Studien zum Thema der Öffentlichkeit entstanden nicht zufällig in der Nachkriegszeit nach dem Zusammenbruch totalitärer Systeme: Hannah Arendts «Vita activa oder Vom tätigen Leben» (1958) und Jürgen Habermas' Habilitationsschrift «Strukturwandel der Öffentlichkeit» (1962). Nach Arendt waren im antiken Griechenland der *oikos* (Haushalt) und die Polis als zwei verschiedene Sphären auch räumlich unterschieden: Im *oikos* sah sie den Ort des biologischen Überlebens (essen, schlafen, lieben), in der Polis den Ort der Auseinandersetzung, des unsterblich machenden Ruhms, des politischen «wirklichen Lebens».[11] Seit Habermas befasste sich die Forschung, auch die gegenüber Habermas kritisch eingestellte, lange Zeit vorwiegend mit der Geschichte der Öffentlichkeit im Bereich der Kom-



242



243

ABB. 243 Giovanni Battista Nolli, Nuova Pianta di Roma, 1748 (Ausschnitt). Wikimedia Commons.

ABB. 244 Schwarzplan Basels. Mit den heutigen Geoinformationssystemen ist die Herstellung derartiger Pläne mit wenigen Handgriffen möglich. Sie zeigen eine klare Differenzierung zwischen der Bebauung und den Freiflächen einer Stadt. https://map.geo.bs.ch, 2023.

munikation und des Diskurses über politische Fragen. Dieser habe erst im 18. Jahrhundert zu einer «öffentlichen Meinung» geführt, die Herrschaft legitimieren und kontrollieren konnte. Sie habe im Wesentlichen auf mündlichen oder gedruckten Nachrichten beruht, die nicht an bestimmte Orte gebunden gewesen seien, abgesehen von den Kaffeehäusern und literarischen Salons.[12]

Mediävisten widersprachen dem mit Hinweis darauf, dass politische Kommunikation im Mittelalter überwiegend durch nonverbale Darstellung und Vermittlung von Ordnungen geprägt gewesen sei, die in besonders hohem Mass an bestimmte, allen zugängliche oder für alle einsehbare Orte gebunden waren.[13] Neben Prozessionen, Herrscherempfängen und -abschieden und dergleichen sei die Rechtsprechung, die unter freiem Himmel geschehen musste, ein wichtiger Bereich gewesen. Diese räumlich bestimmte Öffentlichkeit existiere hier im Sinne von nicht heimlich, nicht willkürlich.[14] Allerdings lässt sich allein am Bereich der Rechtsprechung erkennen, in wie starkem Mass «Öffentlichkeit» in der spätmittelalterlichen Stadt segmentiert war und sich in verschiedenen sozialen und auch rechtlichen Kreisen bewegte, die sowohl voneinander abgegrenzt waren als auch sich überschnitten. Zwischen Bürgern, Einwohnern und Fremden gab es grosse rechtliche Unterschiede, wie auch zwischen Männern und Frauen, Christen und Juden. Netzwerke von Zünften, Gesellschaften und Bruderschaften schufen «Teilöffentlichkeiten», die sich in Versammlungen, Märkten, Messen und anderen Gelegenheiten manifestierten. Mark Mersiowsky wies darauf hin, dass Öffentlichkeit in mittelalterlichen Städten kein Dauerzustand war, sondern «zu bestimmten Gelegenheiten bewusst geschaffen und geduldet» wurde. Sie konnte sich in Ritualen vollziehen, akustisch zum Beispiel durch Glockengeläut angekündigt oder durch materielle Zeichen wie Wappen und Banner aufgerufen werden.[15] Ein Beispiel sind die Schwörtage nach der Ratserneuerung.[16] In Basel versammelten sich zusätzlich seit 1501 die männlichen Bürger ab vierzehn Jahren auf dem Marktplatz, um gemeinsam den Beitrittsschwur zur Eidgenossenschaft zu erneuern.

Öffentlichen Raum gab es zudem als gemeinsam gehörendes und genutztes Land – in Basel seit dem 13. Jahrhundert mit dem Begriff «Allmende» bezeichnet.[17] Zahlreiche Klagen und Dekrete dokumentieren, dass dieser Raum von Einzelpersonen missbraucht wurde, sei es als Lagerplatz, Werk- und Verkaufsstand oder Mülldeponie, und dass dies als Verstoss gegen das allgemeine Prinzip verstanden wurde.

Gerade in vormoderner Zeit spielte sich das Leben noch in stärkerem Umfang als heute auf der Strasse ab.[18] Erst während der Industrialisierung, mit der Entfestigung und der Entstehung der Aussenquartiere gelangten alte und neue Strassen und Plätze vollends in die Verantwortung der Stadtverwaltung, die für Bau und Unterhalt, für Sauberkeit und Sicherheit zu sorgen hatte, dafür eine finanzielle Beteiligung der Anlieger einfordern konnte und sich im Recht sah, zu diesem Zweck Vorschriften zu erlassen. «Mit der immer genaueren Trennung von privatem und öffentlichem Raum ging das Kolorit des volkstümlichen Lebens verloren», resümierte Othmar Birkner.[19] Dies war auch das Thema von Richard Sennetts 1974 erschienenem Werk «The Fall of Public Man».[20] Den Rückzug der Menschen aus dem öffentlichen Leben und die Idealisierung der Privatheit im Familienkreis brachte er in Verbindung mit der Gestaltung des öffentlichen Stadtraums. Beginnend im 19. Jahrhundert sei dieser «zum Funktionselement von Bewegung» von Ort A nach Ort B ohne Aufenthaltsqualität geworden.[21] Kurz nach 1800 konnten noch die Trottoirs in Paris als die Schutzräume der Fussgänger – nach einer zeitgenössischen Quelle – ein Zusammentreffen der Bürgerinnen und Bürger zum Gespräch und bei Besorgungen ermöglichen.[22] Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verlagerte sich das Zusammentreffen mit Fremden – gemeint sind alle ausserhalb der Familie – zunehmend in spezielle Gebäude wie Theater, Museen, Sportstadien. In Basel wird dies an der Errichtung des seit der Mitte des 19. Jahrhunderts geplanten «Kulturforums» am Steinenberg deutlich.

Seit dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts wird mit verschiedenen Massnahmen versucht, die kommunikativen Potentiale des öffentlichen Stadtraums wieder zu stärken, vor allem durch Zurückdämmen des Autoverkehrs in Fussgängerzonen, «Wohnstrassen» (1979) oder «Begegnungs-



244



245

ABB. 245 **Kommunikation verhindert, Lebensgefahr bestehend. Von einem Anwohner als Postkarte herausgegebenes Foto der Park- und Verkehrssituation am Heuberg in den 1980er-Jahren. Archiv KDBS.**

zonen» (2002) **ABB. 245**. Schon in den 1950er-Jahren stellte sich das Parkplatzproblem, dem zunächst mit Parkzeitbeschränkungen begegnet wurde: 1952 stellte man in Basel – erstmals in Europa – «Parkingmeter» (Parkuhren) auf.[23] 1961 erreichte eine Volksabstimmung die teilweise Einführung von Parkverboten in der Innenstadt.[24] Der Barfüsserplatz wurde 1979 von parkierenden Autos befreit, der Münsterplatz 2004.[25] Seit 2015 gilt nach dem Verkehrskonzept Innenstadt eine Kernzone mit eingeschränktem Autoverkehr, die Teilen der Kleinbasler Altstadt, der Grossbasler Altstadt innerhalb der einstigen Inneren Stadtmauer sowie einzelnen Ausfallstrassen entspricht.

Der öffentliche Stadtraum

Nollis Darstellungsmethode war das Vorbild für die seit dem 19. Jahrhundert oft benutzten «Schwarzpläne» (vgl. **ABB. 244**), die – ohne Berücksichtigung der topografischen Situation, der Grünflächen oder Grundstücksgrenzen – zwischen der Bebauung und den Freiflächen einer Stadt in grafisch deutlicher Weise unterscheiden. Die Stadterweiterungspläne von Ludwig Maring 1857 und Friedrich Wilhelm Hartmann 1859 zeigen die Stadt Basel innerhalb der Mauern als Schwarzpläne und kennzeichnen diese Bereiche dadurch als Kernbestand, der nicht in die Planung einbezogen wurde (vgl. **ABB. 155, 156**).

Spätere Autoren haben an den Schwarzplänen (oder Massenplänen) die Fokussierung auf den Stadtraum geschätzt; Camillo Sitte ist als Pionier dieser Sichtweise zu nennen.[26] Die klar ablesbaren Strassen, Plätze, Höfe und Gärten sind nicht lediglich Verbindungen zwischen den Bauwerken, sondern «selbst architektonische Elemente, jener Gemeinschaft gewidmet, die Stadt ausmacht oder ausmachen sollte. […] Sie sind die Quintessenz der Stadt, das, was ihren Charakter und ihre Schönheit ausmacht», lautete das emphatische Urteil von Vittorio Magnago Lampugnani.[27] Die Geschichtswissenschaft hat sich seit dem *spatial turn* in den 1980er-Jahren der Frage nach den städtischen Räumen als sozialen Phänomenen angenommen. «Wer von den Räumen der Stadt her denkt und sich nicht nur für deren äußerliche Gestalt, sondern für deren menschliche Füllung und Profilierung interessiert, erkennt recht schnell, dass öffentliche Räume in vielen Fällen auch Orte der Sozialität sind beziehungsweise die Öffentlichkeit nicht als solche existiert, sondern durch die Menschen oftmals erst hergestellt wird», so Susanne Rau.[28] Die Öffentlichkeit besteht zudem stets in Abstufungen. Orte, die jedermann zugänglich sind, gehören gewiss dazu, können jedoch auch – für kurze oder für längere Zeit – abgesperrt werden oder nur für bestimmte Personengruppen zugelassen sein **ABB. 246**. Dasselbe gilt für Gebäude mit bestimmten Schliessungszeiten, wie das Münster oder das Rathaus, die Kulturhäuser und sämtliche Geschäfte, die sich an die heutigen Ladenschlusszeiten halten müssen. Andere Gebäude wurden immer nur durch bestimmte Bevölkerungsgruppen frequentiert, wie die Zunft- und Gesellschaftshäuser. Auf das Phänomen der Gastlichkeit im 18. Jahrhundert wurde schon hingewiesen (siehe S. 151).

Angesichts dieser changierenden Öffentlichkeiten sind die Schwarzpläne nur eingeschränkt zu verwerten. Auch kann die Definition des «Privaten» nicht einfach das «Nichtöffentliche» umfassen. Spontan leuchtet Hannah Arendts Beschreibung des antiken *oikos* ein: In einem Haushalt geschieht das, was zum Fortbestehen der dort lebenden Familie – unter Einschluss des Gesindes – wirtschaftlich und biologisch notwendig ist. Arendts Auffassung entspricht in diesem Punkt dem 1950 und 1956 von dem österreichischen Historiker Otto Brunner formulierten Konzept des «Ganzen Hauses».[29] Dieser Vorstellung von einer nahezu hermetischen sozialen und wirtschaftlichen Einheit unter der Sorge des «Hausherrn» in der Vormoderne[30] ist erst seit den 1980er-Jahren mit Betonung der Kontextabhängigkeit des Haushalts widersprochen worden.[31] Soziale Kontrolle und soziale Integration in der Nachbarschaft hätten auch das Haus «geöffnet», beispielsweise für Nachbarschaftshilfe, Hochzeiten und andere gemeinsame Feste, Gastfreundschaft, Schutzgewährung bis hin zu Rügeritualen wie dem «Charivari», mit dem persönliches Fehlverhalten lautstark angeprangert werden konnte.[32] Hieran hat sich auch in der Moderne seit dem frühen 19. Jahrhundert nichts Wesentliches geändert. Zwar garantieren Gesetze die Achtung der Wohnung (§ 13 der Bundesverfassung), doch schränken Vorschriften



246

ABB. 246 **Die Kette an der Hauswand der Schlüsselzunft diente einst dazu, den Schlüsselberg – und damit den Zugang zum Münsterhügel – abzusperren, jedenfalls gegen Reiter. Vermutlich wurde sie nach der «Bösen Fasnacht» 1376 angebracht. Foto Peter Schulthess, Basel, 2017.**

zum Bau, zum Feuerschutz, zum Lärm und dergleichen mehr – nicht zuletzt zum Denkmalschutz – die Verfügung über den privaten Bereich zum Wohl der Allgemeinheit ein.

Die Auseinandersetzung mit dem «Nolli-Plan» lehrt zudem, dass es sowohl «öffentliche Innenräume» als auch «nichtöffentliche Freiräume» gibt. Diese geniessen teilweise einen gleichen, wenn nicht stärkeren Schutz als das Hausinnere. Höfe und Gärten werden durch Mauern und Zäune, welche die Grenze des Eigentums markieren, eingefasst. Hof, Nebengebäude und Nutzgarten sind Elemente des häuslichen Wirtschaftens. Vorgärten der neueren Zeit hingegen sind zwar einsehbar, jedoch ist ein unbefugtes Eindringen verpönt. Sie schaffen eine Distanz zwischen dem Trottoir oder der Strasse und der Hausfassade, die nach Wunsch auch teilweise hinter Stauden verborgen werden kann. Gestaltung und Pflege des Vorgartens tragen gleichwohl zum *image* des Eigentümers oder seiner Mieter bei.

Wenn die Türschwelle des Wohnhauses kaum noch als kategoriale Grenze zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich betrachtet werden kann, so führt das die Beschäftigung mit den jeweiligen verschiedenen Räumen der Stadt auf der baulichen Ebene nicht ad absurdum. Es gilt jedoch, sich von der Vorstellung zu lösen, dass Strassenbilder oder Platzräume in jedem Fall für eine bestimmte Art von Öffentlichkeit oder deren Inszenierung gestaltet wurden. Matthias Untermann hat auf das Problem der Ungleichzeitigkeit hingewiesen: Das in der Frühzeit der Siedlungstätigkeit geschaffene Strassensystem bestand, lange bevor bestimmte Inanspruchnahmen nachzuweisen sind. Diese bemächtigen sich also lediglich eines bestehenden Stadtraums, ohne – jedenfalls im Mittelalter – seine Gestalt in grösserem Umfang zu verändern.[33] Die undifferenzierte Struktur mittelalterlicher Häuser, die vielseitige Nutzungen ermöglichte (siehe S. 286f.), gilt in gewisser Weise auch für die Stadtstruktur. Umso bemerkenswerter sind die Fälle, bei denen im Spätmittelalter Plätze vergrössert oder neu angelegt wurden, so wie beim Basler Kornmarkt (heute Marktplatz), beim Fischmarkt und beim Barfüsserplatz (siehe S. 100–102). Grössere Aufmerksamkeit als der Erstentstehung ist demnach den vielfältigen Veränderungen der Stadt zu schenken, die von den Bewohnerinnen und Bewohnern immer wieder vorgenommen wurden, sei es durch Abnutzung, Umbau, Reparatur oder Abbruch und Neubau.

Kommunikation zwischen Haus und Strassenraum oder Platz

Die erste und raumgreifende Definition des Stadtraums bedeutete unzweifelhaft die älteste Befestigung durch die Burkhard'sche Stadtmauer am Ende des 11. Jahrhunderts. Das Wegsystem muss in Ansätzen schon vorhanden gewesen sein, und der Bau der Stadttore betonte seine Hierarchisierung in Fernstrassen und Binnengassen. Sich den Strassenraum Basels im Früh- und Hochmittelalter vorzustellen, fällt ausserordentlich schwer, da weder originale Fassaden noch authentische Bilder existieren. Nach archäologischen Befunden existierten im 13. Jahrhundert noch keine oder nur in einigen Bereichen der Stadt geschlossene Hauszeilen direkt an der Strasse **ABB. 247**,[34] zuerst offenbar in Kleinbasel, wo der Begriff (Häuser-) «zîle» im Jahr 1283 belegt ist.[35] Allenfalls können hölzerne Bauten im Vorfeld der sogenannten Kernbauten aus Stein vermutet werden, so wie dies im Gerbergässlein 14 VIII 308 anhand von Pfostenlöchern gesichert ist. Ob und wie sich diese Holzhäuser zur Strasse öffneten, ist unbekannt; ebenso potentielle Einfriedungen des Grundstücks.

Die Hausfronten der steinernen Gebäude im 13. und frühen 14. Jahrhundert besassen neben dem Eingang nur sehr kleine Fensteröffnungen oder Schlitze, die zumeist über einen längeren Zeitraum im Jahr durch Bretter oder halb transparente Materialien verschlossen waren **ABB. 248–250**. Sie ermöglichten kaum eine Kommunikation aus dem Hausinneren nach aussen oder in dieses hinein. Seit dem 15. Jahrhundert ist die Gliederung der Erdgeschossfront durch den Hauseingang und ein daneben angeordnetes Ladenfenster verbreitet, so wie es das bekannte Bild des Konrad Witz mit den heiligen

ABB. 247 Die spätmittelalterliche Besiedlung an der Birsigmündung, etwa um 1250, wurde von der Archäologischen Bodenforschung in einem «Lebensbild» visualisiert. Der Blick geht in Richtung Rhein, ganz links ist die Innere Stadtmauer zu erkennen, mit dem Rechteckturm am Rhein, im Bereich des heutigen Seidenhofs (Blumenrain 34 VIII 60). Viele Gebäude stehen nicht an der Gasse, sondern im hinteren Teil ihres Grundstücks. Eine offene Frage ist, wie die Grundstücke zu den Gassen abgegrenzt waren. Möglicherweise durch Mauern, wie sie noch am Engelhof (Nadelberg 4 VIII 171) aus dem 14. Jahrhundert erhalten sind. Foto ABBS.



247

ABB. 248 Münsterplatz 20. Rollerhof VII 92, westliche Giebelwand. Befunde an Seitenwänden oder Hoffassaden können wenigstens ein Bild von der Durchfensterung der Steinmauern geben; an den Strassenfassaden ist dies kaum noch möglich. Das Mauerwerk des Rollerhofs zeigt ein Schartenfenster des 12. Jahrhunderts sowie ein nachträglich eingebrochenes Rundbogenfenster des 13. Jahrhunderts. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.



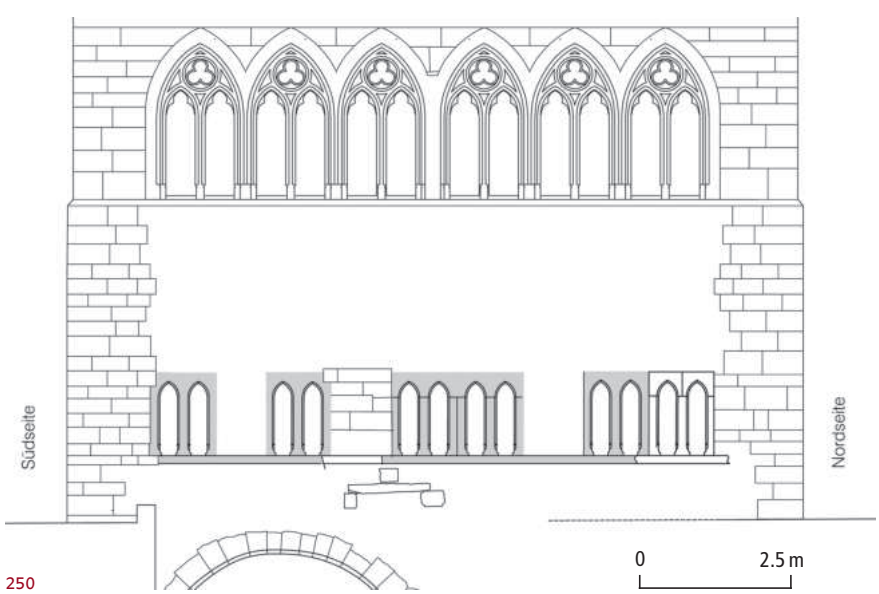
248

ABB. 249 Freie Strasse 25. Zunfthaus zum Schlüssel VII 414. Zwillingsfenster in der südlichen Giebelwand zum Schlüsselberg, frühes 14. Jahrhundert. Foto Peter Schulthess, Basel, 2017.



249

ABB. 250 Nadelberg 6. Schönes Haus VIII 177. Rekonstruktion der Hinterhausfassade zum Innenhof, Ende des 13. Jahrhunderts. KDBS, Zeichnung Hans Ritzmann, 2008.



250

ABB. 251 Konrad Witz. Die heiligen Katharina und Magdalena (Ausschnitt). Öl auf Holz, um 1440/45. (Strassburg, Musée de l'Œuvre Notre-Dame, Inv. MBA 97.)

ABB. 252 Die 1511/13 entstandene Luzerner Bilderchronik des Diebold Schilling d. J. berichtet, wie 1484 in Basel die Leiche des Erzbischofs Andrea Zamometić von Krain, der sich im Gefängnis erhängt hatte, am Strick aus dem Spalenschwibbogen geschleift wird. Der Kleriker hatte ein Konzil gegen den Papst gefordert, wofür die Stadt Basel mit dem Interdikt belegt worden war. Der Freitod des Häftlings beendete die Episode. Das Bild überliefert die Reihung von Häusern mit Ladenfenstern zur Strasse und gestaffelten Stubenfenstern im Obergeschoss. (S 23. fol., S. 190, Eigentum Korporation Luzern, Standort ZHB Luzern Sondersammlung).

Katharina und Magdalena in einem Kirchenraum um 1440/45 überliefert **ABB. 251**.[36] Die Strasse stellt sich dort als Bewegungsraum dar, in dem Menschen flanieren und die Auslagen eines Skulpturenhändlers begutachten, die dieser auf den aufgeklappten Hälften seiner Läden präsentiert. Das Haus selbst wird vom Kunden nicht betreten. Angebot und Nachfrage stellen in diesem kleinen Ausschnitt des Bildes die einzige Kommunikation dar. Entsprechende Ladenfenster bzw. deren Sandsteinrahmungen haben sich im Gerbergässlein 32 VIII 313 (15. Jh.), in der Stadthausgasse 11 VIII 87 (inschriftlich 1529) und der Spalenvorstadt 30 IX erhalten **ABB. 252**.[37]

Durch den Verkauf über den Klappladen erlangte die Gasse eine ähnliche Bedeutung wie die Marktplätze. Der Vorteil für die Handwerker bestand darin, dass sie die verkaufsfertige Ware nicht zum Marktplatz transportieren und ihre produktive Arbeit für die Verkaufstätigkeit nicht oder nur kurz unterbrechen mussten. Schneider rückten offenbar ihren Tisch, auf dem sie im Schneidersitz hockten, dicht an die Fensteröffnung, um gutes Licht zu haben.[38] Möglicherweise hatte dieses nicht heimliche Handeln auch den Sinn, korrekte Arbeitsweise zu präsentieren.

Über dem Laden oder der Werkstatt im Erdgeschoss befand sich die Stube, für die eine eigene Fensterform – das drei- bis siebenteilige Staffelfenster – charakteristisch ist. Dass diese grossen Öffnungen nicht nur viel Licht hineinliessen, sondern auch das Betrachten des Treibens auf der Strasse ermöglichten, wird durch die sogenannten Guggehyrli belegt **ABB. 253**. Steinerne Erker aus vormoderner Zeit existieren in Basel kaum, was wohl auf das nach dem Erdbeben von 1356 erlassene Verbot der «fürschöpf» (Vordächer oder Auskragungen) zurückgeht (siehe S. 96). Als Ersatz wurden kleine kastenförmige Holzerker passgenau in einzelne Fensterbahnen eingefügt, aus denen die klandestine Beobachtung der Strassen möglich war. In Museumsbesitz haben



251



252

ABB. 253 Rittergasse 18/St. Alban-Graben 7 VII Abb. 289. «Guggehyrli» von der ehemaligen Dompropstei, 2. Hälfte 17. Jahrhundert. (HMB Inv. 1886.134.) Foto Maurice Babey.



253

sich drei Exemplare aus dem 17. und 18. Jahrhundert erhalten, doch belegen EMANUEL BÜCHELS Zeichnungen, dass sie im 18. Jahrhundert in grosser Zahl vorhanden waren. Ein venezianisches Gemälde vom Ende des 15. Jahrhunderts zeigt Frauen, die aus den oberen Fenstern ihrer Häuser, wie von der Empore einer Kirche, einer Prozession beiwohnen, während die Männer in der Strasse daran teilnehmen.[39] In Ulrich Richentals reich bebilderter Chronik des Konstanzer Konzils (1414–1418) wird zwar eine Gruppe von Frauen als Teilnehmerinnen einer Fronleichnamsprozession gezeigt, doch auch das Zuschauen aus den Fenstern wird illustriert.[40] Naheliegend ist, dass in Basel die Stubenfenster ebenfalls als eine Art Zuschauertribünen für bestimmte Veranstaltungen dienten; bei den Männern vorbehaltenen Anlässen werden dies die Orte der Frauen gewesen sein.

Individualisierung der Häuser

Hauszeichen

Unzweifelhaft ist die überwiegende Nutzung der Strassen und Plätze als Transportwege, sei es durch die Stadtbevölkerung und ihre Tiere, sei es durch Reisende und Fremde. Die zunehmende Kennzeichnung der Gebäude durch Hausnamen und Hauszeichen ist gewiss auf das Orientierungsbedürfnis der Auswärtigen sowie Einwohnerinnen und Einwohner – sobald die Stadt grösser wurde – zurückzuführen.[41] Vermutet werden darf auch eine damit einhergehende persönliche Bindung der Besitzer an ihr Haus. Schliesslich besteht eine Wechselwirkung zwischen den Hausnamen und den Familiennamen (Zweitnamen).[42] Angesichts der Kadenz der Handänderungen erscheint der Name des Hauses, an dem Zinsverpflichtungen hafteten, für den Grundherrn und die (Steuer-)Verwaltung eine stabilere Grösse gewesen zu sein als der jeweilige Eigentümer. Gabriela Signori hat für das späte 15. Jahrhundert Beispiele benannt, in denen das Haus selbst als Rechtssubjekt angesehen wurde.[43] Diese Individualisierung fand nicht nur mündlich und in Verwaltungsakten statt, sondern wurde durch die Hauszeichen gewissermassen veröffentlicht **ABB. 254–257**. Die seit dem frühen 13. Jahrhundert überlieferten Hausnamen – das Haus zum Löwen in der Eisengasse ist um 1202 das älteste überlieferte Haus in Basel mit einem Namen[44] – beziehen sich auf die herausgehobene Gestaltung eines Gebäudes (z. B. seine Höhe oder Farbe), auf aktuelle oder frühere Eigentümer oder auf willkürlich beigelegte Namen, die sich in der Regel auf ein an der Fassade zu erblickendes Hauszeichen beziehen.[45] Felix Platter berichtete davon, dass sein Elternhaus 1539 mit der Darstellung einer Jagd geschmückt und fortan «Zum Gejegt» genannt wurde.[46] Wohl eher selten hatten die Bilder einen symbolischen Bezug zum Haus oder zu dessen Eigentümer, so wie es Christian Wurstisen am Ende des 16. Jahrhunderts für das Haus zum Delphin (Rittergasse 10 VII 193) überliefert: Der Bürgermeister Jakob Meyer zum Hirzen liess an die Fassade einen Delphin mit Anker malen, «denn wie man sagt, das die Delphin, auß liebe zu den menschen, pflegen die außgesenckten ancher in deß meer ungstümigkeit zu leiten, das sie recht haften mögen: also thun auch fromme tapfere regenten, welchen den gmeinen nutz in allerhand gferden besorgen».[47] Noch bis 1862 wurden die Hausnamen als offizieller Bestandteil der Adresse verstanden und entsprechend im Adressbuch aufgelistet.[48]

Fassadenmalerei

Zur individuellen Gestaltung der Häuser trug auch die Fassadenmalerei bei.[49] Aeneas Silvius Piccolomini bescheinigte 1433 den Baslern schöne Häuser, deren meiste mit Malerei verziert seien.[50] Wenn man einen Eindruck davon gewinnen möchte, wie diese Malereien ausgesehen haben, trifft man freilich auf Schwierigkeiten, weil sie selten erhalten sind und auch selten in zeitgenössische Stadtdarstellungen Eingang fanden. Auf MATTHÄUS MERIANS Planvedute von 1615/17 sind Häuser auffallend oft mit waagerechten Gesimsen wiedergegeben, von denen wenigstens einige nur gemalt waren. An der Hofseite des Rathauses erkennt man eine senkrechte Gliede-



254



255



256



257

ABB. 254–257 Eines der ältesten erhaltenen Hauszeichen ist das Wappen der Gans (Spalenberg 2 VIII 272), das anhand der Schildform ins 14. Jahrhundert datiert werden kann. Das Wappen der Familie Offenburg am Offenburgerhof (Petersgasse 40 VIII 119) stammt hingegen aus der Zeit um 1420/30. Die adlige Trinkstube im Haus zum Brunnen (ehem. Petersberg 1 VIII 70) erhielt im 15. Jahrhundert das sprechende Hauszeichen, das auf den 1233 erwähnten Gundolzbrunnen Bezug nimmt. Das Haus zum Hasen befand sich neben dem Rathaus. Es war der Sitz der Bürgermeisterfamilie Meyer zum Hasen – die nach dem Haus von der Familie Meyer zum Hirzen unterschieden wurde. Um 1900 wurde es der Erweiterung des Rathauses geopfert, doch wurde das naturalistische Hauszeichen in einem der Innenhöfe neu inszeniert. Fotos Peter Schulthess, Basel, 2024 (**ABB. 254, 255**) / (HMB Inv. 1937.110. **ABB. 256**) / Tom Bisig, Basel, 2024 (**ABB. 257**).

rung, die in der Form von plastischen Architekturelementen nie existierte. Ein weiteres Beispiel ist das Haus des Arztes Felix Platter (Petersgraben 20 IX), an dem Merian eine Säulengliederung zeigt. In Michel de Montaignes Reisebeschreibung von 1580/81 wird erwähnt, dieses Haus sei mit vortrefflichen Dekorationsformen «a la françoise» bemalt gewesen.[51] Eine kaum zu überschätzende Wirkung auf die illusionistische Fassadenmalerei übte das um 1520 von Hans Holbein d. J. bemalte Haus zum Tanz (Eisengasse 14 VII 523) aus. Holbein, der mit dem Luzerner Hertensteinhaus eine erste Probe seiner Fähigkeiten in diesem Medium gegeben hatte, schuf eine spielerische Architekturillusion, welche die gesamte Fassadenfläche überzog und die bestehenden Öffnungen in das System der gemalten Gliederung integrierte. Am Haus zum Löwenzorn (Gemsberg 2–4 VIII 388) und am Spalenhof (Spalenberg 12 VIII 274) sind Fragmente einer vergleichbaren, aber späteren und einfacheren Malerei erhalten **ABB. 258**. Bei der Neubemalung des Rathauses durch Hans Bock d. Ä. in den Jahren 1608–1611 wirkte die mit Renaissancemotiven wie Dreiecksgiebeln, Voluten, Balustraden, Beschlag- und Rollwerkkartuschen versehene Dekoration als «Modernisierung» der spätgotischen Architektur.[52] Aus der Hand von Hans Bock, Hans Brand, Hans Hug Kluber und anderen sind mehrere Entwürfe für Fassadenmalerei, zumeist aus der Sammlung Amerbach, erhalten. Wie beim Haus zum Tanz wird bei ihnen die gesamte Fassade mit den bestehenden Öffnungen in eine illusionistische Architekturdarstellung verwandelt. Insbesondere Bocks Entwürfe für das Haus seines Lehrmeisters (Blumenrain 28 VIII 57) sowie der zweifache Entwurf für Theodor Zwingers Haus am Nadelberg 23A VIII 164 nehmen auf die Person des Hauseigentümers Bezug.[53] Am Blumenrain wird mit Malutensilien und dem Wappen der Himmelszunft der Hinweis auf einen Maler gegeben, ferner spielt der kniende Pygmalion, der sich zugleich seinem Kunstgeschöpf und der Allegorie der Geometrie zuwendet, auf den Künstlerberuf an. Die zentrale Szene an Zwingers Haus sollte den stürzenden Bellerophon darstellen – einen Helden der griechischen Mythologie, der versucht hatte, auf



Abb. 258 Gemsberg 2–4. Haus zum Löwenzorn VIII 388. Foto Peter Schulthess, Basel, 2018.

258

dem Pferd Pegasus den Olymp zu erreichen, und damit das Missfallen des Zeus erregt hatte. Seine Geschichte ist eine Mahnung vor Übermut und Stolz, die auch in der Hausinschrift ausgedrückt werden sollte.

Die besondere Situation, dass der Sammler Basilius Amerbach das Schaffen seines Freundes Hans Bock sehr genau beobachtet und wertgeschätzt hatte, beschert uns heute eine seltene, gut erhaltene Planungsgeschichte dieser Fassadenmalerei, hinterlässt jedoch auch die Frage, wie viele der Entwürfe tatsächlich jemals ausgeführt worden sind. Selbst in den Fällen, wo uns der Auftraggeber und sein Haus bekannt sind – so am Blumenrain 28 und am Zwingerhaus Nadelberg 23A –, ist die Sachlage unklar, da bei beiden Gebäuden die Fassade im 18. Jahrhundert von Grund auf erneuert wurde. Angesichts des intellektuellen Niveaus der ikonografischen Programme sind derartige Häuser wahrscheinlich die Ausnahme gewesen.

Während des 18. Jahrhunderts war die Malerei an den regelmässig und symmetrisch gegliederten Fassaden nicht erwünscht. Aus Freiburg im Breisgau ist überliefert, dass anlässlich des bevorstehenden Besuchs von Marie Antoinette 1770 die Hauseigentümer angewiesen wurden, ihre Häuser neu zu tünchen, um «die vorigen Mahlereyen hinwegg» zu bringen.[54] Ein derartiger «Bildersturm» ist aus Basel nicht bekannt, doch schwanden die Fassadenmalereien durch Vernachlässigung. Von Holbeins Malerei am Haus zum Tanz war 1777 kaum noch etwas zu erkennen, wie Johannes Müller bemerkte.[55] Die einzigen Institutionen, die sich weiterhin der Fassadenmalerei bedienten, waren die Zünfte und Vorstadtgesellschaften. Das Bild am Haus der Vorstadtgesellschaft zur Krähe in der Spalenvorstadt 13 IX,[56] 1816–1820 von Maximilian Neustück gemalt, zeigt freilich zwei ganz autonome Bilder (den Rütlischwur und Gesslers Tod) ohne jeden Bezug zur Architektur und ohne jeden räumlichen Illusionismus. Die Fassadenmalerei, in diesem Fall verbunden mit der patriotischen Thematik, diente in jener Zeit als Kennzeichen «öffentlicher», das heisst nichtprivater Gebäude. 1891 führte der Maler Franz Baur die Fassadenmalerei am Haus der Vorstadtgesellschaft zur Mägd in der St. Johanns-Vorstadt 29 IX unter Rückgriff auf den Stil Holbeins aus. Inwieweit sich Baur auch an der vorgefundenen, wohl aus der Zeit um 1600 stammenden Malerei orientierte, ist nicht mehr festzustellen. Die Zünfte und Vorstadtgesellschaften fühlten sich in besonderem Mass zur Traditionspflege verpflichtet, nachdem sie alle politische Macht verloren hatten.

Im Geschäftszentrum der Innenstadt waren die Zunfthäuser durch die seit ca. 1875 vorangetriebenen Strassenverbreiterungen und den Ausbau zu



259

ABB. 259 Freie Strasse 34. Zunfthaus zu Hausgenossen VII 449. Sgraffiti von Hans Sandreuter, 1895. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2006.

modernen Geschäftsstrassen bedroht. Nur wenige der Zünfte konnten sich einen Neubau auf zurückversetzter Bauflucht leisten, und die, die es sich leisten konnten, griffen mit den Neubauten verschiedene Elemente des Vorgängerbaus auf, zu denen auch die Fassadenmalerei gehörte. Nachzuvollziehen ist dies am Haus der Rebleutenzunft in der Freien Strasse 50 VII 456, das wie das Haus zur Mägd ebenfalls eine ältere Fassadenmalerei besessen hatte. Der Neubau der Architekten EMANUEL LA ROCHE und ADOLF STÄHELIN wurde von WILHELM BALMER 1897 bemalt, und zwar in starker Anlehnung an die Rathausfassade, die BALMER nur wenige Jahre später selbst auffrischen sollte. Das Haus wurde nach kaum sechzig Jahren 1956 für einen Geschäftshausneubau abgebrochen. Erhalten ist das Haus der Hausgenossenzunft in der Freien Strasse 34 VII 449 **ABB. 259**. HANS SANDREUTER versah es 1895 mit Sgraffiti zum Thema der Zunft und zur Basler Stadtgeschichte.[57] Eine Spinnerin verweist auf ein patriotisches Thema, nämlich den Eintritt Basels in den Bund der Eidgenossen 1501. Die Basler sollen damals eine spinnende alte Frau anstelle der Torwache eingesetzt haben, um zu demonstrieren, wie sicher sie sich im neuen Bund fühlen. Auf diese Art und Weise entwickelte sich die Fassadenmalerei, wenn von offizieller oder korporativer Seite vorgebracht, zu einer Art Heimatgeschichte. Den Gipfel erklomm sie dabei bei der Dekoration des Rathauses um 1900.

Reklame und der Kampf dagegen

Mit dem Schild eines Schulmeisters, das die Gebrüder HOLBEIN 1516 schufen, ist ein ausserordentlich frühes Beispiel für Werbung an einer Hausfassade erhalten, auch wenn dieses möglicherweise nie tatsächlich aufgehängt wurde[58] (siehe **ABB. 86**). Aushängeschilder an kunstvollen schmiedeeisernen Auslegern sind in Basel seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Im 19. Jahrhundert waren solche Schilder vorwiegend an Geschäften der Grossbasler Talstadt angebracht, insbesondere kennzeichneten sie Gasthöfe und nahmen mit den gezeigten Gegenständen auf den Hausnamen Bezug. Unter den im Historischen Museum Basel aufbewahrten Aushängeschildern sind die Krone des gleichnamigen Wirtshauses an der Schifflände sowie das grosse Schiff hervorzuheben, das seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das Gasthaus zum Schiff (Barfüsserplatz 3 VII 498) zierte, oder der pflügende Bauer, der ab 1864 das Wirtshausschild der Brauerei zum Pflug (Freie Strasse 38 VII 452) schmückte.[59]

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Wirksamkeit der Fassade als grossflächiger Werbeträger entdeckt. Ein Zeitungsartikel pries 1891 die Arbeit des Malers J. VOGT, der das Haus eines Comestiblehändlers aufs Treffendste mit den Handelsprodukten gestaltet habe: Geflügel, Wildbret, Fische und Flaschenweine, dazu in einer Nische die Göttin Diana mit ihrem treuen Jagdhund.[60] Ähnlich verfuhr BURKHARD MANGOLD 1915/18 mit Sgraffiti am Haus zum Wolf am Spalenberg 22 VIII 283, in dem eine Kolonialwarenhandlung beheimatet war. Fremdländische Figuren präsentieren hier «Oele und Südfrüchte, Zucker, der Thee, der Kaffee», wie die Inschrift zusätzlich verrät. Häufiger noch als Bilder zierten jedoch Plakate und Reklameschriften die Häuser vor und nach 1900 **ABB. 260**. Das Vorstandsmitglied der 1905 gegründeten Schweizer Vereinigung für Heimatschutz, Ernst Lang, blies im ersten Jahrgang der von Casimir Hermann Baer redigierten Vereinszeitschrift «Zum Kampfe gegen das Reklame-Unwesen».[61] Mit Bildbeispielen und drastischen Worten



260

ABB. 260 **Im Geschäftszentrum waren um 1900 nahezu sämtliche Strassenfronten durch Plakate und Werbeinschriften bedeckt. Das Bild zeigt die Fassaden Spalenberg 2 und links die Brandmauer des Hauses Spalenberg 5, nach dem 1903 erfolgten Abbruch der Häuser Nrn. 1–3. Foto August Höflinger, um 1900. Fotostiftung Schweiz, Winterthur, 2010.24.016.**

prangerte er «die gegenwärtige materialistische und einseitige Lebensauffassung, den öden und barbarischen ‹Amerikanismus›» an, der dem eigentlichen «einfache[n], schlichte[n], jedem Schwindel abholde[n] Sinn unserer Bevölkerung» entgegenstehe.[62] Das «Plakatwesen» wurde in Basel monopolisiert; eine Konzession erhielt zunächst der Verkehrsverein, um 1910 wurde sie auf die 1900 in Genf gegründete Allgemeine Plakat-Gesellschaft übertragen. Form und Inhalt der Plakate durften nicht anstössig sein und mussten vom Polizeidepartement genehmigt werden. Die künstlerische Qualität Basler Plakate ist dem Wirken der Gewerbeschule zu verdanken, an der Künstler wie Burkhard Mangold, Niklaus Stoecklin, Donald Brun oder Herbert Leupin lernten und teilweise auch lehrten.[63]

Als Bewegung gegen die Schriftenmalerei wurden einige Häuser mit künstlerisch anspruchsvollen Fassadenmalereien ausgestattet, teilweise unterstützt von dem seit 1919 bestehenden Staatlichen Kunstkredit, also der staatlichen Förderung von Kunst im öffentlichen Raum.[64] Als Beispiele wären das Haus zum Gold am Marktplatz, neben dem Rathaus, mit 1915 entstandenen Malereien von Numa Donzé zum Kriegsthema «Das Schicksal» zu nennen: Der Tod greift nach einem Ritter und einem Mädchen. Otto Plattners Bilder am Haus in der Falknerstrasse 33 VII 491, ehemals auch am Haus Gerbergasse 70 VIII 428 nehmen auf die Handelswaren des Eigentümers Bezug. Die trockene Anordnungsweise baut keinerlei Bezug zur Architektur auf und vermag auch selbst keinen Raum zu schaffen. Eines der wenigen Beispiele der Fassadenmalerei als «Raumkunst» schuf Samuel Buri 1978 an einem Anbau des Hauses zum Kranichstreit am Rheinsprung 7 VII 336 mit einem Trompe-l'Œil-Baugerüst vor dem Wandbild einer Gänsehirtin – was man freilich nur versteht, wenn man weiss, dass in dem Haus einst eine Bettfedernfabrik beheimatet war.

Öffnung des Erdgeschosses: Schaufensteranlagen

Zeitlich etwas früher als die Werbeinschriften ist die Entstehung des Schaufensters anzusetzen. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts war an vielen Orten die mittelalterliche Warenpräsentation mit den Klappläden vorhanden, wie ein vor 1838 entstandenes Aquarell Johann Jakob Neustücks vom oberen Spalenberg VIII 258 zeigt, nur dass das Ladenfenster mittlerweile mit Sprossen verglast war. Johann Jakob Heimlichers Fassadenentwurf für die neu anzulegende Kaufhausgasse um 1843 VII 511 zeigt ebenso wie ein Fassadenentwurf für die Eisengasse um 1842 VII 516, dass die Zahl der Achsen und die Form der Öffnungen im Erdgeschoss unabhängig von denjenigen in den Obergeschossen gedacht wurden. Ladenumbauten setzten seit der Mitte des Jahrhunderts auf eine Trennung des Ladens vom Wohnbereich des Hauses. Bei breiteren Häusern gab es fortan zwei Eingangstüren, bei schmaleren wurde der Hausflur durch eine zurückversetzte Tür abgeschlossen und der Laden seitlich vom Vorflur aus zugänglich gemacht **ABB. 261, 262**. In den Auslagen der Schaufenster präsentierten nicht mehr Handwerker die selbst gefertigten Produkte, sondern Einzelhändler die sachlich gruppierten Warenbestände aus industrieller Fertigung, die überregional erworben wurden. «Die Schaufenster sind das glänzende Medium, in dem sich die Architektur eines neuen Haustyps ebenso wie die neue Beziehung von Haus und Strasse und von Verkäufer und Käufer anschaulich darstellen lässt. Im Schaufenster erleben die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt den neuen Takt der Zeit in den ständig wachsenden Angeboten einer Gebrauchsgüterindustrie, die sich anschickt, im müssigen Spaziergänger den Kunden zu wecken», schrieb Dorothee Huber.[65]

Der in Basel benutzte Begriff Devanture für eine Schaufensteranlage weist auf das französische Vorbild sowie darauf, dass es sich um eine Art Vorbau oder zumindest Vorblendung handelt. Bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein bestanden die hölzernen Devanturen aus spätklassizistischen Kombinationen von Schaufenster und Eingang, mit kannelierten Pilastern und Gebälk, in dessen Zone zumeist die Ladeninschrift angebracht wurde. Durch den Einsatz von gusseisernen und stählernen Rahmen konnte die Glasfläche kontinuierlich vergrössert und die Brüs-



261



263



262

ABB. 261 Im Haus Schneidergasse 15 wurde 1850 ein neuer Laden eingerichtet. Die Devanture stammt vermutlich aus der Zeit um 1890, als der Coiffeur Gottlieb Bär das Haus bezog. Haus- und Ladeneingang sind kaum zu unterscheiden. Unbekannter Fotograf. StABS Bild 3, 24.

ABB. 262 «Viel hilft viel», mag sich Jean Möschinger um 1904 gedacht haben, als er das Fenster seiner Sanitäts- und Gummiwarenhandlung am Spalenberg 2 dekorierte. Die Devanture wurde schon 1873 durch den Zimmermann Hermann Preiswerk geschaffen. Der Hauseingang ist im Flur zurückversetzt, und die ursprüngliche Haustür steht tagsüber stets offen. Die ausklappbare Sonnenstore wurde nachträglich angebracht. Foto Alfred Kugler, nach 1904. StABS Neg A 2026.

ABB. 263 Freie Strasse 54. 1932/33 durchgreifend umgebautes Geschäftshaus nach Plänen von Robert Bollag und Hans Egger. Materialwechsel, Schaufenstervitrinen mit gerundeten Scheiben, zurückliegender Eingang und Kragdach machen den Laden zu einem eigenständigen Gebäudeteil, der mit dem Rest des Hauses nichts zu tun hat. Foto Archiv S&A.

tungshöhe abgesenkt werden. Charakteristisch war vom 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, dass die Devanture eine Rückwand besass und somit als eigenständiger «Schauraum» aufzufassen war. Die architektonische Rahmung machte das Schaufenster zu einer Art Guckkasten oder Bühnenraum, dessen Betrachtung eine Kauflust erzeugte oder die Auswahl ermöglichte, bevor das Geschäft betreten wurde.[66]

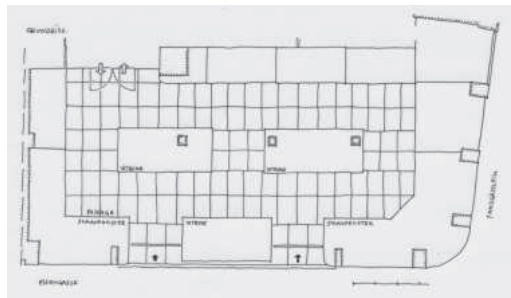
In den verbreiterten Geschäftsstrassen der Talstadt – in erster Linie in der Gerbergasse und in der Freien Strasse – wurden die Neubauten in der Regel mit einer zweigeschossigen Ladenfront ausgestattet, über der sich konventionell gestaltete Fensterreihen der Wohnetagen befanden. Die von den Geschäftsleuten geforderten grossen Schaufenster stellten an die Architekten Anforderungen, wie das Lasten der oberen Geschosse auf der filigranen Glas-und-Eisen-Konstruktion optisch zufriedenstellend gestaltet werden könne. Gustav Adolf Visscher van Gaasbeek lobte zum Beispiel das Warenhaus Brann (heute Globus, Marktplatz 2 VII 388), dessen Schaufensteranlage zwischen rahmende Steinpfeiler zurückgesetzt und stark gefärbt und ornamentiert worden sei.[67]

Nach dem Ersten Weltkrieg kamen Schaufensteranlagen auf, welche die gesamte Erdgeschossfront einnahmen und durch eine scharfe Trennung – durch Materialwechsel, auskragende Gesimse oder eine breite Werbezone – von den oberen Fassadenteilen abgegrenzt wurden **ABB. 263**. Gerundete Glasscheiben flankierten schon seit kurz nach 1900 zuweilen die Ladeneingänge, erzeugten jedoch zunehmend in den 1920er- und 1930er-Jahren ihre Anziehung auf die potentiellen Kunden. Ein Beispiel

ABB. 264, 265 Das Architektenbüro Bräuning Leu Dürig hatte 1932 das Konfektionshaus Merkur in der Eisengasse 14 VII 523 umzubauen. Die vordere Hälfte des Erdgeschosses wurde einer Schaufensterpassage gewidmet, deren Grundrissanordnung eine «vorgeschriebene Bewegungslinie [definiert], welche an möglichst vielen Schauflächen zwangsläufig vorbeiführt». Aus: Der Baumeister 31, 1933, H. 9 (Umzeichnung) / KDBS (Foto).

ABB. 266 Die Arkaden des Warenhauses Globus in der Eisengasse VII 388. Foto Peter Schulthess, Basel, 2019.

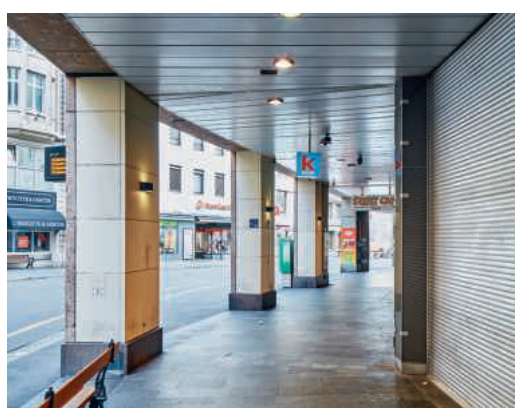
ABB. 267 Gerbergasse 16 VIII 412. Die Passage von der Gerbergasse zum Rümelinsplatz, 1954 nach Plänen von Marcus Diener, wird von einer Ladenzeile sowie von gegenüberliegenden Schaukästen flankiert. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2014.



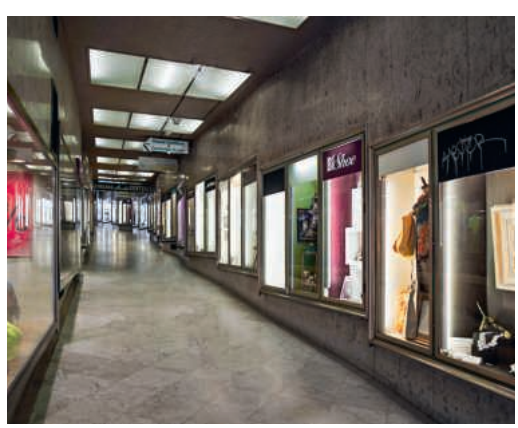
264



265



266



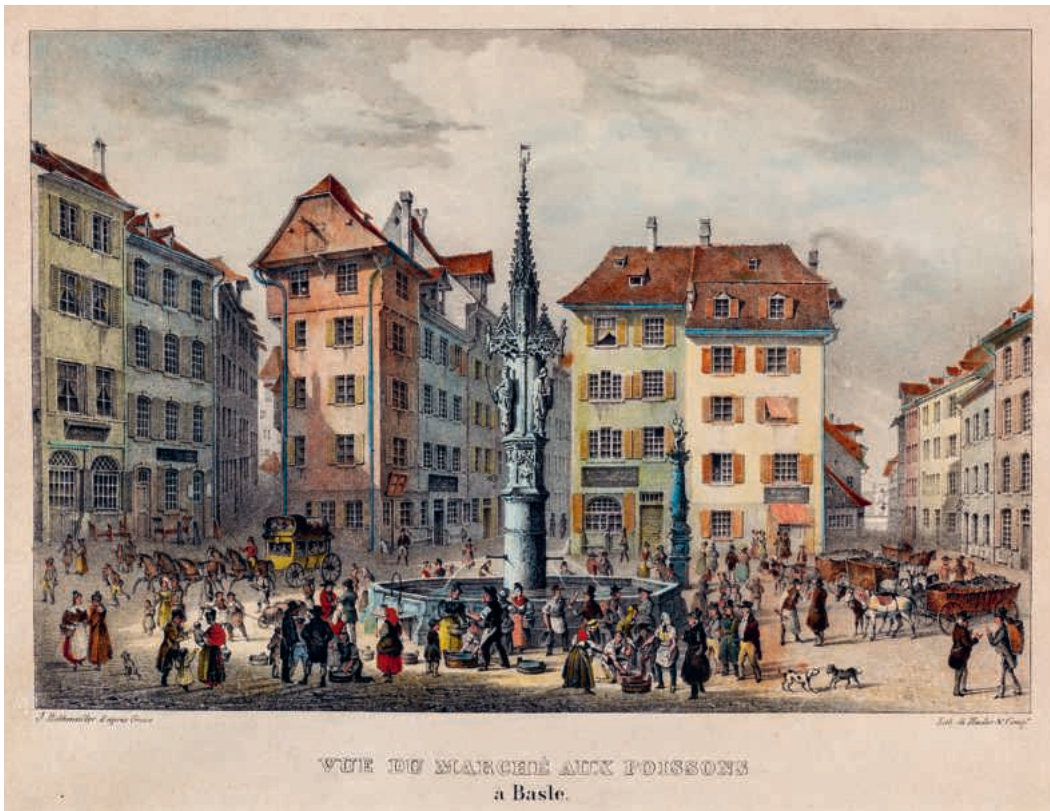
267

ist die Umgestaltung des Zunfthauses zu Spinnwettern (Eisengasse 5 VII 519) zur Buchhandlung Wepf 1931 nach Plänen von Hans von der Mühll und Paul Oberrauch. Der Schaufensteranlage wurde ein zuweilen beträchtlicher Teil der Ladenfläche geopfert, um den Kundinnen und Kunden möglichst viele Auslagen präsentieren zu können **ABB. 264, 265**. Eingezogene Ladeneingänge und freistehende Vitrinen boten Schutz vor Witterung und waren rund um die Uhr zugänglich. Einen vergleichbaren Effekt bieten Arkaden, wie sie 1933 dem Erweiterungsbau des Warenhauses Globus in der Eisengasse eingefügt wurden – hier jedoch motiviert durch die Verkehrsplanung, die eine Verbreiterung der Fahrbahn vorsah **ABB. 266, 267**. Ansonsten wurden Arkaden und auch Passagen in Basel sehr zurückhaltend eingesetzt. Arkaden, aber auch auskragende Vordächer und Markisen verhindern den Blick der Passantinnen und Passanten auf die oberen Bereiche der Hausfassaden und konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf die Warenauslagen.

Ende des 20. Jahrhunderts verzichtete man auf die Rückwand des Schaufensters, so dass nun der Blick frei ins Ladeninnere fallen kann und die Warenauslage minimiert wurde. Erklärtes Ziel der Ladenarchitektur ist die Minimierung der Grenze zwischen der Strasse und dem Verkaufsraum. Erst seit den 1990er-Jahren wurde in Basel verschiedentlich der Versuch unternommen, die werbetaktischen Wünsche mit der historischen Struktur von Geschäftshäusern in der Innenstadt zu verbinden, wie die Rekonstruktionen von Erdgeschosszonen in der Freien Strasse zeigen (Nrn. 9 VII 408, 23 VII 412, 34 VII 451, 36 VII 452, 38 VII 452, 72 VII 460).

Verweilzonen und Möblierung des öffentlichen Raums

Trotz der Priorisierung des Verkehrs besitzt der öffentliche Stadtraum Bereiche, die zum Verweilen, zur Information oder zum Austausch mit anderen Personen vorgesehen sind oder zu diesen Tätigkeiten einladen. Hierfür wurden und werden dem Raum signifikante Vorrichtungen oder Elemente hinzugefügt, die mit dem Begriff der «Möblierung» nur unzureichend beschrieben sind, da es sich nicht um Mobilien, sondern um fest installierte Objekte und kleinere Bauwerke handelt. Teilweise sind diese eng mit dem Gegenstandsbereich der Infrastruktur verknüpft, wie zum Beispiel die öffentlichen Brunnen, die gleichwohl ein beachtliches *surplus* an künstlerischer Gestaltung und an gesellschaftlicher Bedeutung aufweisen, die über die der Versorgung mit Wasser hinausgeht.



268

ABB. 268 Der Fischmarkt, Kreidelithografie von Jacques Rothmüller nach einer Zeichnung von Constantin Guise, Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Darstellung zeigt den Brunnen als Zentrum geschäftigen Lebens: Es wird gehandelt, diskutiert, transportiert, flaniert, gestritten. (NB Graphische Sammlung, Bern, GS-GRAF-ANSI-BS-15.)

Brunnen

Für Menschen und Tiere unverzichtbar ist das Wasser, das in einer Stadt jedoch nicht überall zu haben ist. Wenn natürliche Quellen und Grundwasserbrunnen nicht ausreichen – was in Basel der Fall war –, muss das Wasser mit aufwendigen Unternehmungen in die Stadt geschafft werden, die organisatorisch und finanziell nur von grösseren Korporationen, wie zum Beispiel Klöstern, oder dem Stadtherrn oder dem Rat zu bewältigen sind. Brunnwerke und Brunnen sind also vom Grundsatz her Werke der Regierung für das Gemeinwohl. Die Bedeutung der Brunnenanlagen in den italienischen Stadtkommunen und ihre repräsentative Ausformung – man denke an die *Fontana Maggiore* in Perugia oder die *Fonte Gaia* auf dem Hauptplatz von Siena[68] – hatte Aeneas Silvius Piccolomini in Erinnerung, als er während des Basler Konzils den Brunnenreichtum der Stadt hervorhob: «Jedes Haus hat seinen Garten, seinen Brunnen, seinen Hof», auf den Plätzen «stehen schöne Brunnen, denen klares und köstliches Wasser entströmt». Und: «Wer Basels Brunnen zählen wollte, müsste gleich auch seine Häuser zählen»[69] – was nur verständlich ist, wenn man die zuerst genannten Privatbrunnen mitberücksichtigt. Der Italiener schätzte um 1433/34 die technische Leistung der Wasserversorgung, aber auch die ästhetische Wirkung sowie die Bedeutung der Brunnen als Treffpunkte und Kommunikationsorte. Dies geht daraus hervor, dass er die öffentlichen Brunnen in einem Atemzug mit den Geschäften erwähnt, die auf den Plätzen getätigt werden. Dies sind namentlich die älteren Marktplätze: der Münsterplatz, der Kornmarkt (heute Marktplatz) und der Fischmarkt **ABB. 268**. Die Brunnen waren nicht exakt, aber annähernd mittig platziert. Bau und Unterhalt übernahm seit dem 13. Jahrhundert der Rat mit einem besoldeten Brunnmeister, der ein Zimmermann sein musste, denn schliesslich waren die Teuchel und anfänglich auch die Tröge und Brunnenstöcke aus Holz. Ehrenamtliche Brunnenaufseher, die gegen Verunreinigungen einschreiten sollten, waren für jeden Brunnen vorgesehen.[70] Um 1500 besassen Gross- und Kleinbasel zusammen 66 öffentliche Brunnen.[71] Die an eines der mittelalterlichen Brunnwerke angeschlossenen Brunnen waren mehrheitlich Stockbrunnen, bestehend aus dem Brunnentrog und dem daneben oder darin aufragenden Stock, aus dessen metallenen Röhren das Wasser fliesst. Die Stockbrunnen folgen damit einem nordalpinen Typus, im Unterschied zu den Schalenbrunnen antiker und italienischer Prägung, in denen das Wasser in und über eine oder mehrere flache Schalen rinnt.[72]

Der Schmuck oder die bildliche Ausstattung der Brunnen oblag folglich ebenfalls dem Rat. Zusammen mit der Vergrösserung der Plätze in der



269

ABB. 269 Der sogenannte Sevogelbrunnen auf dem Martinskirchplatz VII 325 befand sich ursprünglich am Marktplatz. Die Figur stammt von dem Strassburger Bildhauer Hans Tobel, um 1546/47. Erst im 19. Jahrhundert wurde der namenlose Schweizer Krieger mit Henman Sevogel, dem Basler Hauptmann in der Schlacht bei St. Jakob an der Birs 1444, gleichgesetzt. Foto Peter Schulthess, Basel, 2025.

Talstadt am Ende des 14. Jahrhunderts wurden auch ihre Brunnenstöcke neu gestaltet und unter den bildlichen Schutz von Heiligen gestellt: Maria, Petrus und Johannes der Evangelist am Fischmarkt VIII 77, Christophorus am Marktplatz VII 386 und (1507) Georg am Münsterplatz VII 33.[73] Die Mitte des 15. Jahrhunderts geschaffene Figur des heiligen Urban schmückt noch heute den Stock des Brunnens gegenüber dem ehemaligen Hof des Klosters St. Urban VIII 48, und die zur ähnlichen Zeit entstandene Figur des Apostels Jakobus, ehemals vor dem Aeschentor am Weg nach St. Jakob, befindet sich seit 1963 an der Hermann Kinkelin-Strasse IX – allerdings handelt es sich bei allen genannten Figuren um Kopien.[74] Verschiedene Gründe führten dazu, dass an drei dieser Brunnen die biblischen Figuren und Heiligen den reformatorischen Bildersturm «überlebten»; so verwies der heilige Jakob auf die stark memorierte Schlacht bei St. Jakob an der Birs 1444, und der heilige Urban wurde als Winzerpatron weiter geschätzt, auch spielte der Brunnen im Brauchtum am Urbantag eine Rolle.[75]

Figürlicher Schmuck der Brunnensäulen war bis zum Ende des 15. Jahrhunderts vermutlich selten. Seit dem frühen 16. Jahrhundert kam es in grossem Umfang zu ihrer Neuausstattung, so wie gleichzeitig auch in anderen eidgenössischen Städten, unabhängig von der Konfession. In Basel ist jedoch die Ablösung der Heiligen durch profane Figuren deutlich – mit den erwähnten Ausnahmen. Der Rat suchte eine neue politische Ikonografie, die sowohl die Mitgliedschaft im Bund der Eidgenossen als auch die Ablösung von der Oberherrschaft des Bischofs ausdrücken konnte. Mustergültig wird dies an der neuen Rathausfassade von 1504–1514 verdeutlicht. Die Räderuhr in ihrem Zentrum bekrönen die 1511 von Hans Dürr geschaffenen Figuren der Stadtpatrone, nämlich (ursprünglich) Maria und das heilige Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde. Darüber reiht sich ein Bannerträger mit der Basler Standesfahne in die Folge der Kantonswappen ein, welche die Zinnen des Gebäudes zieren. Unmittelbar nach der Reformation sollte auch ein geharnischter Krieger am Kornmarktbrunnen den Christophorus ersetzen; notwendig wurde die Erneuerung allerdings durch ein Birsighochwasser, das 1529 das alte Standbild zerstört hatte. Die neue Figur wurde schon 1530 durch ein erneutes Hochwasser stark beschädigt, und erst die zweite Figur, der von Hans Tobel 1546/47 geschaffene Harnischmann, hatte Bestand. Er befindet sich seit 1899 als «Sevogelbrunnen» auf dem Martinskirchplatz VII 325. Kennzeichnend ist aber, dass die Bannerträger, Wappner oder Geharnischten, die eine Vielzahl von Brunnen in eidgenössischen Orten zieren, keine bestimmbaren historischen Persönlichkeiten darstellen **ABB. 269**. Sie verbildlichen den wehrhaften Eidgenossen an sich, durch Wappen oder Kleidung in den Standesfarben seinem jeweiligen Kanton zugeordnet. Neben der allegorischen Aussage verweist dies auf die berühmte Kampfkraft der Schweizer und deren Söldnerdienste im Ausland (das «Reisläufertum»). Zu dieser Tendenz passt es, dass sowohl in Basel mit dem Basiliskenbrunnen in der Augustinergasse als auch in Bern mit dem Kreuzgassbrunnen von 1520 frühe Steinbrunnen vorhanden sind bzw. waren, bei denen das Standeswappen nicht von einem Geharnischten, sondern von dem Wappentier (in Bern vom Bären) präsentiert wird.[76]

Zu den wehrhaften Figuren der Geharnischten gesellten sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts genrehafte Figuren wie der Sackpfeifer und die Tänzer am Bauerntanzfries des sogenannten Holbeinbrunnens in der Spalenvorstadt IX (ehem. am oberen Ende des Spalenbergs), der Affe auf dem Brunnen des Andreasplatzes VIII 244 (ehem. vor dem Aeschenschwibbogen) oder der dralle Neptun auf dem Kleinen Fischmarktbrunnen VIII 76. Selten waren Brunnen, die auf ihrer Säule keine Figur, sondern eine Kugel aufwiesen. Im 16. Jahrhundert existierte ein solcher auf dem Petersplatz und wurde von Matthäus Merian 1642 detailliert wiedergegeben **ABB. 270**. Sehr ähnlich ist ein im Historischen Museum bewahrter Brunnenstock gestaltet, dessen Sockel Widderköpfe zieren **ABB. 271**,[77] und auch der ehemalige Burghof-



270



271

ABB. 270 Matthäus Merians Darstellung des Petersplatzes in der «Topographia Helvetiae» 1642 zeigt den Brunnen mit achteckigem Becken und einem Stock, dessen gebauchte Säule auf einem Sockel mit Löwenköpfen steht und auf deren Kapitell eine Kugel balanciert. Radierung. (HMB 1985.15.)

ABB. 271 Der Stock des Widderkopfbrunnens aus dem 16. Jahrhundert befindet sich heute im Historischen Museum; sein ursprünglicher Standort ist ungewiss. (HMB 1918.165.)

brunnen gegenüber dem St. Alban-Schwibbogen, von dem nur Bruchstücke erhalten sind, besass eine Kugel.[78] Das immer noch verbindliche Werk von Paul Meintel über die Schweizer Brunnen kennt keinen weiteren Brunnen mit einer Kugel als Bekrönung.[79] In Zürich ist einzig der Brunnen bei der Fraumünsterkirche zu nennen, dessen Säule 1710 eine Kugel erhielt.[80] Möglicherweise meint sie die Sonne – als Gegenpart zum Wasser des Brunnens –, möglich ist auch, wie beim «Holbeinbrunnen», eine Bezugnahme auf Albrecht Dürer. Auf dem vieldiskutierten Stich «Melencolia I» nimmt eine Kugel einen prominenten Platz im Vordergrund ein, und der Künstler platzierte sie bei seiner 1518 entstandenen Darstellung des heiligen Sebald auf die Kapitelle zweier Säulen.[81]

Die biblische Szene mit Samson und Delila, heute am Barfüsserplatz, zierte einst den «Steblinbrunnen» in der Freien Strasse VII 497. Anders als beim Freiburger, Solothurner und Berner Samsonbrunnen, die den starken Löwenbezwinger zeigen, wird in Basel die Stärke des Mannes durch die List der bestechlichen Delila gebrochen, wodurch der Brunnenstock einen warnenden oder belehrenden Gehalt bekommt. Dass an diesem Ort eine der «Weiberlisten» gezeigt wird, mag damit zusammenhängen, dass das tägliche Wasserholen am Brunnen und das dabei unvermeidliche Zusammentreffen mit anderen Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohnern den Raum für Konfliktaustragungen schuf. Dies traf insbesondere für Angehörige des niedrigeren Standes zu. Dabei konnte es um Fragen der Nutzung und der Reinhaltung des Wassers gehen, oder aber der Brunnen stellte einfach den Ort dar, an dem man jemanden abpassen konnte, der oder die sich notgedrungen regelmässig aus dem Schutzraum des eigenen Haushalts hinausbegeben musste.[82]

Sodbrunnen, deren Zahl sich nach dem Versiegen von Quellen im 17. und 18. Jahrhundert noch erhöhte, benötigten für den Eimeraufzug ein Joch über dem Brunnenschacht, das architektonisch geformt wurde. Erhalten ist der Vierlindenbrunnen am Fuss des Klosterbergs IX, bildlich überliefert das Hauszeichen des Hauses zum Sodeck (Freie Strasse 74 VII 461, 1896–1898 und 1977–1978 durch Neubauten ersetzt), das einen Brunnen mit einem von zwei Säulen getragenen Joch darstellt **ABB. 272, 273**.

So wie die Fassadenmalerei im 18. Jahrhundert nicht mehr gewünscht wurde, büssten die Brunnen im 18. und frühen 19. Jahrhundert ihre Bildhaftigkeit ein. Bei den Stockbrunnen dominieren die klassizistischen, zumeist kannelierten Brunnensäulen mit einem nichtfigürlichen Aufsatz. Meist war dies eine Urne, wie sie sich auch auf einer Vielzahl von Torpfeilern findet. Der bedeutendste klassizistische Brunnen in dieser Gruppe ist der auf dem Münsterplatz VII 33, der 1784 neu errichtet wurde: Die sich über einem Sockel erhebende kannelierte Säule aus Solothurner Kalkstein ist mit gerafften Tüchern dekoriert und trägt eine mit Girlanden verzierte Urne, die in einem Pinienzapfen endigt. Nicht nur das Material, auch der Entwurf stammte aus Solothurn von dem Tessiner Architekten Paolo Antonio Pisoni.

Mit der Verkehrsplanung des 19. Jahrhunderts wurde eine Vielzahl der öffentlichen Brunnen, die im Strassenraum nun als störend empfunden wurden,

Zwölf Stöcke öffentlicher Brunnen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die bis heute erhalten sind

Bezeichnung	Datierung	Bemerkung	Original
1. Basiliskenbrunnen in der Augustinergasse	Mitte 16. Jh.	Basilisk als Wappenhalter. Augustinergasse, im 19. Jh. an die Hauswand versetzt VII 257.	HMB 1876.64. (Figur), KDBS (Säule).
2. Sackpfeifer- oder «Holbeinbrunnen»	1546	Stock mit dem Relief eines Bauerntanzes nach Holbein d. J., Bekrönung durch einen Sackpfeifer nach einer Vorlage von Dürer. Ursprünglich am Spalenschwibbogen, Kopie heute in der Spalenvorstadt IX.	HMB 1910.132.
3. «Sevogelbrunnen»	1546/47	Geharnischter mit Basler Wappenschild, seit dem 19. Jh. als Henman Sevogel bezeichnet. Ursprünglich auf dem Kornmarkt (Marktplatz), heute am Martinskirchplatz VII 325.	Original am Ort.
4. Rebhausbrunnen	Mitte 16. Jh.	Bekrönung durch einen Löwen mit Wappen der Rebleutenzunft. Ursprünglich in der Greifengasse («Gremperbrunnen»), Kopie in der Riehentorstrasse VI 175.	HMB 1910.135.
5. Samson und Delila	Ende 16. Jh.	Ursprünglich in der Freien Strasse («Steblinbrunnen»), Kopie am Barfüsserplatz VII 497.	HMB 1914.481.
6. Kleiner Fischmarktbrunnen	Ende 16. Jh.	Neptunfigur. Um 1910 ersatzlos abmontiert VIII 76.	HMB 1910.131.
7. Widderkopfbrunnen	16. Jh.	Säule mit Kugel. Ursprünglicher Standort ungewiss. 1872 an der Claramatte aufgestellt.	HMB 1918.165.
8. Burghofbrunnen	Anfang 17. Jh.	Säule mit Kugel. Ursprünglich am St. Alban-Graben. 1878 abgebaut VII 241.	HMB 1910.134.
9. Barfüsserplatzbrunnen	1615	Löwenfigur mit Inschrifttafel VII 497.	HMB 1870.1131.
10. Affenbrunnen	1657	Ursprünglich am Aeschenschwibbogen, Kopie am Andreasplatz VIII 244.	HMB 1916.424.
11. Webernbrunnen	1677	Geharnischter, Kopie in der Steinenvorstadt, am ursprünglichen Ort vor dem ehemaligen Zunfthaus der Weber IX.	HMB 1925.174.
12. Faule Magd	1696/1700	Ursprünglich am Nadelberg, Kopie in der St. Johanns-Vorstadt IX.	HMB 1924.330.

versetzt oder abgebaut. Nahezu sämtliche Brunnenbecken wurden erneuert; Hauptlieferant der immensen Werkstücke und der nunmehr durchweg aus Kalkstein bestehenden Stöcke war die Solothurner Firma Urs Bargetzi.[83] Der Entwurf von Melchior Berri für den Antonierhofbrunnen in der Rheingasse VI 61 (1834)[84] wurde bei späteren Aufträgen zunehmend vereinfacht, so dass mehrere Brunnenstöcke mit rechteckigem oder polygonalem Schaft, schlichter Kapitellzone und einer Abdeckung mit zinnenartigem Rand sowie Vasen- oder Urnenaufsatz einander ähneln (z. B. der Offenburgerhofbrunnen VIII 105, der Schwarzadlerbrunnen im Klingental VI 224, der Ölbergbrunnen am Leonhardskirchplatz VIII 374 oder der Munimattbrunnen an der Birsigstrasse) **Abb. 274, 275**.

Aus der Vielzahl ragen die Brunnen nach Entwürfen des Weinbrenner-Schülers Melchior Berri (etwa der «Dreizackbrunnen» am Fuss des Münsterbergs, 1837 VII 101)[85] oder der neugotische Schalenbrunnen an der Elisabethenstrasse bzw. am Klosterberg, wohl nach einem Entwurf von Amadeus Merian und mit der Figur der heiligen Elisabeth nach einem Vorbild von Hans Holbein d. Ä., geschaffen vom Bildhauer Rudolf Heinrich Meili, 1863 IX, hervor.[86] Vorausschauend war dieser Brunnen an den Strassenrand gerückt worden – sein komplizierter Aufbau ergibt sich aus der speziellen Situation an der Gabelung zweier Strassen auf unterschiedlichem Niveau –, um der Entwicklung des Elisabethenquartiers nicht im Weg zu stehen, die nach dem Beschluss zur Stadterweiterung 1859 und der Eröff-



272



273



274



275

ABB. 272 Der Vierlindenbrunnen am Fuss des Klosterbergs stammt aus dem Jahr 1758. Der kleine, mit Säulen ausgestattete Rundbau stellt eine aufwendige Form des Eimerjochs dar. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 273 Auf der lithografierten Ansicht des Kleidermagazins Bargätzi ist die Fassadenmalerei am Haus Freie Strasse 74 (Zum Sodeck) zu erkennen, die einen Sodbrunnen mit Eimerjoch zeigt. Mitte 19. Jahrhundert. (StABS Bild Visch. C 12 [Ausschnitt].)

ABB. 274, 275 Vorbild und vereinfachte Nachbildung: Der Antonierhofbrunnen (links) wurde von Melchior Berri 1834 entworfen und von der Firma Bargetzi ausgeführt. Der Stock des Offenburgerhofbrunnens (rechts) entstand 1838, allerdings für einen Brunnen in der Aeschenvorstadt. An heutiger Stelle steht er seit 1872 und dokumentiert damit die häufig gebrauchte Möglichkeit, Brunnenbestandteile zu demontieren und an anderer Stelle wiederzuverwenden. Fotos Peter Schulthess, Basel, 2024.

nung des Centralbahnhofs 1860 im Gang war. Die Figur der Heiligen wendet sich zur verkehrsreicheren Elisabethenstrasse, sozusagen als stille Zuschauerin der in die Innenstadt flutenden Reisenden.

Eine wahre Welle von fast dreissig neuen Brunnenanlagen erfasste Basel in den 1860er-Jahren nach der Zuführung des «Grellingerwassers» (siehe S. 273f.). Mit den modernen Wasserleitungen und den Hausanschlüssen verloren die Brunnen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ihre Notwendigkeit, behielten jedoch ihre ästhetische Bedeutung und konnten diese sogar noch steigern. Zusätzlich wurden kleine Trottoirbrunnen als Trinkwasserspender für Menschen und Tiere installiert. Zunächst waren dies schlichte gusseiserne Stockbrunnen, bis 1884 das Modell eines eisernen Basiliskenbrunnens nach Entwurf des Gewerbeschulrektors Wilhelm Bubeck geschaffen wurde, das bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein für über fünfzig Brunnen verwendet wurde **ABB. 276**.[87] Nach dem Ersten Weltkrieg unterstütz-



276

ABB. 276 Basiliskenbrunnen nach Entwurf von Wilhelm Bubeck, an der Kleinbasler Rheinpromenade. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

te der Staatliche Kunstkredit mit Wettbewerben und Direktaufträgen die Neuaufstellung steinerner Brunnen, an denen sich namhafte Basler Architekten und Bildhauerinnen und Bildhauer beteiligten, wie Paul Artaria,[88] Jakob Mumenthaler,[89] Louis Weber,[90] Rosa Bratteler,[91] Carl Burckhardt,[92] Franz Wilde[93] und andere. Bei steigender künstlerischer Qualität der Brunnenstöcke und ihrer figürlichen Bekrönungen verflachte die inhaltliche Aussage ins Niedliche, wie die Vielzahl von Putti mit und ohne Flügel, Tierfiguren und – nach 1945 – Märchengestalten («Zwerg-Nase-Brunnen» 1949 von Heinz Fiorese, «Bremer Stadtmusikanten» 1962 von Willy Hege) zeigen. Grund hierfür ist, dass die Brunnen ihrer eigentlichen Versorgungsfunktion enthoben waren und sich zum nostalgischen Ort respektive zum Freizeitort und Spielplatz für Kinder gewandelt hatten. Diese Tendenz setzte sich nach 1945, als eine weitere Hochkonjunktur der Brunnenaufstellungen einsetzte, fort. Eine definitiv spielerische Note besitzt der Fasnachtsbrunnen von Jean Tinguely auf dem Vorplatz des Theaters, in dessen ca. 290 m² grossem Becken sich zehn skurrile Eisenobjekte, die sich auf den seinerzeit abgebrochenen Theaterbau beziehen, elektrisch bewegen und Wasser speien. Der 1977 fertiggestellte Brunnen wurde von der Migros-Genossenschaft finanziert.

Denkmalbrunnen und Denkmäler

Mit der Wiederbelebung der figürlichen Brunnenskulptur vermischt sich die Brunnenthematik mit derjenigen des Denkmals im öffentlichen Raum. Als erstes Denkmal einer historischen Person in Basel hat wohl das Standbild des Munatius Plancus zu gelten, das 1580 im Rathaushof Aufstellung fand. Das Gedenken bestimmter Ereignisse oder die Ehrung von bürgerlichen Persönlichkeiten des «öffentlichen Lebens» ist jedoch ein Thema, das in grösserem Umfang erst im 19. Jahrhundert aufgegriffen wurde; die Fürsten- und Monarchendenkmäler des 17./18. Jahrhunderts im restlichen Europa sind in der Schweiz nicht zu finden. Jacob Burckhardt billigte in seinen später unter dem Titel «Weltgeschichtliche Betrachtungen» herausgegebenen Vorlesungen aus der Zeit von 1868 bis 1871 erst dem 19. Jahrhundert zu, die historische Grösse eines Menschen erkennen zu können: Erst durch «die Ausdehnung und Vertiefung aller unserer Studien» habe man einen Gesichtspunkt gewinnen können, um global und historisch Leistungen für die Menschheit gewichten zu können. Er mahnte die Unterscheidung zwischen Macht und Grösse an, wodurch die «Geistesgrössen» ins Zentrum gerieten.[94] Diese liessen sich unschwer mit dem Bildungsanspruch des aufgeklärten Bürgertums verbinden. Der Kulturwissenschaftler Wolfgang Brückner sah es als «eine ausgemachte Sache, dass der Bürger erst nach der Französischen Revolution denkmalfähig wurde und dass dem Bürger das Denkmal im Verlaufe des 19. Jahrhunderts zum gesellschaftlichen und politischen Selbstverständnis verhalf».[95] Denkmäler sind fabrizierte «Erinnerungsorte» im wörtlichen und viel engeren Sinne, als dies Pierre Nora, der diesen Begriff prägte, verstand.[96] Wenn es hierbei um die «kollektive Erinnerung» gehen soll, so ist diese an den öffentlichen Ort gebunden und prägt diesen zugleich.[97] Brunnen und Denkmäler benötigen freien Raum um sich. Bei Brunnen ist dies allein schon durch die Funktion gegeben, das heisst durch die einfache Zugänglichkeit und den mittelfristigen Aufenthalt beim Wasserschöpfen oder Waschen am Brunnenbecken. Denkmäler hingegen werden häufig isoliert und in Beete oder Grünanlagen einbezogen, die ein Abstandhalten erfordern, und befinden sich städtebaulich wirksam in Sichtachsen.

Die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege setzten eine Welle von Denkmälern militärischer Ereignisse in Gang, die im Zusammenhang einer nationalen Identitätsfindung zu verstehen sind. In Deutschland entstanden «Nationaldenkmäler», während die Nation politisch noch längst nicht geeinigt war, so zum Beispiel der von Karl Friedrich Schinkel 1814 entworfene «Befreiungsdom» und seine verkleinerte Ausführung als



277



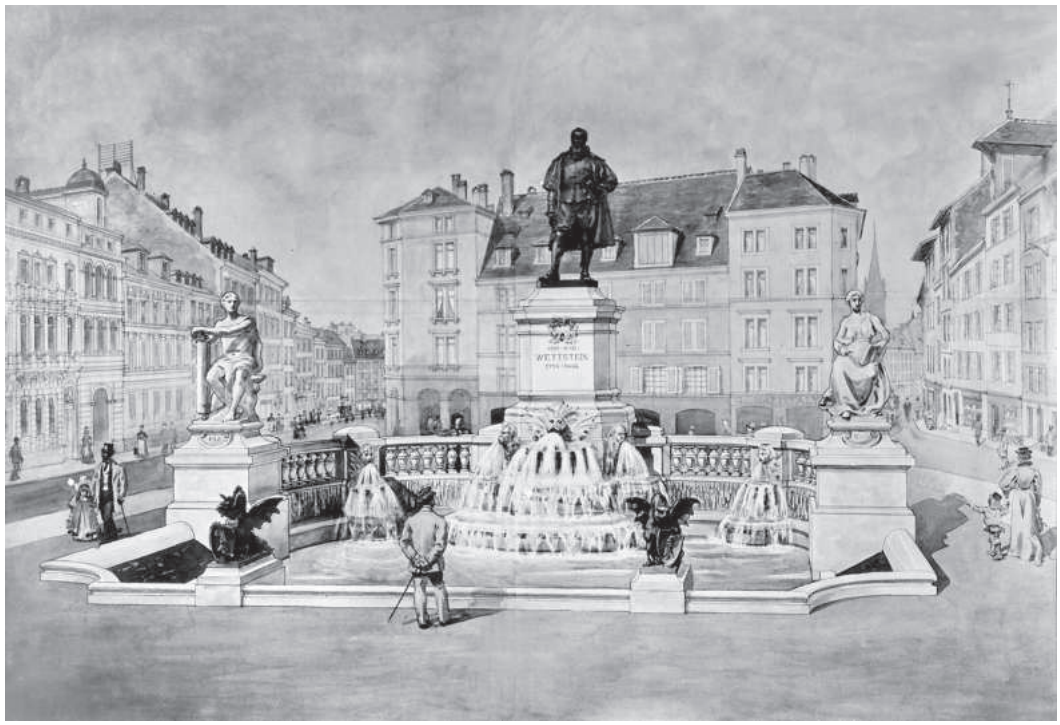
278

ABB. 277, 278 **Ernst Stückelberg sandte 1860 einen Entwurf zum St. Jakobsdenkmal ein, der zu Füssen der Helvetia tote und sterbende Krieger zeigt, deren einer die Fahne an die unsterbliche Nationalallegorie überreicht. Stückelberg wünschte Kämpfer ohne «Harnische und Zeughausplunder», lieferte jedoch auch noch einen zweiten Entwurf mit wenigstens bekleideten Figuren. Die Umsetzung von Ferdinand Schlöth (rechts) enttäuschte Stückelberg. (StABS PLA C 6,110.) / Foto KDBS, Erik Schmidt, 2010.**

Kreuzbergdenkmal 1821.[98] Demselben Typus folgt das in Basel 1824 nach Entwurf von MARQUARD WOCHER an der Stelle einer älteren Kapelle errichtete erste St. Jakobsdenkmal, das aus einem neugotischen Pfeiler bestand. Geehrt werden sollten die Gefallenen der Schlacht bei St. Jakob an der Birs im Jahr 1444. Die Ehrung wurde aus dem kirchlichen Kontext (der Kapelle) herausgehoben und an einen öffentlich stark frequentierten Ort in der Gabelung der vom Aeschentor aus der Stadt herausführenden Landstrasse platziert. Direkt daneben befindet sich das gleichzeitig erbaute Sommercasino, ein Gesellschaftshaus für Bürger, die sich in ihren Sommersitzen ausserhalb der Stadtmauern aufhielten. Im Unterschied zum preussischen Siegesdenkmal wurde in Basel der Weg zum Gedenken an Helden eingeschlagen, die ihr Leben für die gemeinsame Sache eingesetzt und verloren hatten. Die Architekturform spricht dabei nicht für sich – die Toten werden durch die Inschrift und Wappen memoriert. Ähnliches gilt für das Luzerner Löwendenkmal von 1821, das den Soldaten der Schweizergarde gewidmet ist, die 1792 beim Tuilerienstурm als letzte Verteidiger des französischen Königs gefallen waren – mit dem Schwerpunkt auf Treue und Ehre in fremden Diensten. Der kraftvolle, aber tödlich verwundete Löwe symbolisiert die Gefallenen.

Nachdem das Basler St. Jakobsdenkmal um 1860 stark verwittert war, wurde es in gänzlich anderer Form erneuert. Nach einem ergebnislosen Wettbewerb lenkte ein Entwurf von ERNST STÜCKELBERG die Gestaltung auf die Figur der Helvetia, umgeben von sterbenden Kriegern. Die modifizierte Ausführung besorgte bis 1872 der damals in Rom weilende Bildhauer FERDINAND SCHLÖTH **ABB. 277, 278**.[99] Die Darstellung des Todes oder der Sterbenden unterstützte die emotionale Aneignung des Geschehens in stärkerem Mass als Architektur und Wappen. Georg Kreis erklärte die spezielle Erinnerungssehnsucht des 19. Jahrhunderts als «Bedürfnis, bestimmte Werte weder allegorisch noch abstrakt zu verstehen, sondern als historisch inkarniert, einmal dagewesen und darum durch eigene Haltungen auch erneut herstellbar. Das Bedürfnis nach Historismus ist ein Bedürfnis nach archaischen Gegenwelten mit dauernden und darum sicheren Werten in einer sich höchst dynamisch entwickelnden und darum verunsichernden Moderne.»[100]

Die Schlachtendenkmäler in Deutschland, Frankreich und der Schweiz befinden sich sämtlich ausserhalb der Stadt. Freilich memorieren sie, jedenfalls ungefähr, die Lokalität des Kriegsgeschehens, doch verleiht ihnen die Entrückung einen weihevollen, alltagsenthobenen Charakter, dessen Ort eigens aufgesucht werden muss. Die auf das Denkmal zuführende und leicht ansteigende St. Jakobs-Strasse unterstützt diese Wirkung und führt dazu, dass das Monument reliefartig auf eine bestimmte Ansicht hin angeordnet erscheint. Eindrucksvoll heben sich die weissen Marmorfiguren vor dem dunklen Hintergrund der Vegetation ab.[101] Auf die jährlich stattfindenden St.-Jakobs-Feiern als



279

ABB. 279 **Max Leu. Entwurf für einen Denkmalbrunnen zu Ehren des Bürgermeisters Johann Rudolf Wettstein, 1898. Für die Figur wurden zwei Versionen im Modell angefertigt. Die erste Version befindet sich heute als Leihgabe der Basler Künstlergesellschaft im Rathaus. Foto StABS.**

Aktualisierungen von Geschichte wird noch zurückgekommen (siehe S. 246f.).

Nach dem Antritt Carl Sarasins als Präsident des Baukollegiums 1859 und dem zugleich beginnenden Ausbau der Aussenquartiere ist ein bewusster Umgang mit Platzgestaltungen zu verzeichnen, der auch die Denkmalaufstellung umgriff. Sarasin berief Jacob Burckhardt mehrmals in betreffende Komitees und Jurys. Burckhardt war es auch, der Ernst Stückelberg um Entwürfe zum St. Jakobsdenkmal bat. In seinem 1860 erschienenen Werk über «Die Cultur der Renaissance in Italien» behandelt Burckhardt den «modernen Ruhm» im Abschnitt über die Entwicklung des Individuums und berührt auch die Frage der Standbilder, ohne jedoch stadträumliche Gesichtspunkte beizutragen.[102] Das erste Personendenkmal Basels im 19. Jahrhundert, die Statue des Reformators Johannes Oekolampad VII 126, X 403, wurde 1862 auf Initiative des Baukollegiums an der platzartig erweiterten Einmündung der Rittergasse in den Münsterplatz aufgestellt, war also Teil einer städtebaulichen Konzeption. Insgesamt war man in Basel jedoch sehr zurückhaltend mit der Ehrung historischer Persönlichkeiten durch öffentliche Denkmäler. Ein Holbeindenkmal, das 1865 von privater Seite vorgeschlagen wurde, stiess auf Ablehnung.[103] Auch ein Entwurf von Ferdinand Schlöth aus dem Jahr 1890 konnte sich nicht durchsetzen.[104]

Die Birsigkorrektion und der Bau der Marktgasse führten 1887 zu einem Wettbewerb für einen Marktbrunnen, weil der bestehende «Sevogelbrunnen» abmontiert werden sollte. Auch bei der Ausschreibung eines Verwaltungsgebäudes auf dem durch Abbrüche vergrösserten Marktplatz war ein monumentaler Brunnen auf der Platzfläche einzuplanen. Der Kunstverein favorisierte ein Denkmal für Johann Rudolf Wettstein, das 1901 zur Bundesfeier enthüllt werden sollte. Wettsteins Verhandlungen beim Westfälischen Frieden, die zu einem Ausscheiden der Eidgenossenschaft aus dem Reichsverband geführt hatten, sollten damit gewürdigt werden. Der von Bildhauer Max Leu geschaffene Entwurf einer ausgedehnten Brunnenanlage mit einem Standbild des Bürgermeisters, der von der Regierung zur Ausführung vorgeschlagen wurde, wurde allerdings vom Stimmvolk 1898 verworfen **ABB. 279**.[105]

Die Zurückhaltung der Bevölkerung, auch in anderen Schweizer Kantonen, gegenüber grossen Denkmalprojekten resultierte aus einer breit gefächerten Beteiligung von Verantwortlichen und Finanzierenden. Auch wenn ein Denkmal von der öffentlichen Hand ausgeschrieben wurde, musste es durch Spenden zumindest teilfinanziert werden. Offenbar war es bis ins 20. Jahrhundert nicht einfach, allgemein akzeptierte Identifikationsfiguren zu finden. Dies gilt insbesondere für Machthaber und Politiker aus der Schweizer Geschichte, die einem breiten Publikum, speziell den im 19. Jahrhundert aus den Nachbarstaaten Zugewanderten, nicht präsent waren.[106] Denkmäler für Personen aus dem Kulturbereich wurden leichter angenommen, und kleinere Denkmäler hatten es einfacher als ausgreifende Pro-

jekte. Die Sammlung für das Denkmal Johann Peter Hebels auf dem Vorplatz der Peterskirche VIII 129, 1899 von Max Leu verwirklicht, hatte schnell die nötigen Mittel zusammen. Die Kombination mit einem Brunnen, der als Kommunikationsort und als gutes Werk der Obrigkeit für die Bevölkerung traditionell von Wert war, erleichterte die Realisierung von Denkmalprojekten; so fand Wettstein schliesslich nahe dem Kleinbasler Brückenkopf der nach ihm benannten Brücke 1955 doch eine monumentale Würdigung in der Form des von Alexander Zschokke geschaffenen Brunnens VI 199.

Mehrere geschenkte Denkmäler würdigen die politisch neutrale Haltung Basels bei gleichzeitiger humanitärer Hilfe während verschiedener Kriege. Für die 1871 in Basel aufgenommenen und im Lazarett verstorbenen Soldaten der französischen Bourbakiarmee stiftete der französische Staat 1872 ein Obeliskendenkmal auf dem Kannenfeldgottesacker. Der Baron Gilbert Gruyer beauftragte den Colmarer Bildhauer Frédéric-Auguste Bartholdi mit einem Denkmal, das an die Schweizer Unterstützung der Zivilbevölkerung während der Belagerung Strassburgs im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 erinnern sollte. Nach einem Bundesratsbeschluss erhielt das Monument 1895 seinen Platz in Basel vis-à-vis dem Centralbahnhof in einem stark frequentierten Bereich.[107] Wie das St. Jakobsdenkmal erhielt es seinen Standort vor dem Hintergrund einer Grünanlage, auf einer etwas erhobenen Trottoirinsel und umgeben von Beeten. Nach dem Zweiten Weltkrieg bedankte sich Frankreich für die Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes mit einer beim Schützenmattpark aufgestellten Skulptur einer Frau mit Kindern, geschaffen von Bildhauer Georges Salendre 1948.[108] 1955 belohnte das einstige süddeutsche Land Baden die den Schulkindern gewährte Hilfe in der Nachkriegszeit mit dem Vrenelibrunnen auf dem Claraplatz VI 351, einem Werk des Freiburger Bildhauers Wilhelm Gerstel.

Grabmäler

Bei aller Zurückhaltung bezüglich Denkmälern auf den Strassen und Plätzen Basels fand das Gedenken verstorbener Personen auf den Gottesäckern der Stadt seinen Raum. Grabmäler sind zunächst Erinnerungsmale für die Familie und Freunde des oder der Verstorbenen, zudem Ausdruck familiärer Zugehörigkeit, sobald es sich um Erbbegräbnisse oder Familiengrabstellen handelt. Seit dem späten 18. Jahrhundert standen die Bestattungsarten in Familiengräbern oder in Reihengräbern im Diskurs miteinander. In den Letzteren sollten – sowohl aus praktischen Erwägungen als auch nach dem Leitbild der Gleichheit aller Menschen vor Gott – die Toten nach



280

Abb. 280 Wolfgottesacker. Der Bildhauer des Altdorfer Telldenkmals, Richard Kissling, schuf 1889 das Grabmal Johann Jakob Bachofens, das sich ursprünglich auf dem Kannenfeldgottesacker befand. Eine auf einem hohen Granitsockel sitzende anonyme Frauenfigur mit der Bibel im Schoss wird flankiert von einem bronzenen Kandelaber mit Feuerschale und einer Aschenkiste. Im Zusammenhang mit Bachofens Hauptwerk über das «Mutterrecht» (1861) ist die Trauernde als Allegorie der postulierten Urreligion zu verstehen. Foto Roland Zumbühl, 2012.

der Reihenfolge ihres Sterbedatums, ohne Rücksicht auf sozialen Rang und Familienbande, nebeneinander bestattet werden. Aufwendige Grabmäler sollten für diese Grabstellen ausgeschlossen sein.[109] Wie in anderen Städten wurden auch in Basel für die neuen, nach der Stadterweiterung angelegten Gottesäcker Kompromisslösungen gefunden. Allein die Zuordnung der drei neuen Friedhöfe nach Wohngebieten – der Wolfgottesacker sollte die Verstorbenen mit Wohnsitz in Grossbasel rechts des Birsigs aufnehmen, der Kannenfeldgottesacker diejenigen links des Birsigs und der Horburggottesacker jene Kleinbasels – garantierte quasi eine Nachbarschaft über den Tod hinaus. Der Kannenfeld- und der Wolfgottesacker zeichneten sich dadurch aus, dass ein geometrisch unterteilter mittlerer Bereich für Reihengräber von einer landschaftlich gestalteten Randzone mit gewundenen Wegen und höherem Bewuchs durch Bäume und Sträucher umgeben wurde. Familiengräber mit gemauerten Gruften waren in dieser Randzone vorgesehen; die Grabmäler lehnten sich an die Umfassungsmauer an.[110] Nach der Aufhebung des Kannenfeld- und des Horburggottesackers wurde eine Vielzahl von Grabmälern auf den Wolfgottesacker und den Friedhof am Hörnli transloziert, die beide noch betrieben werden; insbesondere der 1872 eröffnete Wolfgottesacker stellt eine hochrangige Sammlung von Grabmonumenten des 19. Jahrhunderts dar.



281

ABB. 281 Binningerstrasse 40. Zoologischer Garten. Der Kuppelbau des ehemaligen Elefantenhauses, nach Plänen von Robert Tschaggeny 1891 errichtet, intendierte mit seinem «maurischen Stil» eine exotische Ausstrahlung, die den hier präsentierten Tieren entsprechen sollte. Foto um 1900. StABS BSL 1001 G 1.2.30.3.

Während die mittelalterlichen Grabmäler bedeutender Personen in den Kirchen zumeist von einer Figur bekrönt werden, in der das Liegen des toten Menschen mit dem Stehen der Amtsperson verbunden wird, folgen die Basler Grabmäler des 19. Jahrhunderts inhaltlich einer anderen Linie. Die verstorbene Person wird selten dargestellt, allenfalls als Profilbildnis nach Art antiker Gemmen.[111] Vielmehr entspringen die aufgestellten Engel und Christusfiguren dem Glauben an jenseitiges Leben, andere Symbole oder allegorische Figuren nehmen Bezug auf diesseitigen Ruhm und das Verdienst. Eines der grössten derartigen Grabmäler ehrt den Juristen und Altertumsforscher Johann Jakob Bachofen **ABB. 280**.[112]

Nach der ersten Gottesackerordnung von 1846 waren die Friedhöfe nur nach dem Gottesdienst bestimmter Festtage allgemein zugänglich und in der übrigen Zeit verschlossen; für einen «privaten» Zugang konnten Schlüssel ausgegeben werden.[113] Die Gottesäcker gehörten damit anfänglich zu den nur bedingt öffentlichen Orten.

Grünanlagen

Abgesehen vom Petersplatz kannte die Stadt innerhalb der Äusseren Stadtmauer keine öffentlichen Grünanlagen, so wie dies der 1832 gezeichnete Stadtplan von HEINRICH KELLER noch wiedergibt. Die heutigen Grünanlagen sind in verschiedenen Etappen hauptsächlich aus der Umwandlung von Gottesäckern und Befestigungsanlagen entstanden.[114] Der nach dem Stadterweiterungsgesetz von 1859 nach Entwürfen von CARL VON EFFNER entstandene Grossbasler Promenadenring auf den mittelalterlichen und barocken Befestigungen wurde im Kapitel zum 19. Jahrhundert beschrieben (vgl. S. 164f.). Zeitgleich ab ca. 1860 wurde in Kleinbasel die Rheinuferpromenade realisiert, zunächst am Oberen, dann am Unteren Rheinweg und anschliessend bis ca. 1900 am Schaffhauserrheinweg. Dabei wurde die Uferböschung gepflastert und gegen das Trottoir mit einem Eisengeländer abgeschlossen. Auf dem Trottoir befinden sich Baumreihen und Sitzbänke sowie teilweise von Hecken eingefasste Rasenflächen, die eine Pufferzone zur Fahrbahn bilden. Anlässlich der Gartenbauausstellung «Grün 80» (1980) wurden 1978–1985 ein Fussweg und Sitzstufen an der Böschung angelegt; trotz verschiedener Veränderungen ist die ca. 3 km lange Anlage im Charakter des 19. Jahrhunderts erkennbar erhalten. Neben der Aufenthaltsqualität in Kleinbasel steigert die Uferpromenade die ästhetische Wirkung des gegenüberliegenden Grossbasler Rheinpanoramas.

Die vier Gottesäcker innerhalb oder direkt ausserhalb der Mauern[115] wurden nach Eröffnung der grossen Anlagen (Kannenfeld-, Wolf-, Horburggottesacker) im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu öffentlichen Grünanlagen umgestaltet, nämlich der Elisabethenanlage, dem Botanischen Garten im Winkel zwischen dem Petersplatz und der Universitätsbibliothek, dem St. Johanns-Platz mit dem benachbarten Pflanzgarten der Stadtgärtnerei und der Rosentalanlage. Die gleiche Umwidmung erfuhren der Kannenfeld- und der Horburggottesacker, nachdem der Friedhof am Hörnli eröffnet worden war.



282



283

ABB. 282, 283 **Während die farbige Skulptur «*Lieu dit*» von Michael Grossert schon kurz nach ihrer Aufstellung 1976 als Verschandelung der Heuwaage geschmäht und nächtens beschmiert wurde, erfreut sich die Bronze von Bettina Eichin am Kleinbasler Brückenkopf grosser Anerkennung. Sie stellt «Helvetia auf Reisen» bzw. auf der Ruhepause am Rhein dar (1978–1980). Beide Werke wurden vom Kunstkredit finanziert. Beide Kunstwerke © 2025. ProLitteris Zurich. Fotos Bau- und Verkehrsdepartement Basel-Stadt / Peter Schulthess, Basel, 2024.**

1873 erschien zudem der öffentliche Aufruf, in Basel einen zoologischen Garten zu gründen. Hauptzweck sei die Erholungsmöglichkeit für die Städter in einer parkähnlichen Umgebung, für die das Birsigtal oberhalb der Steinenvorstadt von der Stadt zur Verfügung gestellt wurde. Bei der Eröffnung 1874 war der als Aktiengesellschaft betriebene Zoo der erste seiner Art in der Schweiz. Anfänglich hatte man lediglich die Präsentation alpiner Tierarten vorgesehen, doch wurden schon nach wenigen Jahren auch exotische Tiere aufgenommen, für deren Unterbringung entsprechend fremdländisch anmutende Architekturen errichtet wurden, so das (nicht erhaltene) Elefantenhaus und das Antilopenhaus, 1909 nach Entwurf von Fritz Stehlin **ABB. 281**.[116] Mit insgesamt 21 kommerziell sehr erfolgreichen «Völkerschauen» wurden zwischen 1879 und 1899 sowie zwischen 1922 und 1935 dem Basler Publikum stereotype Fremdbilder vermittelt, deren heute fragwürdiger Charakter allein schon dadurch deutlich wurde, dass sich die «Wilden» auf derselben Seite des Zauns wie die Tiere befanden.[117]

Zur Erhaltung und Pflege von Grünanlagen wurde schon in den 1930er-Jahren ein allgemeiner Grünflächenplan vorgeschlagen, der erst 1962 beschlossen wurde. Er beschrieb bestehende und erwünschte Grünflächen sowie Baumschutzgebiete, Alleen und Promenaden.[118] Eine deutliche Aufwertung erfuhren die Grünanlagen durch die 1980 stattfindende nationale Gartenbauausstellung «Grün 80» in Münchenstein. Durchgeführt wurde sie von den beiden Basler Halbkantonen in Zusammenarbeit mit der Christoph Merian Stiftung und lockte während der Sommermonate Hunderttausende Besucherinnen und Besucher an. Im Vorfeld waren von der Regierung «möglichst viele und kräftige Impulse für mannigfache Verbesserungen» der städtischen Lebensqualität gefordert worden. Gemeint waren «Immissionsschutz, Verkehrsplanung, Wohnschutz, Aspekte der Stadtgestaltung oder Innerstadtbelebung, Grünflächen, Bäume, Hebung der Kinderfreundlichkeit oder ähnliche Anliegen».[119]

Kunst im öffentlichen Raum

Die Förderung von Kunst und Kunstschaffenden durch den Staat zielt naturgemäss auf Kunst im öffentlichen Stadtraum. Anstelle eines festen Prozentsatzes der Bausumme, wie sie in den USA 1934–1943 (1 %), in Deutschland 1934 und in beiden deutschen Staaten ab 1950/52 für die künstlerische Ausstattung am Aussenbau oder auf Vorplätzen öffentlicher Bauten festgeschrieben wurde, schuf die Regierung in Basel schon 1919 die Institution des Staatlichen Kunstkredits. Eine eingesetzte Kommission schreibt Wettbewerbe aus und vergibt Aufträge an Künstlerinnen und Künstler, anfänglich im Sinne einer Nothilfe in der wirtschaftlichen Situation nach dem Ersten Weltkrieg. Von der Tendenz her waren die früheren Werke, die sich sowohl an ein breites Publikum wandten als auch bei den verschiedenen politischen Parteien möglichst nicht anecken sollten, eher konventionell und unverfänglich, vergleichbar dem sogenannten Landistil der 1940er-Jahre. Gleichwohl entzündeten sich an ihnen zuweilen heftige Kontroversen, die bis zur Sachbeschädigung fortgeführt wurden. Dies bietet eine unwillkommene Bestätigung dafür, dass der öffentliche Raum einerseits wahrgenommen wird und andererseits der allgemeine Wunsch besteht, über ihn und seine Gestaltung verfügen zu können – legitimiert durch die Abgaben, die der Bürger an den Staat zu zahlen hat **ABB. 282, 283**.

Nach 2000 widmeten sich verschiedene Kunstprojekte unter Federführung des Kulturvermittlers Klaus Littmann explizit dem öffentlichen Raum

ABB. 284, 285 **Zwei temporäre Installationen, die den öffentlichen Stadtraum veränderten: Enrique Fontanilles' «Wand» («Frontside», 2001) und Peter Koglers Baldachin über der Freien Strasse («Citysky», 2008). Fotos Littmann Kulturprojekte, 2001 / Nils Fisch, 2008.**



284



285

und dessen Verfremdung oder Neuwahrnehmung.[120] Beim 2001 durchgeführten Projekt «Frontside» definierten halbtransparente Megaplakate, die man ansonsten nur als Werbeträger an Baugerüsten kennt, die Fassaden bestimmter Gebäude neu – von der Wiederbelebung der HOLBEIN'SCHEN Malereien an der alten Börse (Marktgasse 8 VIII 67) bis zur bedrohlichen Vermauerung der Front eines der BERNOULLI-Häuser an der Schifflände (Nr. 3 VII 532) **ABB. 284**. Das Projekt «Citysky» schuf mittels aufgespannter Planen einen neu als Innenraum erlebten Strassenraum **ABB. 285**.

Temporäre Markierung des öffentlichen Raums

Temporäre Veranstaltungen in der Stadt verursachen nur selten unmittelbar planerisches Vorgehen oder materielle Zeugnisse, vielmehr passen sie sich in der Regel den räumlichen Gegebenheiten an. Sie können diese jedoch ausdeuten und aktualisieren. Wenn der Zug der Drei Ehrengesellschaften Kleinbasels («Vogel Gryff») die Mittlere Brücke nur bis zum Käppelijoch betritt, so beschreibt das die Grenze der Stadtteile und rekurriert auf ihr Verhältnis zueinander. Die UNESCO führt eine «Repräsentative Liste immateriellen Kulturguts», in die 2017 die Basler Fasnacht aufgenommen wurde. Gewürdigt wird damit die traditionsreiche Veranstaltung als «zentrales Identitätselement»[121] für grosse Teile der Basler Bevölkerung, das an den öffentlichen Stadtraum gebunden ist. Genau genommen nur an den der Altstadt, in der das private Leben während der drei Tage von der zeitweilig «hergestellten» Öffentlichkeit nicht unbeeinflusst bleiben kann. Für Akteure und Besucher der Fasnacht gehen das Gassennetz und der Baubestand im Erleben und in der Erinnerung eine Verbindung mit der Veranstaltung ein. Dass derartige Verknüpfungen auch in der Vergangenheit bestanden und zum Selbstverständnis der Stadt beigetragen haben, lehren Beispiele seit dem Mittelalter.

Bei Rechtshandlungen der Stadtregierung wurden bestimmte Plätze aufgesucht, an denen sich entsprechende Einrichtungen oder Zeichen befanden. So musste jeder Reisende vor der Stadt an gut sichtbaren Galgen vorbeiziehen, welche die Gerichtshoheit der Stadt verdeutlichten. Die baselstädtischen Galgen und Richtstätten befanden sich zunächst auf dem Lysbüchel (nahe dem heutigen Lysbüchelplatz im Quartier St. Johann), wurden im 14. Jahrhundert ins Gellert verlegt und schliesslich im 15. Jahrhundert durch eine Richtstätte – «Rabenstein» oder «Kopfabhaini» genannt – vor dem Steinentor ergänzt **ABB. 286**. In Kleinbasel befand sich das Galgenfeld östlich der Riehenstrasse.[122] Pranger (Halseisen, Schandsäule, Heisser Stein, Holzesel, Trülle) standen auf dem Marktplatz VII 379 nahe am Rathaus; seit dem 14. Jahrhundert wurden hier nur noch vereinzelte Hinrichtungen aus politischen Gründen vorgenommen.

Bis zur Reformation konzentrierten sich Bischofsweihen, Amtseinsetzungen des Rats und Prozessionen an kirchlichen Feiertagen auf den Münsterplatz. Seine Bezeichnung als *atrium* interpretierte Ferdinand Pajor als «räumliche Erweite-

rung des Münsters».[123] Dem nach 1513 verfassten «Ceremoniale» des Münsterkaplans Hieronymus Brilinger zufolge wurden jährlich 35 Prozessionen durchgeführt, von denen 23 die Kirche verliessen und den Münsterplatz einbezogen und sechs sich über die ganze Stadt erstreckten.[124] Anlässlich der Gross- und Kleinbasler Bannritte am Himmelfahrtstag bzw. am 3. oder 1. Mai umfassten sie sogar den Stadtbann.[125] Brilinger berichtete auch über das Zeremoniell der Ratswahl: Mit Glockengeläut angekündigt, fand die jährliche Einsetzung am Sonntag vor dem Johannistag (24. Juni) statt. Im Augustinerkloster wurden die Wahlmänner bestimmt, anschliessend prozessierten die Bürger zum Münster, wo sie der Bischof auf seinem Thron an der Nordseite der Kirche empfing und zuerst die Kieser (Wahlmänner) vereidigte, schliesslich nach erfolgter Wahl auch die neuen Ratsherren.[126] Ab 1529 zogen bei der jährlichen Ratserneuerung die Ratsherren und anderen Bürger vom Rathaus zum Stachelschützenhaus am Petersplatz, wo der Stadtschreiber die Namen der neu Gewählten sowie die Stadtfreiheiten verlas. Während sich die Handwerksmeister zu ihrem jährlichen Zunftmahl niedersetzten, streiften die Gesellen mit Trommeln und Pfeifen von Zunfthaus zu Zunfthaus, um die Meister zu ehren und zu beschenken.[127]

Im Unterschied zu diesen bewegten Aktionen erforderten andere Veranstaltungen ein hauptsächliches Stillstehen, für das sich die Grossbasler Plätze eigneten. Die Bürger versammelten sich hier – wiederum akustisch durch Glockengeläut herbeigerufen – bei militärischer Bedrohung oder Feuergefahr oder zur Eidleistung nach dem Beitritt zur Eidgenossenschaft 1501. Überaus signifikant für die gesellschaftliche Gliederung des Ancien Régime war die nach Zünften geordnete Aufstellung.

Mit dem Petersplatz besass die Stadt seit dem 13. Jahrhundert ein besonderes Areal, das spätestens zur Konzilszeit im 15. Jahrhundert zu geselligem und sportlichem Spiel diente, so wie es Aeneas Silvius Piccolomini in seinen Beschreibungen überliefert: «Hier findet sich die ganze Jungmannschaft ein, wenn sie eine Lustbarkeit haben und dabei tanzen und spielen wollen. Hier wetteifern sie im Laufen, Ringen und Entsenden des beschwingten Pfeils; hier reiten sie Pferde zu und lehren sie traben und setzen; andere schleudern den Speer, manche stoßen Steine, um ihre Kraft zu zeigen, viele vergnügen sich am Spiel mit der Kugel […]. Wer sonst noch da ist, singt oder flicht Kränze für die Spielenden. Derlei gesellige Anlässe sind häufig. Meistens stellen sich auch Frauenzimmer dazu ein; die tanzen Reigen und unterhalten sich mit Gesang und Lautenspiel […].»[128] Sowohl als Lustplatz als auch als Ort von Ratshandlungen lässt sich der Petersplatz mit dem Zürcher Lindenhof vergleichen, der die Stelle der frühmittelalterlichen Pfalz einnimmt.[129]



286

Abb. 286 Die Richtstätte im Gellert an der Strasse von St. Jakob zum St. Albantor. Der «dreistempelige» Galgen bestand aus drei Pfählen mit Querbalken auf einem gemauerten Podest, so dass Hinrichtungen für das Publikum gut einsehbar waren. Ausschnitt aus der Stadtansicht von Rudolf Manuel Deutsch in Sebastian Münsters «Cosmographia», um 1550, hier aus einer Auflage von 1598. (UB Basel Map 1598 Kartenslg. Schw Ml 1.)

Vergnügen wie auch Belehrung boten öffentliche Schauspiele. Schon vor der Reformation gab es eine Tradition von geistlichen Spielen, für die das Konzil gewiss befördernd gewirkt hat. Fragmentarisch ist das volkssprachliche «Basler Teufelsspiel» von vor 1434 überliefert, über dessen Aufführungen freilich nichts bekannt ist.[130] Johannes Reuchlin, der u. a. in Basel studiert hatte, schuf lateinische Schuldramen wie die Komödie «Henno» im Jahr 1498.[131] «Theaterfreundlich» war man im 16. Jahrhundert.[132] Während Schüler- und Studentenaufführungen mit ausschliesslich männlichen Akteuren im Haus zur Mücke (Schlüsselberg 14 VII 122) bzw. im Oberen Kollegium stattfanden, beteiligten sich Bürger und Bürgerinnen[133] an den öffentlichen Aufführungen. 1515, 1517 und zwischen 1520 und 1524 führten sie zur Fasnacht drei Schauspiele des Pamphilius Gengenbach auf, in denen allegorisch inszenierte Moralbotschaften verbreitet wurden.[134] Der Leiter der Lateinschule bei St. Theodor, Sixtus Birck, inszenierte 1532 in Kleinbasel mit «jungen Bürgern» die biblische Geschichte der Susanna und 1535 die «Tragödie von der Abgötterei», in welcher der Prophet Daniel reformatorische Tendenzen erkennen liess.[135] Der Rat unterstützte die Aufführungen organisatorisch und finanziell: Der Spitalpfarrer Valentin Boltz liess 1546 auf dem Kornmarkt «Die Bekehrung Pauli» aufführen; «der Rat bestimmte den Spielplatz und liess ihn mit Holzschranken umgeben, innerhalb deren die Vornehmen samt den Ratsherren Platz genommen hatten; das gemeine Volk aber schaute von drei schrägen hölzernen Brügen[136] zu».[137] Die Schauspieler und der Spielleiter erhielten anschliessend ein



287

ABB. 287 **Für das Eidgenössische Ehr- und Freischiessen anlässlich der 400-Jahr-Feier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs wurden aufwendige Provisoriumsbauten auf der Schützenmatte errichtet. Die Neubadstrasse führte durch zwei Tore quer über das Gelände. Kolorierte Federlithografie nach Zeichnung von Constantin Guise und Anton Winterlin, 1844. (StABS SMM Inv. 1976.45.)**

Geldgeschenk, und der Text wurde auf Staatskosten gedruckt.[138] Bei der Aufführung kam bemerkenswerte Theatertechnik zum Einsatz, so wurde das Donnergrollen durch Steine, die in einem leeren Fass rumpelten, nachgeahmt. Den Zeitgenossen und der Nachwelt blieb diese Aufführung jedoch vermutlich in Erinnerung haften, weil der göttliche Strahl als eine «fürige racketen» vom Haus zum Pfauen abgeschossen wurde und die Hose des Paulusdarstellers in Brand setzte.[139]

1550 beantragte eine Gruppe von Bürgern beim Rat die Aufführung eines zweiten Stücks von Boltz, des «Weltspiegels».[140] Martina Backes hat aufgezeigt, an welchen Punkten dieses umfangreiche, an zwei Tagen im Mai aufgeführte Stück auf besondere Basler Gegebenheiten Bezug nahm.[141] Auf diese Weise diente das Spiel als vom Rat vorgebrachte Anprangerung von Fehlverhalten, als Ermahnung zur Besserung und schliesslich als Bild einer utopischen Harmonie. Wie erfolglos diese Mahnungen waren und wie der Rat wiederum mit einer performativen Strategie reagierte, zeigt das Almosenwesen. Boltz hatte betrügerische Betteleien und Arbeitsscheu von auswärtigen «Welschen» in Szene gesetzt. Aus dem 17. Jahrhundert ist die tägliche Prozession von Bedürftigen überliefert, die nach Überprüfung vor dem Steinen-, Spalen- und Riehentor unter Aufsicht des Bettelvogts vor den Augen der Stadtbewohner direkt zur Elendenherberge in der Petersgasse (heute Herbergsgasse VIII 139) geführt wurden, dort unter Bewachung versorgt und anschliessend in Marschordnung wieder aus der Stadt hinausgeleitet wurden.[142] Von kirchlicher Seite wurde insbesondere in den Jahrzehnten strenger reformierter Orthodoxie Kritik an den Schauspielen geübt und 1656 ein Aufführungsverbot für den Sonntag erwirkt.[143]

Eidgenössische Feste, zu denen seit dem 16. Jahrhundert auch Basel einlud, dienten der Demonstration und der Vergewisserung des neuen Bündnisses. Hierzu zählen insbesondere die Schützenfeste, die neben den Vergnügungen auch als militärische Übung verstanden werden müssen. Die Schützenmatte diente bis ins 20. Jahrhundert als Austragungsort. Das grosse «Gesellenschiessen» von 1605 wurde sowohl bildlich als auch durch einen ausführlichen gedruckten Bericht dokumentiert (siehe S. 132). Die seit dem 17. Jahrhundert nur noch lokal gefeierten Schützenfeste wurden im 19. Jahrhundert als eidgenössische Veranstaltungen wiederbelebt und steigerten sich zu rechten Massenveranstal-



288

tungen. Für das Schiessen im Jahr 1844 – zugleich das Jubiläumsjahr der Schlacht bei St. Jakob an der Birs – wurden umfangreiche ephemere Bauten auf der Schützenmatte erstellt **ABB. 287**.

Die erste St.-Jakobs-Feier fand 1824 zur Einweihung des von WOCHER entworfenen Denkmals statt und wurde bis 1921 jährlich am 26. August wiederholt. Zunächst wurde sie privat von verschiedenen Vereinen organisiert. Die Regierung übernahm erstmals im Jubiläumsjahr 1844 die Leitung des Fests und ab 1863 regelmässig. Nach einem Gottesdienst im Münster zog man – teilweise in historischen Kostümen – zum Denkmal, wo Böllerschüsse knallten und Ansprachen gehalten wurden, und anschliessend weiter nach St. Jakob.[144] In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts intensivierte sich der Brauch oder der Wunsch nach einem vaterländischen Volksfest, offenbar aufgrund eines zunehmenden Bedürfnisses nach Ausdruck von Zusammengehörigkeit, das nach der räumlichen und zahlenmässigen Stadterweiterung fühlbar wurde. Kennzeichnend ist, dass die Schlacht als Mythos erlebt wurde, mit dem die Jugend schon in der Schule vertraut gemacht wurde. So rühmte 1829 der Läufelfinger Pfarrer Markus Lutz in seinem Geschichtsbuch – «für den Schulgebrauch auf dem Lande bestimmt» –, dass «der Heldenkampf bei St. Jakob ein ewiges Andenken in der schweizerischen Kriegsgeschichte behalten» werde.[145]

Den Höhepunkt der historischen Feiern bildete die Basler Bundesfeier 1901, mit der an den Beitritt zur Eidgenossenschaft 1501 erinnert wurde **ABB. 288**. Die dreitägige Feier am 13., 14. und 15. Juli 1901 bestand aus mehreren Festumzügen. Auf einen Gottesdienst im Münster folgten jeweils vierstündige Aufführungen eines von Rudolf Wackernagel verfassten und von Hans Huber komponierten Festspiels auf dem Margarethenhügel. Abendliche Vergnügungen am Kleinbasler Rheinufer schlossen jeweils die Festtage ab – mit Blick auf das von «tausenden und abertausenden Lampions und Talglichtern» illuminierte Grossbasler Rheinpanorama mit einem elektrisch beleuchteten riesigen Baselstab im eidgenössischen Kreuz zwischen den Münstertürmen.[146]

Nicht nur war nach monatelanger Vorbereitung die ganze Stadt geschmückt, auch schlüpften Hunderte von Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Festspiels in historisierende Kostüme und übernahmen Rollen. Typisch ist in diesem Zusammenhang die Neigung, in monumentalen Historiendarstellungen den handelnden Personen Porträtzüge von Zeit-

ABB. 288 **Das Festspiel der Bundesfeier konnte 1901 auf dem Margarethenhügel von 8000 sitzenden und weiteren stehenden Zuschauerinnen und Zuschauern verfolgt werden. Die Kulissen wechselten in jedem Akt. Im vierten und letzten fand der Bundesschwur vor dem Bild des Rathauses in seiner Gestalt von 1514 statt: Der Anachronismus wurde in Kauf genommen, um die denkmalhafte Aussage des Gebäudes zu bekräftigen. Foto Gebr. Metz, 1901. StABS Neg. A 1683.**



289



290

ABB. 289 Der Ausschnitt aus dem Katasterplan Rudolf Falkners (um 1870) zeigt die Häusergruppe mit dem Stadthaus aus dem 18. Jahrhundert (Stadthausgasse 13 VIII 88). Im gepflästerten Hof der Liegenschaft befinden sich Brunnen und seitliche Remisen. Die Anlage der Aborte richtete sich nach dem Verlauf der Dole; hier zwei Doppelsitzer im kurzen Flügelbau. Der etwas höher gelegene Garten ist durch angelegte Grünflächen und Wege strukturiert. In den Höfen der Nachbarhäuser Nrn. 15–23 sind neben den Brunnen die von Bohlen abgedeckten «Baugruben» (nicht zu verwechseln mit der Einzeichnung von Treppen) zu erkennen. GVA Basel-Stadt.

ABB. 290 Johann Jakob Schneider. Ansicht des Zunfthauses zum Himmel von der Hofseite aus. Der zwischen die Brandmauern der Nachbarhäuser eingepasste offene Vorbau hatte eine Grundfläche von ca. 30 m². Aquarell, datiert 1879. (StABS Bild Schn 37.)

genossen zu verleihen. Nur wenige Jahre nach der Bundesfeier trieb dies der Maler EMIL SCHILL auf die Spitze, als er den neuen Grossratssaal des Rathauses mit Wandbildern schmückte, die den Bundesschwur 1901 sowie Bilder zum Thema Handel und Wissenschaft zeigten. In diesen Bildern stellten Zeitgenossen historische Personen dar und «begegneten» auch Berühmtheiten wie Oekolampad, HOLBEIN oder Amerbach, die nach bekannten Porträts ebenfalls die Darstellungen bevölkern. Das oben erwähnte Bedürfnis nach «Inkarnation von Geschichte» fand in Festen und Bildern eine ebenso deutliche Befriedigung wie im Denkmalkult.

Abgesehen von den vielen Demonstrationen, Festumzügen wie anlässlich des Dies academicus, von Musikfestivals («Em Bebbi sy Jazz»), Sportereignissen wie dem Stadtlauf oder der FCB-Meisterfeier sowie Vergnügungen wie der Herbstmesse gilt die Basler Fasnacht als besonders «identitätsstiftend». Kennzeichnend ist die strikte Trennung zwischen passiven Zuschauern und Aktiven, die in Cliquen organisiert sind und wochenlange Vorbereitungen leisten. Mit der grossen, beim Morgenstreich und bei den beiden Cortèges mitgeführten Laterne greifen sie Themen auf, die im vergangenen Jahr die Bewohnerinnen und Bewohner beschäftigt haben; gleiches gilt für die «Schnitzelbänke», bei denen Bänkelsänger auftreten. Mithin kreist die Fasnacht organisatorisch wie thematisch eng um Basler Gegebenheiten. Obwohl man sich bewusst ist, dass die Fasnacht eine überregionale Touristenattraktion darstellt, besteht das Bedürfnis nach Pflege des lokalen Brauchtums. Die Fasnacht im Jahr 1991, als viele Touristinnen und Touristen aufgrund der in Deutschland abgesagten Fastnachtsumzüge fortblieben, wurde von vielen Basler Aktiven als besonders stimmig empfunden. «Man blieb ein wenig unter sich, ‹en famille›», wurde im Basler Stadtbuch rückblickend berichtet.[147]

Der private Stadtraum

Höfe und Hausgärten

Privatheit heisst, durchaus in Hannah Arendts Sinn, die Zugehörigkeit zum Haushalt, also zum Lebensraum der Familie, in dem sie für sich genommen frei und weitgehend unbeaufsichtigt schalten und walten kann. Dies trifft auf das Hausinnere zu, jedoch auch auf den privaten Stadtraum, dessen Kennzeichen es ist, dass er sich zumeist unter freiem Himmel befindet und umgrenzt ist. Nach Vervollständigung der Blockrandbebauung im Spätmittelalter liegt er in der Regel hinter dem Haus, bezeichnet also den Hof oder Garten. Die Umgrenzung bewirkt, dass er weitgehend eigenständig ist, was sowohl Vorteile als auch Nachteile hat: Das Dachwasser zum Beispiel darf nicht in den Privatraum der Nachbarn fliessen, sondern entweder auf die Strasse oder in den eigenen Hof.

Verletzungen dieses Prinzips verursachen Nachbarschaftsstreitigkeiten, wodurch der private Stadtraum der Vormoderne erst in den Quellen sichtbar wird. Die Protokolle des Fünfergerichts, das seit 1300 für Bauangelegenheiten zuständig war, sind seit dem frühen 16. Jahrhundert erhalten.[148] Sie berichten von verschiedenen Problemfeldern:



291



292

1. Durch Vernachlässigung baufällige, gemeinsam genutzte Brandmauern oder Hof- und Gartenmauern. 2. Feuchtigkeit und eindringendes Wasser aus undichten Latrinen oder Dolen oder fehlerhaften «Dachkäneln». 3. Missachtete Wegrechte und Behinderung durch versperrte Zugänge. 4. Höherbauen. Dieser letzte Punkt ist insofern interessant, als er einen künftigen Zustand des Nachbargebäudes berücksichtigte. Wenn der eine Nachbar sein Haus oder Nebengebäude aufstockte, kam es vor, dass Fenster verbaut wurden oder dass der andere Nachbar in den Möglichkeiten der eigenen baulichen Entwicklung eingeschränkt wurde. An die Grundstücksgrenze gesetzte Gebäude durften an sich keine Fenster zum Nachbargrundstück haben; war dies unvermeidlich, mussten sie vergittert werden.

Der Hof beinhaltete die nötigen Infrastruktureinrichtungen, die im Haus nicht unterzubringen waren: die «Baugrube» (Bau = Dünger, Mist)[149] genannte Sickergrube oder Latrine, meist unmittelbar vor dem Stall, sowie Brunnen **ABB. 289**. Der Garten wurde in der Regel durch eine Mauer vom Hof geschieden, wohl um im Hof freilaufende Tiere am Betreten zu hindern. Dies weist auf eine Anpflanzung von Gemüse oder Kräutern hin, noch bevor der Garten als ästhetisch isolierter Rückzugsort geschätzt wurde. Die Stadtansicht Matthäus Merians von 1615/17 weist vorwiegend in den Vorstädten auf eine derartige Nutzung hin, die sich an geometrisch strukturierten Beeten sowie dem Vorhandensein von Gartenhäusern erkennen lässt (siehe S. 48–54).

Ein Aquarell von Johann Jakob Schneider zeigt die Hofseite des Zunfthauses zum Himmel (Freie Strasse 33 VII 424). Mitte des 19. Jahrhunderts wies das Zunfthaus hier einen zum Hof offenen hölzernen Vorbau auf, in dessen unterem Geschoss eine Küche zu sehen ist, im oberen Geschoss hingegen eine verblüffende Innenraumgestaltung **ABB. 290**. Dort stehen Schränke mit auf ihnen abgestellten Bildern. Vor allem aber sind zwei Wände dicht an dicht mit Wappen dekoriert, bei denen es sich um die Wappen der «Sechser» handeln muss, also der Vertreter der Zunft im Grossen Rat. In anderen Zunfthäusern befinden sich diese Wappenfolgen stets im grossen Zunftsaal. Auch wenn die Himmelszunft ein besonders kleines Zunfthaus hatte, erklärt dies doch nicht die Hinwendung des Innenraums zum freien, dem Wetter ausgesetzten Innenhof. Parallelen sind freilich bei den Häusern der Herrenzünfte zu finden. Bei der Zunft zum Schlüssel (Freie Strasse 25 VII 414) wurde 2007 die ursprüngliche Situation wiederhergestellt, in der die Erdgeschosshalle zwar zur Strasse verschlossenr, jedoch zum Hof mit drei grossen Spitzbogenarkaden geöffnet war. Im schmaleren Haus der Hausgenossenzunft (Freie Strasse 34 VII 449) waren es zwei Spitzbögen, die erst 1893 abgebrochen wurden.[150] Bei der Weinleutenzunft (Marktplatz 13 VII 393), deren Haus aus zwei Gebäuden zusammengelegt wurde, lässt sich die Öffnung eines dieser beiden Häuser zum Hof rekonstruieren.[151] Bei der Safranzunft (Gerbergasse 11 VIII 413) umgaben die Gebäude einen einst grossen Innenhof, der im 18. Jahrhundert beim Einbau einer Barocktreppe geschlossen wurde. Bei den durch Händler dominierten Herrenzünften können typologische Anleihen bei dem ab 1374 eingerichteten Kaufhaus (heute ehem. Hauptpost, Rüdengasse 2 VII 471) vermutet werden, zu dem ein geräumiger Innenhof zwingend gehörte. Das Beispiel der Himmelszunft verdeutlicht jedoch, dass im Hof nicht nur Geschäfte abgewickelt wurden, sondern dass auch gesellige bzw. zeremonielle Anlässe im von der Strasse abgeschirmten Freiraum stattfanden.

ABB. 291 **Hofseite der Häuser an der Ecke Nadelberg/Spalenberg. Das im Zusammenhang mit der geplanten Altstadtsanierung entstandene Foto belegt die Enge der kleinen Höfe, die durch die hohen Hofmauern schluchtartig wirken und nur wenig Sonnenlicht erhielten. Foto KDBS, um 1942/45.**

ABB. 292 **Die Lösung der 1950er-Jahre für die Enge der Hinterhöfe bedeutete nicht selten einen grossflächigen Abbruch und eine Öffnung der Zufahrt für das Auto, das in zahlreichen Garagen abgestellt werden wollte. Situation hinter den Häusern Spalenvorstadt 20–28 IX. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.**

ABB. 293 Die Hofseite der Safranzunft (Gerbergasse 11 VIII 413, 1900–1902) offenbart das dem Historismus nachgesagte Prinzip «vorne hui, hinten pfui», zugleich jedoch einen kompromisslosen Pragmatismus, der in seiner Schlichtheit wegweisend modern wirkt. Foto Kathrin Schulthess, 2008.

ABB. 294 Siedlung im Langen Loh. Verschiedene Abstufungen des öffentlichen Raums werden massgeblich durch Grünzonen markiert: Lattenzäune und Hecken verschliessen die Vorgärten; zwischen Trottoir und Fahrbahn entsteht eine Baumallee auf Rasenflächen, die eigentlich nicht für Kinderspiele gedacht sind. Foto 1920er-Jahre. Aus: Das Werk 16, 1929, H. 5, S. 141.

ABB. 295 Die Vorgärten in der Septerstrasse – hier die Nordseite mit den Häusern 22–18 – besassen ursprünglich eiserne Gitterzäune oder Holzlattenzäune zwischen gemauerten Pfeilern. Die schon 1930 geäusserten Ideale einer Öffnung der Vorgärten zum Strassenraum führten hier, wie in vielen Basler Strassen, zur Beseitigung der Zäune. Übrig blieb ein niedriges Mäuerchen, das Trottoir und Vorgärten eher rahmt als trennt. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.



293



294

Das im späten 17. Jahrhundert nachhaltig einsetzende Bevölkerungswachstum führte zur baulichen Verdichtung der Stadt innerhalb der Stadtmauern. Dies betraf in besonderer Weise die Hinterhöfe, die durch Wirtschaftsgebäude, Remisen, Ställe und Wohngebäude zusätzlich belegt wurden, was nach den Typhus- und Choleraepidemien in der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend als gesundheitsgefährdend wahrgenommen wurde **ABB. 291**. Konkrete Projekte zur «Freilegung» der Hinterhöfe zu Luft und Sonne wurden jedoch erst mit der Altstadtsanierung der 1940er-Jahre beschlossen und teilweise auch durchgeführt **ABB. 292**. Eine Grundlage dafür, immissionsreiche Betriebe aus den Hofbereichen zu entfernen, lieferte auch die Vorschrift § 129 im Hochbautengesetz von 1939, nach der eine erhebliche Belästigung der Nachbarn durch Rauch, Russ, Staub, Ausdünstung, Blenden, Lärm, Erschütterung, Hitze, Feuchtigkeit und andere Übelstände untersagt wurde. Gestalterisch wurden auch in den Neu-



295

baugebieten des späten 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts – also in den Korrektionsgebieten der Altstadt und in den Aussenquartieren – die Höfe und die ihnen zugewandten Mauern nachrangig behandelt. Formal ergaben sich daraus teilweise interessante und avantgardistisch wirkende Lösungen **ABB. 293**.

Bei einer intakten Blockrandbebauung bietet der Hof als ein von der Strasse abgeschirmter Bereich verschiedene Nutzungsmöglichkeiten, die vom Grünraum und Kinderspielplatz bis zur niedrigen Bebauung, in der ein ruhiges Gewerbe einziehen kann, reichen. Dabei ist festzustellen, dass die sichtbare Parzellenteilung durch Mauern oder Zäune vielfach erhalten blieb und der Idee einer kollektiven nachbarschaftlichen Begegnungszone widerspricht.[152]

Vorgärten

Städtische Vorgärten entstanden erst in den Stadterweiterungen des 19. Jahrhunderts, sofern in den Bestimmungen ein Unterschied zwischen der Strassenlinie und der Baulinie gemacht wurde. Vorbild war die ländliche Bauweise, bei der das Haus von der staubigen Landstrasse abgerückt war. Da die neu angelegten Strassen in den Aussenquartieren allenfalls makadamisiert waren, war auch hier die Staubbelastung ein zu berücksichtigender Faktor. Reinhard Baumeister schätzte 1876 den Vorteil des Abstands von Lärm und Neugier, den Vorgärten den Wohnhäusern verschafften; für Geschäftshäuser sei dieser Abstand jedoch negativ.[153] Im einflussreichen Städtebau-Handbuch von Joseph Stübben findet sich 1890 die Charakterisierung, Vorgärten seien «ein Schmuck der Strasse und ein Schmuck des Hauses, zugleich aber eine gesundheitliche Massregel von hervorragender Bedeutung». Der Autor verschweigt jedoch auch nicht den «zuweilen beabsichtigten Nebenzwecke», dass Vorgärten einer späteren Strassenverbreiterung zum Opfer fallen könnten.[154] Diesen Vorbehalt enthält auch das Basler Hochbautengesetz von 1918.[155]

Vorgärten waren Privateigentum, doch war ihre Ausstattung behördlich eingeschränkt: Weder Auskragungen oder Vorbauten noch grössere Gartenlauben waren zulässig, sofern eine spätere Strassenverbreiterung nicht ausgeschlossen war. Als Einfriedung bildete ein gemauerter Sockel mit Pfeilern und schmiedeeisernem Gitter den Standard. Im Unterschied zu den Vorgärten auf dem Land, die als Blumengärten und abendlicher Freisitz genutzt wurden, wurden die Vorgärten der vermieteten Mehrfamilienhäuser in der Stadt offenbar wenig aufgesucht und schlecht gepflegt, so jedenfalls klagten die vom Heimatschutz inspirierten Gartengestalter zu Beginn des 20. Jahrhunderts.[156] Entsprechend gehörte der Vorgarten zum unverzichtbaren Repertoire der Gartenstadt-Siedlungen im 1. Drittel des 20. Jahrhunderts. Auf die Basler Siedlungen der Zwischenkriegs- und der Nachkriegszeit kann hier nur hingewiesen werden **ABB. 294**.

Anstelle des Eisengitters setzt sich im frühen 20. Jahrhundert der Lattenzaun durch, gegen den wenige Jahrzehnte später Einspruch erhoben wurde, und zwar sowohl unter gestalterischen Gesichtspunkten als auch mit einer eigentümlichen Verquickung politischer Vorstellungen. So mahnte eine Glosse in der Zeitschrift «Heimatschutz» 1930: «Aus den Vorgärten unserer Wohnstrassen hat man überall etwas Hässliches gemacht, indem man sie einfriedigt und jeder auf diesen Streifchen Land pflanzt, was er will. Schaffen wir diese Zäune, die uns nicht nur Erstellung, sondern auch Unterhalt kosten, weg, und tun wir uns zusammen, alle Anwohner der Strasse, zu einheitlicher Bepflanzung. Lange Beete von Margeriten, von Phlox, von Rittersporn, ganze Strassen entlang! Das macht die Strasse zum Gedicht, gibt Farbe, Freiheit, Anmut. In Skandinavien, England, den Vereinigten Staaten, hat man das längst getan und freut sich drüber. Aber wir ältesten Demokraten der Welt sind doch, wenn's drauf ankommt, die schwächsten Demokraten geblieben»[157] **ABB. 295**.

Infrastruktur

Unter der Infrastruktur der Stadt ist die grundlegende Ausrüstung der Siedlung mit Massnahmen und Bauwerken zu verstehen, die das Leben und Arbeiten an diesem Ort erleichtern. Die technische Infrastruktur ist – im Unterschied zur sozialen Infrastruktur der Gemeinschaftsbauten – in hohem Mass vom Gelände abhängig. Wasser fliesst nun einmal bergab, und Wege dürfen nicht zu steil sein, damit Mensch und Tier sie noch bewältigen können. So ist schon einmal vom «hydrographischen Netz als primäre[r] Struktur der Stadt» gesprochen worden.[158] Andererseits sind vielerorts gewaltige Anstrengungen unternommen worden, um die bestehende Topografie eines Ortes für die Besiedlung und die Versorgung der Bewohnerinnen und Bewohner zu optimieren.[159] Da hierfür sowohl eine grosse Anzahl von Arbeitskräften benötigt wurde als auch eine Planung und Lenkung der Arbeiten, können sie prinzipiell erst stattgefunden haben, nachdem die Siedlung schon bestand; in der Regel handelt es sich also um Meliorationen oder Erweiterungen. Sowohl im Urteil von auswärtigen Gästen als auch durch Rechtsquellen wird deutlich, dass mit der – dem Mittelalter oft abgesprochenen – Sauberkeit und der gut funktionierenden Infrastruktur ein positiver Wert verbunden wurde. So wie in Zürich 1338 die Sauberkeit der Gassen «unserem herren und den undertanen ze eren»[160] eingestuft wurde, galt auch in Basel 1417 eine schlechte Bauweise als «wider gemeiner statt gezierde und ere».[161] Der Konzilsteilnehmer Aeneas Silvius Piccolomini lobte 1433/34, alle Basler Häuser «glänzen vor Sauberkeit», die Strassen seien gut gepflästert und die Zahl der Brunnen gross.[162] Nachdem das Bevölkerungswachstum im Spätmittelalter durch die periodisch auftretenden Pestwellen gebremst wurde – so in Basel, wo die Bevölkerungszahl zwischen 1350 und ca. 1650 bei etwa 9000–10 000 lag –, stagnierte auch der weitere Ausbau der Infrastruktur, die freilich stetig unterhalten werden musste.

Zum Bau und zur Betreuung der technischen Infrastruktur wurde unmittelbar nach dem Erdbeben ein kommunaler Baubetrieb geschaffen, dessen Zentrum der Werkhof am Petersgraben, teilweise auf dem Gelände des jüdischen Friedhofs, war.[163] Direkt daneben wurde 1438 das Zeughaus errichtet. Das aus Ratsmitgliedern gebildete Amt der Bauherren wird 1339 erstmals erwähnt, ein städtischer Werkmeister 1375.[164] Erst mit dem Stadtwachstum im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert erlangten Versorgung und Entsorgung in der Stadt einen quasi wissenschaftlichen Status. Zum einen verlangten die viel grösseren Dimensionen der benötigten Hektoliter Wasser, Strassenkilometer und Leitungsstränge eine präzise Planung, zum anderen entstanden neue Forderungen hinsichtlich der hygienischen Verhältnisse, die durch das Bevölkerungswachstum dringend geworden waren. Der Ausbau der Industrie musste mit dem der Verkehrswege für Rohstoffe, Produkte und Arbeitskräfte Hand in Hand gehen. Auch für die einzelnen Wohnhäuser hatte der Anschluss an verschiedene Zu- und Ableitungen Folgen: Es entstand der Küchen- und Sanitärblock an einer bestimmten Stelle des Wohnungsgrundrisses. Zugleich liess die komplizierte Verteilung der Leitungen innerhalb des Hauses kaum Nutzungsvariationen zu, was die Häuser im Vergleich zur vorindustriellen Zeit schneller altern liess.[165]

Das folgende Kapitel ist in zwei Teile unterteilt: Im ersten wird der Aufbau der Infrastruktur im Mittelalter behandelt, der zweite Teil widmet sich den grossen Veränderungen im 19. und 20. Jahrhundert.

Wasser und Wege im Mittelalter

Wasserkraft und Brauchwasser

Obwohl der Rhein eine erstrangige Wasserstrasse ist, erschwerten das Grossbasler Steilufer und die wechselnden Wasserstände den Baslern die Nutzung der Strömungsenergie. Bei Niedrigwasser fielen grosse Teile des Flussbetts trocken, und bei Hochwasser oder Eisgang drohte allen festen Einrichtungen die Zerstörung.[166] Brückenmühlen wie die Zürcher Limmatmühlen sind in Basel nicht überliefert, ebenso wenig wie Schöpfräder oder andere Methoden der Wasserentnahme. 1444 liess der Rat eine oder mehrere Schiffsmühlen erbauen, über deren Betriebsdauer freilich nichts bekannt ist.[167] Die wechselnden Wasserstände sowie der ungeregelte Lauf rheinabwärts stellte bis ins 20. Jahrhundert ein grosses Hindernis für die Flussschifffahrt dar (siehe S. 212–214). Im Mittelalter war sie nur mit flachen Kähnen ohne Tiefgang und nur im Einbahnbetrieb möglich: Die «Weidling», «Lauertanne» oder «Schnieke» genannten Kähne wurden an ihrem Bestimmungsort auseinandergenommen und als Brennholz verkauft.[168] Für diese Boote waren keine umfangreichen Uferverbauungen oder Hafenanlagen vonnöten. Die Nutzung von Wasserkraft und Brauchwasser beschränkte sich ansonsten auf die Rheinzuflüsse Birsig, Birs und Wiese sowie auf von diesen abgezweigte Kanäle, die in Basel «Teiche» oder «Dyche» genannt werden.

Birsig

Während Birs und Wiese das mittelalterliche Stadtgebiet nicht berühren, durchfliesst der Birsig die Talstadt, um bei der Schifflände knapp unterhalb der

ABB. 296 **Die Wettsteinbrücke mit Gaslaterne. Das schmiedeeiserne Geländer der Brücke lieferte die Firma Gebr. Benckiser aus Pforzheim, die auch für die gesamte Eisenkonstruktion der Brücke verantwortlich war. Im Hintergrund sind die Industriebetriebe Kleinbasels zu erkennen. Foto Wolf, vor 1900. StABS Neg. 2161.**



296

ABB. 297 Der Lauf des Birsigs im Stadtgebiet. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Heinrich Keller, 1832. (StABS PLA K 2, 50.)

ABB. 298 Johann Jakob Schneiders Aquarell von 1873 zeigt die Mauer, die den Birsig den Blicken vom Barfüsserplatz aus entzog. Beide Schüttöffnungen waren verschliessbar, ebenso wie die Tür, die zu einer Treppe ins Bachbett führte. (Privatbesitz.) Repro KDBS (Ausschnitt).



297



298

Mittleren Brücke in den Rhein zu münden **ABB. 297**. Erste Uferbefestigungen, die den mäandrierenden Fluss begradigten, sind im 10. oder frühen 11. Jahrhundert im mündungsnahen Bereich am heutigen «Märthof» (Marktplatz 36 VII 399) und am «Spiegelhof» (Spiegelgasse 6–12 VIII 69) festzustellen.[169] Aeneas Silvius Piccolomini bezeugte 1438, dass ein Wildbach («*torrens*») in Grossbasel allen Unrat fortschwemmte.[170] Zu dieser Zeit bestand längst die geschlossene Bebauung an den Ufern. Der private Zugriff der Anrainer auf den Fluss wurde weder durch Uferstrassen noch begleitende Fusswege beschränkt. Somit diente er ausschliesslich für diejenigen als Ver- und Entsorgungseinrichtung, die direkt an ihm bauen konnten, obwohl er als Allmend betrachtet wurde.[171] Durch die am Ende des 14. Jahrhunderts ins Werk gesetzten Überwölbungen im Bereich des Kaufhauses, des Korn- und des Fischmarkts war er auch an diesen Handelsplätzen vor der Allgemeinheit verborgen.

Verschiedene Chroniken berichten wiederholt von Hochwassern mit grossen Schäden;[172] die Höchststände in den Jahren 1529 und 1530 dokumentiert eine Hochwassermarke am Rathaus. Als Reaktion wurden 1531 und danach wiederholt Wasserordnungen erlassen,[173] welche die Massnahmen bei Alarm festlegten und andererseits auch Vorsorge trafen: Bei niedrigem Wasserstand neigten die

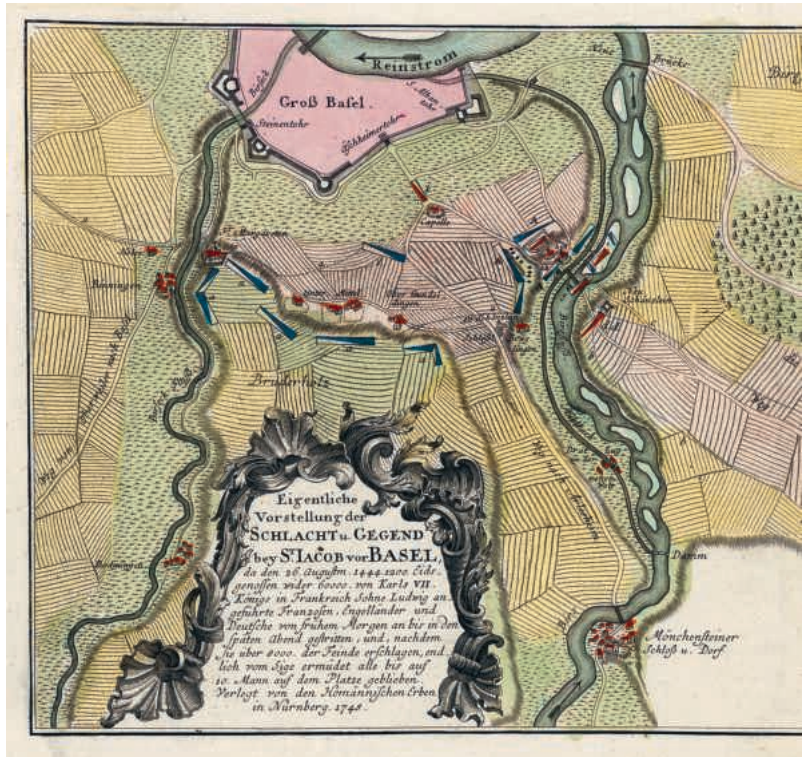


299

ABB. 299 **Die mittelalterlichen Brunnwerke. Kartengrundlage: «Falkner-Plan» von 1865/72, Umzeichnung KDBS. Zeichnung Graham Heath, 2025.**



300



301

ABB. 300 Der Birsig, der Rümelinbach und die Quellen des Münsterwerks ausserhalb der Stadtmauern. Ausschnitt aus der von Friedrich Baader erstellten Karte des Grossbasler Stadtbanns, um 1836. (StABS PLA A 1,3.)

ABB. 301 Die von Johann Jakob Fechter gezeichnete und 1748 im Druck erschienene Karte zur Verdeutlichung der Schlacht bei St. Jakob im Jahr 1444 zeigt links den Birsig, rechts die noch nicht kanalisierte Birs sowie den an einem Damm nördlich von Münchenstein abgezweigten St. Alban-Teich. (Bibliothèque nationale de France, département Cartes et plans, GE D-13604 [Ausschnitt].)

Anrainer dazu, im Flussbett allerlei Gegenstände zu deponieren und sogar Hühnerställe zu erbauen, die natürlich beim nächsten Hochwasser zu gefährlichen Barrieren zusammengeschoben wurden. Um die Müllbeseitigung über den Birsig zu begrenzen, wurden spätestens im 17. Jahrhundert auf den Brücken und an den wenigen Strecken freiliegenden Ufers Mauern errichtet, die entweder Schüttöffnungen aufwiesen oder Türen, deren Schlüssel von beauftragten Personen verwahrt wurden **ABB. 298**.[174]

Als Nutzer des Birsigwassers sind innerhalb der Inneren Stadtmauer in erster Linie die Gerber und Färber überliefert, die grosse Wassermengen zum Spülen der Häute und Textilien benötigten. Dass diese geruchsintensiven Gewerbe im Stadtzentrum angesiedelt waren, weist auf ihre frühe Entstehung in der Geschichte der Besiedlung hin, die sich von der Birsigmündung aus die Talstadt hinauf entwickelte. Eingegrabene Gerberbottiche, Färbekessel und Feuerungseinrichtungen sind mehrfach archäologisch überliefert.[175] Die Arbeitsräume befanden sich in den Keller- und Erdgeschossbereichen, die zum Birsig hin lagen, so wie dies in der Gerbergasse 39 VIII 418 noch im 20. Jahrhundert baulich erkennbar war. Am Birsig in der Steinenvorstadt und der Steinentorstrasse siedelten sich hingegen weniger Gerber als vorwiegend Weber an.

Rümelinbach

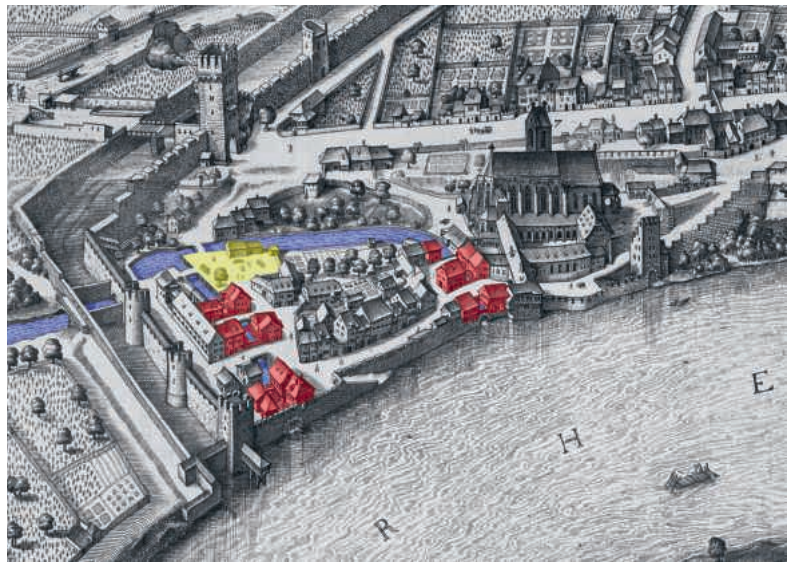
Die unstete Strömung des Birsigs veranlasste offenbar den Bau eines parallel laufenden Gewerbekanals, der ausserhalb der Stadt von diesem Fluss abgezweigt wurde und ihn an seiner linken Seite begleitete, um nördlich des Marktplatzes wieder in den Birsig zu münden **ABB. 300**. Erstmals wird der Kanal als «Birsicus superior» 1279 erwähnt,[176] doch verleitet sein innerstädtischer Verlauf dazu, eine frühere Entstehung anzunehmen. Rudolf Wackernagel verwies auf den 1193 in einer Zeugenliste erwähnten «Hugo de Walchun» (einer mit Mühlrad angetriebenen Walke) und datierte die Entstehung des Kanals folglich ins 12. Jahrhundert.[177] Das Gerbergässlein folgt zusammen mit dem Rümelinbach exakt der 259-m-Höhenlinie am linken Abhang des Birsigtals. Es ist naheliegend, dass zuerst der Kanal mit wenig Gefälle entlang der genannten Höhenlinie angelegt wurde und auf diese Weise den Gassenverlauf bestimmte. Erst in einem weiteren Schritt wurde das Gelände westlich des Kanals terrassiert, und es wurden eine Stützmauer sowie Gebäude errichtet: Die ältesten nachweisbaren bestehen aus zwei wohl im 13. Jahrhundert errichteten Wohntürmen, die sich jeweils im hinteren Grundstücksteil befinden (Gerbergässlein 2 VIII 305 und 12/14 VIII 308). Dass sich ursprünglich im Bereich vor ihnen Holzbauten befanden, ist im Fall des Hauses Nr. 14 durch Pfostenlöcher belegt; die Steinhäuser, die mit ihrem vorde-

ren Bereich über dem Kanal stehen, entstanden erst im 14. und 15. Jahrhundert. Unterschlächtige Mühlräder existierten offenbar nie in grosser Zahl. Rudolf Falkners Katasterplan überliefert im 19. Jahrhundert im Stadtgebiet nur deren fünf, zwei weitere hatten schon früher den Betrieb eingestellt: die Steinenmühle (Kohlenberggasse 30–32, seit 1345), die Walke beim Eselstürlein (Kohlenberg 9, ab 1262), die Rümelinsmühle (Rümelinsplatz 1 VIII 301, ab 1362[178]), die Stampfe und spätere Schleife in der Münzgasse (Münzgasse 3 VIII 292, seit 1345) sowie eine Mühle in der Sattelgasse 14 VIII 403 (seit 1310), im Haus zum Lorbeerbaum (Sattelgasse 20, bis 1480) sowie die Ratinmühle bei der Schol (Sattelgasse, Teil von 8, bis 1812).[179] Die Mühlen wurden von der Stadt als Lehen vergeben; im Jahr 1280 traten die Lehensinhaber als Gemeinschaft auf, denen die Umleitung des Kanals über das Grundstück des Ritters Pfaff gestattet wurde.[180] Ausserhalb der Stadt, auf der Au, befanden sich die Klostermühlen von St. Alban, St. Clara, Gnadental, Klingental und St. Leonhard.[181] Seit dem 13. Jahrhundert sind Zuleitungen zu Badestuben (die älteste am Kohlenberg 7 IX, 1287) schriftlich überliefert. Gerbereien und Färbereien sind im 14. Jahrhundert durch die Benennung des Gerbergässleins (1336[182]) bekannt, jedoch vorwiegend erst seit dem 15. Jahrhundert archäologisch belegbar. Sie hielten bis in das 19. Jahrhundert hinein ihren Betrieb aufrecht VIII 305.

St. Alban-Teich

Zur Ausstattung des 1083 gegründeten St. Albanklosters gehörten eine oder mehrere Mühlen an der Birs. Um 1152 verlegten die Klosterherren die Mühlen in die Nähe des Klosters an den damals offenbar neu geschaffenen St. Alban-Teich.[183] Dieser Kanal zweigte ursprünglich bei St. Jakob an der Birs ab; 1624–1625 wurde das Wuhr weiter aufwärts in der Nähe der «Neuen Welt» errichtet **Abb. 301**.[184] Nördlich der Gellertterrasse führte der Kanal von Osten auf die Stadt zu und teilte sich nach dem Einlass durch die Äussere Stadtmauer des 14. Jahrhunderts in zwei Arme: den (vom Kloster aus gesehenen) «Vorderen Teich» und den ca. 150 m weiter rheinaufwärts ausmündenden «Hinteren Teich» **Abb. 302, 303**. Die Anzahl der sich paarweise gegenüberliegenden Mühlen betrug bis ins 20. Jahrhundert zwölf, wobei einzelne Betriebe mehrere Wasserräder haben konnten.

Die Birs und die Teiche dienten zugleich der Flösserei von Stämmen aus den Wäldern des Jura, die auf den Schindelhöfen an beiden Teicharmen verarbeitet wurden. Es wurden neben Brenn- und Schindelholz vorwiegend Nadelholzstämme bezogen, die für die Teuchelleitungen der Brunnwerke



302



303

benutzt werden konnten.[185] Obgleich die Benutzung des Teichs stark reglementiert war, waren die Behinderungen und Beschädigungen der Anlagen eine Quelle ständigen Streits zwischen den Lehensinhabern des Klosters und den Flössern.

Bis zum 15. Jahrhundert betrieben die Wasserräder hauptsächlich Getreidemühlen. 1448 verlegte der Kaufmann Heinrich Halbeisen, der schon 1433 in Kleinbasel eine erste Papiermühle errichtet hatte, den Schwerpunkt seines Betriebs an den St. Alban-Teich. In der Folge siedelten sich auch andere Papiermacher hier an, namentlich die Gebrüder Gallizian, die im Zeitraum von 1453 bis 1468 drei Wasserwerke (Klingentalmühle, Rychmühle und Stegreifmühle) erwarben. Trotz individueller Konkurse nahm die Papierherstellung in Basel einen be-

Abb. 302 In Matthäus Merians Planvedute von 1615/17 sind die beiden Arme des St. Alban-Teichs blau markiert, die Mühlen rot und der Schindelhof gelb. (StABS Bild 1, 291 [Ausschnitt].) (Bearbeitung MM).

Abb. 303 Matthäus Merian. Für die Szene der Aussetzung Mose wählte Merian die Ansicht der Gabelung der beiden Teicharme und des Schindelhofs zu St. Alban als Hintergrund (durch den Druck seitenverkehrt). Radierung, um 1620–1622. (StABS Bild Visch A 72.)

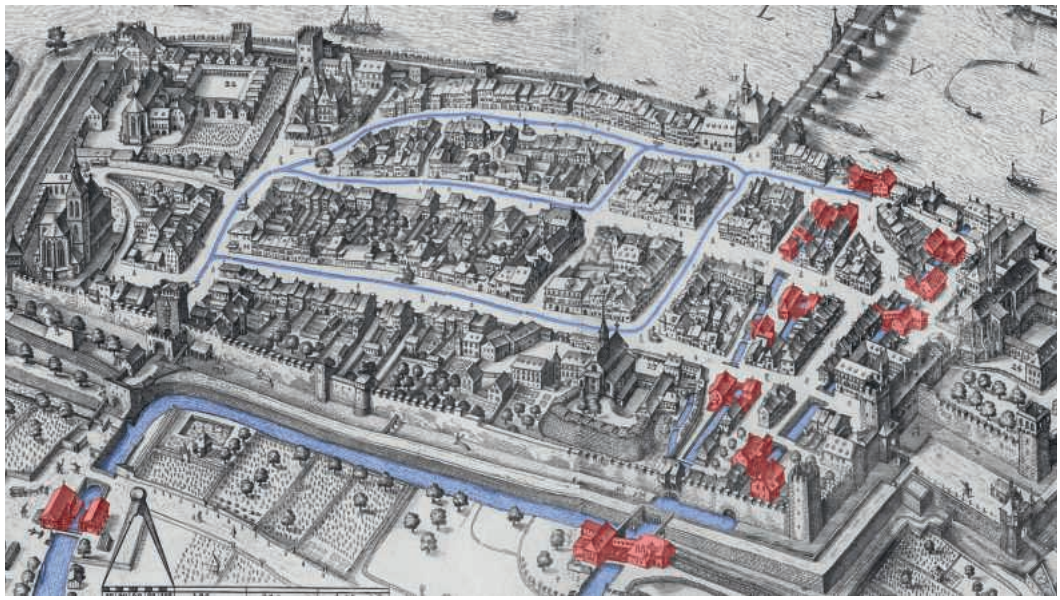


ABB. 304 Matthäus Merians Planvedute von 1615/17 gibt die Wasserläufe und Mühlräder Kleinbasels detailliert wieder. Blau markiert sind die Teiche und Stadtbäche, rot die Mühlenbetriebe. (StABS Bild 1, 291 [Ausschnitt].) (Bearbeitung MM).

304

deutenden Aufschwung: Nahezu alle Wasserräder im St. Alban-Tal wurden für Papiermühlen gebraucht, deren Produktivität überregionalen Rang besass.[186]

Riehenteich

Als drittes Kanalsystem entstand im 13. Jahrhundert der Kleinbasler Riehenteich mit seinen Verzweigungen.[187] Der Kanal wurde in dem heute «Lange Erlen» genannten Waldgebiet ca. 3 km vor der Stadt aus der Wiese ausgeleitet und führte in stetig abnehmender Entfernung von der Riehenstrasse auf das Riehentor zu. Am Tor knickte er rechtwinklig nach Norden ab und nahm die Funktion eines vorgelagerten Stadtgrabens wahr, bis er in der Nähe des Rappoltshofs in die Stadt eintrat, und zwar aufgeteilt in drei Arme: den (in Flussrichtung des Rheins gezählten) «Vorderen», «Mittleren» und «Niederen Teich» **ABB. 304**. Das Zisterzienserkloster Wettingen, dem 1251 ein Grundstück zum Bau einer Mühle an dem «Bach» («*ripa*»[188]) als Erblehen übergeben wurde, hatte an der Anlage des Kanals möglicherweise bedeutenden Anteil.[189] Dem bischöflichen Brotmeister Heinrich von Ravensburg ist 1262 ein weiterer Zweigkanal zu verdanken, der «Krumme Teich» oder «Brotmeisterteich», der etwa im Bereich des heutigen Messeplatzes vom Riehenteich abging, in einem etwas geschwungenen Verlauf direkt zum Rappoltshof führte und seine Verlängerung im «Mittleren Teich» fand.

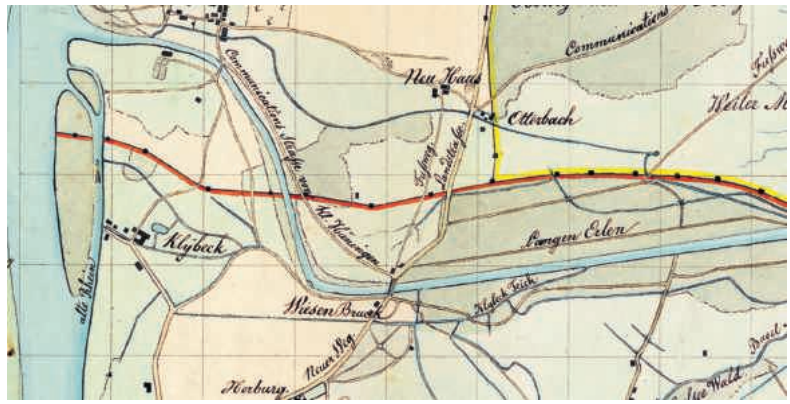
Auch an diesen Kanälen blieb die Zahl der Lehen bzw. der Mühlen vom 13./14. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert konstant, nämlich bei neunzehn innerhalb der Mauern und drei ausserhalb. Hierbei handelte es sich anfänglich um Getreidemühlen, später um Sägewerke, Stampfen, Schleifen oder Hämmer und seit dem 18. Jahrhundert zunehmend um spezialisierte Betriebe. Wie am Rümelinbach ist auch hier die Zustellung von Wasser für verschiedene Badestuben überliefert.

Während Kanäle und Mühlen in klösterlicher oder privater Hand lagen, versuchte die Stadt, Rechte für die Versorgung der Allgemeinheit zu erlangen. Die Lehensbesitzer gestatteten dem Rat kurz vor 1362, in der Nähe des Riehentors Wasser für ein Stadtbachsystem zu entnehmen,[190] das aufgrund der Topografie der leicht zum Rhein geneigten Stadtfläche einfach zu verwirklichen war. Die Stadtbäche hatten primär die Aufgabe der Versorgung mit Brauchwasser, der Abwasseraufnahme sowie nicht zuletzt der Bereitstellung von Löschwasser. Bekannt war, dass seit der schon im 12. Jahrhundert verwirklichten Anlage der offenen «Bächle» in den Strassen von Freiburg im Breisgau dort kein umfassender Stadtbrand mehr gewütet hatte. Der grosse Kleinbasler Stadtbrand von 1354 und die durch das Erdbeben von 1356 ausgelösten Feuer waren noch in Erinnerung.

Die in der Gassenmitte angelegten offenen Bäche durchflossen die Riehentorstrasse, die Greifengasse und alle drei Längsachsen der Siedlung (Rebgasse, Utengasse, Obere Rheingasse) sowie das Schafgässlein. Die Wasserläufe mündeten an zwei Stellen in den Rhein: gegenüber dem Schafgässlein in der Oberen Rheingasse mittels eines eigenen, zwischen den Häusern Nrn. 12 und 14 hindurchführenden Gässleins sowie in der Unteren Rheingasse am Zusammenfluss von Vorderem und Mittlerem Teich, wo zwei Mühlen VI 46 angetrieben wurden.

Klybeckteich

Eine Mühle an dem nahe der Wiesemündung befindlichen Landgut Klybeck wird urkundlich 1361 erwähnt, 1396 auch der «Klübentych».[191] Dieser begann im Bereich des heutigen Tierparks Lange Erlen und floss nach Westen, streckenweise im heutigen Trassée der Mauerstrasse, und knickte dann in Richtung auf das Landgut um, verzweigte sich auch mit mehreren Armen in die umliegenden Wiesen auf dem Klybeckfeld **ABB. 305, 306**. 1410 ist eine Säge beim Gutshaus (dem Klybeckschloss) belegt, im 16. Jahrhundert zudem eine Papiermühle und eine Weintrotte.



305



306

Trinkwasser

Auch ohne Kenntnis von Infektionsursachen wurde schon im Mittelalter anhand des Aussehens und des Geschmacks das Brauch- und Abwasser vom Trinkwasser unterschieden.[192] Die hügelige Topografie Grossbasels erlaubte die Entnahme von Quell- und Grundwasser: Im grössten Teil des Stadtgebiets innerhalb der Mauern ist die Geröllschicht auf der wasserundurchlässigen Tonschicht, dem «Blauen Letten», nur wenige Meter stark oder sogar schwächer.[193] Am Hang des vom Birsig eingeschnittenen Tals treten natürliche Quellen zutage. In Kleinbasel gab es ausschliesslich Grundwasserbrunnen. Im 13. Jahrhundert wurden die beiden grossen Brunnwerke erbaut **ABB. 299**, die Quellwasser von ausserhalb in die Stadt leiteten, doch bestanden bis ins 19. Jahrhundert alle drei Arten der Wasserversorgung parallel. Neben praktischen Vorteilen gaben dafür auch militärische Erwägungen den Ausschlag, denn im Belagerungsfall konnte eine Stadt leicht von den Quellen im Umland abgeschnitten werden.[194]

Quellen und Grundwasserbrunnen

Auf dem Münsterhügel sind zwei der ältesten Grundwasserbrunnen Basels – Sodbrunnen – aus römischer Zeit, ca. 300 n. Chr., entdeckt worden.[195] Das 1944 ergrabene Exemplar auf dem Münsterhügel erreichte das Wasser erst in 20 m Tiefe. Ein weiterer Brunnen wurde in der Rittergasse entdeckt.[196] Für die Versorgung des spätrömischen Kastells müssen aber noch weitere Brunnen existiert haben. Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert sind in Gross- und Kleinbasel ca. dreissig öffentliche Sodbrunnen bekannt, doch eignete sich die relativ einfache Methode der Wassergewinnung auch für Privatleute, um sich in ihrem Hof einen eigenen Brunnen zu graben. Dies geschah in grosser Zahl – geschätzt waren es ca. 200 private Sodbrunnen – und war von offizieller Seite kaum zu kontrollieren.[197] Das Wasser der stets laufenden Quellen konnte sowohl zusammengefasst werden als auch mittels kurzer Teuchelleitungen mehrere Brunnen versorgen. So spiesen die beiden Quellen in den Kellern der Häuser Schneidergasse 21 und 29 einen Brunnen in der Sattelgasse, einen bei der Schol und schliesslich den Kornmarktbrunnen.[198] Da der Wasserstrahl nie abzustellen war, füllte der Überlauf weitere Becken, die sogenannten Abwasserbrunnen, oder er spülte die Dolen. Probleme entstanden beim Versiegen einer Quelle, was allgemein im 17. Jahrhundert spürbar wurde. So genügte die Quelle im Haus zum Sessel nicht mehr für den Fischmarktbrunnen, der daraufhin Abwasser des Petersbrunnens erhielt.[199]

Brunnwerke

Die Technik, mittels Druckwasserleitungen Quellwasser über grössere Strecken zu transportieren und für laufende Brunnen nutzbar zu machen, ist im Hochmittelalter vorwiegend in Klöstern zur Anwendung gekommen.[200] So waren es auch in Basel im 13. Jahrhundert geistliche Institutionen, die am Bau der beiden ältesten Brunnwerke zumindest Anteil hatten. Das Spalenwerk wurde möglicherweise vor 1265 begonnen, wovon die Erwähnung eines Brunnens bei

ABB. 305 Der Lauf des Klybeckteichs ist auf Friedrich Baaders Karte des Kleinbasler Stadtbanns von 1836 zu verfolgen. Das «Klybeckfeld» war abgesehen von dem Gutshaus praktisch unbebaut. (StABS PLA A 1,4 [Ausschnitt].)

ABB. 306 Emanuel Büchel zeichnete das Klybeckschloss mit den verschiedenen Mühlen am Klybeckteich. Im Hintergrund sind jenseits des Rheins die Vauban'schen Befestigungen Hüningens zu erkennen. Die Zeichnung erschien 1754 in David Herrlibergers «Topographie der Eidgenossenschaft» im Druck. (StABS Bild Wack E 54.)



307

ABB. 307 **Die Verbindung der Rohre untereinander geschah mittels eiserner Teuchelringe bzw. Manschetten, die in das Stirnholz oder die Bohröffnung eingeschlagen wurden. Das Foto zeigt einen Teuchel aus dem 19. Jahrhundert im Heimatmuseum Görwihl im Schwarzwald. Neben dem Teuchel liegt ein Teuchelbohrer. Foto Martin Möhle, 2025.**

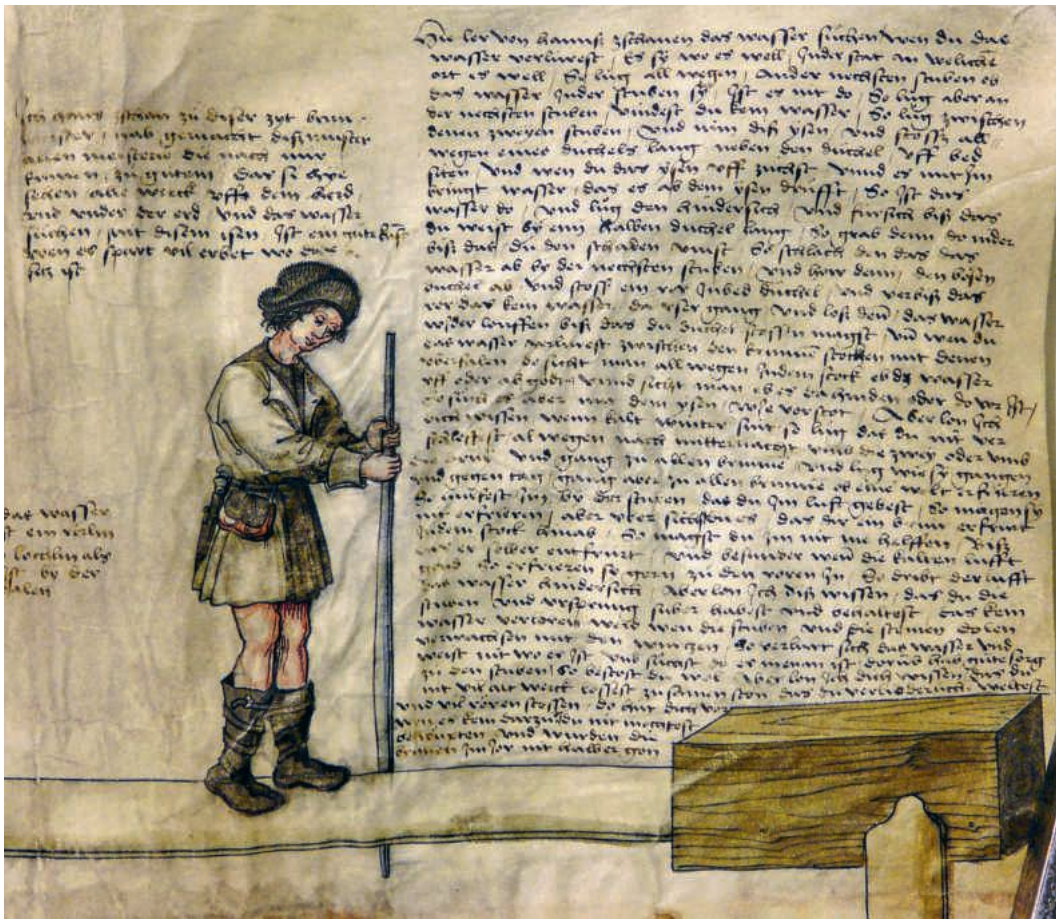
St. Leonhard zeugt.[201] 1291 wird der Beruf eines Brunnmeisters erwähnt, der jedoch erst nach dem Erdbeben als städtischer Amtsträger überliefert ist.[202] Am Ende des 13. Jahrhunderts erscheint im Güterverzeichnis des Leonhardsklosters ein Teuchelweiher nahe dem späteren Schützenhaus, der die Verwendung von durchbohrten Holzstämmen (die in dem Wasser aufquellen sollten) als Leitungen belegt **ABB. 307**. Diese seit dem 14./15. Jahrhundert in vielen Städten verbreitete Technik ist in Basel ausserordentlich früh angewandt worden.[203] 1317 wird deutlich, dass der Rat und das Leonhardskloster vielleicht schon seit mehreren Jahren gemeinsam den Bau und den Unterhalt des Brunnwerks bestritten und nun die Kosten unter sich aufteilten.[204] Über die Ausgaben zum Bau des Münsterwerks einigten sich 1266 der Bischof und das Domkapitel.[205] 1316 jedoch übernahm der Rat auch hier die Verpflichtung zum Unterhalt der Brunnen und ihrer Leitungen und erhielt seitdem vom Kapitel einen jährlichen Zins für den Wasserbezug.[206] Mit welcher Geschwindigkeit der Ausbau der Brunnleitungen in den ersten anderthalb Jahrhunderten geschah, bleibt ungewiss. Erste Aufstellungen über die Anzahl der Brunnstuben und der Brunnen sind aus der Zeit kurz nach 1400 erhalten.[207] Genauen Aufschluss geben erst die beiden Brunnwerkspläne des Brunnmeisters Hans Zschan um 1500 **ABB. 308**.[208]

Hans Zschan übte das Amt seit 1489 aus, nachdem sein Vorgänger ertrunken war. Sein Dienstvertrag wurde allerdings erst 1491, dann jedoch auf Lebenszeit, abgeschlossen (er starb 1525).[209] Die beiden Pläne des Spalenwerks und des Münsterwerks sind um 1500 entstanden. Sie bestehen aus aneinandergehefteten Blättern, die voll entfaltet einen mehrere Meter langen Plan ergeben. Auf eine exakte Wiedergabe der Topografie wurde verzichtet. Korrekt ist jedoch die Abfolge der Abzweigungen, so wie dies bei römischen Streckenkarten der Fall war, wie sie zum Beispiel durch die später unter der Bezeichnung «Tabula Peutingeriana» bekannte Darstellung überliefert sind. Eingezeichnet sind alle Quellfassungen ausserhalb der Stadtmauern sowie die «Brunnenstuben», das heisst die Revisionsstellen und Verzweigungspunkte, alle mit dunkelbrauner Tusche, die wohl Eichenholz meint. Die Teuchel aus Nadelholz sind in hellerem, gelblichem Ton wiedergegeben. Von den mit ihnen versorgten insgesamt 54 Brunnen und Entnahmestellen (je 27 pro Brunnwerk) hatten 43 einen hölzernen Trog, neun einen steinernen und zwei keinen. 35 Brunnen liefen dauernd – darunter alle öffentlichen Brunnen –, und 19 waren mit einem Hahn abstellbar. Die Gestaltung der Brunnen, insbesondere der Stöcke, ist typisiert wiedergegeben und ohne bildlichen Schmuck, abgesehen vom Rathausbrunnen, auf dessen Stock ein Löwe mit einem Basler Wappenschild hockt. Als Auftraggeber der Pläne kommt nur der Rat in Betracht, der sich für den Fall eines plötzlichen Tods oder Weggangs seines Spezialisten absichern wollte.

Ebenfalls unter Zschans Regie, von ihm jedoch nicht in einem Plan festgehalten, entstand das dritte Brunnwerk, das sogenannte Riehenwerk in Kleinbasel.[210] Im Jahr 1493 wurde es nach kurzer Bauzeit in Betrieb genommen. Es bezog sein Quellwasser aus dem «Moos» in Riehen und dem Abhang westlich von St. Chrischona. Die Leitung verlief parallel zur Riehenstrasse zum Riehentor und sodann durch die Rebgasse und die Utengasse sowie durch die Greifengasse bis in die Webergasse. Anfänglich waren nur sechs Allmendbrunnen angeschlossen, doch folgten die Zuleitungen zur Kartause und zum Klingentalkloster sowie zu verschiedenen Privatbrunnen.

Im 17. und 18. Jahrhundert existierten noch zwei weitere, kleinere und teilweise privat betriebene Brunnwerke, nämlich das Steinenwerk (1631–1680 betrieben) und das Aspwerk (im 18. Jh.), zusätzlich das kleine Gundeldingerwerk, das zunächst in privatem Eigentum lag und erst im 19. Jahrhundert von der Stadt übernommen, 1930 jedoch stillgelegt wurde.[211]

Neben den versorgungstechnischen Aspekten diente das durch die Brunnwerke hergeleitete «Gutwasser» einer sozialen Distinktion. Da die zur Verfügung stehende Wassermenge begrenzt war, wurden



308

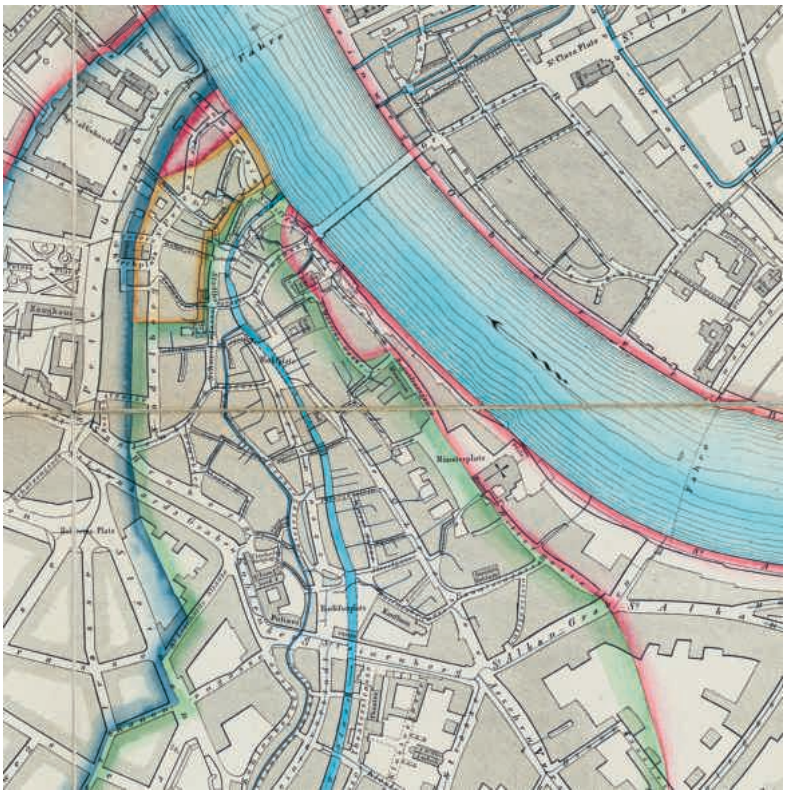
ABB. 308 Auf dem Spalenwerk-Plan von um 1500 ist Hans Zschan selbst dargestellt, wie er mit einer Eisenstange neben dem Teuchel ins Erdreich sticht. Der begleitende Text enthält eine Anweisung für Schüler oder Nachfolger des Brunnmeisters, wie auf diese Art ein Wasserverlust aufzuspüren sei. So enthalten auch sämtliche Beschriftungen der Bildelemente Hinweise und Tipps für die Pflege und den Unterhalt der Brunnwerke. (StABS Brunn A 6.) Foto Martin Möhle, 2009.

Anschlüsse von Privatbrunnen nur in seltenen Fällen genehmigt. 1377 beschloss der Rat, «Brunnbriefe» an Privatleute nur gegen hohe Kosten auszugeben. In jenem Jahr gewährte man Hannemann Zscheckenbürlin einen Brunnen im Garten seines Hauses zum Drachen in der Aeschenvorstadt (Nr. 20–22 IX) gegen Zahlung von 100 Florentiner Gulden, was eine ausserordentlich hohe Summe darstellt.[212] Im 15. Jahrhundert begann man, die Wassermenge zu beschränken: Die Hausbesitzer wurden 1484 aufgefordert, einen abstellbaren Wasserhahn an ihre Brunnenstöcke zu montieren und nur bei Bedarf Wasser zu entnehmen.[213] 1546 sollten sie die Durchflussmenge durch ein in die Brunnenröhre eingeschlagenes Mundstück regulieren. Als Höchstmass galt zunächst ein Helbling, das heisst 3 Mass oder 4,266 Liter pro Minute. Das Brunnrecht haftete an der Liegenschaft und wurde gegebenenfalls mit ihr verkauft, konnte aber auch auf ein anderes Haus transferiert werden. Dass am Strassenzug Nadelberg–Petersgasse um 1500 vier private Hofbrunnen bestanden, unterstreicht die Exklusivität dieser Wohngegend. Das Prestige, das mit einem Wasserrecht verbunden war, verdeutlicht der erbitterte Streit um einen zweiten Brunnen auf dem Areal des Blauen Hauses (Rheinsprung 16 VII 354), den Lukas Sarasin 1771–1775 ausfocht, weil es auf den Parzellen der für seinen Neubau abgebrochenen Häuser zwei Brunnrechte gegeben hatte.

Das «Gutwasser» der an die Brunnwerke angeschlossenen Stockbrunnen musste freilich vor Verunreinigungen geschützt werden, insbesondere wenn noch Bezüger des Abwassers vorhanden waren. Im Fischmarktbrunnen wurden Fische gesäubert, ferner in den öffentlichen Becken Wäsche gewaschen und Pferde getränkt. Mit Erlassen versuchte der Rat, diese Tätigkeiten auf bestimmte Uhrzeiten zu beschränken.[214] Die Mehrfachnutzung entspricht jedoch dem, was vor den Hygienegedanken der Neuzeit üblich war, und ist anderswo ebenfalls zu beobachten: So wurde zum Beispiel der Teuchelweiher an der Schützenmatte auch zur Fischzucht genutzt.[215]

Abwasser

Das in den Schriftquellen als «Abwasser» bezeichnete Überlaufwasser aus Quellbrunnen oder Brunnwerksleitungen besass einen ähnlichen Status wie das «Gutwasser» und wurde wie dieses benutzt. Zum Abwasser im heutigen Sinne, das auf irgendeinem Weg das Haus oder Grundstück verlassen



309



310

musste, zählte in erster Linie das Regenwasser. In der Regel tropfte es von der Dachtraufe in die Gasse oder den eigenen Hof bzw. Garten. Nachbarschaftsstreitigkeiten wurden möglichst vermieden, was mit ein Grund für die in Basel typische traufständige Ausrichtung der Häuser war. Die beispielsweise ehemals in Bern, Zürich oder noch heute in Pruntrut vorhandenen Ehgräben, also schmale Gassen zwischen den zur Strasse giebelständigen Häusern, in die Dach- und Abwasser rann, existierten in Basel äusserst selten.[216] Überschüssiges Regenwasser, gebrauchtes Waschwasser aus den «Wassersteinen» oder «Buch-» bzw. «Bauchhäusern» wurde mittels «Käneln» (meist offenen Rinnen[217]) fortgeleitet. Der Rat versuchte, die Ausleitungen auf die Gasse mit Verordnungen zu unterbinden.[218] Flüssige Exkremente aus Abtritten und Ställen versickerten entweder in «Baugruben» (Latrinenschächten) auf dem Hof oder wurden von Dolen aufgenommen, in die auch die «Känel» mündeten und in die das letztlich überschüssige Brunnenwasser floss.

Dolen (oder auch «Dohlen») oder «Agden/Akten»[219] bezeichnen unterirdische gemauerte Abwasserkanäle, die mannshoch sein konnten.[220] In Basel stammen die ältesten offenbar noch aus dem 13. Jahrhundert: Häuser in der Barfüssergasse wurden als «in dem Agtot» beschrieben, bzw. die ganze Gasse wurde «in dem Agtoten» oder «in dem Actum» genannt.[221] Wie weit der Ausbau damals gediehen war, ist schwer zu sagen, doch gehören die Basler Beispiele zu den ältesten derartigen Anlagen nördlich der Alpen. In Köln existierte schon im 12. Jahrhundert ein unterirdischer «Aducht» (von «Aquädukt») als Sammelkanal von verschiedenen Abflüssen.[222] Die ersten Pariser «égouts» (Abwasserkanäle) wurden um 1370 gegraben.[223] Aus Nürnberg ist um 1340 eine Dole vom Weinmarkt in die Pegnitz bekannt, doch erfolgte ein weiterer Ausbau erst im 16. Jahrhundert.[224] Freiburg im Üchtland besass am Ende des 14. Jahrhunderts bereits ein unterirdisches Abwassersystem,[225] und der in Basel in den Dominikanerorden eingetretene, später nach Ulm entsandte Mönch Felix Fabri hob Ende des 15. Jahrhunderts die unterirdischen Abwasserkanäle der Stadt Ulm als Besonderheit hervor.[226] Fabri muss die Basler Verhältnisse gekannt haben. Ein anonymes Verzeichnis aus dem 15. Jahrhundert benennt 24 Dolen in Grossbasel, von denen sechs in den Rhein und achtzehn in den Birsig oder den Rümelinbach mündeten.[227] Die meisten von ihnen waren noch im 19. Jahrhundert in Gebrauch **ABB. 309**. Im Katasterplan RUDOLF FALKNERS sind sowohl die Dolen als auch die privaten Abtrittanlagen eingezeichnet, die sich nahezu ausnahmslos im hinteren Hofbereich der Liegenschaften befinden **ABB. 310**. Die Dolen verliefen dementsprechend oft entlang der hinteren Grundstücksgrenze oder in Hinterhofstrassen, wie zum Beispiel der «Goldbach», der vom Haus zum Sessel aus hinter den Liegenschaften an der Schneidergasse, dem Fischmarkt und der Schwanengasse entlangführte. An manchen Stellen mussten die Dolen auch unter Häusern hindurchgehen. Nachmittelalterliche Dolen wurden dagegen häufiger in den Gassen verlegt. Eine vergleichsweise einfache Lösung stellte die

Dole dar, die im ehemaligen (inneren) Stadtgraben am Petersgraben geschaffen wurde.

Im Unterschied zur Trinkwasserbeschaffung hielt sich die Obrigkeit mit der Besorgung von Ableitungen zurück, auch deshalb, weil die Verursacher von Abwasser oder anderem Unrat ohne Schwierigkeiten auszumachen waren und in die Verantwortung genommen werden konnten.[228] Bau und Unterhalt der Dolen wurden dementsprechend vorwiegend von den Nachbarschaften, von sogenannten Dolengesellschaften, wahrgenommen.[229] Für die Reinigung der Kanäle waren die Totengräber und die «Kohliberger» – Bewohner der Vorstadtgegend am Kohlenberg – zuständig, also randständige Gesellschaftsgruppen, so wie dies auch in anderen Städten der Fall war (bekannt sind vor allem die Nürnberger «Pappenheimer»).[230] Der Generalbericht des Choleraausschusses im Jahr 1856 benennt die Missstände, die durch die dezentrale Organisation der Abwasserbeseitigung entstanden waren. In den Dolen hatte sich Unrat festgesetzt, der von den Reinigungstrupps nur beiseitegeschoben worden war, und zwar teilweise in die Nebenarme der einzelnen Häuser hinein.[231]

Abfallbeseitigung

Flüssigkeiten und löslicher Unrat wurden von den Fliessgewässern und den Dolen abtransportiert, auch durften feste Abfälle bis ins frühe 15. Jahrhundert dort hineingeworfen werden.[232] Daniel Albert Fechter schilderte, dass im 14. Jahrhundert die Strassen vierteljährlich von den Armen des Spitals geräumt worden seien.[233] 1417 wurde bestimmt, dass wenigstens die Hauptgassen regelmässig von Unrat freigehalten werden sollten.[234] Die Reinhaltung der Allmend war ein wiederkehrendes Thema obrigkeitlicher Erlasse und verband sich offenbar mit der Pflästerung der Strassen. Strassenreinigung diente dem Schutz dieser Investition. 1466 wurde den Bürgern die samstägliche Strassenreinigung auferlegt.[235] Vermutlich sollte der Abfall wie in anderen Städten aus der Stadt hinausgebracht werden, doch gibt es hierzu in Basel kaum Aufzeichnungen. 1470 wurde der Doleninhalt «bis fur die stattmuren us» geschafft.[236] 1546 sollten die Bürger Bauschutt entweder zum Stadtmauerturm bei der Spitalscheune oder zum Brunnmeisterturm bringen.[237] Ein Teil des festen Abfalls wanderte auch in die Latrinen. Latrinenschächte wurden bislang vorwiegend in den Wohngegenden der gehobenen Bevölkerungsgruppen, die fernab der Talstadt auf den Niederterrassen des Leonhards- und Petershügels sowie in der St. Alban-Vorstadt wohnten, nachgewiesen. Das Fehlen von Fliessgewässern veranlasste in diesen Siedlungsbereichen offenbar stärker die Entsorgung beschädigter Gebrauchsgegenstände in die Latrinen, als dies in der Talstadt der Fall war. Gleichwohl bilden die Funde nur einen Teil der Haushaltsausstattung ab; es überwiegen Keramik und Glas aus dem Bereich von Küche und Tafel. Wiederverwertbare und brennbare Gegenstände fehlen verständlicherweise. Die wohlhabenden Bewohner der genannten Gebiete konnten es sich auch leisten, die Latrinen regelmässig ausräumen zu lassen.[238]

Strassenbau

Ein Ausbau der unbefestigten Gassen und Wege betraf in keltischer Zeit zunächst nur den Siedlungskern auf dem Münsterhügel. Als Längsachse ist um 80 v. Chr. eine älteste Strasse nachgewiesen, die einen Unterbau aus Grobkies besass und deren Decke aus einem Gemisch von Feinkies und gebranntem Kalk bestand. Etwa eine Generation später wurde sie in der gleichen Art und Weise erneuert und der Fahrbahnrand durch einen Flechtzaun befestigt. Über einer Lehmschicht folgte eine römische Strasse aus augusteischer Zeit (30–20 v. Chr.). Die Mittelpartie war mit einer hölzernen Struktur aus Längsbalken und Querhölzern gefestigt, auf die Kiesschüttungen folgten.[239] Die älteste Fernstrasse aus der Spätantike, Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr., vermutete man bis vor Kurzem im Bereich der späteren Freien Strasse, doch liessen sich auch bei jüngsten Grabungen keine gesicherten Baustrukturen aus jener Zeit feststellen. Hinweise auf Siedlungsaktivität am linken Birsigufer lassen es möglich erscheinen, dass die antike Verbindung im Bereich des Rümelinsplatzes und der Schneider- bzw. Stadthausgasse bestanden hat. Im Bereich nahe der Schlüsselzunft (Freie Strasse 25 VII 414) und der ehemaligen Hauptpost (Rüdengasse 2 VII 471) konnten Spuren von Holzhäusern des 9./10. Jahrhunderts aufgedeckt werden sowie mehrere Lagen von Strassenoberflächen des Mittelalters. Wohl in der Zeit zwischen dem 11. und dem frühen 13. Jahrhundert wurde ein Trassée mit einer «Art Proto-Pflästerung» aus sortierten Geröllen und angelegten Gefälle hin zu einem seitlichen Strassengraben erstellt.[240]

Im 12. und 13. Jahrhundert begannen die grösseren Städte mit der Pflästerung. König Philipp II. verlangte 1186 in Paris, dass alle Strassen mit Steinen gepflästert würden.[241] In der Toskana baute man im 13. Jahrhundert auf der römischen Tradition auf, so in Florenz, Siena, Pisa und Pistoia, ebenso in Bologna.[242] In der Chronik des Giovanni Villani aus den 1330er-Jahren zählt die Strassenpflästerung zu den Elementen der antiken Stadtgründung von Florenz.[243] Der Beginn der mittelalterlichen Pflästerung wird dem Podestà Rubaconte da Mandello ab 1237 zugeschrieben.[244] Neben praktischen Vorteilen wird

ABB. 309 **Plan der um 1869 bestehenden Dolen in der Grossbasler Innenstadt. Die farbigen Markierungen umranden die Dolengebiete, eingeteilt nach ihren jeweiligen Ausflüssen (in den Rhein, in den Birsig). Als weitaus grösstes Gebiet ist das Birsigtal zu erkennen (grün umrandet). (StABS PLA III 2, 24 Beilage IV.)**

ABB. 310 **Die Anlage von Aborten zeitigte Auswirkungen auf den Zuschnitt der Parzellen. Der Ausschnitt aus einem Ende des 17. Jahrhunderts aufgenommenen Plan zeigt die Häuser an der Eisengasse, deren Grundstücke hinten schnabelartig zulaufen, um Zugang zu den eng beieinander angeordneten Abtritten an einer gemeinsamen Sickergrube zu ermöglichen. Deren Auslauf geht unter dem Gasthaus zum Kopf und dem Zunfthaus der Schiffleute hindurch in den Rhein. (StABS PLA F 5, 1 [Ausschnitt].)**



311

ABB. 311 Für die Allegorie des Winters benutzte Hans Bock d. Ä. bei dieser Zeichnung aus dem Jahr 1572 im Hintergrund eine Darstellung der Rheinbrücke. Die Pinselzeichnung auf gelbbraun grundiertem Papier überliefert den Wechsel von Steinpfeilern auf der Kleinbasler Seite zu Holzstützen bei der Grossbasler Brückenhälfte sowie die Brückenkapelle auf dem vorletzten Steinpfeiler. (KMB Inv. U.IV.70d.)

in den zeitgenössischen Schriftquellen die Schönheit und Sauberkeit hervorgehoben, die diese Massnahmen mit sich brachten.

In Basel sind durch Strassennamen wie «an den Schwellen» (obere Freie Strasse VII 400, Münsterberg VII 99, Bäumleingasse VII 212, Streitgasse VII 483) im 13./14. Jahrhundert hölzerne Befestigungen als Massnahme gegen das Ausschwemmen steiler Gassen zu vermuten. Die planmässige Pflästerung begann nach dem Stadtbrand von 1417 und wurde während der Zeit des Konzils zumindest in der Kernstadt weitgehend vollendet (siehe S. 102–104). In den Gassen wurden unbearbeitete Flusskiesel aufrecht in Sand gebettet; dies erklärt den Seufzer von Piccolomini, dass der Belag sehr schmerzhaft für die Füsse sei.[245] Im «Luzerner Schilling» von 1513 wird der Basler Marktplatz mit dem nämlichen Katzenkopfpflaster dargestellt (siehe S. 42, vgl. **ABB. 21**). Für die Pflästerung privater Höfe wurden hingegen halbierte Flusskiesel mit der flachen Seite nach oben verwendet, was eine wesentlich homogenere Fläche ergab.[246] Diese Art der Pflästerung blieb bis ins 19. Jahrhundert hinein vorherrschend. Die Gassen waren in der Mitte mit einer etwas vertieften Abflussrinne versehen.

Besonders steile Gassen wurden mit Stufen oder «Stapfeln» ausgestattet. Das sogenannte Elftausendjungfern-Gässlein vom unteren Ende des Rheinsprungs zum Martinskirchplatz wurde schon 1352 mit Steinen befestigt, die 1370 als Treppenstufen überliefert sind VII 331. Der Stapfelberg hinter dem Zunfthaus zum Schlüssel hiess 1394 «Rossberg» – möglicherweise weil man ihn nur durchreiten und nicht befahren konnte VII 313. Am Leonhardsstapfelberg wird die «Stegen» erstmals 1470 erwähnt,[247] die Treppen im Imber- und im Totengässlein sind wahrscheinlich erheblich jünger.

Brückenbau

Von zentraler Bedeutung für die Stadtentwicklung Basels war der Bau der Rheinbrücke um 1225 (siehe S. 83f.), der im Kunstdenkmälerband von 1932 I 315 ausführlich behandelt wird **ABB. 311**. Seit ihrer Erbauung bilden die notwendigen Reparaturen von Schäden, die durch Unterspülung der Pfeiler, Hochwasser und Eisgang verursacht wurden, eine ständige Begleiterscheinung. Die hybride Bauweise der Brücke mit fünf, seit 1457 sechs Steinpfeilern auf der Kleinbasler Seite und acht bzw. sieben Holzpfeilern auf Grossbasler Seite wird mit der stärkeren Strömung und dem tieferen Flussbett an der Aussenkurve des Rheins erklärt **ABB. 312**. Eine exakte Datierung der Steinpfeiler, die bildlich erstmals in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts überliefert sind, konnte bislang nicht vorgenommen werden.[248] Piccolomini schrieb 1433/34 von einer Holzbrücke, andererseits wurde 1457 von den Schwierigkeiten berichtet, eine «Wasserstube» anzufertigen, die zum Mauern des Pfeilerfundaments «dissit dem keppelin» vonnöten war.[249] Die dendrochronologische Untersuchung der 1994 geborgenen Holzpfähle konnte kein Material aus dem 13. Jahrhundert nachweisen, da es sich ausschliesslich um Reparaturstücke handelte.[250] Im Bauwesen der Stadt verursachten die Wiederher-



312

ABB. 312 Die alte Rheinbrücke im Jahr 1903. Das «Bärenfelserjoch» – der sechste Steinpfeiler – wurde 1840 erneuert und die Kapelle auf ihm neu aufgebaut. Foto Wolf. StABS Neg 10265.

stellungen veritable Ausgaben, und von 1390 bis 1514 amtierte ein eigens bestallter Brückenmeister, der Aufsicht und Reparaturen zu leiten hatte, danach übernahm der Werkmeister der Zimmerleute diese Aufgaben. Die Zünfte und Gesellschaften wurden zu Wachdiensten und Hilfsleistungen herangezogen.[251]

Stadttechnik seit dem 19. Jahrhundert

Den Anforderungen der sich wandelnden Zeitläufte technisch zu begegnen, ist ein typisches Phänomen, das im 19. Jahrhundert seine erste Ausprägung erfuhr. Bestehende Missstände der Wohnsituation sowie der Ver- und Entsorgung verschärften sich durch den Bevölkerungszuwachs in den Städten dramatisch und förderten die Ausbreitung von Krankheiten. Grundlegend für die weitere Entwicklung war ein Wandel in der medizinischen Lehre, die nicht nur die Heilung berücksichtigte, sondern auch die Verhinderung von Krankheiten und Seuchen. Der badische Arzt Johann Peter Frank, der als Begründer der Präventivmedizin gilt, entwarf von 1779 bis 1819 das «System einer vollständigen medicinischen Polizey», in dem der Staat die Beaufsichtigung eines neu gedachten öffentlichen Gesundheitswesens zu übernehmen hatte.[252] Virulent wurden diese Pläne durch die Cholera, die seit den 1830er-Jahren in Europa epidemisch auftrat, 1855 erstmals auch in Basel.[253] Zwar glaubte man an eine Ansteckung über «Miasmen» in der Luft und richtete daher die Aufmerksamkeit auf eine Durchlüftung der Wohnungen. Doch sollten auch übelriechende Abtritte und dumpfe Feuchtigkeit bekämpft werden. Im Interesse der öffentlichen «Salubrität» wurden den Hauseigentümern Beschränkungen und Pflichten auferlegt, die zuvor undenkbar gewesen wären.[254]

Ein besonderes Merkmal stellte der intensive Beizug von Experten aus dem In- und Ausland dar. Dies war ein Ergebnis davon, dass alle wachsenden Städte Europas vor den gleichen Problemen standen und Vorreiterrollen, etwa von Paris, London, Wien oder Berlin, wahrgenommen wurden. Die Gutachter waren oftmals keine städtischen Beamten, sondern Hochschullehrer an den sich etablierenden Ingenieurschulen und Polytechnika. Auch waren private Erfinder und Tüftler nicht untätig und traten mit Offerten und Geschäftsideen an die Stadtverwaltungen heran, die teilweise nicht in der Lage waren, die Angebote selbst zu beurteilen.

Darüber hinaus bot die Stadttechnik Lösungen in vielfältigen gesellschaftlichen Bereichen an, von der Hygiene über Sicherheitsaspekte bis hin zur Arbeitsorganisation und zu sozialen Fragen. Als primär öffentliche – oder aus privaten Anfängen übernommene – Aufgabe veränderte die sich konsolidierende Stadttechnik auch die Politik. Der Staat oder die städtische Obrigkeit garantierte eine gute Versorgung und trat den Bürgerinnen und Bürgern als mächtiger Dienstleister gegenüber, konnte dafür jedoch die Unterordnung unter Gesetze und Erlasse sowie die finanzielle Beteiligung qua Steuern oder speziellen Abgaben einfordern.

Strassenbau

Die Hauptversorgungsleitungen wurden, weil sie von der öffentlichen Hand erbaut und unterhalten werden mussten, auf der Allmend verlegt – im Unterschied zu den mittelalterlichen Dolen, die, wie oben beschrieben, häufig an der hinteren Grundstücksgrenze angeordnet waren. Damit gingen der Strassenbau und der Bau der technischen Infrastruktur für die meisten Bereiche eine unauflösliche Verbindung ein. Zur Kanalisation wurden gerade Strassen mit leichtem Gefälle favorisiert. Diese Vorbedingung löste sowohl beim Ausbau neuer Stadtteile als auch im bestehenden Siedlungsgebiet eine grosse Zahl von Nivellierungen aus. Die Leimenstrasse zum Beispiel wurde 1862 im oberen Teil planiert und der Aushub zum Bau des unteren Strassenteils verwendet.[255] Vergleichbares wurde auch am Blumenrain in mehreren Phasen von 1829 bis 1938 unternommen, was zeitweilig zu Hochtrottoirs mit Geländern führte und mehrfache Veränderungen an allen älteren Häusern nach sich zog VIII 42. An der Rittergasse VII 126 erfolgten ähnliche Eingriffe nach dem Abbruch des St. Alban-Schwibbogens 1878/79, als das Strassenniveau dem St. Alban-Graben angepasst wurde und Sockel sowie Vortreppen der Häuser verändert werden mussten. Freitreppen, die auf das Trottoir hinausreichten, mussten seit 1918 beseitigt, das heisst ins Innere der Hauseingänge integriert werden.[256] Häuser, deren Eingänge tiefer als das Strassenniveau liegen und zu denen Treppenstufen hinunterführen, sind heute noch in der Unteren Rheingasse anzutreffen VI 203.

Mit dem Anschluss an die Eisenbahn veränderte sich das Angebot des Baumaterials und auch der Pflastersteine schlagartig. Die in der Innenstadt gebrauchten Rheinkiesel wurden ab etwa 1850 hauptsächlich durch behauene rötliche Sandsteinquader aus den Steinbrüchen von Vögtlinshofen (heute Vöklinshofen) südlich von Colmar oder Kreidekalksteine aus Weesen am Walensee ersetzt **ABB. 313, 314**. In den neuen Aussenquartieren wurden die Strassen mit Makadambelag (durch Druck verdichtete Geröll- und Kiesschichten) befestigt. 1884 startete der in Berlin Strassenbau lehrende Professor Emil Dietrich eine Umfrage in europäischen Städten über 20 000 Einwohnern. Nach den Antworten, die Kantonsingenieur Hermann Bringolf und Baudirektor Rudolf Falkner übermittelten, stellte sich das Bild in Basel so dar: Gepflästerte Strassen bestanden auf 94 000 m² mit 14,8 km Länge, makadamisierte Strassen betrugen 790 000 m² mit 109 km Länge. Im Unterschied zu den angekauften Pflastersteinen entstanden bei Kies und Sand für Makadam nur geringe Transportkosten, da das Material in der Umgebung gewonnen wurde. 21 km der städtischen Strassen wurden von Baumreihen begleitet, dazu kamen weitere 9 km der Grünanlagen.[257]

Erste Trottoirs wurden 1832 in der unteren Freien Strasse im Abschnitt zwischen der Schlüsselzunft und dem Marktplatz angelegt.[258] Die ca. 15 cm hohen Randsteine schützten die Fussgängerinnen und Fussgänger vor dem Fahrverkehr – ein grossstädtisches Thema, das seine erste Berücksichtigung in London und Paris gefunden hatte.[259] Die Gehfläche wurde damals mit Sandstein- und Solothurner Kalksteinplatten belegt, die sich offenbar nicht bewährten, denn anlässlich der Verbreiterung dieses Strassenabschnitts wurden 1855 die Trottoirs asphaltiert.[260] Mit Asphalt (mit Bitumen gebundener Kies) für Trottoirs war schon 1840 in der Eisengasse experimentiert worden VII 516. 1859 überzeugte dessen Qualität auf einer Teststrecke im St. Alban-Quartier die Bauverwaltung, sämtliche Trottoirs zu asphaltieren.[261] Zunächst betraf dies nur die Innenstadt; dort gab es 1884 auf 37 000 m² gepflästerte und asphaltierte Trottoirs, entlang der Makadamstrassen in den Aussenquartieren 310 000 m² gekieste Fusswege, deren Herstellung mit 4.50 Fr./m² gegenüber 6.50 Fr. bei Asphalttrottoirs günstiger kam. Das Regenwasser wurde von den Häusern durch gusseiserne Rinnen von viereckigem Querschnitt über die Trottoirs in die gepflästerte Gosse abgeleitet.

Nachdem 1891 der schlechte Zustand des Pflasters in der Innenstadt beklagt wurde, beschloss der Grosse Rat eine Einteilung des Strassennetzes in Hauptverkehrsstrassen, in denen hochwertiges Pflaster mit harten, rauen und regelmässig behauenen Steinen verwendet werden sollte, und den Nebenstrassen, in denen weiterhin Kieselwacken vorherrschen sollten. In einer ersten Tranche wollte man Teile des Barfüsserplatzes, den Spalenberg, die Schneider- und Stadthausgasse, den Fischmarkt, den St. Alban-Graben, die Spalenvorstadt, die obere Rebgasse und die Riehentorstrasse pflästern. Für die Eisengasse und die Umgebung des Marktplatzes sowie die Freie Strasse, die Gerbergasse und die Aeschenvorstadt plante man die Verlegung von Holzpflaster.[262] Dieses von den Anwohnern oftmals favorisierte Pflaster war zwar wesentlich leiser, doch weniger haltbar und daher auf längere Sicht zu kostspielig, so dass es bei den Baubehörden unbeliebt war. Ein Antrag auf Abschaffung des Holzpflasters scheiterte jedoch im Grossen Rat, woraufhin 1895 die Regelung eingeführt wurde, dass sich die Anwohner am Bau und Unterhalt des Holzpflasters finanziell zur Hälfte beteiligen mussten.[263] Damit war das Thema zwar noch nicht vollständig erledigt – eine Volksabstimmung verhinderte 1902 die Anwenderbeteiligung[264] –, doch wurde das Holzpflaster in den nächsten Jahren schrittweise ersetzt.

1897 resümierte Heinrich Reese, dass 106 000 m² Kieselwackenpflaster versetzt waren, 6300 m² Bruchsteinpflaster sowie 15 500 m² Holzpflaster, was bei einer geschätzten Gassenbreite von durchschnittlich 6 m eine Gesamtlänge von 21,3 km ergibt. An Makadamstrassen waren 125 km fertiggestellt.[265] 1901–1903 beriet eine Kommission unter der Leitung von Eduard Riggenbach Vorzüge und Nachteile dieser Strassen und empfahl, die stärker befahrenen und die mit Tramgleisen ausgestatteten mit Bruchsteinen zu pflästern.[266] Gleichzeitig experimentierte man mit verschiedenen Hartschotterarten, die den Verschleiss der Oberfläche insbesondere durch Motorfahrzeuge jedoch nicht wesentlich verbessern konnten. Daher wurde 1906 in der Stadt Basel das zulässige Gesamtgewicht der Lastwagen auf 9 t begrenzt, auch wurden Vorschriften zum Reifenprofil und zur Radneigung erlassen; für Beschädigungen der Strasse wurde der Wagenbesitzer haftbar gemacht.[267] Anfang des 20. Jahrhunderts begann man, Makadamstrecken mit Teer aus der Gasfabrik zu bestreichen, um die Staubentwicklung in den Griff zu bekommen.[268] Mit dieser Vorform des Asphaltbelags unterschieden sich bald die für den Schnellverkehr bestimmten Strassen von den Altstadtgassen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kam das Kleinpflaster in Mode: 1909 wurde in Malsburg bei Kandern Granit-Kleinpflaster für den Belag des Steinenbergs bezogen. Seit 1904 brach man in Alpnach grosse Mengen von grauem Quarzsandstein, der in mehreren Gassen der Talstadt zur Anwendung kam **Abb. 315**. Die gestalterischen Möglichkeiten der Verlegetechnik wuchsen mit der Benutzung des Kleinpflasters immens, wie verschiedene spezialisierte Handbücher zeigen.[269] Darin sind Reihen- und Diagonalpflaster zu finden, ebenso wie Mosaikpflaster, Kleinpflaster in Kreisen, Halb- oder Segmentbögen, in Schuppenform oder Fischgrätmuster **Abb. 316**.

Da die Pflästerungen jeweils im Jahresbudget des Bauamts verankert werden mussten, ergab sich schnell eine Mischung von verschiedenartigen Pflästerungen aus unterschiedlichen Zeiten, so dass vielfach in derselben Strasse verschiedene Abschnitte zu erkennen waren. Von asphaltierten Fahrbahnen wollte man damals Abstand nehmen, weil diese im nassen Zustand für Pferde zu rutschig wären. Bis 1965 war die Gesamtstrecke der gepflästerten Strassen auf 165 km angewachsen, mehr als die Hälfte des gesamten Wegnetzes im Kanton von ca. 300 km. In den folgenden zwei Jahrzehnten schwand der Anteil der offen gepflästerten Strassen jedoch beträchtlich, weil die Strecken vielfach zur Geräuschdämmung asphaltiert wurden. 1984/86 waren noch knapp 58,4 km der Basler Strassen gepflästert.[270] Mit verkehrsberuhigenden Massnahmen in der Innenstadt wurde seit den 1970er-Jahren jedoch die Pflästerung als attraktive Strukturierung des öffentlichen Aufenthaltsraums wiederentdeckt und verstärkt freigelegt oder rekonstruiert.[271]


313


314


315


316

Abb. 313–316 Beispiele verschiedener Pflastersorten: 313 Kieselwacken (Schlüsselberg), 314 Vögtlinshofer Grosspflaster (Rheinsprung), 315 Alpnacher Kleinpflaster (Klingental), 316 Mosaikpflaster nach Entwurf von E. Vischer & Fueter, 1900 (Marktplatz). Fotos Martin Möhle, 2006.

Strassenbeleuchtung und Gasversorgung

Die öffentliche Strassenbeleuchtung ist in Schweizer Städten erst vergleichsweise spät in Angriff genommen worden. Vorreiter war das absolutistisch regierte Paris, in dem schon 1677 per Edikt über den Strassen aufgehängte Laternen die private Beleuchtung aus den Hausfenstern ablösten. In Berlin wünschte der «Grosse Kurfürst» Friedrich Wilhelm 1680 Laternen auf eigenen Masten. In Zürich wurde erst 1788 die erste Laterne aufgehängt,[272] und in Basel existierten im 18. Jahrhundert lediglich über hundert Harzpfannen.[273] Diese waren eiserne Schalen oder Eimer, die an einem Ausleger aufgehängt waren. Zwar hat sich in Basel kein Exemplar erhalten, doch waren Harzpfannen noch für das Signalsystem der Hochwachten bis 1870 in Benutzung.[274] Schon 1764 war in Basel ein Antrag auf öffentliche Beleuchtung gestellt worden, doch wurde diese erst 1829 eingeführt, und zwar unter Verwendung von zunächst 200 und später bis zu 240 Öllampen **Abb. 317**.[275] Verantwortlich waren als Pächter die Brüder Gottfried und Mathias Stehelin.[276] Die Laternen wurden in den meisten Fällen an quer über die Strasse gespannten Seilen aufgehängt, wie der «Mähly-Plan» von 1845 überliefert. Nach der Umstellung auf Gasbeleuchtung wurden die Laternen 1852 nach Altdorf und Stans verschenkt.[277]

Nachdem 1807 in London und 1820 in Paris die Gasbeleuchtung eingeführt worden war, trat man ab 1838 auch in Basel dieser Frage näher.[278]



317



318



319



320

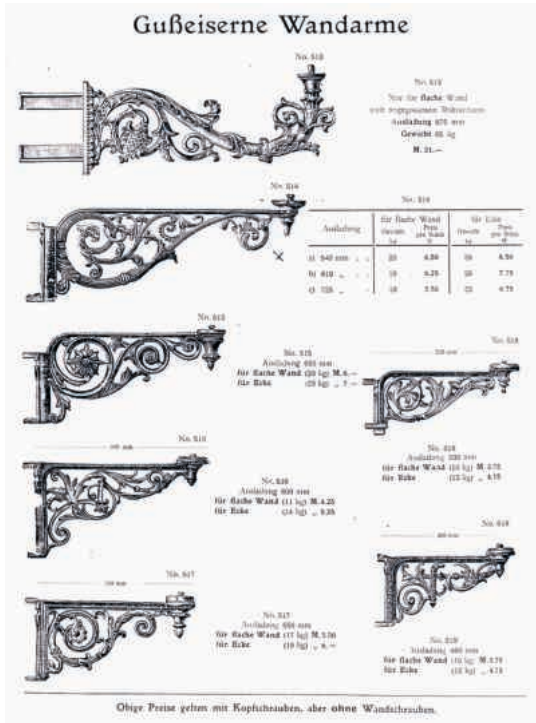
ABB. 317 Johann Jakob Neustück. Ansicht der Allgemeinen Lesegesellschaft am Münsterplatz, 1832. Auf Plätzen und an anderen Stellen, wo eine Seilspannung nicht möglich war, hingen die Laternen an Masten mit Auslegern und waren mittels eines Seilzugs herunterzuholen. (StABS SMM Inv. 1938.24.)

ABB. 318, 319 Hof des Kleinen Klingentals (Unterer Rheinweg 26) und Schlüsselberg 14: zwei Basler Gaslaternen. Bedingt durch die starren Rohrleitungen war eine Aufhängung der Laternen an Seilen nicht mehr möglich. Sie befinden sich entweder an gusseisernen Auslegern an den Hauswänden oder auf Laternenpfählen. Die viereckigen Laternen – ähnlich den sogenannten Schinkel-Laternen in Berlin – wurden seit der Einführung des Auerlichts 1892 Jahr für Jahr durch runde Glasmantellaternen ersetzt, sogenannte Ritter-Laternen, die von der gleichnamigen Kölner Firma entwickelt worden waren. Fotos Peter Schulthess, 2025 / Martin Möhle, 2024.

Mehrere private Konzessionsangebote wurden als zu kostspielig abgelehnt, bis die Stadt 1852 mit dem elsässischen Ingenieur Gaspard Dollfus einen Vertrag abschloss. Das erste Gaswerk wurde von der Stadt am Birsigufer vor dem Steinentor errichtet (heute Binningerstrasse 6).[279] Dollfus musste den Leitungsbau, den Betrieb und den Unterhalt von 437 Gaslaternen und noch fünfzehn Öllampen pachtweise übernehmen. Dollfus entstammte einer Mülhauser Familie und hatte in Augsburg und Stuttgart sowohl im Maschinenbau als auch in der Gasbeleuchtung Erfahrung gewonnen. Er konnte das Projekt in kurzer Zeit realisieren, so dass schon am Ende desselben Jahres die ersten Laternen brannten. Zudem wurden einzelne Fabriksäle mit Gasbeleuchtung ausgestattet. Zur Verwendung kam Holzgas, für das sich insbesondere die Seidenbandfabrikanten ausgesprochen hatten.[280] Von den Kohlegasen befürchtete man nämlich Schäden an den Farben der Seidenbänder. 1855 wurde ein zusätzlicher Gasometer beim St. Theodorsgottesacker vor dem Riehentor (Rosentalanlage bzw. im Bereich unter dem Messeparkhaus) errichtet und 1856 ein weiterer am Standort der Fabrik vor dem Steinentor. Aufgrund vieler Klagen der Anwohner über Verunreinigungen des Birsigs und des Grundwassers wurde die Gasfabrik 1860 vor das St. Johannstor an das Rheinufer verlegt. Nach Ablauf des Pachtvertrags übernahm die Stadt 1868 die Basler Gasversorgung und damit die Strassenbeleuchtung in eigener Regie. Um 1872 betrug die Zahl der Laternen schon ca. 700 **ABB. 318, 319, 321–323**.[281] Zur Ausleuchtung grösserer Plätze und neuralgischer Strassenkreuzungen wurden um 1882 sogenannte Intensivbrenner mit mehreren Flammen[282] auf monumentalen Masten aufge-



321



322



323

ABB. 320 Der «Intensivbrenner» in der Mitte des Centralbahnplatzes besitzt eine wesentlich grössere Laterne als die normalen Strassenlaternen und einen monumentalen Mast. Foto Albert Höflinger, um 1897. Fotostiftung Schweiz, Winterthur, 2010.24.019.

ABB. 321 Rundmantel-Laternen – sogenannte Ritter-Laternen – wurden nicht nur von der gleichnamigen Kölner Firma hergestellt, sondern nach dem gleichen Prinzip auch von anderen westdeutschen Firmen angeboten, hier von der Firma Gebr. J. & C. Schneider (ab 1925 unter der Abkürzung GICS) in Hamm/Westfalen. Aus einem Firmenkatalog der Firma GICS, 1926. Repro Bettina Raetzer-Grimm, Berlin.

ABB. 322 Die gusseisernen Ausleger wurden überregional zum Kauf angeboten. Im Katalog der Auergesellschaft ist unter Fig. 514 das nach Basel verkaufte Modell zu finden. Aus: Der Zündfunke 3, 2010. Repro Bettina Raetzer-Grimm, Berlin.

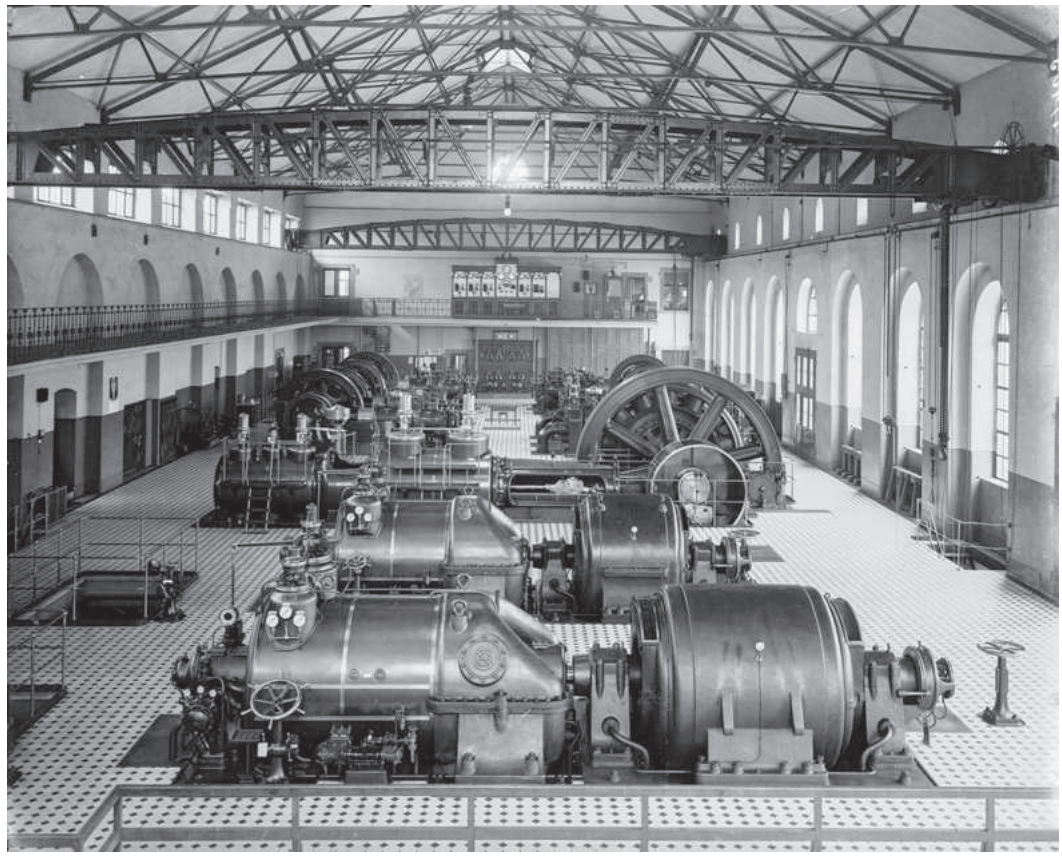
ABB. 323 Laternenplan von 1882. Die roten Kreise bezeichnen die «Intensivbrenner», die schwarzen diejenigen Laternen, welche die ganze Nacht brannten, und die grauen, welche die halbe Nacht über eingeschaltet waren. (StABS PLA Q 2, 118.)

ABB. 324 Maschinenhalle des Kraftwerks an der Voltastrasse. Foto Alfred Kugler, 1. Drittel 20. Jahrhundert. StABS BSL 1012 605.

ABB. 325 Die Schalterhalle des 1913 fertiggestellten Badischen Bahnhofs wurde durch einen gewaltigen kugelförmigen Leuchter erhellt. Er war mit sogenannten Fresnel-Linsen bestückt, die ursprünglich für Leuchtfeuer entwickelt worden waren. Nachdem der Leuchter in den 1960er-Jahren durch Neonröhren ersetzt worden war, wurde 2005 eine nachempfundene, noch grösser dimensionierte Kugel aufgehängt. Foto Philipp Link, um 1913. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_05530-016-FL.

ABB. 326 Sämtliche elektrische Strassenlampen waren hängend montiert. Typisch ist der tropfenförmige Glasballon. Im Durchgang des Hauses Blumenrain 1/Marktgasse 4 sind zwei Exemplare dieser Lampen erhalten; das hier gezeigte Beispiel befand sich am Marktplatz. Foto zwischen 1903 und 1907. StABS Neg. A 1567 (Ausschnitt).

ABB. 327 Als Wandarm der elektrischen Beleuchtung dient seit 1928 ein stilisierter Baselstab, hier ein Beispiel vom Münsterplatz. Foto Martin Möhle, 2024.



324



325



326



327



328

ABB. 328 Die Stelle der gasbetriebenen «Intensivbrenner» nahmen kurz nach 1900 ähnlich grosse Kandelaber mit zwei hängenden elektrischen Lampen ein, hier an der Ecke Steinentorberg und Innere Margarethenstrasse, vor dem «Opera-Haus». Foto August Höflinger, um 1905. Fotostiftung Schweiz, Winterthur, 2010.24.059.

stellt **ABB. 320**. Eine weitere Verbesserung der Lichtleistung brachte 1892 die schrittweise Einführung der Auerlampen, in denen ein Glühstrumpf anstelle der Gasflamme leuchtete.[283] Das elektrische Licht machte der Gasbeleuchtung zunehmend Konkurrenz; schliesslich wurde 1929 die letzte Gaslaterne abmontiert bzw. umgerüstet.

Elektrizität

Die Nutzung der Elektrizität verlief mehrere Jahrzehnte parallel zu der des Gases. Pionierarbeit leisteten EMIL BÜRGIN und LUDWIG RUDOLF ALIOTH, 1882 unternahm ihre Firma einen Versuch mit Lichtbogenlampen im Sommercasino, erhielt aber von der Stadt, die ihr eigenes Gaswerk nicht konkurrenzieren wollte, wenig Unterstützung.[284] Erst als 1895 der Beschluss zum Betrieb einer elektrischen Strassenbahn gefallen war, wurde ein kleines Kraftwerk am Dolderweg in Kleinbasel gebaut und für die Zukunft die Beteiligung am Wasserkraftwerk Augst angestrebt. Weil sich dessen Fertigstellung verzögerte, wurde 1899 das Kohlekraftwerk an der Voltastrasse errichtet, das nach Beginn der Stromlieferung vom Wasserkraftwerk nur noch Verbrauchsspitzen und Störungen abfedern sollte **ABB. 324**. Ab 1904 leitete das Kraftwerk Rheinfelden Strom nach Basel, bis es 1912 vom näher gelegenen Kraftwerk Augst abgelöst wurde. Die Leitungen versorgten Kleinbetriebe mit Drehstrom, vor allem in Kleinbasel, sowie Haushalte und Strassenbeleuchtung mit Gleichstrom für die Haushalte und die Strassenbeleuchtung.[285] Durch Beteiligungen an mehreren Wasserkraftwerken und nachdem 1954 das Rheinkraftwerk Birsfelden in Betrieb genommen wurde, kann Basel seinen Strombedarf zu 90 % durch Wasserkraft decken.[286]

Der erste Zweck des Elektrizitätsausbaus war, wie beim Gas, die öffentliche Beleuchtung **ABB. 325**. Ab etwa 1900 trat diese zunächst neben die Gasbeleuchtung, das heisst, sobald eine elektrische Lampe installiert wurde, wurden die Gaslaternen zunächst abgeschaltet. Die Masten wurden aber zur Sicherheit stehen gelassen, um für den Fall eines Stromausfalls gerüstet zu sein. Erst nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Masten und gusseisernen Ausleger schrittweise abgebaut. Für die elektrischen Lampen kam das aus den Tagen der Öllaternen bekannte System der Aufhängung über der Strassenmitte wieder zur Anwendung, zunächst vorwiegend an Strassenkreuzungen **ABB. 326**. Hier wurden sogenannte Bogenlampen verwendet, bei denen ein elektrischer Lichtbogen zwischen Kohlestäben erzeugt wird. Für die Laternenpfähle wurden Galgenkonstruktionen mit hängenden Leuchtkörpern vorgezogen **ABB. 328**.[287] Die verwendeten tropfenförmigen Glasballons wur-



329



330



331

ABB. 329 Die Gestelle der Telegrafen- und Telefonleitungen prägten mehrere Jahrzehnte lang die Dachlandschaft im Stadtzentrum. Ansicht des Barfüsserplatzes mit dem Hotel Metropole. Foto um 1900. StABS AL 45, 4-58-5.

ABB. 330 Eine Plakatsäule als Telefonkabine auf dem Marktplatz, vor der Einmündung der Eisengasse. Sie befand sich an der Stelle, die schon seit der Zeit um 1900 eine schlankere Plakatsäule mit hoher Dachhaube eingenommen hatte. Foto Wolf, um 1930. StABS Neg. 2493.

ABB. 331 Telefonkabine am Kleinbasler Brückenkopf. Foto Josef A. Elsener, 1946. Museum für Kommunikation Bern, PRO_00997.

ABB. 332 Lageplan des Reservoirs auf dem Bruderholz, Jakobsbergerholzweg 121. Zeichnung 1904. Aus: Technische Erinnerungsblätter aus Basel, 1904.

ABB. 333 Jakobsbergerholzweg 121. Das ältere Reservoir auf dem Bruderholz, das nach 1906 als Bassin zwischen zwei Filteranlagen diente. Seit 2003 ist es nicht mehr in Betrieb. Foto Tom Bisig, Basel, 2007.

ABB. 334 Der Wasserturm auf dem Bruderholz, 1925–1926 nach Plänen von Ernst und Paul Vischer errichtet, dient zusätzlich als Aussichtsturm. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, PK_015968.

den vermutlich in den 1930er-Jahren durch kurze, offene Zylinder ersetzt. Vorwiegend für Plätze, bei denen keine Seile gespannt werden konnten, wurde 1928 eine neue Form des Auslegers erfunden, die einen stilisierten Baselstab darstellt **ABB. 327**.[288] Anlässlich der Schweizerischen Ausstellung für Garten- und Landschaftsbau «Grün 80» (1980) wurde das Beleuchtungskonzept in der Innenstadt revidiert und eine grössere Zahl von gusseisernen Masten, Wandarmen und Laternen, freilich mit zeitgemässen Leuchtmitteln ausgestattet, rekonstruiert.[289]

Die Rivalität zwischen Gas und Strom wurde auch in den privaten Haushalten ausgetragen, insbesondere nachdem das Elektrizitätswerk (EWB) 1908 vom Gas- und Wasserwerk (GWW) abgetrennt wurde. Die Versorger förderten die Entwicklung von Haushaltsgeräten und subventionierten deren Erwerb. Im Zentrum stand die Küche als der Arbeitsplatz der Hausfrau. Auf diese richtete sich in den 1920er- und 1930er-Jahren eine Reihe von Konzepten zur Rationalisierung sowohl des Energieverbrauchs und seiner Kosten als auch der Effektivität der Arbeit durch raumsparende Anordnung der Geräte. Die von der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky im Zusammenhang des von Ernst May vorangetriebenen Siedlungsbaus 1926 entwickelte «Frankfurter Küche»[290] wurde auch in den Kleinhäusern der ersten Schweizerischen Wohnungsausstellung von 1930 (WOBA-Siedlung) verwendet und mit eigens von der Firma Therma AG produzierten, blau emaillierten Elektroherden ausgestattet.[291] Dennoch waren Gaskochherde zunächst weiter verbreitet, bis während des Zweiten Weltkriegs die Gasrationierung dem Elektroherd einen Vorteil verschaffte. 1978 schliesslich wurden das Elektrizitätswerk und das Gas- und Wasserwerk zu den Industriellen Werken Basel (IWB) zusammengelegt.

Im Jahr 1870 wurde auch die offizielle Zeitangabe elektrifiziert. Die erste Mutteruhr befand sich im Stadthaus und wurde 1886 in ein kleines Gebäude am Nadelberg 11A (siehe Totengässlein 1–3 VIII 234) versetzt. Mittels Freileitungen wurden an bis zu 24 öffentliche Uhren Impulse im 60-Sekunden-Takt übermittelt, bis in den 1990er-Jahren die Funksteuerung diese Aufgaben übernahm.[292]

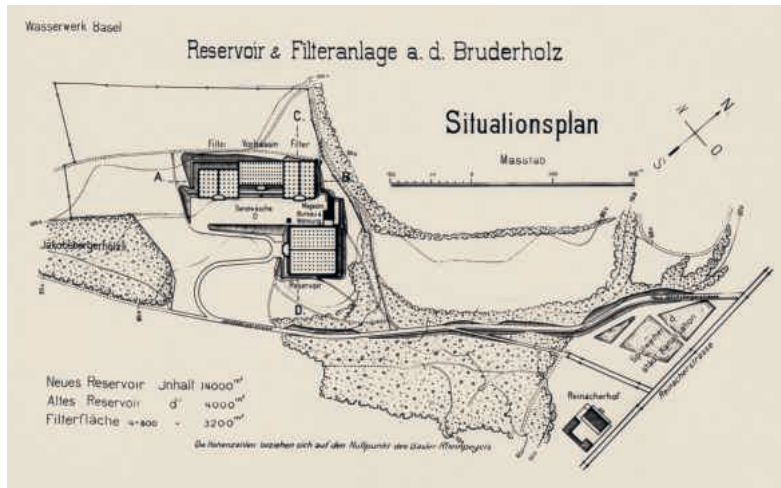
Telegrafie und Telefonie

Die Einführung von Telegrafie und Telefonie war, abgesehen von kurzzeitigen privaten Initiativen, eine Angelegenheit des Bundes. Im Dezember 1851 wurde das Bundesgesetz «über die Erstellung von Telegraphen» eingebracht, in dem eine Hauptleitung von Basel über Zofingen und Luzern nach Brunnen vorgesehen war, wo sie sich mit der Leitung Zürich–Chiasso treffen sollte.[293] Die Überlandleitungen wur-

den zumeist entlang der Eisenbahngleise erstellt, was ihre Wartung vereinfachte. Das Basler Telegrafenbüro zog 1853 in das Obergeschoss des neuen Postgebäudes an der Freien Strasse 12 VII 471. Für die Freileitungen innerhalb der Stadt wurden Eisendrähte mit gläsernen, später porzellanenen Isolatoren verwendet. Die Trägergestelle platzierte man auf hohen Kirchen- und Hausdächern, wobei von Privatleuten kaum Widerspruch geduldet wurde **Abb. 329**.[294] Die Zahl der Leitungen vervielfachte sich mit der Einführung des Telefons. 1877 wurde in der Zeitschrift «Die Eisenbahn» der Apparat nach Alexander Graham Bell vorgestellt, und 1881 wurde auch diese Technik in Basel unter eidgenössische Aufsicht gestellt.[295] Von der Zentrale, die sich ebenfalls im genannten Postgebäude befand, gingen mehrere hundert Drähte zu den einzelnen Abonnenten. Im Jahr 1923 existierte ein Leitungsnetz von 1063 km Länge, in dem 47132,9 km Draht verbaut waren, und zwar überwiegend oberirdisch.[296] Die Zahl der Anschlüsse lag knapp unter 9000, insgesamt wurden in diesem Jahr mehr als zehn Millionen Ortgespräche und mehr als zwei Millionen Ferngespräche geführt. Im Jahr 1883 bestanden neun öffentliche «Sprechstationen», von denen sich fünf in Zigarrenläden befanden, was auf die männlich dominierte Nutzung der Geräte hinweisen mag.[297] Der Ausbau wurde besonders Ende der 1920er- und in den 1930er-Jahren vorangetrieben, nachdem automatische Münztelefone eingeführt worden waren. Viele Apparate befanden sich in begehbaren Plakatsäulen aus armiertem Beton, im Design angelehnt an den Entwurf des Berner Architekturbüros Rybi & Salchli für die Bundesstadt **Abb. 330**. Parallel wurden schon in den 1930er-Jahren Metall-Glas-Kabinen fabriziert, die von den 1940er- bis in die 1970er-Jahre als Standardmodell fabriziert wurden **Abb. 331**. Seit 2018 ist die Swisscom nicht mehr verpflichtet, in jeder Gemeinde einen öffentlichen Telefonanschluss zu unterhalten. Innerhalb eines guten Jahres waren alle Basler Telefonkabinen und «Publifone» bis auf 28 Exemplare mit neuerem Design abgebaut.[298]

Wasserversorgung und Kanalisation

Die Brunnen und Brunnwerke des Mittelalters waren im 19. Jahrhundert noch in Betrieb, doch überstieg der Bedarf ihre Leistungsfähigkeit zunehmend, auch weil durch die hölzernen Leitungen nur etwa 60 % des Quellwassers in der Stadt ankamen.[299] Von 1824 an wurden die Teuchel teilweise durch gusseiserne Rohre mit Muffenverbindung ersetzt.[300] Nach Diskussion verschiedener Varianten konzessionierte der Rat 1864 eine Aktiengesellschaft, Quellwasser aus Grellingen und dem Schlossgut Angenstein bei Duggingen nach Basel zu leiten. Als Fachmann wurde der



332


333



334

ABB. 335 Der Zürcher Jakob Ochsner erfand ein System der Kehrichtbeseitigung mit einheitlichen Metalleimern und zugehörigen Abfuhrwagen. Die Eimer vom «Patent Ochsner» gehörten in Basel seit 1933 mehrmals wöchentlich zum gewohnten Strassenbild. Sie waren fortlaufend nummeriert und durch den geprägten Baselstab als Teil der städtischen Müllentsorgung gekennzeichnet. (HMB Inv. 2003.109.) Foto Peter Portner.

ABB. 336 Rheinhafen St. Johann. Rechts sind die Gasfabrik mit ihrem Gasometer sowie Gebäude der chemischen Fabrik Durand & Huguenin zu erkennen. Foto Alfred Kugler, 1919. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_05521-008-AL.

ABB. 337 Als Beilage zum Ratschlag von 1917, der die Errichtung eines Hafens in Kleinhüningen vorschlug, zeigt der Plan die Verflechtungen der verschiedenen Hafen- und Industrieareale. Die geplante Hafenbahn erhält sowohl Anschlüsse an den Badischen Güterbahnhof als auch zum Güterbahnhof der SBB im St. Johann. Gasfabrik und Chemische Industriebetriebe liegen sich unterhalb der erst noch zu bauenden Dreirosenbrücke am Rhein gegenüber. (StABS DS BS 9, Nr. 2081.)

aus England stammende Ingenieur JOHN MOORE hinzugezogen, der ein Drucksystem mit einem an die Quellleitung angeschlossenen Reservoir empfahl, von dem aus die einzelnen Stadtteile bis in die Obergeschosse der Privatwohnungen versorgt werden könnten. 1865–1866 wurde nach seinen Plänen das unterirdische Reservoir auf dem Bruderholz erbaut. Für die 21 km der Zuleitungen des «Grellingerwassers» wurden Graugussrohre aus England importiert.[301] Das Leitungsnetz innerhalb der Stadt hatte bei Betriebsbeginn 1866 eine Gesamtlänge von 15–18 km und sollte schnell auf fast die doppelte Länge erweitert werden. Zur Einweihung schoss am Aeschenplatz eine Brunnenfontäne 47 m in die Höhe, deren nicht vorausgesehener Sprühnebel die festlich versammelten Honoratioren der Stadt durchnässte. 1908 musste der Springbrunnen den Tramgleisen weichen.

1875 wurde die Grellinger-Gesellschaft vom Kanton übernommen; ein neues Gesetz vereinigte 1879 die Wasserversorgung unter dem Dach des Gas- und Wasserwerks (GWW).[302] Gleichzeitig wurde nach Möglichkeiten der Erweiterung gesucht.[303] Das Reservoir auf dem Bruderholz wurde 1903–1906 durch ein neues Reservoir sowie Filteranlagen vergrössert; zusätzlich wurde, um auch höher gelegene Stadtteile zu versorgen, 1925–1926 ein Wasserturm unweit der Batterie errichtet (Reservoirstrasse 200) **ABB. 332–334**.[304]

Als ergiebig und qualitätvoll stellte sich das von dem Kleinbasler Fluss Wiese gespeiste Grundwasser in den Langen Erlen heraus, das 1882 mit einem ersten Pumpwerk sowohl direkt ins Kleinbasler Netz als auch in das Bruderholz-Reservoir geleitet wurde. Die Umgebung des Pumpwerks wurde zum Wasserschutzgebiet erklärt und die Leistungsstärke des Werks durch neue Brunnenanlagen und künstliche Grundwasseranreicherung wiederholt gesteigert, bis schliesslich 2003 die Quellwasserversorgung gänzlich eingestellt wurde.[305]

Sehr schnell stellte sich nach Einführung des «Grellingerwassers» heraus, dass das Mehr an Wasser durch die bestehenden – oftmals undichten – Dolen und Sickergruben nicht bewältigt werden konnte. Das Erdreich wurde zunehmend durchfeuchtet, und Schäden an den Kellern wurden beklagt. In einem ausführlichen Ratschlag legte die Regierung 1875 dem Grossen Rat den Entwurf eines Kanalisationsgesetzes vor.[306] Basel sollte eine Schwemmkanalisation erhalten, die sämtliche flüssigen Abfälle in den Rhein führen sollte. Abtrittgruben wären alle zu beseitigen. Das gut durchkalkulierte Projekt scheiterte 1876 in einer Volksabstimmung, doch vergrösserte die Verwaltung schrittweise das bestehende Dolennetz nach dem gefassten Plan



335

von 11 auf 97 km Länge. 1896 passierte schliesslich das Gesetz «betreffend Vollendung der Kanalisation» den Grossen Rat problemlos.[307] Das Abwasser wurde bis 1982 ungeklärt in den Rhein geleitet, bis der Abwasserbetrieb Pro Rheno AG gegründet wurde und die Abwasserreinigungsanlage (ARA) in Kleinhüningen ihren Betrieb aufnehmen konnte.[308]

Strassenreinigung und Kehrichtabfuhr

Für die Reinigung der Strassen waren seit dem Spätmittelalter die Anwohner verantwortlich, in der Innenstadt noch bis weit in das 19. Jahrhundert. In den Aussenquartieren mit Makadamstrassen und gekiesten Trottoirs gehörte die Strassenreinigung zum Strassenunterhalt und wurde dreimal wöchentlich von der Stadt übernommen.[309] Während der Choleragefahr 1854/55 wurden erste Strassen nahe am Birsig von städtischen Arbeitern gesäubert, und für die Abfuhr des Hauskehrichts wurden die sogenannten Glöckliwagen eingeführt, die in der Stadt kursierten.[310] 1891 wurden sowohl die Strassenreinigung als auch die Kehrichtabfuhr von der Stadt übernommen; die Anwohner sollten dafür eine gemäss dem Brandversicherungswert ihrer Liegenschaften abgestufte Gebühr zahlen.[311] Nachdem schon ab 1897 Zinkeimer als Müllbehälter angeboten wurden, führte man 1933 die genormten Kehrichteimer «System Ochsner» ein, die eine spezielle Vorrichtung zur Entleerung aufwiesen, passend zu den entsprechend umgerüsteten Müllfahrzeugen **ABB. 335**. 1985 wurden die Ochsner-Kübel wieder abgeschafft; seitdem setzt die Kehrichtabfuhr auf Plastiksäcke.[312]

Ein Teil des Strassenkehrichts und Mülls wurde in den Rhein gekippt. Bis 1880 existierte auf der Mittleren Brücke ein Schuttloch. Die zunehmenden Mengen wurden im frühen 20. Jahrhundert teilweise

nach Lörrach oder ins Elsass transportiert, was bei der Grenzschliessung während der Weltkriege zu Problemen führte. Auch weigerten sich die Nachbargemeinden zusehends, den Basler Müll in Kiesgruben aufzunehmen. Eigene Deponien beim Bäumlihof und beim Wolf waren schnell überfüllt, doch wurde erst 1943 eine erste Kehrichtverbrennungsanlage in Betrieb genommen. Sie befand sich nahe den Bahngleisen im St. Johanns-Quartier, neben der psychiatrischen Klinik Friedmatt, die damals in einem ersten Projekt mit Fernwärme versorgt wurde. 1969 und 1998 wurden neue Verbrennungsanlagen in Betrieb genommen.[313]

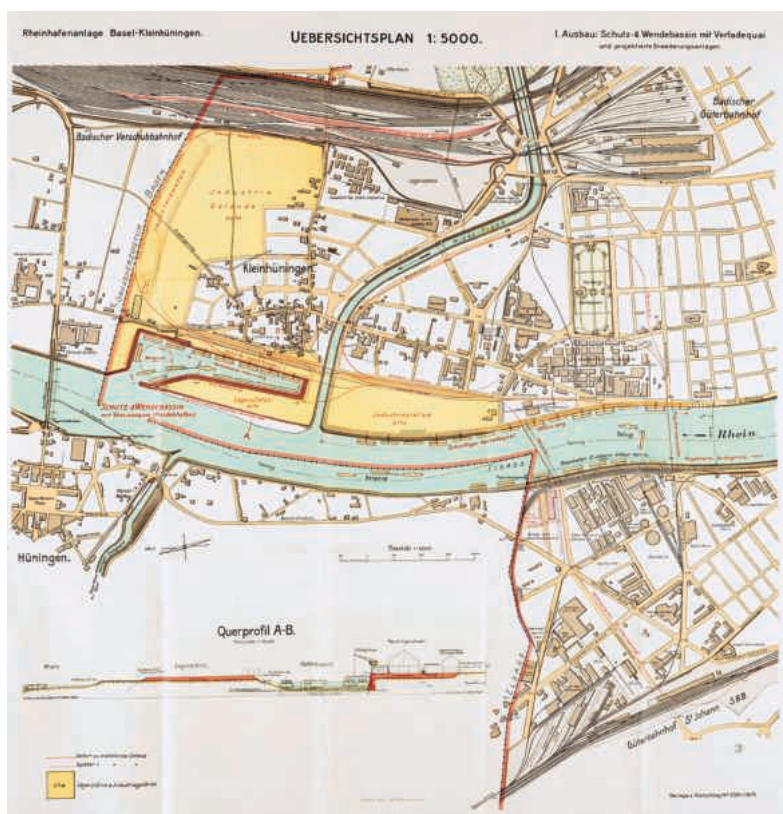
Rheinhäfen St. Johann und Kleinhüningen

Die Personenschifffahrt auf dem Rhein wurde 1838 im regelmässigen Dampfschiffbetrieb aufgenommen, hatte jedoch aufgrund der durch die Eisenbahn erwachsenden Konkurrenz keinen anhaltenden Erfolg und wurde um 1849 wieder eingestellt VII 529.[314] Der Ingenieur RUDOLF GELPKE war die treibende Kraft für den Anschluss Basels an das internationale Netz von Flüssen und Kanälen, das von der Nordsee bis zum Mittelmeer reichte. Nach einer Versuchsfahrt 1903 und einer ersten Schleppfahrt 1904, bei der Kohle für das Gaswerk im St. Johanns-Quartier geliefert wurde, liess der Kanton bis 1907 einen zunächst 300 m langen Quai mit Ladekränen am Grossbasler Ufer beim Gaswerk erbauen **ABB. 336, 337**.[315] Auf dem sogenannten Schiffmühlenareal[316] im Zwickel zwischen dem Gelände der Chemischen Fabrik vormals Sandoz und der elsässischen Grenze erhielt die private Rheinhafen AG eine Konzession, die jedoch 1917 aufgrund schlechter Geschäftslage während des Ersten Weltkriegs wieder zurückgegeben wurde. Anschliessend übernahmen die SBB den gesamten Güterumschlag, und der Kanton liess eine Werfthalle sowie Büros für Verwaltung und Zoll errichten.[317] Die beengte räumliche Situation sowie die Abhängigkeit von wechselnden Wasserständen motivierte jedoch schon 1917 zum Bau eines Hafenbeckens in Kleinhüningen, das 1922 in Betrieb gehen konnte.[318]

1893 war der Arm des Altrheins, der die in Privatbesitz befindliche Klybeckinsel oberhalb der Wiesemündung vom Land trennte, zugeschüttet worden (im Bereich des heutigen Altrheinwegs).[319] Nachdem das Gebiet der ehemaligen Insel durch einen Damm gegen Hochwasser gesichert worden war, wurde sie an die Basler Baugesellschaft veräussert und als Wohngebiet projektiert.[320] Doch 1917 plante man das ganze Areal zwischen dem Altrheinweg und der Uferstrasse für die Hafenbahn und als Industrieplatz am neu befestigten «Klybeckquai» ein. Diese Verladezone erstreckte sich von der Wiesemündung bis



336



337

zur damals projektierten Dreirosenbrücke, deren hauptsächliche Aufgabe die Verbindung der Hafenbahn mit dem Bahnhof St. Johann war.

Ein zweites Hafenbecken wurde 1936–1939 entlang der deutschen Grenze und bei der 1931 hierhin verlegten Gasfabrik erbaut. Mit der Aufnahme der Grossschifffahrt auf dem Rhein hatten Basel und die gesamte Schweiz einen Anschluss an die Hochsee. Auf See gezeigte Nationalitätsflaggen von Binnen-

ländern wurden freilich erst ab 1921 vom Völkerbund anerkannt, weshalb die Schweiz Frachtraum auf fremden Schiffen charterte. Erst während des Zweiten Weltkriegs wurden 1941 ein Schweizer Seerecht und ein eigenes Seeschiffsregister geschaffen. Seitdem fahren Schweizer Schiffe unter eigener Flagge.[321]

Der Hafenbau und der Ausbau der Bahnverbindungen verstärkten Basels Position als Transitstadt und Tor zu den Anrainerstaaten des Rheins, zur Nordsee sowie via Alpenüberquerung zum Mittelmeer mit den Häfen Marseille und Genua, wobei hier die Eröffnung des Gotthardtunnels 1882 eine beachtliche Zunahme des Güterverkehrs auf der Schiene bewirkte. Nachdem schon 1876 im Areal «Auf dem Wolf» – südöstlich der Stadt zwischen der St. Jakobs-Strasse und der Münchensteinerstrasse – ein Rangierbahnhof eingerichtet worden war, wurde dieser ab 1899 zu einem Güterbahnhof und Umschlagplatz ausgebaut.[322] Zusätzlich pachtete die Stadt von der Christoph Merian Stiftung südlich der Münchensteinerstrasse das dreieckige «Dreispitz»-Areal zur Einrichtung eines öffentlichen Materiallagerplatzes und eines Rohmaterialbahnhofs (1901). Dieser wurde 1922 durch ein Zollfreilager ergänzt und zog in den folgenden Jahrzehnten vornehmlich die Ansiedlung von Logistikbetrieben nach sich.[323] 1924–1929 folgte der Bau eines grossen Rangierbahnhofs auf dem Muttenzerfeld, der die bestehenden Anlagen entlastete und auch heute noch in Betrieb ist.[324]

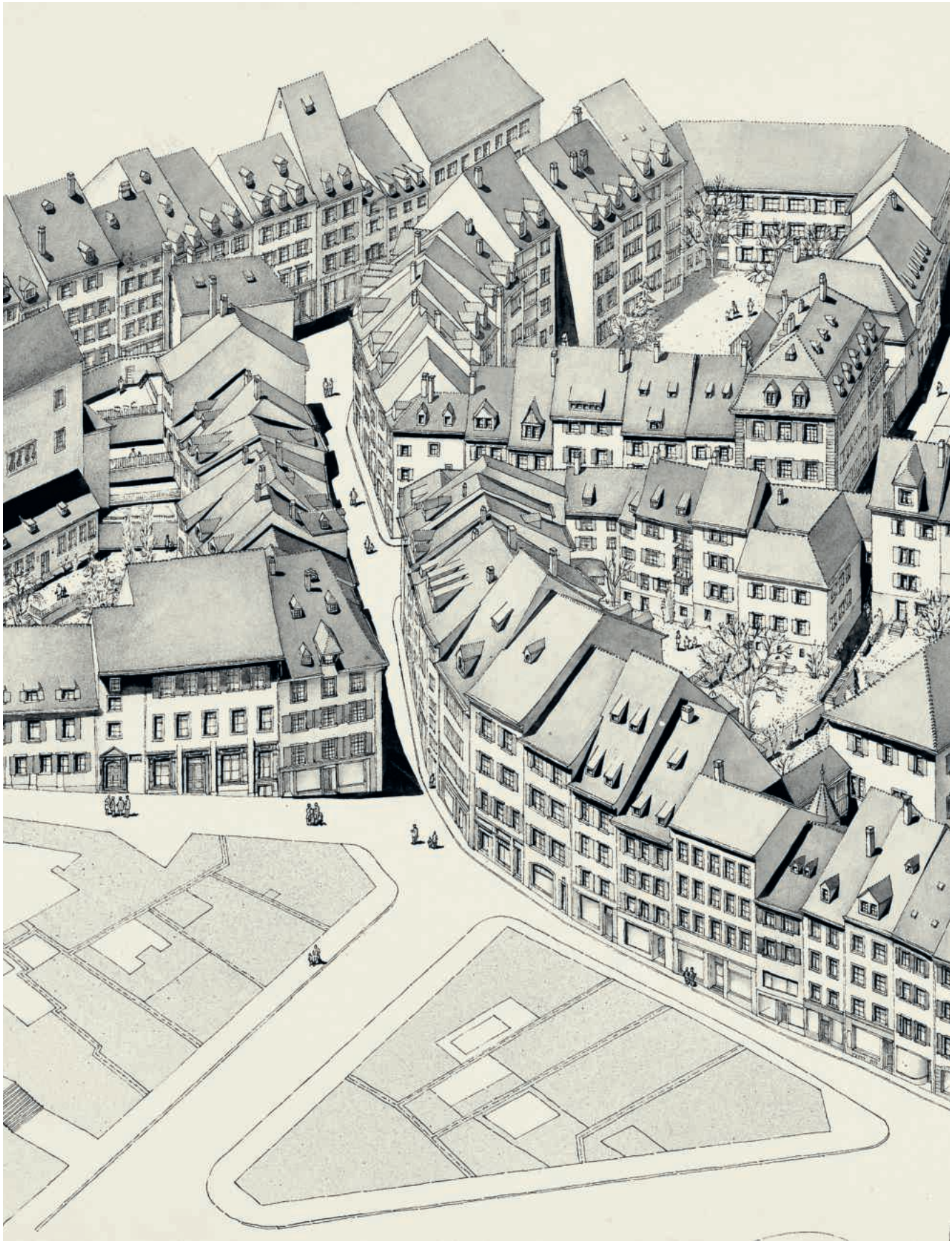
Bautypen und Baumaterial

Als der Architekt Leo Adler[325] 1932 den Artikel «Typus» für Wasmuths Lexikon der Baukunst verfasste, beherrschte der Gedanke der «Typisierung» die Baukunst und Bauwirtschaft.[326] Die Basler WOBA-Häuser von 1930 wurden nach dem Grundsatz «Wohnung für das Existenzminimum» konzipiert, wobei konsequent rationalisiert und durch die Vorfertigung von Bauteilen wie Fenster und Türen typisiert wurde. Diese Tendenz gipfelte in Ernst Neuferts 1936 publizierter «Bauentwurfslehre», die noch heute in überarbeiteten Auflagen erscheint.[327] Der modernen, wirtschaftlich bedingten Typisierung stellte Adler eine ältere Tradition gegenüber, die durch die landesherrliche Bautätigkeit des Absolutismus geprägt worden sei. Hier hätten ästhetische – und damit verbunden staatspolitische – Beweggründe die wirtschaftlichen Aspekte überwogen. In der französischen Architekturlehre ist dies schon im 1623 gedruckten Traktat Pierre Le Muets «Manière de bastir pour touttes sortes de personnes» greifbar, wobei mit dem Wort «*sortes*» der gesellschaftliche Stand gemeint ist.[328] Den Begriff der «Geziemenheit» verwendete Johann Christoph Sturm 1702 im Sinne, «daß die Wohnungen mit den Wohn=Herrn Zustand übereinkommen» sollen bzw. die Gestaltung und der Schmuck des Gebäudes dessen Stand oder soziale Stellung anzeigen.[329] Beim Typus handelt es sich hier um eine Konvention mit sozialer Signifikanz oder wirtschaftlichen Gesichtspunkten, die auf die Absichten des Bauherrn zurückgeführt werden können. Adler fasste diese beiden Typenbildungen als «künstliche» zusammen. Ergänzend kann auf die zu allen Zeiten feststellbare, durch soziale Differenzierung gesteuerte Nachahmung hingewiesen werden, also beispielsweise die Übernahme von Elementen der Adelsarchitektur in die Baukunst des städtischen Bürgertums. Die volkskundliche Forschung mit Günter Wiegelmann hat dafür den Begriff des «sinkenden Kulturguts» geprägt, der prozesshaften Charakter aufweist.[330]

Daneben ergebe sich – so Adler – eine «natürliche Typenbildung» allmählich aus der Gleichheit der Aufgabe und durch wechselseitige Beeinflussung verwandter Bauten. Die Bauaufgabe wurde schon früh zum Ursprung der Architektur erklärt. Vitruv forderte von allen Bauwerken *firmitas, utilitas* und *venustas* – «festigkeit / nutzbarkeit / und [...] ein schön tapffer ansehen» in der Übersetzung Walther Ryffs von 1548. Der Jesuitenpater Marc-Antoine Laugier propagierte 1753 die «Urhütte» als Schöpfung eines Menschen, der von nichts anderem geleitet werde als dem natürlichen Instinkt seiner Bedürfnisse.[331] Auch das bekannte Verdikt von Louis H. Sullivan «*form ever follows function*» (1896) sollte der Leitsatz eines Baumeisters sein, der ohne akademische Bildung und nur mit gesundem Menschenverstand die Form für die ihm gestellte Aufgabe – von Sullivan «*a true normal type*» genannt – zu finden habe.[332] Das von 1880 bis 1943 in vielen Bänden erschienene «Handbuch der Architektur» lieferte ungezählte Beispiele von Bauten aus älterer Zeit und der jeweiligen Gegenwart, geordnet nach Bauaufgaben, deren Entwicklung August Essenwein in der Einleitung des ersten Bandes ganz im Sinne von Laugier als geistigen Fortschritt umschrieb.[333]

Für Antoine Chrysostôme Quatremère de Quincy, der 1825 einen Lexikonartikel zum «*type*» verfasste, war der Typ eine Urform, eine ursprüngliche Idee, aus der die Regeln für die Gestaltung der Objekte abzuleiten seien. Für Architekten wie Gottfried Semper verlieh das «Urmotiv», das dem neuen Entwurf zugrunde gelegt werde, dem Bauwerk eine «Klarheit und Frische» und bot einen «Anhalt gegen Willkür und Bedeutungslosigkeit und sogar posi-

Abb. 338 **Arnold Gfeller zeichnete für die Ausstellung «Altstadt heute und morgen» 1945 das Schaubild des Sanierungsgebiets am Spalenberg (Ausschnitt). Foto Peter Schulthess, Basel, 2022.**



338

tive Anleitung im Erfinden».[334] Der Wunsch nach Regeln, die im idealen Typus angelegt sind, hatte bei Kritikern des Neuen Bauens oder des Bauwirtschaftsfunktionalismus[335] Konjunktur, so bei dem Autor des aus Vorarbeiten der 1910er- und 1930er-Jahre entstandenen Buchs über «Die Gestalt der deutschen Stadt», Karl Gruber, oder bei Aldo Rossi, der mit seiner «Architettura della città» 1966 ein Fundament für die Postmoderne legte.[336]

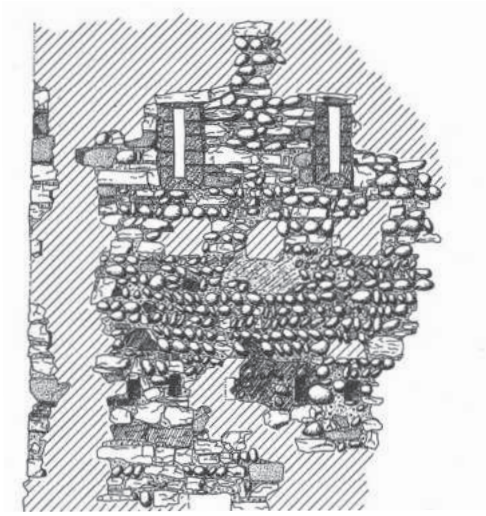
Um den Bautypus als Analysekategorie in der Stadtgeschichte nutzbar zu machen, ist das Augenmerk auf die von Leo Adler formulierte «wechselseitige Beeinflussung» zu legen. In den bisher betrachteten Typuskonzepten wurde dem Kontext der Bebauung auf mehreren Massstabsebenen keine oder wenig Beachtung geschenkt. Auf die Untersuchungen des italienischen Architekten Saverio Muratori in den 1950er-Jahren wurde schon hingewiesen (siehe S. 26); sie führen in erster Linie dazu, das Ineinandergreifen verschiedener unter- und übergeordneter Systeme der Bebauung mit unterschiedlicher Permanenz der Elemente zu berücksichtigen. Der Typus als (Zwischen-)Produkt eines kulturellen Prozesses gewinnt dadurch historischen Charakter.

Für historische Städte gilt zudem, dass nicht nur ein synchroner Kontext zu beschreiben ist, also das Zusammenwirken der Bauten zu einer bestimmten Zeit, sondern dass sich durch die wiederholten Umbauten in jedem Gebäude auch ältere Bauzustände eingeschrieben haben, also eine diachrone Achse festzustellen ist. Verschiedene Autoren haben dafür die Metapher des Palimpsests benutzt, also eines Pergaments, das mehrfach beschriftet, radiert und wiederbeschriftet wurde, bei dem die älteren Spuren jedoch noch erkennbar sind.[337] Mit dieser Feststellung ist sowohl die Suche nach einem Urbild obsolet als auch die eindimensionale Bestimmung eines Typs durch die Bauaufgabe. Das «Bauen im Bestand» war in vormoderner Zeit die Normalität, der pragmatische Umgang mit dem Vorgefundenen war beim Bauen *typisch*. Die Betrachtung von Bautypen in einer Stadt muss also auf mehreren Ebenen ansetzen und Wechselwirkungen sowie historische Prozesse beschreiben. Auf quantifizierte Angaben zum Baubestand muss dabei angesichts des riesigen Überlieferungsverlusts verzichtet werden.

Baumaterial

Das natürliche Vorkommen von Baumaterial oder die Möglichkeiten des Transports prägen die Bautätigkeit grundsätzlich. Basel ist eine Buntsandstein-Stadt, wie der Stein des Münsters sowie die allerorten sichtbaren Werksteine für Fenster- und Türgewände und andere Bauteile suggerieren. In der nächsten Umgebung der Stadt existieren jedoch keine für Mauerquader verwertbaren Steinvorkommen: Das Baumaterial des Münsters wurde seit dem späten 11. Jahrhundert aus Brüchen bei Degerfelden nahe dem rechtsrheinischen Rheinfelden sowie aus dem Wiesental bezogen.[338] Charakteristisch ist, dass die Steinbrüche sich in der Nähe des Rheins oder der Wiese befinden, deren Bedeutung als Transportwege dadurch unterstrichen wird. Zusammen mit dem Münster stellen die Burkhard'sche Stadtmauer vom Ende des 11. Jahrhunderts und die Innere Stadtmauer aus dem frühen 13. Jahrhundert die bedeutendsten Steinbauwerke ihrer Zeit dar. Für die Befestigungen wurden nur wenige fein- oder grobkörnige Sandsteine verwendet, dafür hauptsächlich Kalksteine, unter denen der harte Muschelkalk dominiert. Dieser wurde flussaufwärts am Rheinufer gewonnen, teilweise bei Grenzach und Schweizerhalle, grösstenteils stammt er aus dem Dinkelberggebiet zwischen Bettingen, Grenzacherhorn und Wyhlen.[339] Verschiedene Brüche gehörten im 14. und 15. Jahrhundert lokalen Grundherren wie dem badischen Markgrafen[340] oder dem Kloster Wettingen, die sie an die Stadt verpachteten, dem Bischof, dem Rat oder der Münsterbauhütte.[341] Wie die Klöster und Stifte den Transport ihrer Baumaterialien organisierten, ist vergleichsweise wenig bekannt. Ihre Mauern bestehen sowohl aus Flusskieseln als auch Kalkbruchsteinen für die verputzten Partien. Profile und besondere Formsteine wurden zumeist aus rotem Wiesentäler Sandstein gefertigt. Die Ende des 15. Jahrhunderts errichtete Leutkirche St. Leonhard weist die auch im Profanbau typischen Bruchsteinmauern mit regelmässigen Backsteinlagen auf.[342]

Auch bei den Profanbauten Basels überwiegt heute der Eindruck einer gänzlich steinernen Bauweise. In vielen mittelalterlichen Städten wird von einer «Versteinerung» gesprochen, womit der Übergang von der Holz- zur Steinbauweise gemeint ist, die seit dem 13. Jahrhundert unter dem Eindruck wiederholter Stadtbrände eingesetzt habe.[343] Mit den Ausgrabungen am Petersberg und an der Spiegelgasse in den Jahren 1937/38 und 2017/18 wurde eine Kontinuität der Parzellierung und der Baufluchten vom 10. Jahrhundert bis ins Spätmittelalter festgestellt. Sie spricht dafür, dass hier Holzbauten durch Steinbauten am selben Ort und mit ähnlicher Grundfläche ersetzt wurden.[344] Sowohl am Petersberg, wo die Bebauung im 13. Jahrhundert abgebrochen und über einer Planierschicht neu errichtet worden ist, als auch an vielen anderen Orten der ummauerten Stadt stellt sich die älteste Bebauung jedoch so dar, dass nur ein kleiner Teil der zur Verfü-



339



340



341

ABB. 339 Andreasplatz 7–13. Reihen von schräggestellten Kieselwacken in der 1984 freigelegten Mauer des Imberhofs, «opus spicatum» oder Ährenwerk genannt. Sie sind charakteristisch für die Mauertechnik im 13. und frühen 14. Jahrhundert. Aus: Pavel Lavicka, Dorothee Rippmann. Hochmittelalterliche Bürgerhäuser in Basel. In: Archäologie Schweiz 8 (2), 1985.

ABB. 340 Heuberg 30–32. Eine Partie der Burkhard'schen Stadtmauer vom Ende des 11. Jahrhunderts, konserviert in einem Kellerraum des Teufelhofs, zeigt den Fugenstrich im Mörtel. Foto Martin Möhle, 2025.

ABB. 341 Steinenvorstadt 42. Bruchstein- und Kieselmauer mit Backsteinlagen und ehemaligen Gerüstlöchern. Foto Livio Tuccillo, Basel, 2017.

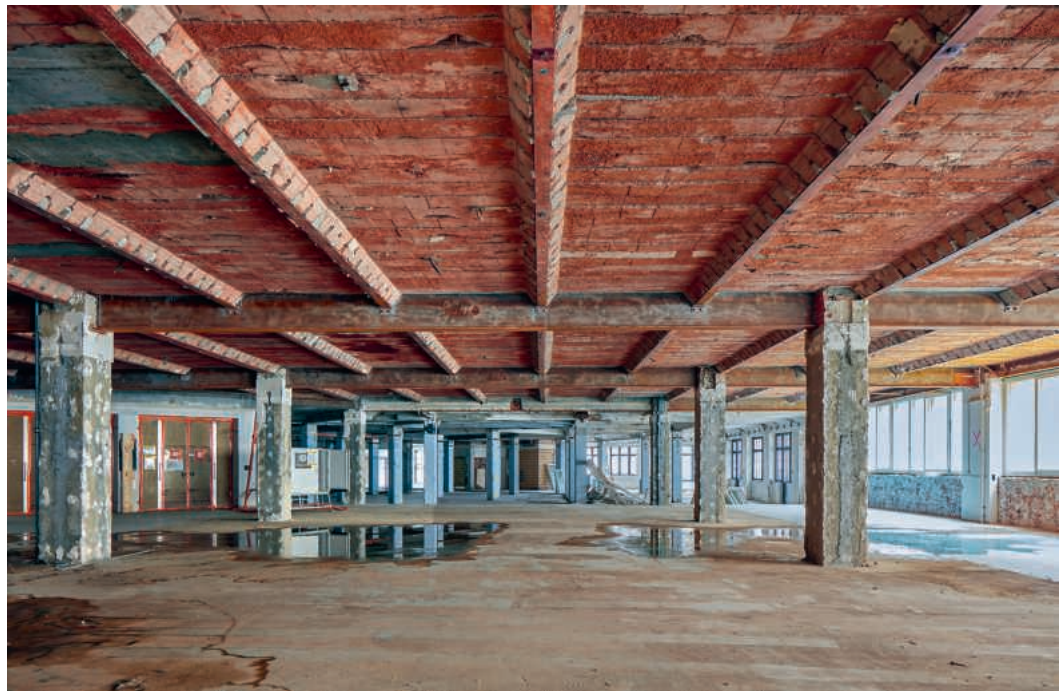
gung stehenden Fläche von einem Steinbau besetzt war. Neben, vor oder hinter diesem sind zeitgleiche Holzbauten anzunehmen, die freilich aufgrund späterer Überbauungen schlecht nachzuweisen sind. In den Schriftquellen des 13. Jahrhunderts wird eine «*domus lapidea*» (Steinhaus) oft eigens erwähnt und wurde demnach als etwas Besonderes empfunden.[345] Die Materialbeschaffung und die Bauorganisation waren kostspieliger, und das Mauern dauerte länger als die Holzkonstruktion. Vorsicht sollte dabei walten, das Steinhaus stets als das Haupt(wohn)haus der Hofstatt anzusehen, da man das Aussehen und die mögliche Komplexität des «einfachen» Holzbaus nicht kennt. Die Qualitäten des Steinbaus lagen in seiner Dauerhaftigkeit (auch Wehrhaftigkeit) und Feuersicherheit, was ihn als Rückzugsort und Lagerraum prädestinierte.

Für die Aussenmauern der Stadthäuser wurden vorwiegend (Kalk-)Bruchsteine sowie Gerölle, die sogenannten Kieselwacken, benutzt. Im Mauerwerk des 13. und frühen 14. Jahrhunderts wurden die länglichen Kiesel häufig im Fischgrätverband versetzt, nach antikem Vorbild auch als *opus spicatum* (Ährenwerk) bezeichnet **ABB. 339**. Eine aufwendige Behandlung von Bruchsteinmauern bestand im 11./12. Jahrhundert darin, den Setzmörtel breit zu verstreichen, so dass nur die Steinköpfe sichtbar waren (*pietra rasa*), oder gar flächig zu verputzen und in den nassen Putz mit der Kellenspitze ein (Schein-) Fugennetz zu ziehen (Fugenstrich) **ABB. 340**. Diese Technik ist, abgesehen von der Burkhard'schen Stadtmauer, beim Haus Blumenrain 26 VIII 55 nachgewiesen.

Seit dem Erdbeben von 1356 enthalten die neu entstandenen Bruchsteinmauern viele Fragmente von Baukeramik, also Backsteine, Dachziegel, Tonplatten etc. Damit ist belegt, was generell auch für die Bruchsteine und Kiesel zu vermuten ist, dass nämlich ein grosser Teil des Baumaterials von abgebrochenen Häusern wiederverwendet wurde. Zusätzlich zu diesem wurden neue Backsteine dazu benutzt, in regelmässigen Abständen in den Bruchsteinmauern waagerechte Lagen zu bilden **ABB. 341**.[346] Dies scheint auf die Erfahrung zurückzugehen, dass beim Erdbeben Mauern schräg weggebrochen waren. Beim Eckturm des Lohnhofs ist ein derartiges Schadensbild belegt (vgl. **ABB. 76**).

Ziegeleien befanden sich mehrheitlich in Kleinbasel.[347] Seit 1293 ist ein privates Unternehmen zwischen Lindenberg und Rhein – an der Stelle des späteren Hattstätterhofs (Lindenberg 12 VI 150) – überliefert, seit dem 14. Jahrhundert ergänzt durch weitere private und zwei städtische Ziegelhöfe, deren älterer sich nach 1363 an der Rheingasse VI 97 befand und deren jüngerer nach dem Stadtbrand von 1417 vor dem Riehentor VI 196 eröffnet wurde. Im 16. Jahrhundert nahm der Rat mehrere private Ziegeleien in seine Obhut. Im 17. Jahrhundert schliesslich ist eine erste städtische Ziegelei in Grossbasel bei St. Jakob eingerichtet worden. Im 19. Jahrhundert siedelten sich mechanische Ziegeleien in Grossbasel und in Allschwil an. Die beiden grössten, die Ziegelei Passavant-Iselin und die Aktienziegelei Allschwil, gaben 1975 ihren Betrieb auf.

Generell ist eine obrigkeitliche Aufsichtsfunktion über die privaten Betriebe seit dem 16. Jahrhundert greifbar. Aus den seit 1543 überlieferten Preisvorgaben ist das Sortiment zu ersehen.[348] Im



342

ABB. 342 Die Hourdisdecke in der 1933 erbauten Erweiterung des Warenhauses Globus an der Eisengasse zeigte – vor ihrem Abbruch – aussergewöhnliche Spannweiten der Hohlziegelelemente. Foto Peter Schulthess, Basel, 2022.

ABB. 343 Schema eines Kappengewölbes zwischen Eisenträgern. Die oben sichtbaren Gewölbezwickel werden verfüllt (2) und darauf ein Holz- oder anderer Boden gelegt (1). An der Unterseite der Träger kann eine Flachdecke befestigt werden (5, 6). Zwischen dieser Flachdecke und den Gewölbesteinen (3) bleibt ein Hohlraum (4). Aus: GEORG GIEBELER et al. Atlas Sanierung. Instandhaltung Umbau Ergänzung. Basel/Boston/Berlin 2008, S. 136.

ABB. 344 Beim Haus zum Hermelin (Freie Strasse 15 VII 409) experimentierten Rudolf Linder und Gustav Adolf Visscher van Gaasbeek 1902–1903 mit Eisenfachwerk und Ausfachungen aus Backstein. Die Flügel- und Hintergebäude erhielten dadurch ein nüchternes, technisch bestimmtes Erscheinungsbild, jedenfalls im Vergleich zur reich instrumentierten Haustein-Strassenfassade. Foto KDBS.

Vergleich zu norddeutschen Backsteinhütten ist der Anteil von Mauersteinen gering; es wurden Wölbsteine, Bodenplatten, Kaminsteine, Dachziegel, Hohlziegel und Känelziegel hergestellt. Schon bei den ältesten erhaltenen Dachdeckungen des 13.–15. Jahrhunderts handelt es sich in der Regel um Flachziegel, die bis heute das Bild der historischen Basler Dächer bestimmen; mittelalterliche Krempziegel sind in Basel nicht bekannt, Hohlziegel («Mönch-und-Nonnen-Deckung») sind nur in wenigen Fällen nachzuweisen und wurden offenbar wenig verwendet.[349] Als Nebenprodukt wurde in den Ziegeleien Kalk gebrannt, der zur Mörtelherstellung verkauft wurde. Einen kräftigen Anschub der «Versteinerung» der Gebäude bedeuteten die Vorschriften zum Feuerschutz, die nach dem Erdbeben 1356 sowie vor allem nach dem Stadtbrand 1417 erlassen wurden (siehe S. 102–104).

Die steinernen Fassaden und Brandmauern der Stadthäuser täuschen darüber hinweg, dass das hauptsächliche Baumaterial bis ins späte 19. Jahrhundert hinein Holz war. Nahezu alles Innere des Stadthauses von der Kellerdecke bis zum Dachwerk war aus Holz, die Laube im Hof war meistens eine komplette Holzkonstruktion, und im Hofbereich war vielerorts Fachwerk anzutreffen. Neben dem Bauholz wurden Stämme für die Teuchelleitungen (hölzerne Wasserleitungen aus längs durchbohrten Stämmen) benötigt, ebenso grosse Mengen Brennholz zum Heizen und zur Produktion von Kalk und Backstein. Wie die Steine, so kam auch das meiste Holz auf dem Wasserweg. Dies ist an zahlreichen Flössermarken und «Wiedaugen» – das sind Löcher, durch die biegsame Weidenruten oder Wiede gezogen wurden, um die grob zugerichteten Vierkanthölzer zu Flössen zu verbinden – an verbauten Balken festzustellen. Die Stadtrechnungen verraten Herkunftsorte an der Birs bis Delsberg, an der Aare bis hinauf nach Bern und an der Emme bis Burgdorf.[350] Die Flösserei wurde bis ins späte 19. Jahrhundert fortgesetzt.

Als Bauholz für Geschossbalken und Dachwerke fand vornehmlich Nadelholz Verwendung. Eichenholz wurde an stark der Witterung oder Feuchtigkeit ausgesetzten Stellen bevorzugt, so für Brückenpfeiler, Unterzugs- oder Laubenpfeiler, Treppenspindeln und über Dach geführte Pfosten, zum Beispiel für Wetterfahnen.[351]

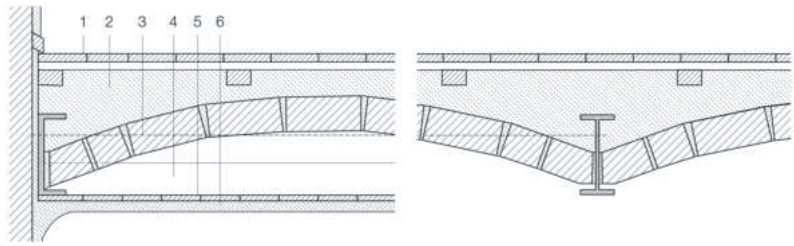
Der Anschluss Basels an die Eisenbahnnetze eröffnete die Möglichkeit, Natursteine aus entfernteren Regionen zu verwenden. Unmittelbar nach Eröffnung des Hauensteintunnels 1858 wurden Luzerner Sandsteine für den Bau der Elisabethenkirche verwendet.[352] Für die Erweiterung der Hauptpost an der Rüdengasse 2 VII 471 wünschte man sich 1878 jedoch roten Sandstein, wie den Riehener Stein, mit dem das Postgebäude JOHANN JAKOB STEHLINS D. J. um 1851 erbaut worden war. Hierfür musste man auf Elsässer Steinbrüche in den Vogesen zurückgreifen. Auch in der Folge lieferte das Elsass, aber auch die deutsche Pfalz – feinkörniger gelblicher Sandstein kam aus Neustadt (Haardt) – die wichtigsten Bausteine für Basler Hausfassaden bzw. deren Bekleidung. Hauptsächlich wurden die Häuser seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aus Backstein errich-

tet, der ab 1883 nach der Schweizer Norm im Format 25/12/6 cm produziert wurde.[353] Eisen und Zement fanden gegen Ende des 19. Jahrhunderts Eingang in die Basler Bauwirtschaft. Vorreiter war das Baugeschäft von Rudolf Linder, das 1896–1898 mit dem Haus zum Sodeck in der Freien Strasse 74 VII 461 das erste Geschäftshaus nach dem System Hennebique errichtete. Diese 1892 von François Hennebique patentierte Bauweise verwendete armierten Beton für Stützen, Balken und Deckenflächen als monolithisches System. Hierdurch wurden keine tragenden Zwischenwände benötigt, so dass die Grundrissgestaltung der Geschäfts- und Wohnungsetagen variabel blieb. Das ungewohnte Vorgehen beim Bau führte 1901 zur Katastrophe eines Hauseinsturzes, bei dem mehrere Arbeiter zu Tode kamen.[354] Als Konsequenz dieses überregional beachteten Ereignisses wurden Hennebiques Patentrechte in der Schweiz und in anderen Ländern aberkannt und 1903 in der Schweiz eine erste Norm für Hochbauten aus Beton in Kraft gesetzt.[355] In der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts findet sich Beton vielfach als Verstärkung von Backsteinmauerwerk an statisch beanspruchten Partien.[356]

Parallel zur Eisenbetontechnik wurden Decken seit dem späten 19. Jahrhundert als Kappengewölbe ausgeführt, bei dem flache Backstein-Segmentbogentonnen – mit meist nur 10 cm Stich – zwischen Doppel-T-Eisenträgern oder Eisenbahnschienen, im Abstand von ca. 1–1,5 m, eingespannt sind **Abb. 343**. Diese Technik wurde insbesondere für Kellerdecken, jedoch auch für gewerblich genutzte Räume und Hallen eingesetzt. Noch einfacher zu montieren sind Steineisendecken, auch Hourdisdecken genannt. Hier werden Voll- oder Hohlziegel zwischen eng verlegte Eisenträger eingeschoben, die Decke wird somit sofort belastbar **Abb. 342**.

Auch im aufgehenden Mauerwerk fand Eisen Verwendung, zunächst als Eisenfachwerk mit Backsteinausfachungen, was nur an den Rückseiten der Häuser sichtbar belassen wurde **Abb. 344**. Mit dem Entstehen der Ziegelfabriken in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde auch in Basel das optisch perfektionierte Verblendmauerwerk üblich, das keine tragende Funktion hat und daher aus leichteren Hohlziegeln bestehen kann. Bis etwa 1900 dominierten in Basel die von der Firma Philipp Holzmann in Frankfurt am Main hergestellten Verblendsteine, die alsbald jedoch von der Allschwiler Ziegelei Passavant-Iselin nachgeahmt wurden und sowohl in gelber als auch roter Färbung erhältlich waren.[357]

Für Fassaden wurde auch um 1900 Kalkputz verwendet, neu hingegen war, dass er mit mineralischen Substanzen durchgefärbt wurde, so zum Beispiel am Gebäude des Staatsarchivs (Martinsgasse 2)

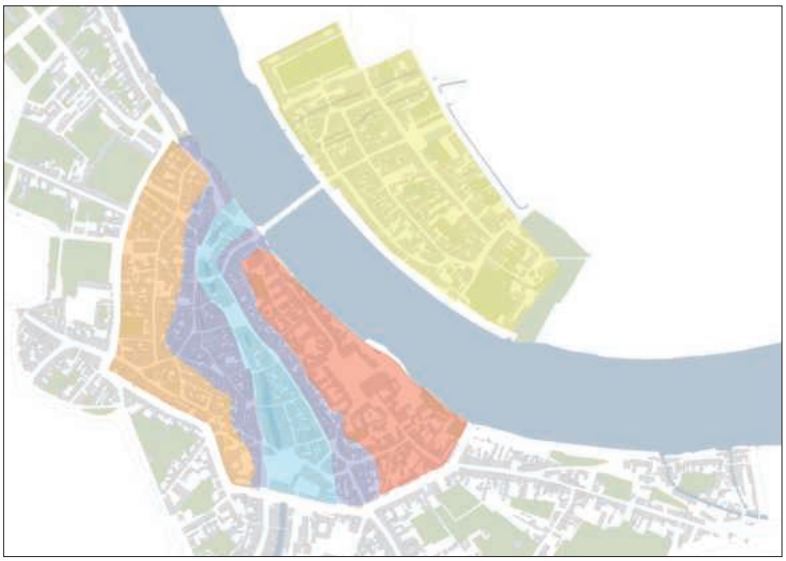


343


344


345

Abb. 345 Stapfelberg 7–9/Martinsgasse 20 VII 314. In der Sanierungspraxis der 1960er- bis 1980er-Jahre wurden Fassaden von Altstadthäusern oftmals vom ganzen Putz befreit. Für die Analyse von Bauphasen bot dies zwar gute Gelegenheit, doch war der Wert historischer Putze noch nicht erkannt. Anschliessend versuchte man immerhin, durch «Besenwurf» alte Spritzputztechnik zu imitieren. Foto KDBS, um 1987.



346

ABB. 346 Siedlungsräume der Altstadt, kartiert auf dem «Falkner-Plan» von 1865/72. Innerhalb der Burkhard'schen und der Inneren Stadtmauer (11.–13. Jh.) sind es: (rot) der Münsterhügel, (türkis) die Talstadt am Birsig, (blau) die Talhänge rechts und links des Birsigs, (orange) die Niederterrassen links des Birsigs; im 13. Jahrhundert (gelb) Kleinbasel; schliesslich die in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts ummauerten Vorstädte (grau). Zeichnung Graham Heath, 2025.

und an der Klingentalkirche. Bei der Kirche wurde 2010 festgestellt, dass der Putz nicht mit Zement verfestigt ist, sondern mit Trass oder Puzzolan, einem in Italien vorkommenden porösen vulkanischen Tuff.[358] Bei den sogenannten Baumgartnerhäusern der 1920er- und 1930er-Jahre kam ein mehrschichtiger Kratzputz zur Anwendung, dessen oberste Schichten ein Relief aus Oliv- und Beigetönen bilden ABB. 345.[359]

Parzellierung und Typenbildung

Die Errichtung der Stadtmauer bewirkte in allen mittelalterlichen Städten, die einen Bevölkerungszuwachs und ein wirtschaftliches Wachstum erlebten, eine sich über viele Jahrzehnte vollziehende Verdichtung der Bebauung. Grosse Grundstücke mit lockerer Bebauung wurden unterteilt. In der Hansestadt Lübeck, die in dieser Hinsicht als besonders gut erforscht gilt, ist beobachtet worden, dass dies jeweils in Zeiten wirtschaftlicher Prosperität geschah. Die wachsende Zahl der Grundstücke «ist somit Indikator einer breiteren Streuung von Reichtum, da es Angehörige der weniger vermögenden Gruppen der städtischen Gesellschaft waren, die im Verlaufe der Prosperitätsphasen erstmals Haus- und Grundeigentum erwerben konnten».[360]

Kaum überraschend ist, dass die Parzellierung in verschiedenen sozialen Räumen anders ausgeprägt ist, wozu auch die topografische Situation zu beachten ist. Gerade in den Stadtquartieren, in denen aus wirtschaftlichen Gründen ein starker Anreiz zur Parzellierung und damit ein Druck auf den baulichen Kontext gegeben waren, ist ein höheres Mass der Typenbildung zu beobachten. In Basel sind verschiedene Siedlungsräume innerhalb der Mauerringe zu unterscheiden ABB. 346.[361] Der Münsterhügel und die Niederterrassen entsprechen einander als auch im Wortsinn gehobene Wohnlagen, während sumpfige Bereiche am Birsig und Grundstücke mit starkem Gefälle schwierigen Baugrund boten. Während auf den Hügeln grosse Grundstücke mit lockerer Bebauung bis in die Neuzeit hinein bestehen konnten, fand der Aufteilungsprozess in der Talstadt und den Hanglagen besonders intensiv statt, so dass hier die bekannten «handtuchschmalen» Parzellen resultierten.[362] Personen, die hier lebten, waren den wirtschaftlichen Wechsellagen besonders ausgesetzt, da sie ihren Hausbesitz als Kreditsicherheit einsetzen mussten oder durch den Verkauf eines Grundstücksteils liquide werden konnten.[363] Allerdings ist der sehr dynamische Prozess bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts in Basel – in anderen Städten schon wesentlich früher – zum Abschluss gekommen. Seitdem offenbart sich eine ausserordentlich starke Permanenz des Parzellennetzes bis zum späten 18. Jahrhundert. Es widerstand sogar der auch in Basel zu beobachtenden Aufwertung der marktnahen Wohnlagen im Spätmittelalter.[364]

Die geringe Breite der Grundstücke und die Tatsache, dass die Bauten an den Talhängen, am Birsig oder an der Rheinhalde keinen Hinterausgang besitzen konnten, hatten eine typenbildende Wirkung.[365] Dass die Bauten die gesamte Grundstücksbreite einnehmen, war schon bei den Steinhäusern an der Schneidergasse 4–12 VIII 221–226 im 11.–13. Jahrhundert der Fall. Wer neben einem bestehenden Haus neu baute, konnte die Seitenwand des Nachbarn mitbenutzen, wodurch gleichzeitig die Einhaltung einer gemeinsamen Baulinie vorn oder hinten günstig war. Um in das Areal hinter den Häusern zu gelangen, mussten diese eine Durchfahrt besitzen oder im Erdgeschoss so grosse Öffnungen aufweisen, dass mit Karren, Tieren und anderem das Haus durchquert werden konnte. Gänge durch das Haus sind in der Schneidergasse 12 VIII 226 und am Leonhardsberg 16 VIII 318 erhalten, wobei es sich bei Letzterem möglicherweise um einen ehemaligen Ehgraben oder eine überbaute Einfahrt in den Hof handelt. Ein sehr hohes und zur Strasse breit geöffnetes Erdgeschoss wies das Haus Spalenberg 18 VIII 281 unmittelbar nach dem Erdbeben von 1356 auf; das Haus Spalenberg 22 VIII 283 besass im 16. Jahrhundert einen hausbreiten Segmentbogen als Öffnung zum Hof.[366]

Nicht zwingend notwendig, aber üblich wurde die Traufstellung der grundstücksbreiten Häuser, deren Pult- oder Satteldächer auf das eigene Grundstück oder auf die Gasse entwässern, ohne die Nachbarn zu beeinträchtigen. Giebelhäuser treten in Basel lediglich in Ecksituationen oder als freiste-



347

hende Solitäre auf grossen Grundstücken wie dem Schönen Haus (Nadelberg 6 VIII 177) oder (ehemals) dem Zerkinden- und Griebhof (Nadelberg 10–12 VIII 189) auf. Die «Firstschwenkung» in dem Sinne, dass Giebelhäuser einer ältesten Bauphase später durch Traufenhäuser ersetzt wurden, wie dies zum Beispiel in Erfurt beobachtet wurde,[367] ist in Basel nicht zu erkennen – freilich eingedenk der Tatsache, dass wir bei den nur durch Bodenspuren überlieferten Holzhäusern des 11.–14. Jahrhunderts meist nicht wissen können, in welche Richtung der First zeigte.

Als früheste steinerne Bebauung der genannten schmalen Grundstücke sind vergleichsweise kleine, im Grundriss nahezu quadratische Gebäude mit mindestens einem Obergeschoss überliefert. Diese konnten sowohl innerhalb der Inneren Mauer als auch in den Vorstädten und in Kleinbasel nachgewiesen werden. Oft sind sie 10–12 m von der Strasse abgerückt, allerdings scheinen die Platzverhältnisse fallweise auch eine Position direkt an der Gasse nahegelegt zu haben.[368] Die Kellerforschung liefert in vielen Städten Informationen zur frühen Bebauung,[369] doch ist man in Basel diesbezüglich zurückhaltend. In vielen Fällen ist nämlich eine nachträgliche Anlage des Kellers unter dem schon bestehenden Haus erkennbar, der Keller also keineswegs der älteste Bauteil.[370] Eine flächendeckende Bestandsaufnahme wie in Bern oder Freiburg im Breisgau hat deshalb nicht stattgefunden.[371] Nur in den Sanierungsgebieten der 1940er-Jahre um den Nadelberg, den Spalenberg und den Heuberg, in denen vorbereitend sämtliche Hausgrundrisse aufgenommen wurden, kann ein solcher Plan ausschnitthaft erstellt werden **ABB. 347**. Mit aller Vorsicht – denn es handelt sich um die Darstellung des Zustands um 1940 – kann festgestellt werden, dass sich Teilunterkellerungen in der Regel unter den älteren Hausteilen befinden und dass nicht unterkellerte Bereiche auf einstige Durchfahrten hindeuten oder erst später überbaut wurden. Hinweise auf eine ursprüngliche Teilbebauung des Grundstücks liefern auch Versatze in den Brandmauern, die sowohl am Baubestand festzustellen als auch in Rudolf Falkners Katasterplan von 1865/72 penibel verzeichnet sind. Sie resultieren aus folgendem Tatbestand: Ein Bürger errichtete sein Haus zunächst innerhalb der Grundstücksgrenzen, also gänzlich auf seiner Parzelle. Später, als er sein Haus erweitern wollte, durfte er nach den mittlerweile erlassenen Bestimmungen (siehe S. 284–286) die Brandmauer mittig auf die Grundstücksgrenze setzen, woraus sich ein Versprung um die halbe Mauerstärke ergibt.[372] Geschlossene Häuserzeilen in fast allen Gassen hielt Conrad Schnitt, dessen Stadtansicht 1538 als Holzschnitt gedruckt wurde (vgl. **ABB. 24**), offensichtlich für typisch und so prägend, dass die rückwärtige Bebauung der Grundstücke nicht berücksichtigt wurde.

Hinter den seit dem 15. Jahrhundert allgemein gewordenen Steinhäusern an der Strasse befinden sich, sofern der Platz es zulässt, Höfe, die durch Hintergebäude abgeschlossen werden. Diese stehen entweder am äussersten Ende der Parzelle oder

ABB. 347 Die Bestandsaufnahme der Sanierungsgebiete im Bereich des Peters- und Leonhardshügels, die der TAD in den 1940er-Jahren anfertigte, erlaubt eine ausschnitthafte Kartierung der Kellerlagen, das heisst der Geschosse unterhalb des Erdgeschosses. Erkennbar ist die Dominanz der Balkenkeller (blau) gegenüber den Gewölbekellern (rot. Lila kennzeichnet zweigeschossige Keller, deren einer gewölbt, der andere balkengedeckt ist). Von der Strasse zurückversetzte Keller können, müssen aber nicht die Lage der ältesten Steinbauten anzeigen. Sie weisen jedoch darauf hin, dass die steinerne Bebauung der Hofstatt sukzessive und nicht immer an der Strasse beginnend erfolgte. Plangrundlage TAD. Umsetzung KDBS, 2023.



348

ABB. 348 Spalenberg 22 VIII 283. Die Laube des Hauses zum Wolf ist inschriftlich 1684 datiert. Das zwischen 1908 und 1915 entstandene Foto zeigt, dass das Erdgeschoss als Lagerraum genutzt wurde, während das Obergeschoss als Verbindungsgang zum Hintergebäude diente. Das Bild dokumentiert zugleich den schluchtartigen Charakter des Hofs, der von einer geschosshohen Mauer zum Nachbarhof geschieden wird. Foto KDBS.

so, dass sich hinter ihnen ein weiterer Hof oder ein Garten erstrecken kann, der wiederum durch Gebäude abgeschlossen oder durch Mauern begrenzt werden kann. Auch diese Hintergebäude nehmen in der Regel die volle Grundstücksbreite ein. Als Verbindung zwischen Vorder- und Hinterhaus ist seit dem frühen 15. Jahrhundert die Laube überliefert. Im 14. Jahrhundert bezeichnet der Begriff noch eine offene Halle der Zünfte. Mit «Gang» kann im 15. Jahrhundert sowohl ein gedeckter Gang zum Abtritt gemeint sein als auch die zweigeschossige Laube zum Hinterhaus **ABB. 348**.

In den meisten Fällen handelt es sich um reine Holzbauten, die entsprechend häufig ausgetauscht wurden. Der Grossteil der erhaltenen Exemplare stammt aus dem 17. und vor allem dem 18. Jahrhundert. Zum Hof hin wurden möglichst wenige Stützen benutzt: Das Obergeschoss ruht auf einem langen Unterzug, der von einem oder mehreren Holzpfeilern mit langen Sattelhölzern gestützt wird. Die Docken- oder Balustergeländer des oder der Obergeschosse werden durch Holzpfeiler rhythmisiert, die im 17. und 18. Jahrhundert als Hermenpfeiler ausgebildet wurden. Ein an die Hofmauer angelehntes Pultdach schliesst die Konstruktion ab. In Zeiten der Wohnungsnot, zumeist im 19. Jahrhundert, wurden in vielen Fällen die offenen Lauben-Obergeschosse verbrettert und verglast und als zusätzliche Wohnräume genutzt. Naheliegend wäre es gewesen, wenn sich die Laube des Nachbargrundstücks an dieselbe hohe Rückwand angelehnt hätte, wodurch sich eine spiegelbildliche Anordnung der Bebauung ergeben hätte. Diesem Prinzip ist jedoch durchaus nicht immer gefolgt worden. Häufig befinden sich mehrere Häuser nebeneinander, deren Lauben alle auf der gleichen Seite des Hofs angeordnet sind, so dass der Hof allseits von hohen Mauern eingeschlossen ist. Eine mögliche Ursache könnte sein, dass die offene Seite des Flügelbaus bevorzugt nach Süden, Osten oder Norden gewandt wurde, um dem vorwiegend mit dem Westwind kommenden Regen zu entgehen.[373]

Auf dem Münsterhügel und den Niederterrassen links des Birsigs konnten sich grosse Grundstücke bis heute erhalten. Am Nadelberg sind auf der Doppelliegenschaft Schönes Haus und Schöner Hof (Nadelberg 6–8 VIII 177, VIII 185) sowie dem benachbarten Zerkinden- und Griebhof (Nadelberg 10–12 VIII 189) zwei einst freistehende und von der Strasse zurückversetzte Giebelhäuser aus dem Jahr 1271 überliefert und teilweise erhalten. Während das Hinterhaus des Schönen Hauses mit geringem Abstand zur Parzellengrenze frei stand – das Dachwasser also auf dem eigenen Grundstück blieb –, war das Giebelhaus des Zerkinden- bzw. Griebhofs mittig auf die Grenze gesetzt und durch eine mittlere Trennwand in zwei halbe Häuser unterteilt. Auf den weitläufigen Arealen, die sich bis zur Inneren Stadtmauer am heutigen Petersgraben erstreckten, befanden sich verschiedene weitere Baulichkeiten, die nur schlecht bekannt sind. Obwohl hier kein Aufteilungsprozess in Gang kam, wurden ab dem 15. Jahrhundert Vorderhäuser an der Strasse errichtet: 1410 beim Schönen Haus, Mitte des 16. Jahrhunderts beim Schönen Hof an der Stelle eines kleineren Gebäudes aus dem 14. Jahrhundert und ebenfalls Mitte des 16. Jahrhunderts beim Zerkindenhof. Auf diese Weise wurde auch hier eine geschlossene Strassenbebauung hergestellt, die im 18. Jahrhundert durch Fassadenveränderungen vereinheitlicht wurde. Den breit gelagerten Vorderhäusern am Nadelberg entsprechen die Domkurien am Münsterplatz. Seit dem 12. Jahrhundert besassen die Domherren hier vermutlich steinerne Gebäude, die möglicherweise seit den Reparaturen, die das Erdbeben von 1356 erfordert hatte, geschlossene Platzfronten bildeten, so wie dies 1538 Conrad Schnitts Stadtansicht präsentiert.

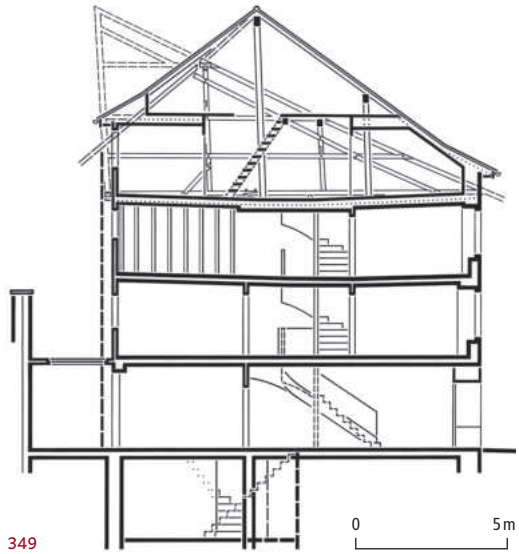
Typenbildung durch Bauvorschriften

Zur «künstlichen» Typenbildung gehört nach Leo Adler die Auswirkung von Bauvorschriften. Verschiedene Autoren haben sich, insbesondere in der Zeit, als Typisierung Konjunktur hatte, mit der Geschichte der Bauvorschriften beschäftigt.[374] Vor der Formulierung der Hochbaugesetze im 19. Jahrhun-

dert bleibt es dabei freilich bei einer Sammlung von beispielhaften Quellennachrichten und einzelnen Ratsdekreten, deren «Spektrum der Ergebnisse […] vom völligen Scheitern bis zum glänzenden Erfolg reicht».[375] Ver- und Gebote hatten langsame oder geringe Wirkung, wenn sie der gängigen Baupraxis widersprachen oder kostspielig waren, auch wenn der Sinn der Massnahme einleuchtete. Grössere Wirksamkeit besassen sie, wenn sie schon im Gang befindliche Wandlungsprozesse sanktionierten und mit materieller Förderung, zum Beispiel durch die preisgünstige Abgabe von Baumaterial, verbunden waren. Rechtstexte wie der sogenannte Schwabenspiegel müssen daher eher als Quelle für damals überregional Übliches verstanden werden und weniger als die verordneten Prinzipien einer Obrigkeit.[376] Insofern können die Regelungen zum Baubetrieb auch für Basel in Anspruch genommen werden.

Der Schwabenspiegel ist ein um 1275 in Augsburg geschriebenes Land- und Lehnsrechtsbuch, in das viele der Bestimmungen aus dem nur wenige Jahrzehnte älteren Sachsenspiegel und aus weiteren Quellen übernommen worden waren.[377] Bei Schäden hatte das Verursacherprinzip zu gelten: «Jeglicher Mann soll den Schaden, der durch ihn geschieht, bezahlen.»[378] Dies spiegelte sich später in den Strafen, die 1417 in Basel für nachlässigen Umgang mit Feuer erlassen wurden. Die öffentliche Sicherheit und der unbehinderte Strassenverkehr sollten gewährleistet sein: «Eine jegliche Strasse für Wagen soll sechzehn Schuh breit sein, damit ein Wagen dem anderen ausweichen kann. Ein jeglicher Mann soll vor seiner Tür und vor seinem Gut den Weg sieben Schuh breit machen; den übrigen Teil soll die Gemeinde machen.»[379] Gebäude durften nicht den Charakter von befestigten Orten haben: Der Keller durfte nicht zu tief sein, das Haus über der Erde höchstens drei Stockwerke aufweisen, die Hofmauer nur so hoch sein, dass ein Reiter auf dem Pferd mit der Hand darauf fassen könne, aber beides ohne Zinnen und Brustwehren.[380] Zerstörte oder verfallende Häuser durften ohne Weiteres neu errichtet werden.[381] Schliesslich formulierte das Buch ein Recht auf gute Nachbarschaft, nämlich auf Licht und Luft: «Zimmert ein Mann ein Haus und sein Nachbar will ein Haus daranzimmern, so soll er seine Höhe danach richten, dass ihm das Licht [= Fenster] nicht verbaut werde.»[382] Auf diesen wenigen und allgemeinen Grundsätzen beruhte bis in die Neuzeit hinein die gesamte Baureglementierung.

Konkreter wurden die Bestimmungen zum Feuerschutz, die nach dem Erdbeben 1356 und besonders nach dem Stadtbrand von 1417 erlassen wurden (siehe S. 96, 102–104). Der Ersatz von Schindeldächern durch Ziegeldächer zog sich, obgleich er durch Zuschüsse gefördert wurde, über mehrere Generationen hin, kam jedoch letztlich zum erwünschten Abschluss. Es ist ausgerechnet worden, dass Ziegeldächer, um wasserdicht zu sein, mindestens eine Neigung von etwa 25 Grad aufweisen müssen.[383] Einige in das 11.–13. Jahrhundert datierbare, nur in Spuren nachweisbare Pultdächer auf Steinhäusern – Schneidergasse 10 VIII 223, Spalenberg 12 VIII 274, Stiftsgasse 3 (siehe Nadelberg 4 VIII 171), Totentanz 8 IX – weisen einen geringeren Neigungswinkel auf.[384] Die für steilere Pultdächer notwendige hohe Rückwand und die längeren Rofen bedeuteten einen Mehraufwand, der offenbar letztlich zur Aufgabe der Pultdächer zugunsten von Satteldächern führte. Der Umbau von Pultdächern zu Satteldächern ist beim Haus Greifengasse 10 VI 294 und beim spektakulär hohen Dach des Hauses zum Weissen Bären (Schlüsselberg 5–7 VII 114) überliefert, bei dem lediglich die Spitze gekappt wurde **ABB. 349**.



349

ABB. 349 Greifengasse 10 VI 294, Querschnitt. Zeichnung Othmar Mabboux, Basel, 2004.

Die 1417 erlassene Bestimmung, dass aus Lehm, Gips oder Bohlen gefertigte Wände – möglicherweise Trennwände zwischen Häusern oder Hausteilen – in Stein erneuert werden sollten, sagt noch nichts darüber aus, dass diese «Brandmauern» genau auf die Parzellengrenze gesetzt und von beiden Nachbarn gemeinsam unterhalten werden mussten. Eine diesbezügliche Rechtsnorm, so wie sie zum Beispiel das Lübische Stadtrecht um 1276 enthält,[385] ist in Basel aus dieser Zeit nicht überliefert. Immerhin war das Thema um 1300 präsent: Dies zeigt die in einer Mauernische eingelassene Inschrifttafel im Haus Stiftsgasse 5 VIII 150, nach der die Mauer ganz zu diesem Haus gehöre, auch wenn der Nachbar daran angebaut habe. Im Historischen Grundbuch findet sich seit dem frühen 15. Jahrhundert eine Vielzahl



350

ABB. 350 **Nadelberg 13. Das 1898 errichtete Haus des Grütlivereins kehrt seine fensterlose Brandmauer zu dem hier nur niedrig bebauten Grundstück des Hauses zum Sessel (Totengässlein 1–3). Dem Prinzip der gemeinsamen Scheidemauern wurde dennoch gefolgt: Die Mauer steht mittig auf der Parzellengrenze, in der Erwartung, dass der Nachbar auch neu bauen werde. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.**

von Nachbarschaftsregelungen, die gemeinsame Scheidemauern betreffen.[386] 1442 enthält eine Bestimmung den Hinweis, dass es in der Stadt schon lange «harkommen und gewonheit» gewesen sei, bei der Ummauerung einer Liegenschaft von dem Nachbarn «halbe hofstatt» zu erhalten.[387] Wiederholt wurde diese etwas rätselhafte Formulierung in der Fünferordnung von 1741.[388] Sie bedeutet, dass der Nachbar die Hälfte der Mauerbreite auf seinem Grund zugestehen solle.[389] In Napoleons Code civil wurde 1804 schliesslich der gemeinschaftliche Besitz der Trennmauern als Normalfall angesehen,[390] und so ging es auch in Artikel 670 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches von 1907 ein.[391]

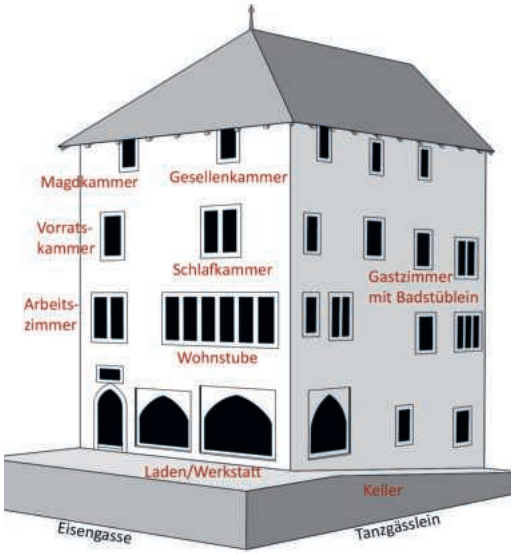
Die Benutzung gemeinsamer Brandmauern wirkte sich nicht nur überaus konservierend auf das Parzellenmuster aus, sondern auch nivellierend auf die Geschosszahl und absolute Höhe der Häuser. Hoch aufragende, «kahle» Brandmauern von Häusern, die ihre Nachbarn überragen, sind hauptsächlich in dem relativ kurzen Zeitabschnitt zwischen dem Erlass des ersten kantonalen Baugesetzes 1864 und dem ersten Zonenplan 1919 entstanden. Das Baugesetz nämlich definierte die maximale Fassadenhöhe in Abhängigkeit von der Strassenbreite und nicht von den Nachbarhäusern, was angesichts des spekulativen Fortschrittsglaubens jener Jahre einer Aufforderung gleichkam, mit Neubauten den Beginn eines durchgreifenden Stadtumbaus zu markieren **ABB. 350**.

Im 20. Jahrhundert wirkte sich das gemeinsame Eigentum an der Brandmauer teilweise dahingehend aus, dass bei einem Neubau die halbe Mauer zum Nachbarn weggemeisselt wurde. Mit der Einführung der Betonrahmenkonstruktion waren die Brandmauern aus Bruchstein oder Backstein obsolet; in diesen Fällen wurde der bestehenden Brandmauer eine Betonschale vorgeblendet.

«Offener Typus»: Typisierung als Garantie der Vielseitigkeit

Als ein Charakteristikum der vormodernen Stadt muss die hohe Kadenz der Handänderungen im Immobilienbereich gesehen werden, die im Kontrast zur beachtlichen Permanenz der Bebauung steht. Ältere Forschungen zur Stadtgeschichte betonten häufig die soziale und berufsmässige Gliederung der Stadt, beispielsweise in Adelsquartiere, Handwerker- und Kaufleuteviertel, bis hin zu speziellen Berufsgassen.[392] Zu verschiedenen Stichdaten der jeweiligen Stadtgeschichte mag man zwar Tendenzen in diese Richtung beobachten, doch müssen in Städten wie Basel, wo mit dem Historischen Grundbuch nahezu sämtliche Hausbesitzer innerhalb der Stadtmauern seit dem Erdbeben von 1356 dokumentiert sind, davon bedeutende Abstriche gemacht werden. In der Schneidergasse VIII 216 zum Beispiel wohnten keineswegs nur Schneider, sie hiess vor 1600 sogar Krämergasse. Karten zur Sozialtopografie, die nach Steuerlisten erstellt wurden, zeigen stets Einsprengsel von Hausbesitzern aus der jeweiligen anderen Vermögensgruppe.[393] Auch bei der Verteilung der Berufe gibt es keine einheitlichen Quartiere und durchaus Verschiebungen im Laufe der Jahre, die sich auf den Baubestand nicht auswirkten. Sofern nicht bestimmte Rechte an dem Haus hafteten – wie zum Beispiel das «Feuerrecht» für Schmiede und Bäcker[394] –, kann die Abfolge der Hausbesitzer die verschiedensten Berufe aufweisen. Ausgenommen sind Berufe, die eine bestimmte Infrastruktur benötigten, wie die Gerberei. Ansonsten ist es kaum möglich, allein nach dem Baubestand verschiedene Handwerkskategorien zu erkennen oder auch ein Handwerker- von einem Kaufmannshaus zu unterscheiden. Nach den Anforderungen des Immobilienmarkts war eine bauliche Ausprägung nach der Nutzung nicht gefragt, vielmehr muss es als Prinzip verstanden werden, dass die gleichbleibende Grundstruktur vielerlei Handlungen im Haus, im Hof und in Nebengebäuden möglich machte. Heute sind vergleichbare Phänomene an der weiss gestrichenen Raufasertapete in Mietwohnungen oder dem zurückgenommenen Farbspektrum der Autolacke zu studieren.

Gleichwohl lassen sich diese Grundstrukturen beschreiben, jedenfalls was die auch baulich überlieferten Häuser seit dem 15./16. Jahrhundert betrifft.[395] Als Ausgangpunkt sei das 1507 erworbene, freilich damals nicht neu erbaute, sondern schon bestehende Haus des Goldschmieds Balthasar Angelrot in der Eisengasse 14 VII 523 geschildert **ABB. 351**. Das Gebäude wurde 1907 abgebrochen, doch sind wir sowohl über die Fassadengliederung



351

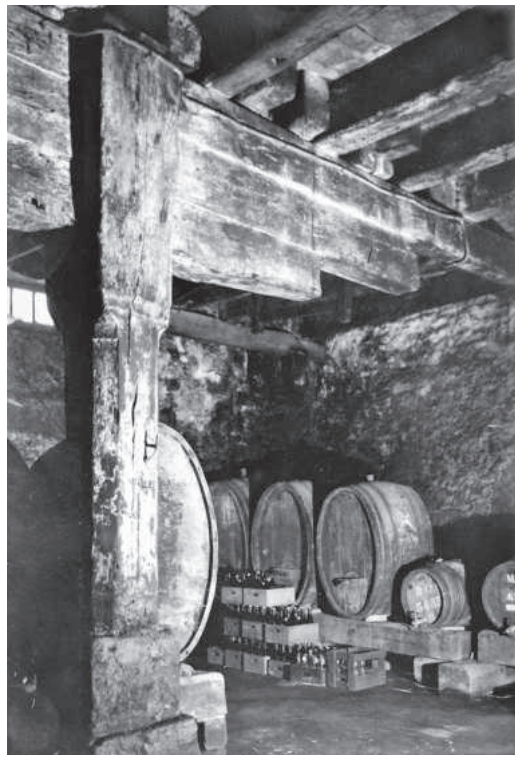

352

ABB. 351 Eisengasse 14 (ehem. 20 VII 523). Haus des Goldschmieds Balthasar Angelrot, Skizze zur Raumaufteilung. Die Fassadengliederung ist den um 1520 entstandenen Fassadenentwürfen Holbeins entnommen, die Raumnutzung dem Nachlassinventar von 1545. Als Eckhaus besass das Gebäude ein Walmdach, das in Merians Stadtansicht um 1615/17 zu erkennen ist. Das Haus wurde 1907 abgebrochen. Zeichnung Stephan Tramèr, Basel, 2024.

ABB. 352 Weinlagerung im Keller des Hauses zum Helm (ehem. Fischmarkt 4). Die Fässer ruhen auf schweren Eichenbalken. Der Unterzug mit doppeltem Sattelholz stützt die wechselseitig aufgelegten Deckenbalken, so wie dies auch im 1343 erbauten Keller des Engelhofs (Nadelberg 4 VIII 171) der Fall ist. Foto Bernhard Wolf, vor dem Abbruch des Hauses 1927. StABS Neg. A 1766.

informiert als auch anhand eines 1545 aufgenommenen Nachlassinventars über die Nutzung der einzelnen Räume.[396] Im Keller lagerten 21 Fass Wein, im Erdgeschoss hatte der Goldschmied seinen Laden und die Werkstatt mit grossen Spitzbogenfenstern. Im 1. Obergeschoss befanden sich die geräumige Wohnstube mit einem sechs- oder siebenteiligen Reihenfenster und neben ihr ein kleineres «Stüblin», das Arbeitszimmer, ausserdem die Küche. Im 2. Obergeschoss lagen die Schlafkammer der Eheleute und ein kleines Vorratszimmer, nach hinten zu befand sich ein weiteres (Gast-?)Schlafzimmer mit «eingebautem» Badstüblein.[397] Im 3. Obergeschoss hatten die Magd und die Gesellen ihre Kammern.

Ein derartiger Grundriss ist praktisch nicht datierbar; er ist vom 14. bis ins späte 17. Jahrhundert und noch darüber hinaus mit geringfügigen Veränderungen nachzuweisen. Kleinere Liegenschaften wiesen ein reduziertes Raumprogramm auf, das in einem Zimmer nach vorn und einem nach hinten bestand, zwischen denen sich die lichtlose Erschliessungszone mit einer Treppe und der Feuerstelle bzw. Küche befand.

Typologische Merkmale spätmittelalterlicher Häuser (15.–17. Jahrhundert)

Keller

Keller werden auffällig häufig als Bestandteil des Hausnamens genannt, oft mit dem Zusatz «steinern», «tief» oder «kalt».[398] Besonders tiefe oder zweigeschossige Keller finden sich sowohl auf dem Münsterhügel als auch auf der Niederterrasse links des Birsigs sowie an deren Flanke, aber mit respektvollem Abstand zum Überschwemmungsbereich des Flusses und dem dort herrschenden hohen Grundwasserspiegel. Der um 1260–1274 errichtete Keller des Hauses Peterskirchplatz 1 (ehem. Marthastift VIII 145) nutzte die Hanglage des Hauses für die Zufahrt durch das vom Fischmarkt heraufführende Kellergässlein. Seit dem frühen 15. Jahrhundert sind Vermietungen einzelner Kellerabteile überliefert. So wie beim Marthastift ist auch der Zugang zu den Kellern aus dem 13./14. Jahrhundert nicht nur vom Hausinneren, sondern über einen Kellerhals oder Vorraum von aussen möglich. Grosse spitz- oder rundbogige Portale belegen den Transport grosser Wareneinheiten. Dies waren in der Regel Weinfässer **ABB. 352**. Die Weinlagerung im Keller ist durch Schriftquellen sehr gut belegt, da das «Geliger im Keller» stets zusammen mit dem Haus verkauft wurde. Der Transport von Fässern, der von den auf diese Arbeit spezialisierten «Schrötern» geleistet wurde, hat gleichwohl seine Spuren an den Kellerportalen hinterlassen. Eine grössere Anzahl von ihnen musste auf halber Höhe ihrer Leibung mit Hammer und Meissel erweitert werden **ABB. 353**.

Die weitaus meisten Keller sind durch Balken gedeckt. Die parallel zur Strassenlinie liegenden Balken sind nicht im Mauerwerk verankert, sondern ruhen auf Streifbalken, die ihrerseits auf Sandsteinkonsolen liegen. Diese Massnahme schützte die Balkenköpfe vor Feuchtigkeit und erleichterte den Ersatz schadhafter Hölzer. Breitere Keller besitzen



353

ABB. 353 Gemsberg 5. Haus zum Grünen Helm VIII 384. Das spitzbogige Portal des um 1299 erwähnten tiefen Kellers musste nachträglich verbreitert werden, um Fässer hindurchschaffen zu können. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2012.

ABB. 354 Totengässlein 1–3. Haus zum Sessel VIII 234. Das nachträglich eingefügte Gewölbe in einer Teilunterkellerung des Hauses zeigt einen flachen segmentbogigen Querschnitt. Das genaue Baudatum ist unbekannt; möglicherweise gehört die Einwölbung zu den Veränderungen des 18. Jahrhunderts, welche die Ausstattung des Hauses prägen. Foto Martin Möhle, 2008.

ABB. 355 Rheinsprung 16 VII 354. Spektakulär gross ist der Keller des Blauen Hauses, der den Unterbau des 1763–1775 durch den Seidenbandfabrikanten Lukas Sarasin errichteten Hauses bildet. Die hohe Luftfeuchtigkeit machte den Raum für die Lagerung von Rohseide geeignet. Foto Peter Schulthess, 2024.

einen oder mehrere Unterzüge, die von Holzpfeilern mit Sattelhölzern gestützt werden. Sie stehen meist auf Sandstein-Sockelsteinen, und ihr Schaft weist abgefaste Kanten auf, wenn die Pfeiler nicht insgesamt achteckig sind. Nicht selten bilden die Kellerpfeiler und ihre Unterzüge mit den darüberstehenden Konstruktionselementen bis ins Dachwerk hinauf ein einheitliches statisches System. Dies vor allem dann, wenn der schmale Grundriss durch einen Längsunterzug geteilt wird, der sich sinnvollerweise in allen Geschossen in der Hausmitte befindet. In Lagerhäusern wie der sogenannten Augustinerschütte (Rheinsprung 21 VII 344) oder dem mehrgeschossigen Kellerbau am Peterskirchplatz (ehem. Marthastift, Peterskirchplatz 1 VIII 145) ist dies aufgrund der hohen Belastbarkeit der Lagerböden unbedingt notwendig gewesen, jedoch auch in Bürgerhäusern zu beobachten. Falls in jüngerer Zeit eine Stütze aus diesem System entfernt wurde, zeigen sich charakteristische Bauschäden durch Absenkungen.[399]

Gewölbekeller sind in Basel selten. Das Leonhardskloster besass einen grossen tonnengewölbten Raum, der teilweise unter den Kirchenbau zieht.[400] Im Kleinbasler Antonierhof (Rheingasse 43 VI 100) ist ein wohl im 14. Jahrhundert erbauter Keller mit flachem Tonnengewölbe erhalten. Erst seit dem 16. Jahrhundert und vermehrt seit dem 18. Jahrhundert wurden gewölbte Kellerräume errichtet und ältere Balkenkeller nachträglich mit flachen Segmentbogentonnen versehen **ABB. 354**. Die hallenartigen Gewölbekeller der palaisartigen Sitze von wohlhabenden Bauherren wie den Brüdern Sarasin (Rheinsprung 16–18 VII 354), Jeremias Wildt (Petersplatz 13 IX) oder Johann Rudolf Burckhardt (Elisabethenstrasse 27 IX) gehören zum Konzept der geräumigen Neubauten von Grund auf, sind konstruktiv jedoch recht selbständig behandelt **ABB. 355**. Sie bereiten den Grundriss der oberen Geschosse nicht vor, den Gewölbekappen wurde die Tragkraft für die oberen Wände zugetraut. Erst im 19. Jahrhundert bilden die Kellerwände und Stützen wieder die exakt positionierten Substruktionen für das aufgehende Mauerwerk.

Anzumerken ist, dass in Basel keine Wohnkeller nachgewiesen sind, jedenfalls nicht im Sinne von rundum ins Erdreich eingetieften Räumlichkeiten. Hingegen sind bei Häusern in Hanglage, wo Geschosse unterhalb des Strassenniveaus einseitig belichtet sind, durchaus Wohnräume in diesen anzutreffen, so zum Beispiel die Stube mit Staffelfenster im Haus zum Kranichstreit (Rheinsprung 7 VII 336). Selbständige Wohneinheiten – als Armenwohnung oder dergleichen[401] – sind diese Keller wohl eher nicht.

Erdgeschoss

Die ältere Forschung zur Typologie von Bürgerhäusern hat sich lange damit aufgehalten, die Urform des Stadthauses und besonders eines grossen ungeteilten Raums in seinem Erdgeschoss im ländlichen Bauernhaus und gar darüber zurück in «urgermanischen» Gebäuden zu sehen.[402] Des Weiteren ist geläufig, dass eine niederdeutsche Hausgrundform von einer oberdeutschen zu unterscheiden sei: Im Norden habe man in der grossen Diele gewohnt und gearbeitet, während im Süden eine kleinteilige Raumstruktur mit dem Arbeitsort im Erdgeschoss und dem Wohnbereich im Obergeschoss üblich gewesen sei.[403] Erdgeschosshallen mit Raumhöhen bis zu 5 m, für die Hans-Georg Lippert den Begriff des «Binnenhauses» vorgeschlagen hat, sind jedoch auch in südlichen Regionen Deutschlands, in Frankreich, England und Polen zu finden.[404] Gemeinsam ist solchen Hallen und den Erdgeschossen der oberdeutschen und nordschweizerischen Häuser, dass ihnen keine berufsspezifische Nutzung zugeordnet werden kann, sondern dass sie für die häufig wechselnden Besitzer attraktiv waren.

Über die Gründe, warum diese Hallen so hoch waren, kann nur spekuliert werden. Eine der Erklärungen hängt mit der Feuerstelle zusammen. Vor der Einführung von Rauchfang und Schlot verrauchte die offene Feuerstelle den Raum oder sammelte sich der Rauch unter der hohen Decke – und je höher diese war, umso angenehmer war der Aufenthalt unter den Rauchschwaden.[405] Die Wohnhäuser des 11./12. Jahrhunderts am Petersberg in Basel besassen offene Feuerstellen inner- und ausserhalb der Gebäude auf Pflästerungen mit Rheinkieseln,[406] ähnlich wie auch die Häuser des 11. Jahrhunderts, die später durch die Barfüsserkirche überbaut wurden.[407] In der Schneidergasse 2 VIII 220 sind ein Backofen und eine überdachte Feuerstelle im Hofbereich zwischen dem an der Gasse stehenden Holzhaus aus dem 11. Jahrhundert und einem hinteren Steingebäude

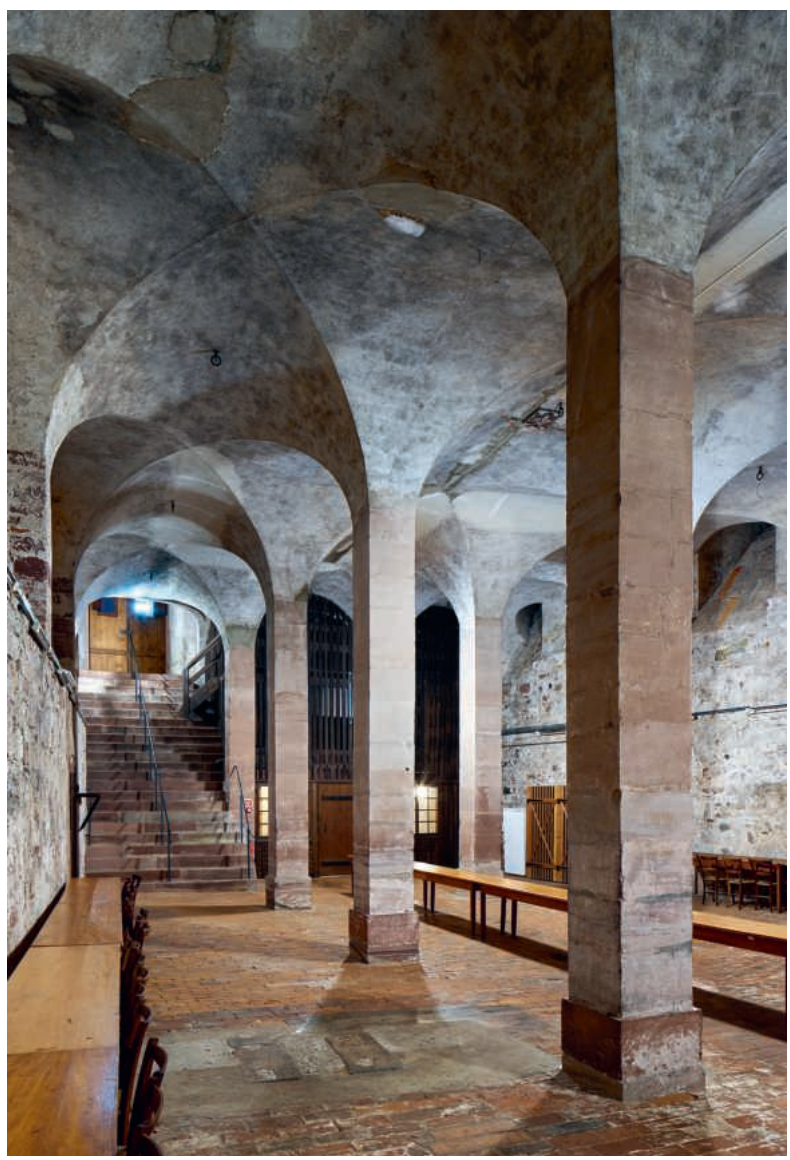
überliefert. Im Rosshofareal (Nadelberg 20–22 VIII 204) wurden neben Holzhäusern ebenfalls Feuerstellen aufgedeckt, die wohl im Sinne einer offenen Werkhalle für metallverarbeitendes Gewerbe überdacht waren. Hohe Erdgeschosse sind auch in Basel erbaut worden, ausgeprägt im Haus Spalenberg 18 VIII 281, das 1361 neu errichtet wurde.[408] An den Brandmauern fanden sich Spuren mehrerer Kaminzüge, die allerdings nicht datierbar sind; die Höhe des Raums könnte für die einstige Anlage einer offenen Feuerstelle sprechen. Das Haus weist eine eigentümliche Regie des Rauchabzugs auf, indem nämlich der Rauch der Feuerstelle im Obergeschoss in den Zwischenraum von Stubendecke und Geschossdecke geleitet wurde und durch zwei Löcher in der Fassade entweichen konnte. Weitere Beispiele für diese seltene Massnahme sind das Haus Untere Rheingasse 12 VI 218[409] und der Spalenhof (Spalenberg 12 VIII 274).

Schon Moriz Heyne, der ehemalige Kurator der Basler «Mittelalterlichen Sammlung», hob im ersten Band seiner «Fünf Bücher Deutscher Hausaltertümer» (1899) hervor, dass alle Tätigkeiten, die dem Erwerb dienen, möglichst nah an die Strasse gelegt wurden. Er verwies auf das Stadtrecht von Meran, nach dem Lebensmittel aus den Läden (*gädemern*) vorn an der Strasse öffentlich verkauft werden sollten und nichts in den Hinterzimmern zurückgehalten werden sollte, um auf Teuerung zu spekulieren.[410] Auf die ans Sonnenlicht herangerückten Schneidertische wurde schon hingewiesen (siehe S. 225). Der Entwurf einer Fassadenbemalung, den Hans Bock d. Ä. 1571 für das Haus seines Lehrmeisters am Blumenrain 28 zeichnete, zeigt sowohl das dem Zeichen der Himmelszunft (der Maler) angenäherte Wappen über der Tür als auch verschiedene Malerutensilien auf der Fensterbank des Erdgeschossfensters.[411] Im Haus Balthasar Angelrots (Eisengasse 14 VII 523) werden im Nachlassverzeichnis die Werkzeuge des Goldschmieds in seiner Werkstatt unten im Haus penibel aufgezählt. Ausser der Werkstatt befand sich nur ein weiterer Raum im Erdgeschoss, in dem verschiedene Küchengerätschaften aufbewahrt wurden – Mehlkasten, Eichenfässer, Traubenbütte, Spiesse, Zuber, allerdings auch ein Tisch und ein Lehnstuhl.[412] Eine gewisse Logik liegt darin, dass die Treppe ins Obergeschoss an der Brandmauer des Erdgeschosses auf derselben Seite wie der Hauseingang angeordnet ist.

In jüngerer Zeit ist darauf hingewiesen worden, dass die oft zitierte Einheit von Arbeiten und Wohnen in der vorindustriellen Zeit schon im Mittelalter durchaus nicht für alle Berufsgruppen bestanden hat, zum Beispiel nicht im Garten- und Weinbau, im Baugewerbe und bei den sogenannten Störhand-



354



355



356



357

ABB. 356 Die Darstellung der Geburt Marias am Altar der Wiener Schottenkirche zeigt die übliche Anordnung der dunklen Küche, hier mit einer offenen Feuerstelle und einem Rauchhut, neben der hellen Stube, in welcher der werdende Vater sich durch Lektüre abzulenken sucht. Den bühnenartigen Vordergrund vor diesen Räumen nimmt das Himmelbett mit beiseitegezogenem Vorhang ein, an der Wand sind ein Wasserfass und ein Handwaschbecken sowie ein Handtuch befestigt. Der namenlose «Meister des Schottenaltars» malte das Retabel zwischen 1469 und 1475. (Wien, Schottenstift.) Foto Institut für Realienkunde, Universität Salzburg.

ABB. 357 Spalenberg 12. Spalenhof VIII 274. Das dreiteilige niedrigere Fenster rechts berücksichtigt die abgehängte Decke einer Täferstube, während das linke Fenster einen nicht vertäferten Raum erhellt. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2009.

ABB. 358 Rittergasse 1 VII 131. Eine der ältesten erhaltenen Täferstuben befindet sich im Torbau des Bischofshofs. Nach dem Bischof Arnold von Rotberg wird sie «Rotbergstube» genannt. Sie stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2012.

ABB. 359 Schema der ehemaligen Bretterbälkchendecke aus dem Haus Schneidergasse 22. Im Kranzbalken der Täferdecke (m, mit Nuten n und p sowie verkröpftem Profil r), der hier zugleich der Fenstersturz ist, sind die Deckenbalken (o) eingelassen. Diese weisen seitliche Nute auf, in denen die Deckenbretter (q) stecken. Zwischen der Bretterbälkchendecke und den Geschossbalken bleibt ein Abstand. Das nämliche Prinzip wurde für Bretterbalkenwände verwendet, beispielweise im Pfründnerrefektorium des Kleinen Klingentals (1508). Zeichnung KDBS, Conradin Badrutt, 2012.

ABB. 360 Schema der gewölbten Leistendecke im Refektorium des Kleinen Klingentals. Die Bretter und die Leisten, welche die Fugen überdecken, sind an den Geschossbalken bzw. einer dem Gewölbequerschnitt angepassten Unterkonstruktion angenagelt. Nur an den Wänden des Raums sind die Bretter in profilierte Balken eingenutet. Gleiches gilt für die ehemals vorhandene Wandtäferung. Zeichnung KDBS, Pius Galli, 2023.

werkern, die im Haus des Kunden arbeiteten.[413] Der Verkauf von Lebensmitteln, insbesondere von Brot und Fleisch, fand zumeist ausserhalb des Hauses, nämlich auf den Märkten oder obrigkeitlich beaufsichtigten «Bänken» statt. Das Problemfeld, was dann in den Erdgeschossen der entsprechenden Wohnhäuser anzutreffen ist, ist auch in Basel noch nicht ausreichend thematisiert worden.

Obergeschoss: Die Stube

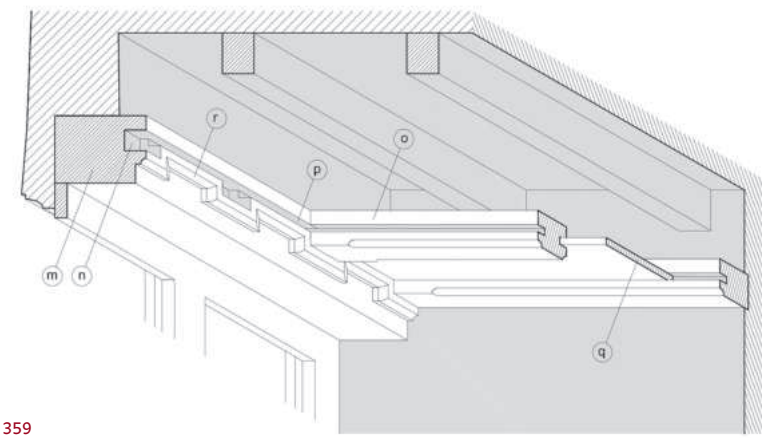
Im 1. Obergeschoss befand sich im spätmittelalterlichen Haus «die zentrale Wohneinheit des Hauses», bestehend aus der vertäferten Stube – gegebenenfalls mit Nebenkammer – und der Küche **ABB. 356**.[414] Ein hinterer Raum mit Fenster zum Hof komplettierte diesen dreigeteilten Grundriss. Während des Basler Konzils 1431–1448 sah Aeneas Silvius Piccolomini viele Täferstuben, wenn er auch wohl ihre Zahl

übertrieb: «In jedem Haus sind Räume zu warmen Stuben [*aulae*] ausgestaltet. Man belegte den Fussboden mit starken Eichenbrettern, vertäferte alles darüber und ringsherum mit auserlesenem Tannenholz, und damit die aufgespeicherte Wärme sich nicht verflüchtige, setzte man Fenster aus Glas ein. Dort essen sie, dort treibt mancher sein Gewerbe, dort schlafen auch die meisten. In diesen Stuben halten sie gern Singvögel, die wie in ewigem Frühling herrlich musizieren.»[415] Basel stand damit nicht allein: Michel de Montaigne bemerkte 1580/81 auf seiner Reise nach Italien durch die Schweiz und Deutschland, dass er in ganz Deutschland keine Stube gefunden habe, die nicht vertäfert und mit niedrigen Decken versehen gewesen sei **Abb. 357**.[416] In Basler Schriftquellen wird eine private Stube erstmals 1258 genannt.[417] Zu den ältesten erhaltenen Täferstuben zählt die Stube im Haus Schneidergasse 8 VIII 223, deren Schnitzereien motivisch den Fragmenten einer Täferstube im Haus Rheingasse 25 VI 94 entsprechen, die auf das Jahr 1433 datiert werden konnten.[418] Ferner gehören dazu die sogenannte Rotbergstube im Torbau des Bischofshofs (Rittergasse 1 VII 131) aus den 1450er-Jahren, die Stube im Haus Nadelberg 16 VIII 200 aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts sowie das reich gestaltete sogenannte Condézimmer im Engelhof (Nadelberg 4 VIII 171) um 1500 **Abb. 358**. In Letzterem hat sich ein inschriftlich 1570 datierter Kachelofen erhalten, der ehemals vom Nebenzimmer aus beheizt wurde. Das «Condézimmer» entspricht damit dem Typus der «oberdeutschen Stube», zu deren Merkmalen die Lage im Obergeschoss zählt, bei Eckhäusern gern in der Hausecke, so dass zwei Seitenwände mit Fenstern versehen werden konnten, ausserdem die Täferung und die rauchfreie Heizung durch einen Hinterladerkachelofen.[419] Dieser diente nur zum Wärmen, nicht zum Kochen. Die Küche wurde deshalb direkt neben der Stube angeordnet; sie befindet sich in der Mittelzone des Hausgrundrisses, wo bei der Reihenbebauung kein Fenster möglich ist.

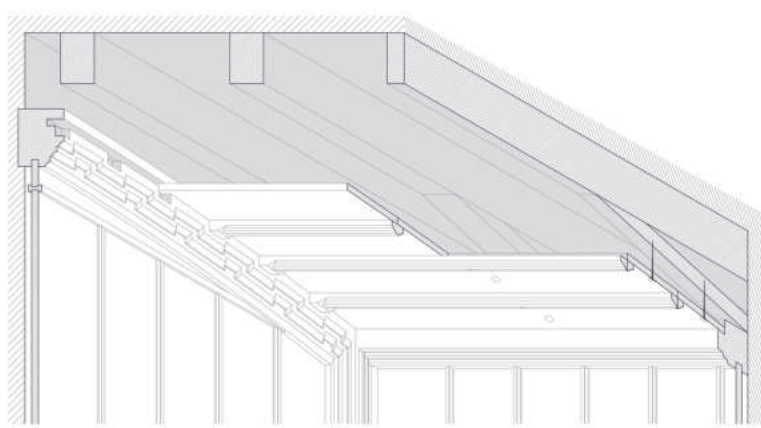
Im Alpengebiet und in Süddeutschland vorkommende Konstruktionsweisen der Stuben mit waagerechten Balken in Blockbauweise (an den Ecken sich überkreuzend) oder mit zwischen Ständern eingenuteten, ebenfalls waagerechten Bohlen[420] kommen in Basel als Stubenwände nicht vor. Die Täferung Basler Stuben besteht aus aufrecht gestellten breiten Bohlen oder Brettfeldern, die entweder in Ständer eingenutet sind oder – als einfachere Lösung – stumpf aneinanderstossen, wobei der Spalt durch aufgenagelte profilierte Leisten überdeckt wird. Ähnliches gilt für die Decken: Zu unterscheiden ist zwischen den Bretterbälkchendecken mit in die profilierten Bälkchen eingenuteten Brettern und den Leistendecken, bei denen die Bohlen oder Bretter aneinanderstossen und die Fugen durch Leisten verdeckt werden **Abb. 359, 360**.[421] Beide Lösungen haben keine tragende Funktion, weil sie an die Geschossbalken angenagelt sind oder mit einem gewissen Abstand



358



359



360

selbsttragend unterhalb dieser eingezogen wurden. Dadurch wird die Stube niedriger und besser heizbar. Decken aus dem 15. Jahrhundert können flach gewölbt sein, so zum Beispiel in der «Rotbergstube» (Rittergasse 1 VII 131) oder auch im grossen Refektorium des Kleinen Klingentals (Unterer Rheinweg 26 IV 83, Ende 15. Jh.). Gleichzeitig und später überwiegen jedoch flache Decken. Die Basler Täferstuben halten eine Mittelstellung: Einerseits sind sie in der Regel zusammen mit dem Hausbau konzipiert und aufgebaut worden – dies lehren die niedrigeren Stubenfenster und die Verankerung der Kranzbalken im Mauerwerk[422] –, andererseits stellen sie vor die steinernen Aussenwände gesetzte Auskleidungen des Raums dar,[423] die keine statische Aufgabe übernehmen und deshalb ohne grosse Mühe später verändert oder gar herausgebrochen werden konnten. Auch gibt es Beispiele dafür, dass aufwendig gearbeitete Stuben erst nachträglich in bestehende Gebäude eingebaut wurden, so zum Beispiel das «Kleine Spiesshofzimmer» um 1601 im 1580–1585 errichteten Flügelbau des Spiesshofs (Heuberg 5–7 VIII 325) oder das 1607 datierte «Iselin-Zimmer» im Bärenfelserhof von 1602 (Stapfelberg 7–9 VII 314, beide heute im HMB[424]). Im 16. Jahrhundert wurden Kassettendecken üblich. Dabei wurden mehreckige Kassetten in ein Raster von Brettern, die unterhalb der Geschossbalken aufgehängt sind, eingefügt. Ausgesuchte Hölzer oder Furniere mit Intarsien bildeten die Oberfläche der Decken in den reicheren Haushalten. Im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert wandelte sich die Gestaltung zu einer einfacheren Felderdecke, bei der zusammengefügte Tafeln durch rundplastische Deckleisten, oft mit einem oktogonalen Mittelfeld, gegliedert wurden. Ob diese geometrische Aufteilung der Decke durch die Gestaltung der am Ende des 17. Jahrhunderts aufkommenden Stuckdecken angeregt wurde oder ob umgekehrt die Stuckdecken die Holzdecken imitieren, sei dahingestellt.

Piccolominis Bemerkung lässt erkennen, dass das Wohnen und Schlafen in der Stube nicht vom Arbeiten getrennt war; prädestiniert war sie freilich für sitzende Tätigkeiten, die auch an kalten Tagen ausgeübt werden konnten. Der Bibliothekar Heinrich Pantaleon und auch Erasmus von Rotterdam bezeichneten ihr Arbeitszimmer als «Musaeum», also Musenort, wo sich Bücher, Briefe, Geschenke und Kostbarkeiten befanden.[425] Passionierte Sammler wie Amerbach oder Platter besassen freilich eigene Sammlungsräume in ihren Häusern.

Obergeschoss: Die Küche

Zwischen der strassenseitigen Stube und einem hofseitigen Raum – oder einem offenen, ungeteilten Bereich – befindet sich die nicht direkt belichtete Zone, in der die Küche mit der Feuerstelle ihren Platz fand. Da von hier aus der Hinterladerofen in der Stube beschickt wurde, ist die Position des Herds naheliegend. Verrusste Deckenbalken – feststellbar zum Beispiel im sogenannten Urs-Graf-Haus (Stadthausgasse 18 VIII 96) – belegen das offene Feuer, dessen Rauch allenfalls durch einen Rauchhut eingefangen wurde. Ein erhaltenes Beispiel befindet sich im Haus zum Wolf (Spalenberg 22 VIII 283) **Abb. 362**. Mittelalterliche offene Feuerstellen im Obergeschoss sind archäologisch kaum nachzuweisen, im Unterschied zu den häufigen Befunden zu ebener Erde. Die Befunde späterer Anlagen reichen bis in das 18. Jahrhundert, von dem an zunehmend geschlossene Öfen in Stadthäusern eingeführt wurden **Abb. 361**.

Gleiches gilt für Rauchabzüge. Einfache, schräg durch die Mauer geführte Rauchkanäle gab es auf Nordschweizer Burgen schon im 12./13. Jahrhundert,[426] doch eignete sich diese Methode für eng stehende Stadthäuser nicht.[427] Senkrechte Schornsteine oder Schlote sind in erhaltenen städtischen Bauten des 13./14. Jahrhunderts ebenfalls kaum nachgewiesen.[428] 1418 und 1419 wurde die korrekte Ausführung und Wartung der «kemyn» im Basler Rufbuch angemahnt.[429] Schwärzungen des Dachwerks mögen auf Rauchabzüge zurückzuführen sein, die nur bis unter die Dachdeckung führten, wie zum Beispiel im Haus Heuberg 15 VIII 336. Eine Vorschrift, dass die Schornsteine über Dach geführt werden sollten, ist zwar aus Basel nicht bekannt, jedoch aus Solothurn im Jahr 1538.[430] Die sehr präzise Stadtdarstellung aus den 1520er-Jahren zeigt durchaus nicht alle Häuser mit Schornstein, doch schon eine gewisse Anzahl (vgl. **Abb. 23**). Vermutlich waren noch im 18. Jahrhundert hölzerne Schlote mit Lehmbepackung anzutreffen, die jedoch bereits seit dem 16./17. Jahrhundert zunehmend durch gemauerte, besteigbare Kamine mit lichter Weite von 40–50 cm ersetzt wurden. Eine Federzeichnung von Hans Heinrich Glaser mit Ansicht der Aeschenvorstadt um 1645 zeigt solch breite Schornsteine mit kleinen Satteldächern auf den Schornsteinköpfen **Abb. 363**. Im 17. und 18. Jahrhundert finden sich vermehrt Häuser, bei denen nicht allein die Küche und die Stube beheizt wurden, sondern Öfen in verschiedenen Hausteilen und Geschossen vorhanden sind. Ihre Kaminzüge wurden im Dachgeschoss teilweise waghalsig schräg angelegt und zusammengeführt, um in einem mittig auf dem First thronenden Schornsteinkopf zu enden. Im 19. Jahrhundert kamen schliesslich die mit Backsteinen gemauerten Schornsteine mit geringerem Querschnitt («russische Kamine» oder «Schlote» genannt) auf.



361



362

Die «gefangene», nicht direkt belichtete und belüftete Küche stellte einen der Übelstände dar, die bei der Vorbereitung der Altstadtsanierung Mitte des 20. Jahrhunderts angeprangert wurden. Seitdem verlegt man die Küche mehrheitlich an eine andere Stelle im Wohnungsgrundriss. Ihren Platz nehmen heute oftmals elektrisch entlüftete Badezimmer und Abstellräume ein.[431]

Obergeschoss: Kammern

Im Unterschied zu den Stuben werden Räume ohne Heizmöglichkeit als Kammern bezeichnet. Die Wortherkunft vom lateinischen *camera* – Gemach mit gewölbter Decke[432] – und das seit dem Frühmittelalter belegte Hofamt des Kämmerers weisen auf die Kammer als Aufbewahrungsort, sei es von Vorräten, Kleidung oder Kostbarkeiten. Aspekte des Wohnens treten demgegenüber zunächst in den Hintergrund. Die Aussenwände der Kammern waren wohl in den seltensten Fällen vertäfert, hingegen bestand die Teilung im Hausinneren häufig aus Bohlen, sogenannten Flecklingen, wie sie im Haus Schneidergasse 22 VIII 229 im 3. Obergeschoss erhalten sind.

In grösseren Haushalten, zu denen auch entferntere Verwandte und Gesinde gehören konnten, dienten die Kammern spätestens seit dem frühen 15. Jahrhundert als Schlafräume, in denen sich sogenannte Spannbetten befanden. Dabei handelt es sich um Bettrahmen, durch deren seitliche Löcher Seile gespannt werden konnten, auf denen die Strohsäcke und Unterbetten ruhten.[433] Solange die Feuerstelle in der Küche und der von hier aus zu beschickende Stubenofen die einzigen heizbaren Räume des Hauses darstellten, waren sämtliche andere Zimmer Kammern – die Nebenstube zur Strasse, die Räume zum Garten und im 2. sowie gegebenenfalls 3. Obergeschoss. Aufgrund ihrer nachgeordneten Bedeutung im Haus und der einfachen Möblierung haben die Kammern wenig Forschungsinteresse auf sich gezogen, allenfalls Malereien an Wänden und Decken wurden berücksichtigt. Die komplett ausgemalte Kammer im 3. Obergeschoss des Hauses Gerbergasse 52 VIII 425 liess sich offenbar nicht beheizen und wäre demnach nicht als obere Stube anzusprechen.

Obergeschoss: Oberstube

Wenn die Stube im 1. Obergeschoss des Hauses als Zentrum des Wohnens anzusprechen ist, besteht die Erwartung, dass es nur eines dieser Zentren gegeben hat. Gleichwohl sind in einigen Häusern Stuben auch im 2. Obergeschoss und auch zum Hof gerichtet aufzufinden, die meistens freilich nur durch die Lage von Reihen- oder Staffelfenstern zu erschliessen sind. Sowohl das sogenannte Condézimmer im Engelhof (Nadelberg 4 VIII 171) als auch das kostbar vertäferte «Iselin-Zimmer» aus dem Bärenfelserhof (Stapfelberg 7–9 VII 314) befinden oder befanden sich im 2. Obergeschoss. In beiden Fällen sind zusätzlich grosse Stuben im 1. Obergeschoss anzunehmen. Eine derartige Erweiterung des Angebots wohnlicher und repräsentativer Gemächer ist in Häusern der Oberschicht nicht ungewöhnlich. Auch bei schmalen Häusern in der Talstadt weisen Staffelfenster im 2. oder 3. Obergeschoss auf Täferstuben hin, beispielsweise im Gerbergässlein 10 VIII 307, wo durch die Fenstergliederung eine Verdoppelung der Raumstruktur des 1. im 2. Obergeschoss zu erkennen ist. Über den Zweck dieses Raumangebots können nur Vermutungen allgemeiner Art angestellt werden. Ist

ABB. 361 Imbergässlein 25 VIII 252. Küche im 3. Obergeschoss. Geschlossene Öfen waren in den einfachen Häusern oft eiserne Brennkammern, die auf den alten gemauerten Sockel gestellt wurden, der zuvor für die offene Feuerstelle gedient hatte. Foto Hans Bertolf, 1945. KDBS.

ABB. 362 Spalenberg 22. Haus zum Wolf VIII 283. 1. Obergeschoss. Eine zum Esszimmer umfunktionierte Küche mit erhaltenem Rauchhut. In der Wand links ist die Feuerung des Hinterladerofens zu erkennen, der sich in der Stube befand. Foto H. Keerl, 1945. KDBS.



363

ABB. 363 Hans Heinrich Glaser. Blick über den Aeschenschwibbogen in die Aeschenvorstadt, beschriftet als «vom Türmlin beim Gejegt hinaus gemacht 1645, den 17. Febr.». Federzeichnung. (StABS Bild Falk A 135.)



364

ABB. 364 Spalenvorstadt 10 IX. Eine Tonfliese auf dem Dachboden war mit einem Baselstab und der Jahreszahl 1541 versehen worden. Foto Peter Schulthess, Basel, 2014.

die «Oberstube»[434] mit ihrem Zubehör temporär vermietet worden, etwa an Messebesucher oder andere auswärtige Gäste? Oder ist ihr Vorhandensein ein Anzeichen für die Differenzierung der Familienstruktur, dass also Eltern oder Grosseltern oder andere Gruppen der Familie eigene Räumlichkeiten bewohnten? In der Steuerliste von 1497 wurden in dem genannten Haus neben dem Gerber Jakob Steck und seiner Ehefrau auch die Schwiegertochter – möglicherweise war der Sohn verstorben – und ein Knecht erfasst.[435] Baugeschichtlich stammt die Fassade des Hauses jedoch aus späterer Zeit, vielleicht als es dem Drucker Leonhard Ostein gehörte, zwischen 1575 und 1582. Üblicherweise reisten im 16. Jahrhundert die Autoren an den Druckort ihrer Schriften, um den Satz zu begleiten, wie zum Beispiel Erasmus oder der Mediziner Andreas Vesal; auch beschäftigte ein Buchdrucker zuweilen hochqualifizierte Übersetzer und andere Gelehrte, die von ausserhalb anreisten.[436] Aus dem späten 18. Jahrhundert haben sich im Amtshaus des Bauschreibers in der Spalenvorstadt 16 IX zwei identisch ausgestattete barocke Stuben, strassenseitig in beiden Obergeschossen, erhalten.[437] Nutzungen durch Gäste oder Mieter sind nicht nur hier, sondern allgemein baulich nicht fassbar. Sofern in jeweiligen Geschossen mehrere Feuerstellen übereinander existieren, muss wohl von einer längerfristigen Vermietung ausgegangen werden. Im ausgesprochen gastlichen 18. Jahrhundert ist jedoch in den grossen Wohnsitzen der Seidenherren und anderer Begüterter ebenfalls eine Verdoppelung der Raumstruktur in den beiden Obergeschossen festzustellen. In den Sarasin'schen Häusern am Rheinsprung (Rheinsprung 16–18 VII 354) ist bekannt, dass während der napoleonischen Kriege der österreichische Kaiser Franz I. im 2. Obergeschoss logierte und dort hochgestellte Gäste empfing.[438]

Dachwerk

Die Dachwerke Basler Häuser haben 2005 nach Abschluss dendrochronologischer Reihenuntersuchungen eine besondere Publikation gefunden, auf die hier verwiesen werden kann.[439] Dort ist der typologische Wandel vom Sparrendach, das auf Grossbauten des 13. Jahrhunderts wie der Klingentalkirche und dem Refektoriumsbau des Kleinen Klingentals zur Anwendung kam, über Konstruktionen mit «stehendem Stuhl» und schliesslich ab den 1420er-Jahren mit «liegendem Stuhl» beschrieben. Die beiden zuletzt genannten gehören zu den Pfettendächern, bei denen die Rofen der Dachschräge am First und auf halber Länge von Querhölzern – den Pfetten – gestützt werden. Pfetten konnten bei traufständigen Häusern in den seitlichen Giebelmauern verankert werden. Diese einfache Zimmerart war sparsam und bot sich für die geschlossene Blockrandbebauung mit Traufenhäusern an. Beim «stehenden Stuhl» belasten senkrechte Hölzer («Stuhlsäulen») als Unterstützung der Pfetten die Dachbalken; der «liegende Stuhl» leitet allen Druck auf die Mauerkronen ab. In der Praxis ist aber eine Vielzahl von gemischten Konstruktionsweisen verwirklicht worden. Aus Brandschutzgründen ist der Boden des Dachwerks seit dem 15. Jahrhundert mit Tonplatten ausgelegt worden **ABB. 364**. Vermutlich erst seit dem 16. Jahrhundert, wenn nicht erst im 17. Jahrhundert wurde das Brennholz, für dessen Lagerung der Dachraum vorgesehen war, mittels Seilwinde von der Strasse aus heraufgezogen. Hierfür entstanden kleine Zwerchhäuser als «Holzaufzüge». HANS HEINRICH GLASER gibt auf seiner 1645 datierten Zeichnung der Dachlandschaft in der Aeschenvorstadt am rechten Bildrand einen derartigen Aufzugserker mit herausragendem Kranbalken wieder **ABB. 363**.

Besondere Räume: Sommerhaus

Das Schweizerische Idiotikon definiert «Summerhus» als Basler Ausdruck für «in Häusern älterer



365

ABB. 365 Spalenberg 12. Spalenhof VIII 274. Der sogenannte Kaisersaal hat beachtliche Dimensionen, die an eine Bestimmung zum Festsaal denken lassen. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2012.

Bauart im Erdgeschoss oder ersten Stock gelegener, geräumiger Hausflur, in welchem im Sommer etwa die Mahlzeiten eingenommen werden».[440] Nach Moriz Heyne ist das Sommerhaus im Obergeschoss als Restraum nach der Abteilung der Stube und eventueller Kammern zu betrachten und wird, in Erinnerung an den einst ungeteilten Raum, auch als «söller» (von «*solarium*») oder «sal» bezeichnet.[441] Ein früher Beleg findet sich in einer Urkunde von 1382, in der Sitzungen «in loco superiori estivali domus» – im oben gelegenen sommerlichen Haus – der Münsterfabrik erwähnt werden.[442] Im Historischen Grundbuch taucht der Begriff im 15. und 16. Jahrhundert noch in der Bedeutung eines Gartenhauses auf, und erst ab dem 17. Jahrhundert ist damit eindeutig ein Raum des Wohnhauses gemeint. So hat zum Beispiel der Barbier Theophil Fröwler 1682 vom Sommerhaus seines Wohnsitzes in der Freien Strasse 16 einen Gang über den Hof zum Hinterhaus errichten lassen.[443] Zur sommerlichen Kühle trug auch der Bodenbelag mit Stein- oder Tonplatten bei.[444] Charakteristisch ist die Nähe zur Treppe, die sich entweder im hinteren Hausgrundriss befand oder in einem angebauten Wendeltreppenturm. Da diese Türme in Basel erst im 16. Jahrhundert aufkamen, mag der entsprechende Raum in seiner Funktion als nicht ganzjährig bewohnter Eingangsbereich erst zu dieser Zeit seine Bezeichnung gefunden haben.[445] Im 18. Jahrhundert wurde die ältere Bezeichnung «Sommerhaus» durch das französische «*vestibule*» abgelöst.[446] Die Treppenanlagen des 18. Jahrhunderts beanspruchten zusammen mit dem Vestibül in vielen Neubauten aus dieser Zeit einen grossen Teil des Grundrisses, so zum Beispiel im Barockbau des Spiesshofs (Heuberg 5–7, 1724 VIII 325) und im Haus zur Platte (Nadelberg 24, 1727 VIII 208) oder im Wildt'schen Haus (Petersplatz 13, 1762–1764 IX).

Säle

Besondere Beschreibung verdienen einzelne grosse Säle in Häusern der gesellschaftlichen Oberschicht, die seit dem 13. Jahrhundert nachzuweisen sind. Die Burgenarchitektur kennt den Begriff des Saalgeschossbaus, in dessen Obergeschoss sich grosse, repräsentative Räume befinden, die oftmals die gesamte Grundfläche des Hauses einnehmen. Ihre Lage verweist auf das Vorbild königlicher Palasbauten karolingischer und salischer Zeiten.[447] Diese Nobilitierung des Obergeschosses findet sich in Basler Bürgerhäusern zwar auch, doch sei der Blick zunächst auf Säle im Erdgeschoss gerichtet.[448] Das 1271 errichtete Hauptgebäude des Schönen Hauses (Nadelberg 6 VIII 177) weist gar zwei Säle auf: zu ebener Erde gegen das Gartenareal an der Stadtmauer gerichtet, im Obergeschoss mit Masswerkfenstern gegen den vorderen Hof. Auch der benachbarte, gleichzeitig erbaute Zerkindenhof besass



366



367



368

ABB. 366 Spalenberg 27. In dem 2024 umgebauten Haus haben sich zwei Blockstufentreppen, hier vom 1. in das 2. Obergeschoss, erhalten. Foto Tom Bisig, Basel, 2025.

ABB. 367 Leonhardsgraben 63 VIII 371. Die Wendeltreppe mit hölzerner Spindel wird von einem Dockengeländer mit einem kopflastigen Antrittspfosten begleitet. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2009.

ABB. 368 Imbergässlein 5 VIII 251. Wendeltreppe des 16. Jahrhunderts mit «Distanzkerben», die ein Auftreten nahe der Spindel verhindern sollen. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

einen grossen Saal in der rückwärtigen Hälfte des Erdgeschosses und einen zweiten im Geschoss darüber (Nadelberg 10 VIII 189). Im Spalenhof (Spalenberg 12 VIII 274) befindet sich der grosse «Kaisersaal» vom Hof aus gesehen im Obergeschoss, aufgrund des nach hinten ansteigenden Geländes dort jedoch zu ebener Erde **ABB. 365**. In der Eisenburg (Martinsgasse 16–18 VII 306) belegt die von einer späteren Zwischenwand überschnittene Wandmalerei des frühen 15. Jahrhunderts das Vorhandensein eines Erdgeschosssaals mit Fenstern zum Hof. Alle genannten Säle sind mit Wand- und/oder Deckenmalerei ausgestattet und hatten daher offenbar repräsentative Aufgaben zu erfüllen. Dies schliesst weitere Nutzungen etwa als Lager, Verkaufs- oder Gastraum nicht aus, obgleich hierüber wenig überliefert ist.

Ob das Schöne Haus und der Zerkindenhof mit ihren zwei Sälen im Erd- und Obergeschoss Einzelfälle in Basel waren, lässt sich kaum noch beurteilen. Das oft zum Vergleich der grossen Masswerkfenster herangezogene Overstolzenhaus in Köln (Rheingasse 8), erbaut um 1225/30, besass ebenfalls einen Saal zum Garten, dessen Fenster mit Sitzbänken versehen waren, sowie einen grossen, von der Strassen- bis zur Gartenfront durchgehenden Saal im Obergeschoss.[449] Im 15. Jahrhundert übernahmen die in der Talstadt errichteten Zunfthäuser, über die weiter unten zu sprechen sein wird, dieses Raumprogramm in abgewandelter Form. Säle im 1. Obergeschoss von Bürgerhäusern sind, seit im 15. Jahrhundert die vertäferte Stube üblich wurde, kaum noch nachzuweisen. Hinzuweisen ist lediglich auf den grossen, mit Intarsien geschmückten Täfersaal im Haus zum Löwenzorn, der durch Umbau unter der Regie des aus Italien zugewanderten Balthasar Ravelasca um 1570 entstand (Gemsberg 2–4 VIII 388). Im 2. und 3. Obergeschoss hingegen deuten Malereien an Wänden und Decken im 17. Jahrhundert mehrfach auf das Vorhandensein grosser, ungeteilter Räume hin. Dies ist beispielsweise der Fall in den Häusern Rheingasse 25 IV 94 – eine vielfarbige Rankendecke im 2. Obergeschoss –,[450] Schneidergasse 24 VIII 230 mit einer über acht Balkenfelder reichenden bemalten Decke aus der Zeit um 1620 im 3. Obergeschoss[451] und Spalenberg 16 mit einer camaïeufarbenen Rankendecke im hofseitigen Teil des 2. Obergeschosses.[452]

Treppen und Treppentürme

Häuser mit grossen Sälen, wie das Schöne Haus, hatten eine Erschliessung in angebauten Lauben oder Gängen, so dass die Geschossdecken nicht durchstossen werden mussten. In den schmalen Stadthäusern der Talstadt bestand anfänglich wohl meist eine hölzerne Stiege oder Treppe in der hinteren Ecke des Hauses an der Seite des Eingangs. Die ältesten, heute meist nur noch in Nebenräumen im Keller oder Dachgeschoss erhaltenen Treppen sind Blockstufentreppen **ABB. 366**. Wohl erst im 16./17. Jahrhundert entstanden an ihrer Stelle hölzerne Wendeltreppen mit einem gedrehten Profil der Spindel und Stufen mit pik- oder spatenförmigen sogenannten Distanzkerben, die eine Verbreiterung der Auftrittsfläche nahe der Spindel bewirken **ABB. 367, 368**.[453]

Zu den Wendeltreppen des 17. Jahrhunderts gehören kurze Abschnitte von Geländern mit schweren gedrechselten Docken und ebensolchen Antrittspfosten, die in ihrer Proportion kopflastig wirken.

Im 16. Jahrhundert trat ein signifikanter Wandel ein, indem bei einigen Häusern die Erschliessung sich weder im Inneren des Hauses noch in hölzernen Anbauten befand, sondern in eigens errichteten steinernen Treppentürmen. Für deren Anfügung an bestehende Häuser eigneten sich freilich in erster Linie die breiteren Vorderhäuser der «Höfe», also



369

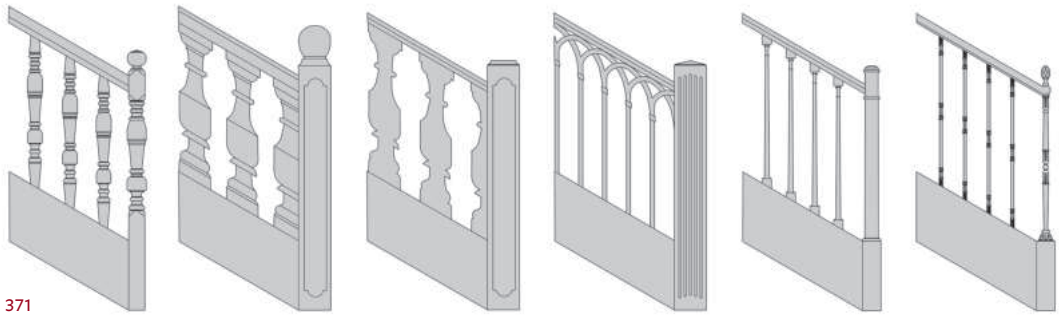


370

der Sitze der gesellschaftlichen Führungsschicht. Dies ist im Sinne des erwähnten «sinkenden Kulturguts» zu werten, da Treppentürme eindeutig aus der Adelsarchitektur von Landhäusern und Burgen stammen und in der Stadt von bürgerlichen Bauherren rezipiert wurden. Treppentürme an der Fassade, wie sie einige Rathäuser aufweisen,[454] finden sich in Basel nicht, sondern man blickte auf Anlagen, in denen der Treppenturm im Hof angeordnet war. Am Anstieg des Bruderholzhügels südlich der Stadt entstanden die sogenannten Gundeldinger Schlösser als teilweise von Wassergräben umgebene Landgüter, alle mit Treppentürmen: Das «äussere Gundeldingen» lag ab 1508 im Besitz des späteren Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen, des ersten nichtadligen Bürgermeisters. Das «untere mittlere» (Gundeldingerstrasse 270) wurde 1549 durch Thomas Platter ausgebaut, das «obere mittlere» existierte schon 1377 als Besitz der Edelknechte von Ramstein und wurde 1544 vom Drucker Hieronymus Froben erworben, der auch das mit Treppenturm versehene Haus zum Luft in der Bäumleingasse 18 VII 232 sein Eigen nannte. Schliesslich das «vordere Gundeldingen» (Gundeldingerstrasse 172), 1562 durch den Tuchhändler Hieronymus Iselin erbaut.[455] Einen der ältesten Treppentürme aus dem frühen 16. Jahrhundert besitzt der Hohenfirstenhof (Rittergasse 19 VII 159): Sein runder, über die Dachtraufe aufragender Turm an der Rheinseite gehört zu den wesentlichen Merkmalen des Grossbasler Rheinpanoramas. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts und bis ins 17. Jahrhundert hinein wuchs die Zahl der Anbauten stark. Eine Besonderheit bildet sicherlich der mit Inschriften geschmückte Treppenturm am Haus Theodor Zwingers (Nadelberg 23A VIII 164), die das Erklimmen der Treppe thematisieren und die entstehende Atemnot als Vanitasmahnung aufgreifen: «An Krafft und Athem dir gebrist / Merck auff. Dieweil du sterblich bist.»[456] Die innen im Grundriss runden, aussen dagegen rechteckigen oder polygonalen Türme wurden entweder in der Mitte der Hofseite angebaut oder im Winkel zwischen dem Vorderhaus und einem Seitenflügel **ABB. 370**. Dadurch verlegte sich der Zugang zu den Obergeschossen von der Ecke oder Seite des Hausgrundrisses, wo die hölzernen Stiegen und Wendeltreppen angeordnet waren, in die Hausmitte; das «Sommerhaus» bildete seitdem einen Mittelpunkt, von dem aus sich die Zugänge zu den Räumen verteilten.[457]

Ein gestalterischer Schwerpunkt wurde auf die Treppenspindel gelegt. Hölzerne Wendeltreppen entsprechen dem Modell, das aus den kleineren Wohnhäusern bekannt war. Bei den steinernen Treppen windet sich das gedrehte Profil zumeist um ein offenes Auge und ist aus Kehlen und Rundstäben

ABB. 369, 370 **St. Johanns-Vorstadt 15–17. Erlacherhof. Hofseite mit dem in den 1530er-Jahren angebauten Treppenturm, aus dessen obersten «Fenstern» zwei Brustbildnisse (stilistisch dem späten 16. Jh. zuzurechnen) herabschauen. Der Turm ist aussen und innen polygonal und beherbergt eine steinerne Wendeltreppe mit glatter Spindel. Fotos KDBS, Erik Schmidt, 2006.**



371

ABB. 371 Stilentwicklung der Treppengeländer. V.l.n.r.: Docken 17. Jahrhundert – Baluster 18. Jahrhundert – Brettbaluster 18. Jahrhundert – Kreuzbogen Neugotik – schlanke Säulen 1820er-Jahre – Gusseisenstäbe Ende 19. Jahrhundert. Zeichnungen KDBS, Pius Galli, 2023.



372

ABB. 372 Schlüsselberg 5–7. Haus zum Weissen Bären VII 114. Das elegant gedrehte Profil der Spindel besteht aus einer Kehle mit zwei flankierenden Rundstäben. Diese beginnen und enden mit verzierten Sockeln, wie sie von Fensterrahmungen des 16. Jahrhunderts bekannt sind. Foto KDBS, Till Seiberth, 2017.

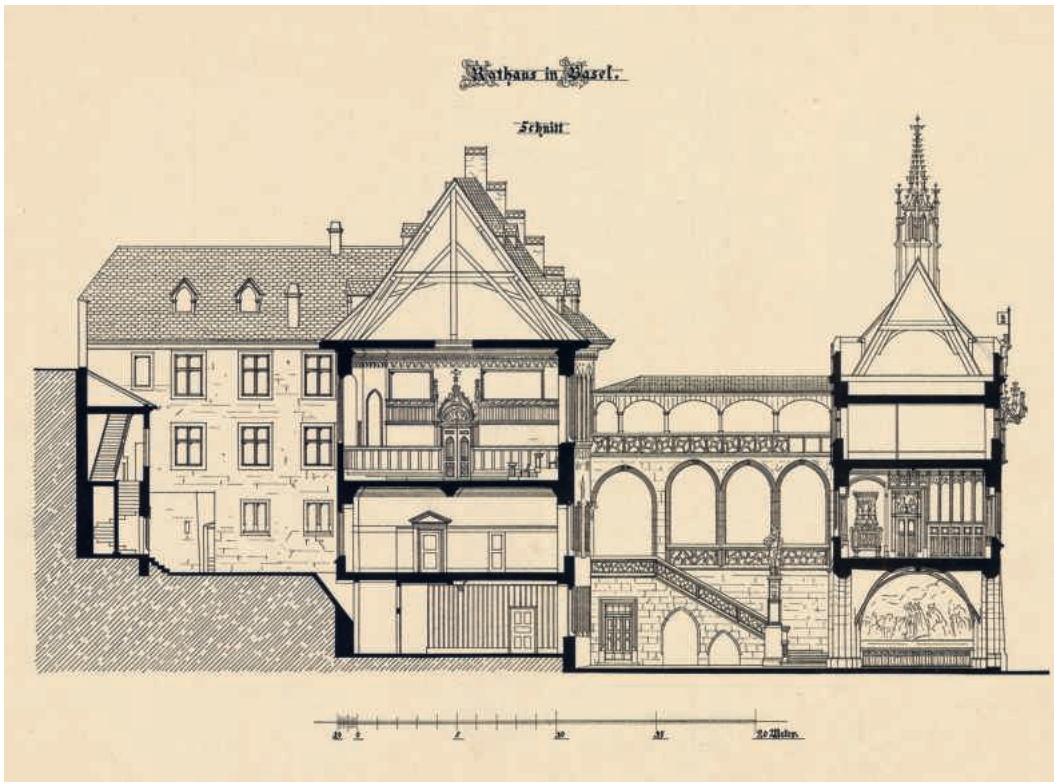
zusammengesetzt **ABB. 372**. Wie bei den gleichzeitigen Fenstergewänden beginnen die Rundstäbe mit verzierten Sockeltrommeln. Am oberen Ende der Spindel enden die Profile wieder verziert oder in einigen Fällen in lebhaften Maskaronen. Nicht selten befindet sich auf dem obersten Absatz ein Sitzplatz, der durch ein Fenster einen erhöhten Ausblick ermöglicht. Beim Erlacherhof (St. Johanns-Vorstadt 15–17 IX)[458] wird dieses Ausschauhalten bildlich inszeniert: Zwei Büsten blicken aus in Trompe-l'Œil-Manier gemalten Fenstern nach unten – ob als Abschreckung für Eindringlinge (als sogenannte Diebschreckfiguren)[459] oder als spielerische Aussage zur Bewohnerschaft, möge dahingestellt bleiben **ABB. 369**.

Mit den an französischen Vorbildern geschulten Wohnhäusern der wohlhabenden Bürgerfamilien wurden der Treppenturm und die Wendeltreppe im 18. Jahrhundert schlagartig aufgegeben. An ihre Stelle trat das innenliegende Treppenhaus mit mehrläufigen Treppen mit Richtungswechseln. In erster Linie verbinden diese das Erdgeschoss mit dem 1. Obergeschoss und werden durch einfache Nebentreppen in abgelegenen Hausteilen ergänzt. Das Geländer wurde mit eckigen, dem Treppenanstieg entsprechend verzogenen Balustern ausgestattet – in der sparsamen Ausführung als Bretter, die einen ausgesägten Balusterumriss aufweisen **ABB. 371**. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Antrittspfosten geschenkt, der meist reiches Schnitzwerk mit Muscheln und Blumenwerk aufweist.

Das Treppenhaus der Barockhäuser ist zumeist im hofseitigen Teil des Vorderhauses angeordnet, so in dem 1724 errichteten Barockbau des Spiesshofs (Heuberg 5–7 VIII 325), dem Wildt'schen Haus am Petersplatz IX oder dem Blauen Haus (Rheinsprung 16 VII 354). Wenn eine Durchfahrt vorhanden ist, wie im Haus zum Kirschgarten IX, im Weissen Haus (Rheinsprung 18 VII 354) oder im Wildensteinerhof (St. Alban-Vorstadt 30–32 IX), geht die Treppe seitlich von diesem ab. Die geräumigen Haupttreppen wurden durch einfache und engere Nebentreppen für die Dienstboten ergänzt, die an entlegenen Stellen des Hausgrundrisses angeordnet waren.

Sondertypen

Die Betrachtung von Häusern mit besonderer Nutzung und Bestimmung, wie zum Beispiel dem Rathaus, den Zunfthäusern, dem Kaufhaus oder dem Spital, wird dadurch erleichtert, dass diese in keinem einzigen Fall eine grundsätzliche architektonische Neuschöpfung sind, sondern anfänglich in schon existierenden Stadthäusern eingerichtet wurden. Dadurch erklären sich verschiedene Namensgebungen, die ansonsten nicht verständlich wären: Die Zunft zum Schlüssel, die Bärenzunft, die Spinnwetternzunft, die Zünfte zum Himmel und zum Goldenen Stern adoptierten den Namen des von ihnen gemieteten oder erworbenen Hauses. Mit wenigen baulichen Veränderungen wurden die Wohnhäuser neu eingerichtet. Die Orientierung an bekannten



373

ABB. 373 Marktplatz 9. Das Rathaus vor den Um- und Erweiterungsbauten um 1900. Der Querschnitt zeigt die grossen Säle im Hinterhaus sowie die Halle und die Ratsstube des 1504–1514 erbauten Vorderhauses. Die Laube mit ihrer geschlossenen Rückwand zum Nachbarhaus zum Hasen verbindet die Ratsstuben; die Richtung der Treppe wurde 1824–1828 verändert. Archiv Vischer AG, Basel, 01-003.

Grundrissen und Raumverteilungen mit entsprechenden Wertigkeiten ist dabei weitgehend übernommen worden. Dies sei am Beispiel des Rathauses gezeigt.

Rathaus

Vor 1344 erwarb der Rat das in der Ecke des Marktplatzes befindliche Haus zem Angen. Der Ratsherr Konrad zem Angen war 1344 gestorben, und es war wohl sein Sohn Henman, Mitglied des Rats von Achtburgern, der das Haus verkaufte. Wie es aussah, ist nicht bekannt, denn es wurde beim Erdbeben 1356 zerstört. Der Rat erwarb drei Jahre danach auch das benachbarte Haus zu Waldenburg, so dass ihm für den Wiederaufbau des Rathauses eine annähernd doppelte Fläche zur Verfügung stand. Über die Gestalt des Neubaus ist einiges aus Beschreibungen bekannt. So besass es ein Vorderhaus, das sich, wie das heutige Gebäude, mit drei Arkaden zum Marktplatz und zum Innenhof öffnete. Das Hinterhaus hat bis in die Zeit um 1900 bestanden. In ihm befanden sich die wichtigen Ratsstuben: im Erdgeschoss die Gerichtsstube des Schultheissen, im Obergeschoss die grosse Ratsstube («stuba maior», «stuba magna»), zu der man über eine steinerne Freitreppe gelangen konnte **ABB. 373**. 1438 wurde hier im Obergeschoss eine weitere Stube für den Kleinen Rat eingerichtet. 1517–1521 wurde in einer Aufstockung des Gebäudes der neue Grossratssaal eingebaut, den Hans Holbein d. J. mit Wandmalereien dekorieren durfte. Das Hintergebäude des Rathauses nimmt mit dieser Folge von grossen Sälen eine Stellung ein, die dem Hauptgebäude des Schönen Hauses am Nadelberg (Nadelberg 6 VIII 177) und möglicherweise noch weiteren Adelshöfen in diesem Gebiet entspricht.

Mit dem Neubau des Vorderhauses 1504–1514 wurde das Raumangebot bereichert. Das Erdgeschoss als gewölbte Halle verweist auf oberitalienische Kommunalpaläste wie den *Broletto* in Como,[460] doch das Obergeschoss ist als Vordere Ratsstube deutlich der Bürgerhausarchitektur entlehnt. Der Rat genehmigte sich hier eine vertäferte Stube, die in Qualität und Reichtum ihrer Ausstattung alle Bürgerhäuser übertraf **ABB. 374**. Aneinandergereihte Fensteröffnungen sowohl zum Markt als auch zum Hof, deren Bögen im Inneren durch variationsreich profilierte Fenstersäulen gestützt werden, machen die Stube zum «Glashaus», einem Kirchenschiff vergleichbar. Die Wandtäferung übersetzt die aus Wohnhäusern bekannten profilierten Wandbalken in gotische Dienstbündel mit Sockeltrommeln und Kapitellen. Die Brettfelder enden oben in aufgelegten Masswerkschnitzereien. Entsprechend ist die Bretterbälkchendecke gestaltet, deren bildlicher Schmuck mit Schnitzereien nach der Art von Gurtbögen in den Achsen der Fensterpfeiler angeordnet ist. Ein deutlicher Ausweis als öffentlicher oder kommunaler Saal sind die Wappenfenster, die nach geltender Sitte von den eidgenössischen Orten ge-

ABB. 374 Marktplatz 9. Die Vordere Ratsstube (heute Regierungsratssaal) im Vorderhaus des Rathauses. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

ABB. 375 Marktplatz 9. Der Blick in den Rathaushof zeigt die ursprüngliche Gestalt der Laube mit ihrer Freitreppe und dem Standbild des Munatius Plancus auf einem hohen Sockel. Beim Umbau des Rathauses 1824–1828 wurde die Arkade im Erdgeschoss geschlossen und die Treppe verlegt. Zeichnung von J. C. Bischoff, um 1820. Original verschollen, Repro KDBS, Peter Heman.

ABB. 376 Das Kaufhausportal aus dem Jahr 1572 befindet sich heute nach mehreren Umsetzungen als zurückversetztes Portal in der ehemaligen Post an der Freien Strasse. Der Steinmetzkunst mit den komplizierten Durchdringungen der Profilstäbe wurde stets grosse Wertschätzung entgegengebracht. Die Qualität der Arbeit wurde als Signal verstanden, dass es sich um den Zugang zu einem wichtigen öffentlichen Bauwerk handelt. Foto Tom Bisig, Basel, 2023.

ABB. 377 Freie Strasse 25 VII 414. Beim Zunfthaus zum Schlüssel wurden die spitzbogigen Arkaden zum Innenhof bei einem Umbau 2007 wiederhergestellt. Der mit Glasdach versehene Innenhof erlaubte es, diese spätmittelalterliche Raumwirkung zurückzugewinnen. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2007.



374

stiftet wurden.[461] 1513 hatte Basel auf der Tagsatzung in Zürich darum gebeten, 1520 konnte der Zyklus von Antoni Glaser vollendet werden.

Nach dem typologischen Vorbild der hölzernen Lauben bei den Stadthäusern wurde ein entsprechender Bauteil des Rathauses neu in Stein erstellt. Die Rathauslaube an der Südseite des Innenhofs lehnt sich an die geschlossene, hohe Grundstücksmauer zum ehemaligen Haus zum Hasen an **ABB. 375**. Im Erdgeschoss war sie ursprünglich durch einen weitgespannten Segmentbogen geöffnet; das Obergeschoss weist vier Spitzbogenarkaden auf. Bedeutung besassen Laube und Treppe als Ort öffentlicher Bekanntmachungen bzw. Ausrufungen, die im «Rufbuch» des Rats aufgezeichnet wurden.[462] Wichtig ist aber auch ihre Funktion als Erschliessung der Vorderen Ratsstube wie auch der älteren Hinteren Ratsstube, denn sowohl das Vorder- als auch das Hinterhaus hatten keine inneren Treppenverbindungen vom Erdgeschoss ins 1. Obergeschoss.

Das Rathaus kann im Sinne von Aldo Rossi als «primäres Element» der Stadt verstanden werden, als ein Bau, der sowohl typologische Merkmale aufnimmt als auch sie qualitativ veredelt und neu prägt. Rossi verstand bedeutende Baudenkmäler als Kristallisationspunkte und zugleich Katalysatoren der Typologie.[463]

Kaufhaus

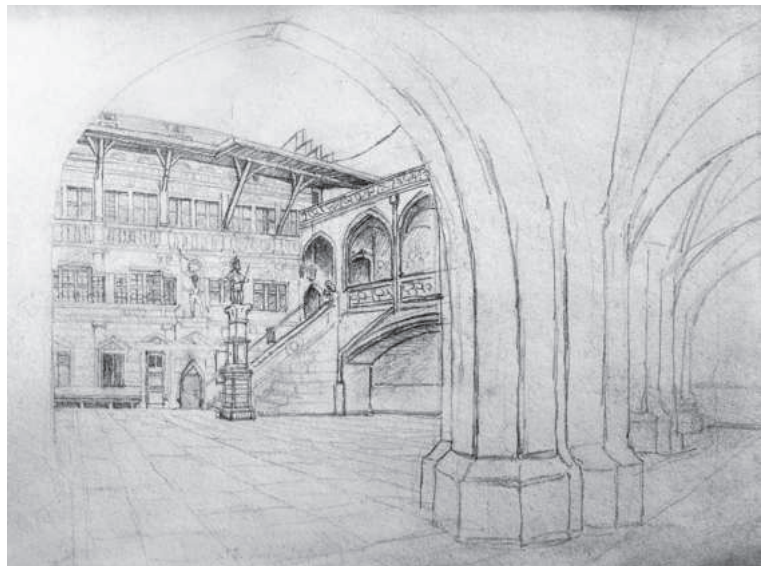
Seit Mitte des 14. Jahrhunderts ist ein Kaufhaus, damals unter der Bezeichnung «Ballhaus» oder «Ballhof», am Rindermarkt an der Stelle des späteren Safranzunfthauses (Gerbergasse 11 VIII 413) belegt.[464] 1372 diente es zusätzlich einigen Mailänder Kaufleuten als «*hospitium*», also in der Art des venezianischen «*fondaco dei tedeschi*» auch als Unterkunft.[465] 1423 verkaufte der Rat es der Safranzunft zur Einrichtung eines Zunfthauses.[466] Rudolf Wackernagel hielt das bis um 1900 erhaltene Bauwerk für einen nur geringfügigen Umbau des Ballhauses, vor allem deswegen, weil es einen für Kaufhäuser typischen grossen Innenhof aufwies. Dieser wurde von verschiedenen Gebäuden flankiert, in denen Waren durchreisender Kaufleute «niedergelegt» werden konnten, um zum Verkauf angeboten zu werden oder für die Transitzoll gezahlt werden musste.[467] Als der Rat 1373 die Rechte an der Fronwaage und den Zöllen vom Bischof erwerben konnte, liess er unmittelbar benachbart ein neues Kaufhaus anlegen, das einen durch Überwölbung des Birsigs gewonnenen grösseren Hof aufwies und sowohl von der Gerbergasse als auch von der Freien Strasse zu befahren war. Zu diesem Zweck wurden verschiedene Bürgerhäuser angekauft.[468] Heute befindet sich dort die ehemalige Hauptpost (Rüdengasse 2 VII 471). 1572 wurde die Vierflügelanlage an

zwei Seiten – an der Gerbergasse und an der zur Rüdengasse weisenden Flanke – weitgehend neu erbaut, doch zeigen ein Grundriss und Ansichten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts deutlich, dass an der Freien Strasse weiterhin die Baukörper der alten Häuser Bestand hatten (vgl. **ABB. 93**). Die typologische Neuerung für das Kaufhaus bestand demnach in erster Linie in dem grossen Innenhof, zu dem sich die flankierenden Gebäude mit Toren oder weit gespannten Arkaden öffneten. Diese Hofanlage steht im Zusammenhang mit den baulichen Initiativen des Rats, entlang des Birsigs mit dem Fischmarkt und dem Kornmarkt (Platz-)Raum im merkantilen Zentrum der Stadt zu gestalten – überdies auch im Fall der beiden genannten Plätze durch Überwölbung des Flusslaufs.

Ein einheitliches architektonisches Erscheinungsbild für das Kaufhaus wurde erst 1572 mit den Umbauten an der Gerbergasse angestrebt, zu denen insbesondere das aufwendig mit geometrisch angeordnetem und sich überkreuzendem Stabwerk gestaltete Hauptportal gehört **ABB. 376**.[469] Das Portal als Ort des Übergangs in den Machtbereich des Rats konnte durch seine künstlerisch anspruchsvolle Gestaltung die kennzeichnende Wirkung ausüben, welche die nur wenig ausgeprägte Typologie des ganzen Gebäudes vermissen liess.

Zunft- und Gesellschaftshäuser

Als die Zünfte im 13. Jahrhundert gegründet wurden, wurden Versammlungen in den Stuben von Bürgerhäusern abgehalten, die in der Folgezeit entweder dauerhaft gemietet oder erworben wurden. Darauf deutet die erste Erwähnung der Zunftstube der Schuhmacher um 1260 hin, nämlich «*Rebmans hus, que es stuba Sutorum*» («... das die Stube der Schuhmacher ist»).[470] Auf die Namensgebung der Zünfte nach den Häusern, in die sie einzogen, ist schon hingewiesen worden. Erst im späten 14. und im 15. Jahrhundert sind durchgreifende Um- oder gar Neubauten festzustellen. Als Merkmal der Zunfthäuser können seitdem eine grosse Halle im Erdgeschoss sowie der grosse Zunftsaal im Obergeschoss – auch als «Stube» bekannt – gelten. Dass das Erdgeschoss ähnlich wie beim Rathaus zur Strasse mit grossen Arkaden geöffnet war, wie verschiedentlich vermutet, ist jedoch nirgends belegt. Vielmehr waren die Fassaden geschlossen und mitunter gar mit Vorbauten versehen (siehe **ABB. 92**). Eigentümlich ist, dass bei den Häusern der vier Herrenzünfte (Schlüssel, Hausgenossen, Safran, Weinleuten) die Hallen zum Hof hin grosse Arkaden aufwiesen, durch die der Raum nicht mehr den Charakter eines Innenraums aufwies **ABB. 290**.



375



376



377



ABB. 378 Constantin Guise stellte den Hof des Spitals an den Schwellen dar, wie er sich Mitte des 19. Jahrhunderts präsentierte. Im Bereich des erhöhten Hofs stand einst die 1747 abgebrochene Kirche, an deren Stelle die beiden zweigeschossigen Flügel rechts und links errichtet wurden. Im Hintergrund ein 1501–1508 erbauter Spitalflügel und dahinter aufragend die Barfüsserkirche. Foto nach einem Original unbekannter Provenienz. StABS AL 45, 9-23-4.

378

Bauten der sozialen Fürsorge

Das städtische Spital in der Freien Strasse V 441, dessen letzte Gebäude 1843 abgebrochen wurden, war eine allgemeine «Fürsorgeanstalt für alle jenen, die nicht mit Arbeit für sich selbst sorgen konnten».[471] Die Gründung muss kurz vor 1265 erfolgt sein, weil damals ein «*hospitale novum*» (neues Spital) erwähnt wird.[472] Die ältesten Siegel zeigen Johannes den Täufer, weswegen die Gründung möglicherweise mit den seit 1206 in Basel anwesenden Johannitern zusammenhängt und die Institution erst später von der Stadt übernommen wurde. Nach Matthäus Merians Planvedute von 1615/17 befand sich die Kirche mit dem gerade geschlossenen Chor zur Freien Strasse in der Mitte zwischen zwei von Gebäuden gesäumten Höfen. Dies mag auf eine planmässige Anlage schliessen lassen, doch ist die anfängliche Verwendung bestehender Gebäude nicht auszuschliessen, wie François Maurer bemerkte.[473] Nach Beschädigung im Stadtbrand von 1417 und darauffolgenden Erweiterungen bis zur Barfüssergasse hatte der Komplex eine unübersichtliche Gestaltung erhalten. Die Kirche wurde 1747 abgebrochen, und für eingemietete Pfründner wurden zusätzliche Wohngebäude angelegt, die sich um einen durch den Abbruch vergrösserten Hof gruppierten **ABB. 378**. Im Unterschied zu grossen nordalpinen Hospitälern wie dem Sint-Jans-Hospital in Brügge (Krankensäle ab 1226/41d), dem Heilig-Geist-Hospital in Lübeck (vor 1287) oder dem Hôtel-Dieu in Beaune (1443) ist in Basel kein grosser «spitaltypischer» Bettensaal überliefert, auch ist die Verbindung der Spitalbauten zur Kirche unklar und archäologisch wohl nicht mehr zu erforschen.

Über die ältesten Bauzustände des Basler Leprosoriums III 389 lassen sich keine Aussagen machen. Das Siechenhaus wurde kurz vor 1280 als «neues Hospital» eingerichtet, und zwar weit ausserhalb der Stadtmauern bei einer möglicherweise bestehenden Kapelle des Apostels Jakobus d. Ä., des Schutzpatrons der Reisenden (heute St. Jakobs-Strasse 351–377). Die im 13. Jahrhundert vergrösserte Kapelle wurde 1894 abgebrochen und neu erbaut. Das aus mehreren aneinandergereihten Baukörpern bestehende Siechenhaus stammt nach Quellenlage aus den Jahren 1570–1571 und wurde im 20. Jahrhundert im Inneren vollständig neu ausgebaut.

Im Fall der Elendenherberge («Elende» meint Fremde), die 1421 in einer Privatliegenschaft eingerichtet wurde, lässt sich die Benutzung bestehender Gebäude noch heute im Bestand der Keller unter den Häusern der heutigen Herbergsgasse nachweisen. Der «Herrenkeller» unter der aktuellen Adresse Herbergsgasse 4–6 VIII 139 ist mit Eichenbalken gedeckt, die 1340 gefällt wurden.[474] Beim Waisenhaus, das 1669 als «Zucht- und Waisenanstalt» die ehemali-

ge Kartause beziehen durfte, sind die bestehenden Räumlichkeiten für die neue Nutzung nur geringfügig angepasst worden.[475]

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass diese kommunalen Institutionen, teilweise aus klösterlichen oder privaten Stiftungen herausgewachsen, praktisch keine bauliche Typologie ausbildeten oder bestehenden Vorbildern folgten. Mit Augenmass und Sparsamkeit scheint jeweils auf sich verändernde Notwendigkeiten reagiert worden zu sein. Ähnlich wie das Portal am grossen Kaufhaus in der Gerbergasse übernahmen Wappentafeln oder Inschriften die Aufgabe der Kennzeichnung des hoheitlichen Bereichs.

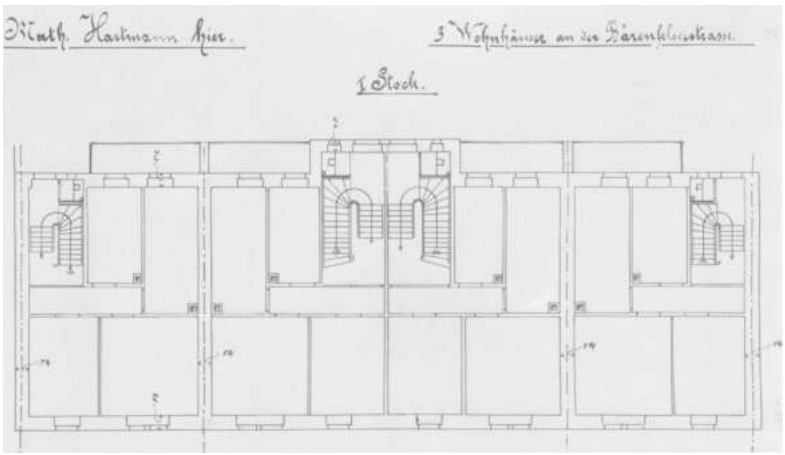
Bauten des 18. Jahrhunderts

Für die barocken Neubauten des 18. Jahrhunderts gilt das, was Leo Adler in seinem Artikel in Wasmuths Lexikon der Baukunst als «künstliche Typenbildung» durch Wünsche der Auftraggeber bezeichnete. Die Vorbildlichkeit französischer Architektur, oft vermittelt durch Traktate, ist evident. Stärker noch wirkte sich das Bestreben nach einer Gruppenbildung aus: Die Bauten der Seidenherren und Bankiers sind in hohem Mass kontextbestimmt. Wer zur gehobenen Gesellschaft dazugehören wollte, musste einen relativ engen Formenkanon für sein Haus akzeptieren, der von Nachbarn, Verwandten und Konkurrenten mitbestimmt worden war. Erleichtert wurde dieses dadurch, dass seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nur drei herausragende Baumeisterpersönlichkeiten am Platz zur Verfügung standen: Johann Jakob Fechter, Samuel Werenfels und in den letzten Jahrzehnten Johann Ulrich Büchel. Sowohl bei den Bauherren als auch bei den Baumeistern kann eine Kenntnis französischer Bauten und von der Architektur in der heutigen Westschweiz vorausgesetzt werden.[476] Entsprechende Nachweise sind bei einzelnen Gebäuden beschrieben worden, so die Verweise auf Strassburger und Genfer Häuser beim Entwurf der Sarasin'schen Häuser am Rheinsprung (Nrn. 16–18 VII 354).[477]

Grundgedanken der Bauten waren die Symmetrie und die Gleichförmigkeit. In der Regel standen sie direkt an der Strasse und wurden hofseitig durch Flügelbauten zu einer U-Form erweitert. Wenn irgend möglich, sollten die Fassaden ein Mittelportal aufweisen. Die Fenster wurden regelmässig in Achsen angeordnet, die durch minimal vorspringende Risalite rhythmisiert wurden; die senkrechte Gliederung leisteten gequaderte Lisenen und Eckverstärkungen. Auch im Grundriss war die Symmetrie prägend. In Anlehnung an das Prinzip einer sternförmig angelegten Barockstadt weist das Vestibül des Blauen Hauses (Rheinsprung 16 VII 354) eine gerundete Rückwand mit drei Türöffnungen auf, von denen radiale Gänge ins Hausinnere führen könnten – was freilich durch den beengten Platz nicht möglich war. Dem Modell des *appartement* wurde hauptsächlich bei den Gesellschaftsräumen gefolgt, die sich im 1. Obergeschoss an der Fassade befinden. Ausgehend vom mittleren Salon – häufig als Speisesaal bezeichnet – reihen sich Schlafzimmer und Nebenräume als Enfilade, verbunden durch in einer Flucht liegende Türen. Schlafräume sind oft an dem eingebauten Alkoven zu erkennen, der nicht nur in den grossen Palais, sondern auch in kleineren Bürgerhäusern in grosser Zahl eingebaut wurde. Weitere Wohn- und Schlafräume befanden sich in den Flügelbauten.[478]

Grundrisstypen im 19. und 20. Jahrhundert

Eine der grossen Herausforderungen für die Bautätigkeit des 19. Jahrhunderts bestand darin, Wohnungen für die rasant anwachsende Bevölkerung zu schaffen. Bis zum Stadterweiterungsgesetz von 1859 hatte dies hauptsächlich innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer zu geschehen, was zu einigen Mietshaus-Neubauten wie dem Haus zur Rheinlust (Oberer Rheinweg 93 VI 170, erbaut 1843), häufiger jedoch zu Unterteilungen, Aufstockungen und Anbauten der Vorderhäuser und insbesondere der Hofgebäude führte. Die Zahl der Küchen und der Ofenanschlüsse mit zugehörigen Schornsteinen vervielfältigte sich entsprechend der Zahl selbständiger Haushalte in einem zuvor von nur einer Familie bewohnten Haus. Die Treppenaufgänge wurden vom engeren Wohnbereich abgetrennt, häufig durch verglaste Holzwände, und das «Treppenhaus» wurde auf diese Weise zu einer eigenen gemeinschaftlichen Zone. Die Umwandlung eines Bürgerhauses in kleine Wohneinheiten erfuhr beispielsweise das Haus zum Kaiserstuhl (Rheingasse 23 VI 81), einst der Wohnsitz der Familie Amerbach, um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Auch in den Aussenquartieren wurden manche mehrgeschossige Einfamilienhäuser der 1860er- und 1870er-Jahre noch vor 1900 in Mehrfamilienhäuser unterteilt. «Es musste hierfür im Obergeschoss, eventuell im ausgebauten Dachgeschoss, lediglich ein Spülstein eingebaut werden. Waschhaus und Abtritt dienten allen Bewohnern gemeinsam», beschrieb Othmar Birkner.[479] Schon wenige Jahrzehnte nach dem Beginn der Stadterweiterung überwog die Zahl der vermieteten Wohnungen die der Eigentümerwohnungen bei Weitem. Die 1889



379

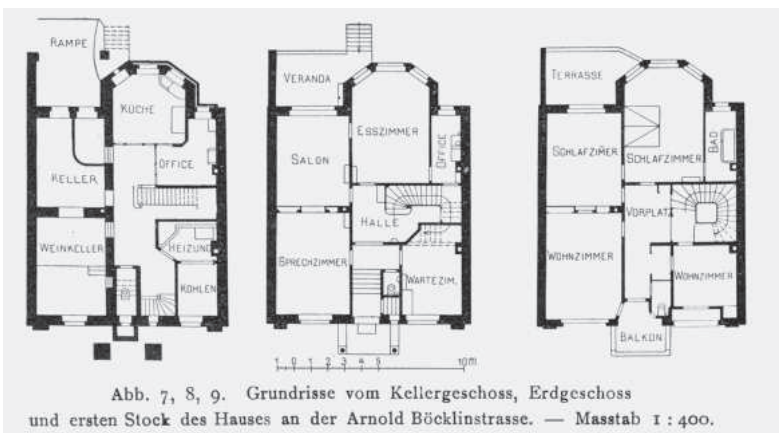
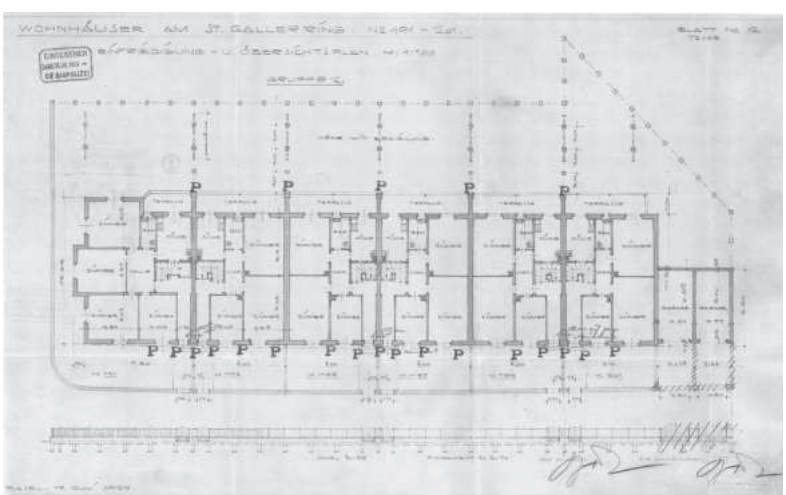


Abb. 7, 8, 9. Grundrisse vom Kellergeschoss, Erdgeschoss und ersten Stock des Hauses an der Arnold Böcklinstrasse. — Masstab 1 : 400.

380



381

von der Regierung beauftragte Wohnungsenquête lieferte hierzu Zahlen. Damals standen 2471 Eigentümerwohnungen 10 663 Mietwohnungen gegenüber.[480] Da Mietwohnungen rationell erbaut und gewinnbringend vermietet werden sollten, ist in diesem Bestand ein hohes Mass an Typisierung zu erwarten, gleichwohl natürlich Mieter verschiedener Einkommensgruppen adressiert wurden.

Für Arbeiterhäuser, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts neu erbaut wurden, hat Othmar Birkner herausgestellt, dass sie ein auf dem Land geprägtes Raumschema übernahmen, bestehend aus einem Wohnzimmer vorn und einer Küche hinten, an die sich eine quergelagerte Laube mit Abtritt anschloss (vgl. **Abb. 160**).[481] Flügelbauten wie die im Altstadtgebiet üblichen hölzernen Lauben wurden kaum noch errichtet. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde dieses Raumschema regelmässig durch einen Quergang erweitert, der es bei breiteren Häusern ermöglichte, mehrere Zimmer zur Strasse und zum Hof zu erschliessen, ohne Durchgangszimmer zu erhalten. Abtritte befanden sich zu jener Zeit, wenn nicht in der Laube, im Treppenhaus **Abb. 379**. 1895 war fast die Hälfte der bestehenden Häuser an die bis dahin vorhandene Kanalisation angeschlossen, die übrigen Abtritte wurden in Sickergruben entleert.[482] Erst ab ca. 1900 wurden in Basler Wohnungen vermehrt Badezimmer eingebaut und nach Möglichkeit alle Wasseranschlüsse (Küche, Abtritt, Bad) zusammengelegt; der «Sanitärblock» ist seitdem im Wohnungsgrundriss Standard.

Die hofseitigen Lauben wurden spätestens um 1900 zu Balkonen oder «Terrassen», die meist von der Küche aus zu betreten waren. Zur Strasse befanden sich Wohn- und Schlafzimmer.[483] «Basler Familienhäuser» wurden in der Schweizerischen Bauzeitung in einer Artikelserie von 1908 bis 1913 vorgestellt, und zwar von den Architekten Gustav Adolf Visscher van Gaasbeek, Fritz Stehlin, La Roche, Stähelin & Cie., Alfred Romang und Suter & Burckhardt.[484] Die abgebildeten Grundrisse zeigen Variationen des Themas, wie Zimmer um eine mittlere Halle gruppiert werden **Abb. 380**.

Kennzeichen der «Baumgartnerhäuser» aus der Zwischenkriegszeit ist sowohl der Rückgriff auf ältere Fassadengestaltungen und Grundrisse, zum Beispiel der hofseitigen Laube, als auch deren Standardisierung **Abb. 381**. Die Mieter oder Wohnungskäufer konnten zwischen verschiedenen, mit den Buchstaben A bis F bezeichneten Typen wählen, die sich nach der Lage auf dem Grundstück und der Fassadenbreite unterschieden.[485]

Mit der Konsolidierung dieses Grundrisstyps ging die exakte Funktionsbestimmung der einzelnen, nach Lage und Grösse hierarchisierten Wohnräume einher. Im 20. Jahrhundert drückte sich dies in den Beschriftungen der Baupläne – Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer etc. – aus, zuweilen gar mit Einzeichnung des ehelichen Doppelbetts. Die Architekten bildeten damit eine bestimmte Familienstruktur ab und formten zugleich die Erwartung an das Zusammenleben der Hausbewohner. Neben dem Wohnzimmer wurde dabei der Küche grösste Auf-



382

merksamkeit zuteil, die für alle Handgriffe der Essenszubereitung und Vorratshaltung optimiert wurde. Ob sie klein war und allein der Arbeitsbereich der Hausfrau oder gross als Familientreffpunkt zu den Mahlzeiten, erlaubt Rückschlüsse auf die Rolle der Frau, die den Architekten und Bauherren vorschwebte. Während der Konjunktur des Funktionalismus nach dem Ersten Weltkrieg wurden hierzu Umfragen und Analysen vorgenommen, deren Ergebnisse in eine wissenschaftliche Entwurfspraxis münden sollten. Damit meinte man, den Fortschritt zu fördern. So kommentierte der Winterthurer Architekt Adolf Kellermüller 1928 die Arbeit seines Kollegen Alexander Klein aus Berlin mit den Worten: «[…] Küchen mit Essplätzen, eine Möglichkeit, die von *unserem* Publikum noch sehr verlangt wird; in den meisten Fällen aber ist ein Essplatz im Wohnraum vorgeschlagen, was für eine höhere Lebensform unbedingt angestrebt werden muss.»[486] Architekten als «Sozialingenieure» wurden von David Kuchenbuch in Deutschland und Schweden untersucht, doch sind entsprechende Ideen und Vorgänge auch in der Schweiz zu bemerken.[487]

Ein durchorganisiertes Familienleben ging zwanglos Hand in Hand mit Vorfertigung und Typisierung sowohl der Wohnungsgrundrisse als auch aller baulichen Details, bis hin zur Ausstattung mit bestimmten Möbeln. Die Basler Wohnungsausstellung (WOBA) 1930 bildet in dieser Hinsicht einen Höhepunkt **Abb. 382**. Im Bauboom der Jahre nach 1945 wurden soziologische Gesichtspunkte gegenüber den Aspekten der Rationalisierung und Massenfertigung zurückgedrängt. Ein Hauptmerkmal des Wohnungsgrundrisses, nämlich das im Verhältnis zu den Schlaf- und Kinderzimmern grosse und zuweilen riesige Wohnzimmer, hat sich seit der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts fest verankert. Essplätze als Anhang des Wohnzimmers gehören schon lange dazu, und in jüngerer Zeit ist die Küchenzeile ebenfalls integriert worden. Die damit einhergehenden durch Kochdünste verursachten bauphysikalischen, Probleme wurden auf technischem Weg mit effizienten Abzugsanlagen angegangen, so wie auch die fensterlosen Sanitärräume, mit derselben Technik ausgestattet, keine Schwierigkeit mehr darstellen.[488] Energetische Notwendigkeiten rückten im späten 20. und im 21. Jahrhundert die Fragen des Raumklimas in den Mittelpunkt, die durch Dämmung und elektronisch gesteuerte Belüftung und Beheizung einen weiteren Schub der Technisierung von Bauwerken bedeuteten. Die Mahnung von Hans Bernoulli aus den 1940er-Jahren, dass das vernetzte oder netzgebundene Haus empfindlich sei und schnell altern werde, hat sich bewahrheitet.[489] Vernetzung scheint in diesem Zusammenhang keinen Zugewinn an Resilienz zu bedeuten, im Gegenteil.

Abb. 379 Bärenfelserstrasse 43–49. Grundriss der Baueingabe 1898. Die Zeichnung zeigt die symmetrische Anordnung der Wohnungen und die Erschliessung der Zimmer durch einen quergelagerten Flur. Die Abtritte sind auf halber Treppe im Treppenhaus zu finden. Aus: Birkner 1981, S. 45.

Abb. 380 Arnold Böcklin-Strasse 15. Grundrisse vom Keller, Erdgeschoss und Obergeschoss des Hauses im Paulusquartier, 1903–1904 nach Entwurf von Gustav Adolf Visscher van Gaasbeek für einen Arzt erbaut. Aus: SBZ 52, 1908, H. 14, S. 177.

Abb. 381 St. Gallerring 191–201. Eine Zeile von «Baumgartnerhäusern», erbaut 1929. Die Backsteinwände wurden an statisch beanspruchten Stellen mit Portlandzement (im Plan mit P bezeichnet) verstärkt. Die Geschossbalken bestanden aus Holz oder im Küchen-/Badbereich aus Eisen. Aus: Brandenberger/Zophoniasson/Zünd 2002, S. 101.

Abb. 382 Im Surinam 102–104. Häuser der WOBA-Siedlung 1930, entworfen vom Genfer Architekten Maurice Braillard. Foto Kathrin Schulthess, Basel, 2020.

Innendekoration und Ausstattung

Das Innere historischer Gebäude fasziniert. Was private Besucherinnen und Besucher oder Teilnehmende an Führungen bei Tagen der offenen Tür genauso wie Fachleute in den Bann zieht, ist einerseits das Zusammentreffen von Vergangenheit und gegenwärtiger Nutzung und andererseits die Imagination von einer früheren Lebensumwelt. Dies betrifft öffentliche Bauten und Kirchen, in stärkerem Mass erlauben jedoch die Bürgerhäuser das Eintauchen in eine ehemalige Privatheit. An deren Betrachtung kann sich Entsetzen entzünden (z. B. über sanitäre Verhältnisse) oder auch schwärmerisches Staunen über handwerkliche Qualität und Prachtentfaltung.

Im folgenden Kapitel werden vorwiegend Dekoration und Ausstattung in Profanbauten behandelt. Zur Malerei und zum Inventar der Kirchen kann einerseits auf die vorhandenen Kunstdenkmälerbände III–V, X verwiesen werden, andererseits stehen sie ausserhalb des hier zu behandelnden Fokus auf die historischen Wohnwelten. Zwar existieren Verbindungen über die Personen der Maler und Bildhauer, die sowohl im kirchlichen als auch im öffentlichen oder privaten Auftrag arbeiteten. Auch kann eine Trennung weder formal noch thematisch begründet werden, insbesondere was die neuzeitliche Trennung des Profanen und des Sakralen angeht. Die Beschränkung auf Profanbauten beruht vielmehr auf dem vorliegenden Material. Während nach der Reformation die künstlerische Produktion für die Kirche deutlich zurückging, entstammt das Gros der erhaltenen Raumausstattungen in Profanbauten dem 16. und 17. Jahrhundert – mit Anfängen im 15. Jahrhundert – sowie späteren Zeiten.

Wand- und Deckenmalerei

Einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Raumwirkung sowohl sakraler als auch profaner Interieurs hatte deren farbliche Ausgestaltung. Von ihr ist heute kein umfassendes Bild mehr zu gewinnen. Während des Mittelalters war die Bemalung von Wänden, Decken und Gewölben ubiquitär, verlor jedoch im Kirchenraum seit der Reformation an Bedeutung und verschwand im profanen Bereich im 18. Jahrhundert mit der Verbreitung von Wandbespannungen und Gipsdecken, wobei diese Materialien in der Regel nur eine neue Schicht über die alte Dekoration legten. So ist zu konstatieren, dass im 19. Jahrhundert zwar ein grösserer Bestand an vormoderner Wand- und Deckenmalerei erhalten war als heute, dass jedoch die Anzahl der sichtbaren Bilder und Ornamente weitaus geringer war. Mit den Abbrüchen von Klostergebäuden und Wohnhäusern infolge der Industrialisierung und des Stadtwachstums setzten zugleich die Entdeckungen und Freilegungen in grosser Zahl ein. Im gleichen Umfang wie das bedrohte Stadtbild wurde – teilweise von denselben Künstlern – besonders die figürliche Malerei dokumentiert. Mit dem Historismus und dem Jugendstil kehrte das Ornament vorübergehend in die Baukunst zurück, bezeichnenderweise jedoch mit anderen Aufgaben und an anderen Orten innerhalb des Hauses.

Dokumentation des Bestands

Schon Emanuel Büchel nahm im Auftrag des Rats die Totentänze des Prediger- und des Klingentalklosters auf und zeichnete in den Jahren 1771–1775 Bild- und Kunstwerke des Münsters im Zusammenhang mit der Renovierung durch Johann Jakob Fechter.[490] Nahezu zeitgleich sammelte Johannes Müller in der Schweiz «merckwürdige Überbleibsel von Alterthümeren», die jüngst als «Bildgedächtnis der Schweiz» neu herausgegeben wurden. Auch Beispiele aus Basel sind hierin enthalten (vgl. **Abb. 145**).[491] 1839 beim Umbau der Johanneskapelle am Münsterplatz und 1843, als die Barfüsserkirche zum Kaufhaus umgebaut und erweitert wurde, dokumentierten der Architekt Christoph Riggenbach und der Maler Johann Jakob Neustück die dabei entdeckte Wandmalerei.[492] Nachdem sich auch Jacob Burckhardt würdigend mit der Malerei in der Münsterkrypta auseinandergesetzt hatte,[493] galt die Aufmerksamkeit während der Abbruchwellen in der Talstadt im späten 19. Jahrhundert auch diesen Zeugen der Basler Vergangenheit, wie Publikationen im Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde und in anderen Periodika zeigen.[494] Die Dokumentationen wurden dem Archiv der Historisch-antiquarischen Gesellschaft[495] oder der Mittelalterlichen Sammlung (seit 1894 Historisches Museum Basel in der Barfüsserkirche) übergeben. Dieser dokumentarischen Sorgfalt stand eine grosse Unbekümmertheit gegenüber, mit der die historischen Gebäude anschliessend abgebrochen wurden. Die weitere Entwicklung ist eng mit dem Entstehen einer Denkmalpflege in Basel verbunden. Nach Gründung der Freiwilligen Basler Denkmalpflege 1913 arbeitete Ernst Alfred Stückelberg mit dem Kunstmaler Alfred Peter zusammen, der, später als Mitarbeiter der staatlichen Denkmalpflege, eine grosse Zahl von Wandmalereifunden abpauste oder abzeichnete. Das im Jahresbericht der Freiwilligen Denkmalpflege 1940 veröffentlichte Verzeichnis der aufgenommenen Pläne und Malereikopien umfasst neben den Kirchen auch Dokumentationen aus 24 Privathäusern, von denen mehrere dem Abbruch geweiht

Abb. 383 **Spalenberg 20. Haus zum Geyer VIII 283. Wandmalerei in der Nebenstube aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2009.**



383

Abb. 384, 385 Edelfrau und Kardinal. Fragmente des Prediger-Totentanzes, die 1805 beim Abbruch gerettet wurden. Bei sechs der insgesamt neunzehn Stücke in Museumsbesitz wurden spätere Übermalungen restauratorisch entfernt, so dass nun das um 1440 gemalte Bild erkennbar ist. (HMB Inv. 1870.689. und 1870.681.)

Abb. 386 Hans Holbein d. J. Fragment des Gemäldes «Rehabeams Übermut» aus dem Grossratssaal des Rathauses, 1530. Das Bruchstück gelangte zusammen mit sechs anderen zwischen 1825 und 1833 ins Kunstmuseum Basel. Es zeigt den biblischen König Rehabeam, der seinem Volk gegenüber herrschsüchtig und unnachgiebig auftritt (2 Chr 10,10–11). (KMB Inv. 328.)

Abb. 387 Marktplatz 9. Rathaus. Moses und Aaron präsentieren die auf dem Berg Sinai erhaltene Gesetzestafel, rechts erweist ein sich nähernder Bauer mit einer geschulterten Hacke dem Gesetz seine Reverenz, indem er den Hut lüpft. Das Bild wurde 1864 im Staccoverfahren abgelöst. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

waren, so zum Beispiel die Häuser zum Brunnen (Petersberg 1 VIII 70) und Fischmarkt 11.[496] Umfangreiche Fundkomplexe boten sich in den seit 1939 baurechtlich zur Altstadtzone gehörenden Gebäuden bei nahezu jeder Renovierung dar. 1977 fand im Stadt- und Münstermuseum (heute Museum Kleines Klingental) eine Ausstellung zu den Wandmalereifunden der beiden vorangegangenen Jahrzehnte statt, an der 86 abgenommene Wandmalereifragmente sowie über hundert Fotografien von in situ erhaltenen Einzelbefunden präsentiert wurden.[497] Seit Mitte der 1960er-Jahre lag ein grosser Teil der Dokumentationen und Restaurierungen von Wand- und Deckenmalerei in den Händen des Restaurators Paul Denfeld.[498] Seine Arbeiten und die seiner Berufskollegen wurden bzw. werden von der 1978 geschaffenen Abteilung Bauforschung der Kantonalen Denkmalpflege begleitet.

Forschungen zur Wand- und Deckenmalerei

Während die Freskomalerei Italiens stets Forschungsgegenstand der Kunstgeschichte war, ist dies bei den Kunstwerken nördlich der Alpen weniger der Fall gewesen und zunächst nur die sakrale Wandmalerei des Mittelalters betreffend.[499] So widmete sich Ernst Murbach im Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) von 1969 über «Die mittelalterliche Wandmalerei von Basel und Umgebung im Überblick» fast ausschliesslich den Kirchen, und auch Jürgen Michlers Werk über die «Gotische Wandmalerei am Bodensee» von 1992 hat überwiegend Sakralräume zum Gegenstand.[500] Entscheidend für diese Auswahl war der oberflächliche Eindruck, dass von profaner Wandmalerei des Mittelalters wenig und nur mittelmässige Werke erhalten seien. Mit dem sich ausweitenden Denkmalbegriff seit den 1970er-Jahren hat sich auch die Beschäftigung mit profanen Raumfassungen intensiviert. Einen ersten Eindruck vom Reichtum profaner Dekorationen konnte man 1967 durch eine Ausstellung zur Winterthurer Wandmalerei gewinnen, nachfolgend dann durch einen Aufsatz von Charlotte Gutscher-Schmid 1982 zu Zürcher Funden.[501] Mancherlei Bezüge zur Zürcher Malerei weisen Konstanzer Malereifunde auf, wie eine 1988 erschienene reichhaltige Museumspublikation veranschaulicht.[502] Aus dem nördlichen Deutschland – aus Niedersachsen und aus Lübeck – sind zwei grosse Forschungsprojekte mit Modellcharakter zu nennen, die sowohl in Buchform als auch in der Form einer Internet-Datenbank (so in Lübeck) publiziert wurden.[503] Das Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München machte 2005 das Farbdiaarchiv online zugänglich, das die Nationalsozialisten in den Jahren 1943–1945 hatten anlegen lassen. Es enthält 39 000 Aufnahmen von Wandmalereien und Deckendekorationen in Deutschland, Österreich, Polen, Russland und Tschechien.[504] In Frankreich konzentriert seit 1994 die freie *Groupe de recherches sur la peinture murale* (GRPM) die Forschung zur Wandmalerei.[505] Wesentliche Impulse zum Verständnis des kulturhistorischen Werts profaner Wandmalerei wurden von dem 1998–2002 unter der Leitung von Eckart Conrad Lutz an der Universität Freiburg im Üchtland durchgeführten Projekt «Literatur und Wandmalerei. Erscheinungsformen höfischer Kultur und ihre Träger im Mittelalter» gegeben.[506] Basis ist die eigens erstellte Datenbank «Mittelalterliche Wandmalerei in Profanbauten», die sämtliche publizierte thematische Wandmalerei der Schweiz und angrenzender Regionen erfasst. Ornamentale Malerei wie Ranken oder Fehbesatz wurde, dem fachspezifischen Ansatz der Literaturwissenschaft entsprechend, nur rudimentär aufgenommen.[507] Die Publikationen der kantonalen und städtischen Denkmalpflegebehörden sowie die Kunstdenkmäler der Schweiz ergänzen das reichhaltige Material.[508]

Denkmalpflegerischer Umgang: Ablösen, Kopieren, Freilegen, Restaurieren

Wand- und Deckenmalerei aus der Zeit der Vormoderne ist praktisch ausnahmslos Fragment, häufig in unansehnlichem Zustand, so dass mitunter ein Erkennen des Darstellungsgegenstands schwerfällt oder unmöglich ist. Damit verbunden ist die Frage, wie mit den Objekten umgegangen werden soll. Die Doktrinen der Restaurator/innen und Denkmalpfleger/innen oszillieren zwischen der nachschöpfenden Wiederherstellung und dem rein konservierenden Festigen des Bestands, doch ist zwischen beiden Positionen keine lineare Entwicklung zu beobachten.

Zu unterscheiden ist zudem zwischen Fassungen auf Holz, also bemalten Decken, Balken und Täferungen, und Wand- und Gewölbemalerei auf Putz. Erstere sind unschwer dislozierbar und wurden schon im 19. Jahrhundert in beträchtlichem Umfang in private Hand oder in Museen verkauft. Die Schweiz war in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein regelrechtes Exportland für Teile von Ausstattungen und ganze Täferzimmer.[509] Prominentes Beispiel für die Umsetzung einer bemalten Raumdekoration ist das «Gundeldinger Täferzimmer» aus der Zeit von 1674–1677, das 1894 aus dem grössten der Gundeldinger Landsitze ins Historische Museum Basel gelangte.[510]

Malerei auf Putz durch ihre Ablösung von der Wand zu retten, stösst hingegen auf grosse technische Schwierigkeiten. Gleichwohl wurde dieses Verfahren schon kurz nach 1800 in Basel durchgeführt. Kunstfreunde brachten 1805 26 Fragmente des Totentanzes von der Friedhofsmauer des Predigerklos-

ters, die damals der Spitzhacke geweiht wurde, in Sicherheit **Abb. 384, 385**.[511] Aus dem Grossratssaal des Rathauses gelangten zwischen 1825 und 1833 sieben Fragmente der Wandbilder, die Hans Holbein d. J. 1521 und 1530 geschaffen hatte, ins Kunstmuseum **Abb. 386**. Eines der frühesten Beispiele der Schweiz, bei dem es gelang, eine grössere Fläche abzulösen, stellt das von Hans Bock d. Ä. am Rathaus geschaffene, 214×326 cm messende Fassadenbild mit Moses und Aaron dar, das 1864 vor der Zerstörung gerettet wurde und sich heute im Treppenhaus des Rathauses befindet **Abb. 387**.[512] Das Strappoverfahren, bei dem nur die Malschicht auf einen neuen Bildträger übertragen wird, wurde in der Schweiz erstmals 1886 von Giuseppe Steffanoni in Genf angewandt und entwickelte sich zur am häufigsten verwendeten Technik.[513] Bis in die frühen 1950er-Jahre wurden viele abgelöste Wandmalereifragmente aus den Kantonen dem Schweizerischen Landesmuseum in Zürich übergeben.[514] Aufgrund der einstigen Konkurrenz um den Standort des Landesmuseums behielt Basel seine Kunstwerke für sich; in Zürich befinden sich bis heute keine Beispiele aus Basel.

Das Schicksal der abgelösten Wandmalereifragmente ist ambivalent. Einerseits vor der Zerstörung gerettet, sind sie andererseits ihres architektonischen Kontextes beraubt und, sofern sie nicht von hoher künstlerischer Qualität sind, magaziniert. Oftmals haftet noch die sichernde Leinwand an der Maloberfläche, so dass die Stücke auch im Depot nicht zu betrachten sind und die Kenntnis allein auf der Dokumentation vor der Abnahme beruht. Die Denkmalpflege hat daher in den letzten Jahrzehnten nach dem Grundsatz gehandelt, die Malerei, wenn irgend möglich, an ihrem angestammten Ort zu belassen, auch wenn sie zur Sicherung abgedeckt werden muss.[515]

Bilder, die an ihrem Ort blieben, wurden entweder durch wiederholte Retuschen und Übermalungen gepflegt und blieben sichtbar, oder sie wurden durch Kopien vollständig ersetzt. Dies betrifft in erster Linie die politisch wichtigen Bilder an öffentlichen Orten, wie zum Beispiel das sogenannte Älteste Stadtbild Basels im Rathaus, das «Erdbebenbild» im Kaufhaus oder Holbeins Ausmalung des Grossratssaals (vgl. **Abb. 12, 74**). Letztere war 1579 schon so schadhaft, dass Hans Bock den Auftrag erhielt, die Szenen auf Leinwand zu kopieren und diese dann vor die Wand zu spannen.[516] Bilder, auf die kein Wert mehr gelegt wurde, wurden entweder einfach mit einer Tünche abgedeckt oder durch Pickelhiebe so weit aufgeraut, dass eine neue Putzschicht gut haften konnte. Eine vollständige Zerstörung trat nur ein, wenn die Wand oder Decke oder das gesamte Gebäude abgebrochen wurden. Neuere



384



385



386



387

Untersuchungen im Münster haben ergeben, dass selbst bei der umfassenden Zerstörung der Steinoberflächen durch Stockhammerschläge, die 1852–1857 durchgeführt wurde, Partikel der Malschicht noch im Sandstein nachzuweisen sind und durch UV-Licht annähernd sichtbar gemacht werden können.[517]

Drei Techniken zur Ablösung von Wandmalerei:[518]

Masselloverfahren
Das Kunstwerk wird mitsamt der Trägermauer oder einem Teil von ihr abgelöst. Dieses Verfahren eignet sich nur für kleine Partien, grössere Bilder müssen zerteilt werden.

Staccoverfahren (oder Distacco)
Das Kunstwerk wird mitsamt dem Malputz und dem darunterliegenden Grobputz abgelöst. Dabei wird das Bild durch Verleimen an der Vorderseite gesichert, während es mit Stemmeisen von der Wand abgelöst wird, wenn diese nicht von hinten ganz entfernt werden kann. Das Bild wird anschliessend auf eine starre Trägerplatte montiert. Auch hierbei müssen zumeist grössere Flächen zerteilt werden. Die Maloberfläche bleibt gut erhalten.

Strappoverfahren
Eine aufkaschierte Gewebefolie verbindet sich mit der Malschicht, die ohne den Putz eingerollt und anschliessend auf Leinwand aufgezogen wird. Das Verfahren eignet sich auch für gewölbte Flächen. Die Malfläche wird aufgrund der Stauchung beim Einrollen in Mitleidenschaft gezogen.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein wurde die Wand- und Deckenmalerei vorwiegend als Temperamalerei auf trockenem Putz (*secco*) oder grundiertem Holz ausgeführt. Das Bindemittel bestand aus einer Emulsion mit pflanzlichen oder tierischen Fetten (z. B. mit Sumpfkalk aufgeschlossenes Kasein), dem die Pigmente zugefügt wurden.[519] Ölfarben wurden zunächst nur für unverputzte Sandsteinelemente wie Sockel oder Fenstergewände im Aussenbereich oder für Skulpturen und Kapitelle benutzt.[520] Mit den Rathausgemälden Hans Bocks gelangte diese Technik um 1608–1611 auch für grossformatige Gemälde an Fassaden und in Innenräumen zur Anwendung.[521]

Auf nahezu jeder Wand eines historischen Gebäudes trifft man ein ganzes «Schichten-Sandwich» (Jürgen Pursche) von Putz-, Tünch- und Malschichten an, dessen möglichst substanzschonende Untersuchung geboten ist, weil es die wichtigste Quelle zur relativen Chronologie darstellt und darüber hinaus die technischen Voraussetzungen der zu erwartenden Restaurierung klärt. Im Unterschied zur früheren generellen Affinität gegenüber grossflächigen Freilegungen raten Restauratorinnen und Restauratoren heute zur Zurückhaltung, weil die mechanische Abtragung der oberen Schichten auch bei grosser Vorsicht stets mit einem massiven Eingriff in die Malerei verbunden ist.[522] Im Fall einer Salzbelastung des Mauerwerks birgt die Freilegung die Gefahr des totalen Verlusts der Malschicht, da die aus der Wand diffundierenden Salze an der Oberfläche, also in der Malschicht, kristallisieren und diese zerstören – hier ist zum Aufbringen einer neuen Putzschicht, die regelmässig erneuert werden muss, zu raten. Darüber hinaus wurden Räume häufig wiederholt ausgemalt: Hier ist zu entscheiden, ob die älteste Schicht freigelegt werden soll, wodurch die jüngeren Schichten zerstört würden, oder ob anders verfahren werden soll. In der Eisenburg (Martinsgasse 16–18 VII 306) wurde ein Christophorusbild aus dem späten 15. Jahrhundert entdeckt, in einem Raum, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts flächendeckend mit Ranken ausgemalt worden war. Die Malerei verschwand noch im selben Jahrhundert hinter einer hölzernen Täferung, mit Ausnahme der neu bemalten Ofennische. Um 1980 wurden alle drei zeitlich aufeinanderfolgenden Malereiphasen partiell restauriert und sind nun nebeneinander zu sehen **Abb. 388**. Solche Räume repräsentieren damit einen historisch nicht bestimmbaren Zustand (vgl. **Abb. 391**).[523]

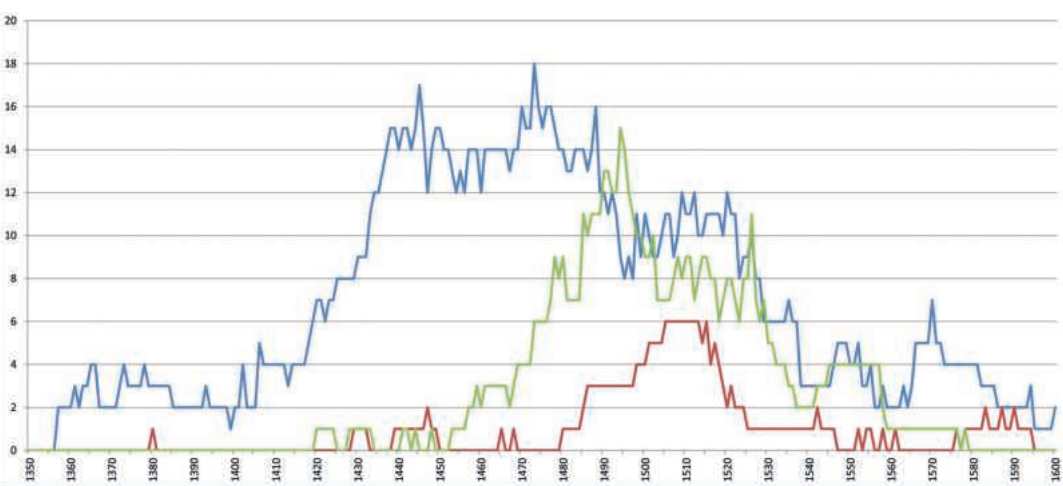
Die Frage nach Freilegung von Wand- und Deckenmalerei ist nur im Zusammenhang mit dem Nutzungskonzept zu entscheiden. Dabei ist auch zu bedenken, in welchem Umfang restauratorisch oder rekonstruierend eingegriffen werden soll. Schon seit Jahren ist es üblich, dass Spuren entstellender Pickelhiebe farblich zurückgebunden und rekonstruierte Partien entweder durch eine blassere Tönung oder durch eine feine Schraffur kenntlich gemacht werden.

Die Maler

Die Wand- und Deckenmalerei der Vormoderne ist in der Regel nicht signiert, doch kennen wir aus den Schriftquellen eine grosse Anzahl von Malernamen, die sich in einigen Fällen mit Werken verbinden lassen.[524] Die Maler besassen keine eigene Zunft, sondern bildeten zusammen mit den Sattlern und Sporern, seit dem 15. Jahrhundert auch mit den Glasern, Glasmalern und Bildschnitzern die Halbzunft zum Himmel **Abb. 389**. Der Name bezieht sich auf das Zunfthaus Freie Strasse 33, in dem sie seit 1384 ansässig waren. Parallel hierzu waren die Maler bis zur Reformation in der St. Lukasbruderschaft mit ihrem Altar in der Augustinerkirche beheimatet.[525] Die Maler der Himmelszunft übernahmen Aufträge aller Art im Bereich der Gebäudedekoration und -ausstattung, von Porträts[526] und Altarbildern über Skulpturenfassungen bis hin zu Wappen, Zielscheiben und Dekorationsmalerei. In der Zunftordnung von 1526 wird zudem ihr Recht festgeschrieben, Hausfassaden zu bemalen; die Maurer aus der Spinnwetternzunft durften Wände lediglich weissen oder Fensterpfosten mit Steinmehl streichen.[527] Die Kartenmaler und



388



389

ABB. 388 Martinsgasse 16–18. Eisenburg VII 306. Im «Rankenzimmer» im 1. Obergeschoss sind Malschichten aus verschiedenen Epochen simultan zu sehen. Am ältesten ist die Malerei auf rotem Grund mit dem Christophorusbild über der Tür, Ende des 15. Jahrhunderts. Die Fadenranken folgten im frühen 16. Jahrhundert, und die ausgemalte Ofennische ist inschriftlich 1562 datiert. Foto Christian Teuwen, Basel, 1980er-Jahre.

ABB. 389 Die Anzahl der durch Schriftquellen belegbaren Maler, Glasmaler sowie Karten-, Heiligenmaler und Illuminatoren im Zeitraum zwischen dem Erdbeben von 1356 und dem Jahr 1600. Deutlich erkennbar ist eine Hochkonjunktur für die Maler zur Zeit des Konzils im 1. Drittel des 15. Jahrhunderts sowie eine Flaute in der Zeit nach der Reformation, ab 1529. Quelle: ROTT 1936. Datenverarbeitung Florentin Möhle.

«Helgenmaler» (Heiligenmaler) waren zu Safran zünftig,[528] Goldschmiede wie URS GRAF, der auch als Stempelschneider, Grafiker, Glasmaler und Maler tätig war, gehörten der Hausgenossenzunft an. Maler lieferten Entwürfe und «Bildner» (Vorlagen im Massstab 1:1) für die Bildteppiche des 15. Jahrhunderts.[529] Innerhalb der Himmelszunft war die Abgrenzung zu den Glasmalern teilweise problematisch, wie die 1488 überlieferte Schlichtung im Streit des Glasmalers BARTHOLOMÄUS RUTENZWEIG mit den Malern verdeutlicht. RUTENZWEIG hatte das Glaserhandwerk gelernt, war aber als Maler in die Himmelszunft eingetreten. Er übte beide Handwerke aus, was ihm eine Klage vor den Zunftmeistern eintrug. Zwar war damals festgelegt worden, dass beide Berufszweige säuberlich zu trennen seien,[530] doch entwarfen viele Maler, unter ihnen HANS HOLBEIN D. J., zahlreiche Scheibenrisse für Glasfenster. Trotz der vielzitierten Beschränkungen durch das Zunftwesen existierte ein ideeller Motivschatz, der in verschiedenen Gattungen aufgenommen werden konnte.[531]



390

ABB. 390 **Für den Druck mit verschiedenen Blütenformen benutzte der Stecher Israhel van Meckenem d. J. am Ende des 15. Jahrhunderts Vorlagen des auch in Basel tätigen Meisters E. S., des Colmarers Martin Schongauer sowie des Meisters der Berliner Passion. Blätter wie dieses werden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als «Ornamentstiche» bezeichnet. (British Museum 1925,0406.89.) © The Trustees of the British Museum.**

In den erhaltenen Zunftordnungen sind keine Bräuche und Bestimmungen zur Ausbildung der Maler und der Werkstattorganisation enthalten, doch lassen andere Quellen darauf schliessen, dass sie existierten, so wurde beispielsweise eine Einschreibegebühr für Lehrlinge gefordert.[532]

Ein echtes Künstlerviertel gab es in Basel nicht, eine gewisse Konzentration der von Künstlern bewohnten Häuser ist allerdings im Bereich des Blumenrains, des Fischmarkts und in der Freien Strasse festzustellen, so zum Beispiel das von KONRAD WITZ 1443 erworbene Eckhaus zum Pflug (Freie Strasse 38 VII 452). In dem bekannten Strassburger Bild der heiligen Katharina und Magdalena malte WITZ im Hintergrund das Haus eines Bildhauers, der auf dem ausgeklappten Laden zur Strasse Figuren zum Kauf anbietet (vgl. **ABB. 251**). Auch bei URS GRAF und HANS HUG KLUBER (Stadthausgasse 18 VIII 96 und Blumenrain 28 VIII 57) befanden sich offenbar ein Laden im Erdgeschoss und Ateliers bzw. Werkstätten im Obergeschoss. Das ausführliche Nachlassinventar des in der Augustinergasse 7 wohnhaften, 1574 verstorbenen Malers THOMAN WEBER, das von Susan Tipton vollständig ediert wurde, gewährt überdies einen Einblick darein, welches «Kapital» an Vorlagenblättern ein Maler im 16. Jahrhundert zur Verfügung hatte.[533] WEBER besass neben einem Sammelband mit Werken ALBRECHT DÜRERS 118 Druckgrafiken nach Entwürfen MAARTEN VAN HEEMSKERCKS zu verschiedenen, vornehmlich christlichen Themen, daneben, Darstellungen der Ruinen Roms sowie eine Karte Roms und der Eidgenossenschaft. Bücher über Sonnenuhren, Astrolabien, Geografie und das zweibändige Lehrbuch des Petrus Ramus über Arithmetik und Geometrie, darunter auch Vermessungskunst, belegen seinen Bildungshintergrund. Eine ähnliche Zusammenstellung wäre bei HANS BOCK D. Ä. zu erwarten. Die Benutzung grafischer Vorlagen ist bei ihm ebenso nachzuweisen wie sein zweites Geschäftsfeld, die Landvermessung.[534]

Die Benutzung von Vorlagen ist seit dem Mittelalter bekannt, obwohl die handgezeichneten Bauhütten- oder «Musterbücher» des 13./14. Jahrhunderts eher die Aufnahme bestimmter Formen durch den Zeichner belegen, als dass sie eine starke Aussenwirkung entfalteten.[535] Mit einer grösseren Zahl von Rezipienten konnten erst gedruckte Werke rechnen **ABB. 390**.[536] Im 16. Jahrhundert erschienen viele Architekturtraktate und Musterbücher, die wie HEINRICH VOGTHERRS Kunstbüchlein (Strassburg 1538)[537] oder HANS VREDEMAN DE VRIES' Intarsienentwürfe (Antwerpen 1562[538]) für die Übertragung in ein anderes Medium vorgesehen waren, ergänzt durch Einzelblätter und kleine Serien. In Basel als oberrheinischem Druckerzentrum wurden Formen grösstenteils über die Buchillustrationen und Titeleinfassungen vermittelt.[539] Die Verwendung von ganzen Bilderfindungen, wie sie mit den Gerechtigkeitsbildern im Rathaus oder der Fassadenmalerei am Schmiedenzunfthaus (Im Schmiedenhof 10 VIII 430) vorliegt, ist eng verknüpft mit der Tätigkeit von Kunstsammlern wie Basilius Amerbach und anderen, die im Austausch mit den Künstlern standen, und erst seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts greifbar.[540]

Neben die traditionelle Ausbildung der Maler als Lehrlinge und Gesellen in Meisterbetrieben trat 1762 der Zeichenunterricht in der von HIERONYMUS HOLZACH gegründeten Zeichenschule, in der zunächst mittellose Waisenknaben unterwiesen wurden.[541] Der Rat erkannte den Nutzen für die handwerkliche Ausbildung und subventionierte ab 1768 die seitdem «Obrigkeitliche» Zeichenschule. Jährliche Berichte dokumentieren, dass die Schüler vorwiegend Berufe im Bau und im Bereich der Ausstattung von Häusern anstrebten (Steinmetz, Schlosser, Tapezierer u. a.). Die Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) rief 1779 eine zweite Zeichenschule ins Leben, in die HOLZACHS Institut nach dessen Tod 1793 integriert wurde.[542] Die Ausrichtung auch dieser Schule auf die Lehrlingsausbildung im Handwerk ermöglichte zwanglos die Umwandlung in die staatliche Allgemeine Gewerbeschule im Jahr 1887 unter dem Direktor WILHELM BUBECK, der sich im Rahmen seiner Tätigkeit intensiv mit der «Deutschen Renaissance» auseinandersetzte.[543] Seit 1876



391

ABB. 391 Unterer Rheinweg 26. Kleines Klingental IV 13. Der Nebenraum des Kleinen Refektoriums im 1. Obergeschoss weist eine Darstellung mit Jesus und der Samariterin am Brunnen (Joh 4,5–26) auf. Die Szene ist auf einem von Konsolen getragenen Gesims angeordnet, umgeben von Fadenranken mit Blüten, die von ihrer Form her aus dem 15. oder frühen 16. Jahrhundert stammen. Der Stil der Girlanden und der Figuren weist hingegen in das späte 16. Jahrhundert. Foto Peter Schulthess, Basel, 2020.

wirkte der aus Salzburg stammende Maler Fritz Schider an der Zeichnungs- und Modellierschule und nachfolgend an der Gewerbeschule. Sein Unterricht prägte die Arbeiten seiner Schüler, unter denen Wilhelm Balmer, Burkhard Mangold oder Emil Schill zu nennen sind, die Monumentalmalereien an und in Basler Häusern ausführten. Einen Kristallisationspunkt in der Dekorationsmalerei um 1900 bildete die Erweiterung des Rathauses, an der neben den genannten Schider-Schülern auch der Dekorationsmaler Franz Baur einen grossen Anteil hatte. Der stilistische Bezug auf die Basler Renaissance traf sich hier mit der in der Plakatkunst entwickelten Formensprache.

Die Auftraggeber

Neben den kirchlichen Auftraggebern und dem Rat oder den Korporationen sind es die Hauseigentümer, die bei den Malern die Dekoration ihrer Gebäude bestellten. Die auf thematische Wandmalerei spezialisierte Forschungsliteratur hat stets postuliert, dass diese zur städtischen Oberschicht gehörten.[544] So naheliegend dies aus Gründen der finanziellen Potenz jener Gesellschaftsgruppe ist, muss die Frage angesichts der grossen Varianz der Raumdekorationen neu gestellt werden. Wenn auch die ornamentalen Fassungen von Wänden, Nischen und Decken in zum Teil sehr kleinen Häusern einbezogen werden, erweitert sich der Kreis bis in die Mittelschicht hinein, also zu Handwerkern ohne bedeutendes Vermögen (so z. B. die Häuser Pfeffergässlein 9 VIII 256 oder Martinskirchplatz 1 VII 326). Selbst die Dienstwohnungen der Lehrer am Gymnasium wurden im 16. und 17. Jahrhundert mit bemalten Decken ausgestattet, obwohl der Geldbeutel für Reparaturen und Verbesserungen stets schmal war, wie die vielen erhaltenen Klagen und Eingaben der Amtsinhaber belegen.[545] Mitunter ist der Auftraggeber nicht eindeutig herauszufinden, wenn nämlich die baugeschichtliche oder stilistische Datierung der Malerei nur vage gelingt und mit mehreren Einträgen im Historischen Grundbuch in Verbindung gebracht werden kann.

Die Tatsache, dass die Häuser bis in die Neuzeit hinein in einer hohen Kadenz die Eigentümer wechselten (siehe S. 286), lässt die Frage aufkommen, in welchem Umfang die Auftraggeber der wandfesten Ausstattung persönliche Elemente einfliessen liessen, die dann, wie sie voraussehen konnten, an nachfolgende fremde Besitzer gingen. Bedeutet ein an die Wand gemaltes Wappen ein «ich war hier», oder ist seine Aufgabe, das Haus mit einer bestimmten Familientradition zu versehen und auf diese Weise quasi für immer zu okkupieren? Wurde mit dem Wappen eine bestimmte Dekorationsmalerei «signiert» und dann der Nachwelt überlassen? Ein Erklärungsmuster zeichnet das Bild des Bürgers in einer selbstverwalteten Stadt der Vormoderne eher als Mitglied des Kollektivs, das keine individuellen Perspektiven zum Ausdruck bringen mochte, sondern die gemalte Ausstattung seines Hauses in einem Pool der akzeptierten und angemessenen bildlichen Möglichkeiten verankert sah.[546] Dies übersieht zwar die herausragenden Leistungen einzelner Auftraggeber und Künstler, die auch im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit zu finden sind – man



392



393

ABB. 392, 393 Die Ausnahmen von der Regel: Im Dachgeschoss des Hauses Blumenrain 26 VIII 55 wies die nördliche Giebelwand zum Nachbarhaus Nr. 28 einst Fenster auf, die im 16. Jahrhundert mit gemalten Pilastern und geschwungenem Beiwerk verziert wurden (links). Im Keller der 1535/36 errichteten Hinteren Kanzlei des Rathauses tragen Putti die illusionistisch gemalten Kämpfersteine (rechts). Fotos Tom Bisig, Basel, 2009/2013.

denke nur an das Haus zum Tanz in der Eisengasse (Nr. 14 VII 523), das der Goldschmied BALTHASAR ANGELROT von HANS HOLBEIN D. J. bemalen liess –, doch kann es bestimmte inhaltliche Phänomene erklären. Die zu beobachtende Tendenz zum Topischen ermöglichte auch nach Unterbrechungen oder Eigentümerwechseln eine Fortsetzung und Ergänzung des Dekorationssystems, dessen Aussage so offen oder allgemeingültig war, dass keine inneren Widersprüche entstehen konnten. Lieselotte Saurma-Jeltsch hat dies am Beispiel des Hauses zum Helfenberg (Heuberg 20 VIII 353) exemplifiziert, dessen einheitlich wirkende Wandmalerei in zwei Etappen mit mindestens zwanzig Jahren Abstand entstand.[547] Eine starke Individualisierung der Ausstattung, die auf den Bildungshorizont und spezielle Vorstellungen des Hausherrn Bezug nimmt, ist erst im späten 16. und im 17. Jahrhundert deutlich zu spüren, wie das sogenannte Zwingerhaus (Nadelberg 23A VIII 164) zeigt.[548] In dieser Phase ist die Säkularisierung der Bildthemen, also die Aufnahme mythologischer und historischer Sujets, offenbar mit der humanistischen Intellektuellengruppe verknüpft, die auch gesellschaftlich und politisch tonangebend war.[549]

Räume der profanen Malerei, Gliederungssysteme

Wand- und Deckenmalerei waren, wenn auch allgemein verbreitet, nicht die einzigen Formen der Raumdekoration im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Daher stellt sich die Frage, wo und in welchen Zusammenhängen im jeweiligen Haus gemalte Bilder zu finden sind. Das Zusammenspiel mit hölzernen und textilen Ausstattungsstücken zu rekonstruieren, stösst freilich auf grosse Schwierigkeiten. Grundsätzlich kann jedoch gelten, dass die ortsfeste Dekoration in der Vormoderne in und für den Raum entwickelt wurde, in dem sie sich befindet. Der Raum liefert durch seinen Aufbau strukturelle Vorgaben für die Malerei, und zwar durch seine Höhe, die Lage der Öffnungen, die Konstruktion und Gliederung der Wand, insbesondere durch Nischen, und durch die Form der Decke.[550] Der Malerei kommt, im Zusammenspiel mit den erwähnten weiteren Ausstattungselementen, die Aufgabe zu, den Raum zu charakterisieren. Die Kunstgeschichte hat hierfür aus der Musikwissenschaft den Begriff des Modus entlehnt:[551] Je nach Aufgabenstellung, nach Zweckbestimmung und Bedeutung eines Raums ist eine differenzierte Gestaltung und «Stimmung» zu erwarten. Eine Überprüfung am Bestand, ob tatsächlich bestimmte Räume mit bestimmten Dekorationen in verschiedenen Modi versehen wurden, ist sowohl aufgrund des fragmentarischen Erhaltungszustands als auch aufgrund mangelnden Wissens über die Funktion einzelner Räume nur ansatzweise möglich.

Prinzipiell gibt es in den Basler Häusern vom Erdgeschoss bis zum obersten Wohngeschoss keinen Raum, für den eine gemalte Dekoration ausgeschlossen wäre. Malerei im Keller des Rathauses oder die Fensterumrahmungen im Dachgeschoss des Hauses Blumenrain 26 bilden freilich eine Ausnahme **ABB. 392, 393**. Im Seidenhof (Blumenrain 34 VIII 60) ist ein ehemaliges Holzgewölbe im Dachraum ent-

fernt worden, so dass dieser ausgemalte ehemalige Kapellenraum heute zum Dachboden zählt. Die lichtlose Mittelzone der Häuser, in der sich oft die Feuerstelle mit entsprechender Rauchentwicklung befand, weist selten Bemalung auf.

Einige der frühesten erhaltenen Dekorationen befinden sich in Erdgeschossräumen. Die einander ähnlichen Balkenmalereien im Schönen Haus (Nadelberg 6 VIII 177), im Zerkindenhof (Nadelberg 10 VIII 189) und im Alten Markgräfischen Hof (Rheinsprung 24/Martinsgasse 13 VII 374), alle im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts oder kurz danach entstanden, zeichnen einen grossen Raum in dem von der Strasse zurückversetzten Hauptgebäude der weitläufigen Liegenschaft aus. Dies lässt eine Vorliebe für die Anlage von Festsälen in diesem Hausteil erkennen (siehe S. 295f.). Doch auch in dem kleinen Haus Gemsberg 7 ist eine einfachere Bemalung der Deckenbalken aus dem 14. Jahrhundert im Erdgeschoss zu finden **ABB. 394**.

Gehobener Wohnkomfort ist in den Obergeschossen zu erwarten. Spätestens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die strassenseitige Stube jedoch vorwiegend vertäfert, so dass sich die Wandmalerei in diesem Raum auf die nicht holzverkleidete Ofennische konzentrierte. Wie verbreitet Malerei in der Art der schwarzen Ranken auf der Deckentäferung im Imbergässlein 27 VIII 252 war, kann kaum noch beurteilt werden, nachdem viele der Hölzer gestrichen und später wieder abgelaugt wurden. Parallelbeispiele sind in Konstanz (Zum Vorderen Tanz, Hohenhausgasse 16) zu finden.[552] Nebenstuben, zum Hof oder Garten gewandte Räume und Kammern in den oberen Geschossen waren oft nicht vertäfert; möglicherweise ist die Wand- und Deckenmalerei hier als eine alternative Dekorationsform zur Geltung gekommen. Im 17. Jahrhundert sind mehrere sogenannte Sommerhäuser (vgl. S. 294f.), das heisst nicht heizbare Räume, häufig an der Hofseite im 1. Obergeschoss und von einem Treppenhaus oder -turm aus zugänglich, ausgemalt worden.

Was die Raumwirkung betrifft, so sind die Kombinationen von Malerei und anderen Dekorationsformen zu bedenken. Auffällig oft ist die Malerei nur in den oberen Wandzonen erhalten, was entweder auf intensive Abnutzung der unteren Partien zurückzuführen ist oder auf Abdeckungen durch halbhohe Täferungen oder textile Draperien. In welcher Art und Weise die Dekorationsmalerei mit den in spätmittelalterlichen Nachlassinventaren erwähnten «bilder brieff» – das sind auf Pergament oder Papier gemalte und an die Wand genagelte Heiligenbilder, Einblattholzschnitte oder andere Druckwerke – und ausserdem mit Wandkalendern und Tafelbildern kombiniert wurde, ist weitgehend unerforscht.[553]



394

ABB. 394 **Gemsberg 7. Haus zum Gemsberg VIII 387. Die mit Bogenfriesen bemalten Deckenbalken befinden sich in dem Raum, der von der Strasse aus zu betreten ist und an der Wand eine Kreuzigungsdarstellung aus der Mitte des 14. Jahrhunderts aufweist. Die Wandmalerei mit Bollenfries stammt hingegen aus dem 15. Jahrhundert. Foto Peter Schulthess, Basel, 2015.**

Aus Felix Platters Besitz sind ein ganzfiguriges Porträt in den Abmessungen 227 × 156 cm sowie eine Allegorie der Musik, 160 × 270 cm gross, erhalten – veritable Ausstattungsstücke, die für die Rekonstruktion des Raumeindrucks zu berücksichtigen wären.[554]

Auf einer architektonisch ungegliederten Wand kamen einfache geometrische Unterteilungen zur Anwendung. Eine Sockelzone findet sich mit den gemalten Draperien des «Liebesgartens» um 1400 (Stadthausgasse 18 VIII 96), ähnlich dem bekannten Haus zur Kunkel in Konstanz, um 1320.[555] Im 16. Jahrhundert nahm der Sockel die Form einer illusionistisch gemalten Mauer an, wie in den Häusern Spalenberg 20 VIII 283 und Nadelberg 37 VIII 169, vergleichbar zum Beispiel mit der Trinkstube zur Glocke in der Rössligasse 5 in Zürich.[556] Ein längerer Bilderzyklus in mehreren Registern, wie im genannten Konstanzer Haus, ist in Basel bislang nicht bekannt geworden. Wappenfriese finden sich entweder auf Deckenbalken (Nadelberg 6 VIII 177) oder in der obersten Wandzone direkt unter der Decke (St. Alban-Vorstadt 35 IX).

Eine grosse Bedeutung kam der Wandnische zu, die von sich aus einen Rahmen für das Bildfeld anbietet. Abgesehen von kleinen Lichtnischen sind die Basler Wandnischen zumeist Ofennischen, die in den Stuben nicht vertäfert, sondern verputzt wurden. Der Sitzplatz auf der treppenförmigen Ofenkunst war zugleich ein persönlicher Rückzugsort, der offenbar nach besonderer Ausgestaltung verlangte.

Die bis ins 18. Jahrhundert übliche Form der Decke war die offene Balkenkonstruktion, bei der die Geschossbalken lange und schmale Felder an der Unterseite der Bodendielen umgrenzen, die in erster Linie für Rapporte geeignet sind. Die Mitte



395



396

ABB. 395 Freie Strasse. Haus gegenüber dem «Kardinal» (Nr. 36). Dokumentation der vor Abbruch des Gebäudes gefundenen Deckenmalerei des 16. Jahrhunderts. Die geometrischen Figuren sind mit Maureskenfüllt. (StABS Arch. Bas. A 17/678.)

ABB. 396 Eisengasse 14/Tanzgässlein 1 VII 523. Hans Holbein d. J. Entwurf zur Fassadenmalerei des Hauses zum Tanz, um 1520. Kreise und Rauten auf eingetieften Schäften von Pfeilern oder Pilastern sind ein geläufiges Ornament der Renaissance. (Staatl. Museen zu Berlin SPK, Inv. Nr. KDZ 3104 [Ausschnitt].)

der langen Felder, sei es auf den Balken oder auf den Dielenfeldern, ist häufig durch ein besonderes Ornament (Rosette, seit dem 16. Jahrhundert Raute, Kreis oder Ähnliches) betont **ABB. 395, 396**.

Gleichwohl gehört es zu den grundlegenden Prinzipien der Dekoration seit dem Mittelalter, Felder und Abschnitte nochmals eigens zu rahmen. Die gängigste Form ist das wenige Zentimeter breite rote oder graue Band, an der Wand oftmals ergänzt durch den Bollenstab, also einen schwarzen oder gelegentlich braunen Begleitstrich mit Halbkugeln oder Kugeln, den sogenannten Bollen. Bandfassungen und Bollenstäbe betonen jede Kante und umranden penibel alle Öffnungen und Nischen. Der Bollenstab ist seit dem 15. Jahrhundert überliefert und tritt sowohl in der Fassadenmalerei als auch in Innenräumen auf. Anfänglich waren die Bollen halbkreisförmig (Martinsgasse 16–18 VII 306, Gemsberg 7 VIII 387), seit dem 16. Jahrhundert kreisförmig und blieben so, bis der Bollenstab im 17. Jahrhundert ausser Gebrauch kam.

Bei Fachwerkwänden, die den grössten Teil der Innenwände in den Häusern ausmachen, wurde das konstruktiv bedingte Gerüst der Holzbalken und Gefache häufig für die Gliederung der Malerei übernommen, sei es durch Umrahmung jedes einzelnen Gefachs[557] oder durch illusionistische Bemalung der Ständer mit Pilastern (Spalenberg 12 VIII 274)[558] **ABB. 497, 498**.

Themen ornamentaler und figürlicher Malerei

Dem folgenden Abschnitt muss eine Klärung der Begrifflichkeiten vorangeschickt werden. Die Formenwelt der Wand- und Deckenmalerei wird in der Literatur in diverse Kategorien eingeteilt, wie abstrakt, figürlich, ornamental, thematisch, vegetabil, geometrisch. Was unter den einzelnen Begriffen verstanden wird, ist oft leicht unterschiedlich. Daher sei hier auf der formalen Ebene unterschieden zwischen «ornamentaler Malerei», die auf Wiederholung eines Musters angelegt ist und entweder geometrisiert oder reale Gegenstände (wie Pflanzenranken) abstrahiert, und andererseits «figürlicher Malerei», die mit realen oder fiktionalen Einzelmotiven (Menschen, Tiere, Fabelwesen, Pflanzen) operiert. Unter inhaltlichem Aspekt sei mit «thematischer Malerei» der Bezug auf bestimmte kulturelle Realitätsfelder gemeint (Paradies, Passion, Mythologie, Jagd, Geschichte). Letztere ist Gegenstand der folgenden Passagen.

Materialimitation und Raumillusion

Das Thema der Materialimitation begleitet die Wand- und Deckenmalerei von Anfang an. Grundsätzlich waren die Umgrenzungen eines Raums entweder aus Stein oder Holz, doch fällt auf, dass die Oberflächen so gut wie nie roh belassen, vielmehr stets mit Putz, Schlämme oder Farbe behandelt wurden – was freilich in erster Linie für die nordalpine Bauweise zu gelten hat. Die Ästhetik oder die Bedeutung des Materials knüpfte sich hier bis ins 19. Jahrhundert hinein weniger an die Substanz selbst als an das von ihr entworfene Bild, so muss man folgern. Das genannte Prinzip der Rahmung von Wand- oder Deckenfeldern weist in dieselbe Richtung, da hierdurch die Malflächen als Bildfelder charakterisiert werden. Es eröffneten sich der Malerei vielfältige Möglichkeiten, die von der Nobilitierung des tatsächlich vorhandenen Materials – etwa durch ein gemaltes Fugennetz auf einer Bruchsteinmauer – bis zu dessen völliger Negierung reichten, wie zum Beispiel durch eine illusionistische Architektur mit Ausblicken auf die Natur oder in den Himmel.

Idealvorstellungen über das zu verwendende Material einer Raumausstattung knüpften sich nicht nur an die Kategorie des Teuren oder des Erlesenen – was allein den Reichtum des Hausherrn illustriert hätte –, sondern regelmässig auch an die mit dem Material und dessen Erscheinung verknüpften Bedeutungen, die bis auf die Bibel zurückgeführt werden können. Im 2. Buch Mose macht Gott Vorschriften für den Bau der zerlegbaren Stiftshütte und verspricht den Gläubigen, dass er «unter ihnen wohne[n]» werde, sofern sie den Aufbau der Wohnung (*habitaculum* in der Nova Vulgata) richtig, nämlich unter Verwendung von Akazienholz vollzögen (2 Mose 25,8–9). Auffallend ist, dass dieses Holz im 16. Jahrhundert stets mit lebhafter Linienmusterung dargestellt wird (vgl. **ABB. 409**), die grosse Ähnlichkeit mit bestimmten bemalten Holzdecken aufweist.[559] Marmorierung und «*opus-sectile*»-Malerei meinen nicht allein bestimmte Steinsorten, sondern ver-

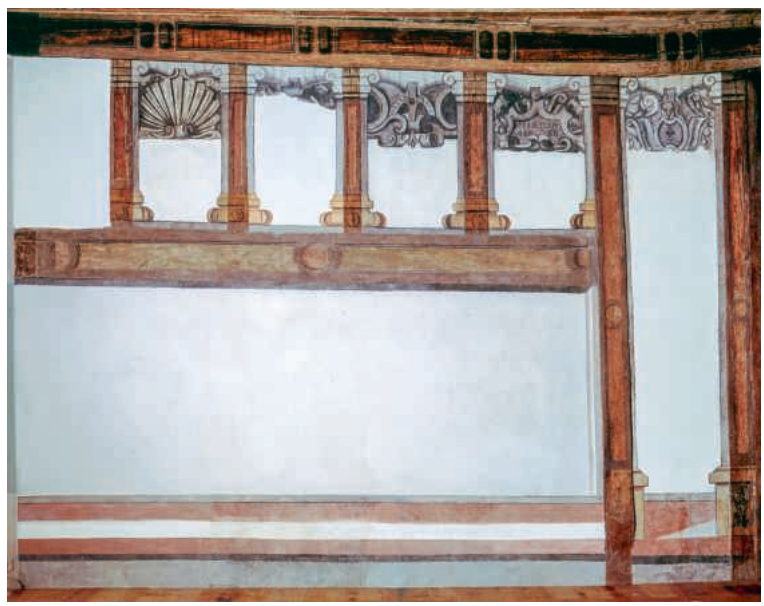
ABB. 397 Gerbergasse 57 VIII 420. Die Fachwerk-Brandmauer zum Haus Nr. 59 wurde im 16. Jahrhundert mit Bollenstabmalerei verziert. Sie gehörte einst zu der gen Birsig gelegenen Stube im 1. Obergeschoss. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 398 Spalenberg 12. Spalenhof VIII 274. Im sogenannten Kaisersaal wurden um 1564/66 die Fachwerkständer der Innenwand mit Pilastern bemalt. Die Abhängigkeit von der Holzkonstruktion ging so weit, dass auch die Rückseite einer Querbohle, die zu der benachbarten Täferstube gehört, mit den auf ihr stehenden kurzen Ständern benutzt wurde. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1990.

ABB. 399 Augustinergasse 13 VII 267. Befund der Quadermalerei mit Medaillons an der Brandmauer. Waagerechte Mauerlatten als Befestigung einer späteren Täferung stören das Bild. Zeichnung K. Keller, 1967. KDBS S 004/232.



397



398



399

weisen auf die spätantike Bautradition, die sich im Mittelalter nördlich der Alpen in wenigen imperialen Bauten tradiert hatte. Die Materialimitation der vorbarocken Zeit setzt nicht auf einen optischen Täuschungseffekt, sondern ist Teil eines Zeichensystems kultureller Werte und Vorstellungen.

Zu den ältesten Dekorationssystemen gehört die flächendeckende **Fugen- oder Quadermalerei** auf einer verputzten oder geschlämmten Wand, wie sie Anfang des 14. Jahrhunderts im Haus zum Helfenberg (Heuberg 20 VIII 353) oder zeitgleich in dem zum Zerkindenhof (Nadelberg 10 VIII 189) gehörenden Stadtmauerturm am Petersgraben anzutreffen ist. Nahe gelegene Städte wie Zürich, Freiburg im Üchtland, Konstanz, Metz, aber auch Lübeck weisen im 13. und 14. Jahrhundert nahezu identische Dekorationsformen auf.[560] Auf den Quadern können figürliche Darstellungen in Medaillons angeordnet, scheinbar appliziert sein (Augustinergasse 13 VII 267) **ABB. 399**.

Die Malerei suggeriert ein regelmässiges Mauerwerk aus steinmetzmässig behauenen Quadern. Als «Symbol des Wohnens in steinernen Häusern»[561] besass sie besondere Bedeutung in einer Zeit, in der Steinhäuser gegenüber den Holz- und Fachwerkbauten noch in der Minderzahl waren und auch in den Schriftquellen als «domus lapidea» eigens hervorgehoben wurden, also bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Zugleich etablieren die so dekorierten Wände eine eigenständige Farbfolie, meist hell oder grau, mit roten oder weissen, einfachen oder doppelten Fugenstrichen, die auf kein bestimmtes Steinmaterial rekurriert. Dass auch Deckenbalken in dieser Weise behandelt wurden (Nadelberg 6 VIII 177 und 10 VIII 189, Martinsgasse 13 VII 374), belegt die Autonomie des Motivs. Die Quader eigneten sich wie ein Setzkasten zur Aufnahme einzelner Figuren



400



401

und Ornamente, aber auch zur Nachahmung von Steinsorten oder Inkrustationen nach Art des römischen «*opus sectile*», das heisst zu einer Zusammensetzung verschiedener Materialien zu einem Muster oder Bild. In den ältesten Beispielen vor oder um 1300 – dem Schönen Haus (Nadelberg 6) oder dem Haus Martinsgasse 13 – ist der Verweis auf das kostbare Steinmaterial freilich zu einem eigenständigen ornamentalen Muster entwickelt, so beim symmetrisch angeordneten Wellenband oder bei den Rautenfigurationen, und mischt sich mit anderen Dekorationselementen wie dem eingerollten Bollenstab oder den Schneckenformen. Ein bedeutendes Beispiel aus dem 16. Jahrhundert ist die Decke des sogenannten Kaisersaals im Spalenhof (Spalenberg 12 VIII 274), deren Dielenunterseiten in Felder unterteilt sind, die entweder perspektivische Kastenräume vortäuschen oder Diamantquader oder Inkrustationen in geometrischen Formen und verschiedenen Farben nachahmen **ABB. 400**.

Neben der Quadermalerei ist in der Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts vor allem die **Draperie** als teilweise grossflächig ausgeführte Imitationsmalerei zu nennen. Als Sockelverkleidung in der Liebesgartendarstellung um 1400 im Haus Stadthausgasse 18 VIII 96 wurde sie schon erwähnt. Charakteristisch ist, dass der Aufhängung der Stoffbahnen mittels einer Stange und Ringen bzw. Zickzackband grosse Aufmerksamkeit geschenkt wurde **ABB. 402**.[562]

Im 15. Jahrhundert wurden sowohl Tücher aus scheinbar dünnem Stoff dargestellt, die in Falten herabhängen (so im abgebrochenen Haus Spitalstrasse 1), als auch Imitationen von gewebten Bildteppichen. Ein herausragendes Beispiel ist nur in Kopien überliefert: Beim Abbruch des Rebleuten-Zunfthauses im Zuge der Korrektion der Freien Strasse wurden 1896 Wandmalereien aus der Zeit vor der Nutzung als Zunfthaus entdeckt **ABB. 401**. Sie zeigten oberhalb einer als Zinnenmauer gestalteten Sockelzone eine flächendeckende Draperie, die scheinbar an den Deckenbalken aufgehängt war. Ein Rapport von Rosetten, Rauten, stilisierten Blütenbouquets mit Vögeln, Löwen und Greifen wird bereichert durch eingestreute Figuren von spielenden, bekleideten und nackten Kindern. Über den oberen Rand der Draperie hinweg schauen nimbierte Heiligenfiguren und Engel in den Raum. Das Wappen des Auftraggebers konnte bislang nicht identifiziert werden.

Als Träger von Wappen fungierten die Draperien sowohl im Haus Rheingasse 43 V 100 (siehe S. 325) als auch kurz vor 1500 in der von Mathis Eberler neu gestifteten Marienkapelle der Peterskirche V 125 **ABB. 415**. Zugunsten der Darstellung werfen die Draperien in diesen Fällen keine Falten, sondern dienen als plane ornamentale Folie.



402

Sowohl mit den gemalten Draperien und ihren illusionistischen Befestigungssystemen als auch mit den Sockelmauern wird eine zweite Raumschale vor der eigentlichen Mauer imaginiert. Seit dem 16. Jahrhundert wurden **architektonische Elemente** hinzugefügt, die nicht nur einzelne Bereiche, sondern den gesamten Raum perspektivisch charakterisieren – in der Regel als offene Laube oder Halle, von der aus Ausblicke auf bestimmte Szenen oder Landschaften möglich sind. Ein frühes Beispiel aus dem Jahr 1509 ist die Schatzkammer im Hohenfirstenhof (Rittergasse 19 VII 159), deren Wände oberhalb eines Sockels und deren Tonnengewölbe mit einem gotischen Rippengewölbe bemalt sind. Zwischen den Architekturgliedern sind vier Geharnischte, quasi als Wächterfiguren, zu erkennen; zusätzlich weisen Blumenkübel auf die Verbindung zum Garten. Mit Holbeins Fassadenmalerei am Haus zum Tanz (Eisengasse 14, um 1520 VII 525) gelangte der Kanon der Renaissancearchitektur – bestimmt durch Stütze, Architrav oder Bogen – in die Monumentalmalerei und mit etwas Verzögerung auch in die Innenräume. Während aus den 1560er-Jahren verschiedene, unbeholfen wirkende Pilaster- und Säulenmalereien erhalten sind (Martinsgasse 16–18 VII 306, Spalen-

Abb. 400 Spalenberg 12. Spalenhof VIII 274. Die Balkendecke des sogenannten Kaisersaals wurde um 1564/66 im Auftrag des Bürgermeisters Kaspar Krug bemalt. Sie imitiert verschieden gemaserte Holzsorten und kostbare Marmor- und Porphyrgesteine in geometrischer oder perspektivischer Zusammensetzung. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1990.

Abb. 401 Rekonstruktion der vor dem Abbruch des Zunfthauses zu Rebleuten (Freie Strasse 50) freigelegten Malerei an der Brandmauer zu Nr. 48, die von der späteren Täferung des Zunftsaals überdeckt wurde. Links oben das teilweise freigelegte Rautenmuster einer noch älteren Malschicht. Über dem Sockel mit Zinnenkranz spannt sich die scheinbar an den Deckenbalken befestigte Draperie mit einem regelmässigen Muster aus Rauten, Rosetten und kleinen Figuren. Entstanden in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Zeichnung von Albrecht Mayer, 1896. (StABS Arch. Bas. B 10, 481.)

Abb. 402 Petersplatz 7. Peterskirche V 3. Marienkapelle an der Nordseite des Chors. Die Ausmalung im Auftrag des im benachbarten Engelhof (Nadelberg 4) wohnenden Junkers Mathis Eberler führte 1474/75 der aus Ulm stammende Maler Martin Koch aus. Die blaue Draperie ist scheinbar mit Stangen und Nägeln an der Wand befestigt und wird von einer Bordüre und herabhängenden Fransen eingefasst. Die blaue Farbe verweist auf Maria; die Wappen sind die des Mathis Eberler und seiner Ehefrau Barbara Hafengiesser. Foto Peter Schulthess, Basel, 2025.



403



404



405

berg 12 VIII 274), zeigen Beispiele aus dem späten 16. Jahrhundert marmorierte Säulen mit attischer Basis und korinthischem Kapitell, die Architrave mit reich verzierten Friesen stützen (Rittergasse 19 VII 159, Nadelberg 8 VIII 185) **ABB. 403**.

Einen ausserordentlichen Bestand stellen die Fensterrahmungen im grossen Schützensaal (Schützenmattstrasse 56) dar **ABB. 404, 405**. Die Ausmalung fand parallel zu den Scheibenstiftungen im 1564 vollendeten Schützenhaus statt und ist nur in Verbindung mit dieser verständlich (siehe S. 351f.).

In der Zeit der Renaissance und des Manierismus, im späten 16. und im 17. Jahrhundert, wurde die architektonisch definierte Rahmenform zunehmend durch illusionistische Figurationen des **Roll- und Beschlagwerks** ersetzt. Beide wurden in den Niederlanden entwickelt und durch Traktate oder Ornamentstiche überregional verbreitet. Die Bezeichnung «Cartouchenwerk», die Wilhelm Lübke 1873 in seiner Geschichte der deutschen Renaissance wählte,[563] verrät die Herkunft der Motive aus dem Bereich der Heraldik. Das Rollwerk tritt ab etwa 1520 auf; die Wappenschilde oder der Hintergrund wirken an den Rändern wie eingeschnitten und rollen sich ein. Die Erfindung des Beschlagwerks wird Hans Vredeman de Vries um 1560 zugeschrieben. Hierbei handelt es sich um eine Entlehnung aus der Metallkunst. Rahmen und Platten werden wie Blechstreifen behandelt, die mit scheinbaren Nägeln befestigt und mit applizierten Edelsteinen verziert sind. Beide Formen konnten zwanglos kombiniert werden. In der Basler Wandmalerei kommen sie erst am Ende des 16. Jahrhunderts und um 1600 vor **ABB. 406, 407**.

Auf die Spitze getrieben wurde die Raumillusion durch lebensgrosse **Figuren**, die Architekturteile stützen oder die Hereinkommenden begrüssen – beispielsweise als Grisaillefigur im Haus zum Vogelsang 1677 **ABB. 408** und im späteren Alumneum (Hebelstrasse 17 IX, um 1700)[564] oder als Türbilder im Gartenhaus des Hohen Hauses (St. Alban-Vorstadt 71 IX, 1694) –, sinnigerweise unterschieden in den Gärtner, der im Erdgeschoss empfängt, und den Hausherrn im Obergeschoss.

Beginnend im 16. Jahrhundert, verstärkt aber im 17. Jahrhundert treten drei Typen von bemalten Decken auf, die zu den Holz- oder Steinimitationen zu zählen sind. Felderfüllungen mit roten Wellenlinien nach der Art von **Maserungen**[565] könnten, wie oben angesprochen, das Holz der biblischen Stiftshütte meinen **ABB. 409**. Bei den früheren Decken aus dem späten 16. Jahrhundert wurde häufig eine lebhafte, unregelmässige Holzmaserung nachgeahmt, während die Decken des 17. Jahrhunderts vorwiegend geordnete, teilweise zu Rauten geformte Maserierungen aufweisen **ABB. 410, 411**.[566]



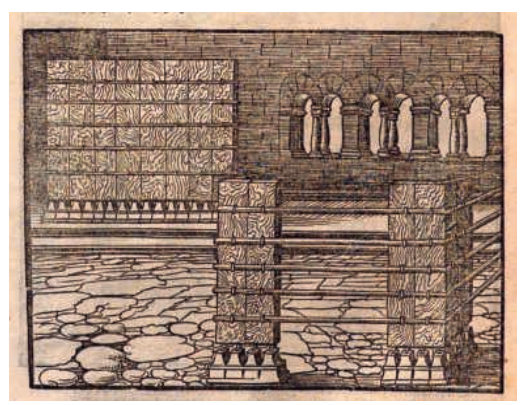
406



407



408



409

ABB. 403 St. Alban-Vorstadt 43. Haus zum Mühlenberg IX. Die Wandmalerei aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts definiert den gesamten Raum durch ein System von Sockel, tragenden Pilastern und kassettiertem Architrav. Foto KDBS, Paul Denfeld.

ABB. 404, 405 Schützenmattstrasse 56. Schützenhaus. Malerei um 1564. In das architektonische System des gesamten Raums mit den in die Ecken eingestellten Säulen und einem «Architrav», in den die Deckenbalken «eingelegt» sind, wurden die Fensterrahmungen integriert. Säulen oder andere architektonische Träger flankieren die Öffnungen und stützen phantasievolle Gesimse und dreidimensional aufgefasste Versatzstücke. Fotos Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 406 Martinsgasse 16–18. Eisenburg VII 306. Fensterrahmung um 1600. Typisch für das Roll- und Beschlagwerk ist, dass es nur die obere Hälfte oder ein Drittel des Fensters rahmt und sich besonders als Bekrönung entfaltet. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 407 Vorlagen wie die Stiche nach Jacob Floris de Vriendt, im Druck erschienen 1566, erfreuten sich weiter Verbreitung und mögen auch für Basler Maler Anregungen gegeben haben. Aus: Compartimentorum quod vocant multiplex genus lepidissimis historumque fabellis ornatum, 1566. (British Museum 1950,0520.401.) © The Trustees of the British Museum.

ABB. 408 Ehemals Vogelsangweg 3. Zum Vogelsang. In dem 1955/58? abgebrochenen Landsitz war das Sommerhaus mit Grisaillemalerei dekoriert, hier zwei weibliche Figuren, die einen Kaminhut stützen. Die Malerei ist inschriftlich 1677 datiert. Foto StABS Neg. A 3891, vor 1938.

ABB. 409 Darstellungen der Stiftshütte in der Lutherbibel von 1536 (gedruckt in Wittenberg). (Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek, 2 Th B VII 37 -1.)

ABB. 410 St. Johanns-Vorstadt 19–21. Ackermannshof IX. Im Erdgeschoss ist die Ende des 16. Jahrhunderts bemalte Balkendecke mit unregelmässiger Maserierung und grauer Bandfassung zu sehen. Sehr ähnlich ist die Decke in der Engelapotheke (Bäumleingasse 4 VII Abb. 256). Foto Ruedi Walti, Basel, 2010.

ABB. 411 Untere Rheingasse 10 VI 213. Die im 17. Jahrhundert bemalte Decke des strassenseitigen Raums im 1. Obergeschoss weist einen regelmässigen Duktus mit Rautenfigurationen auf. Foto Peter Schulthess, Basel, 2021.

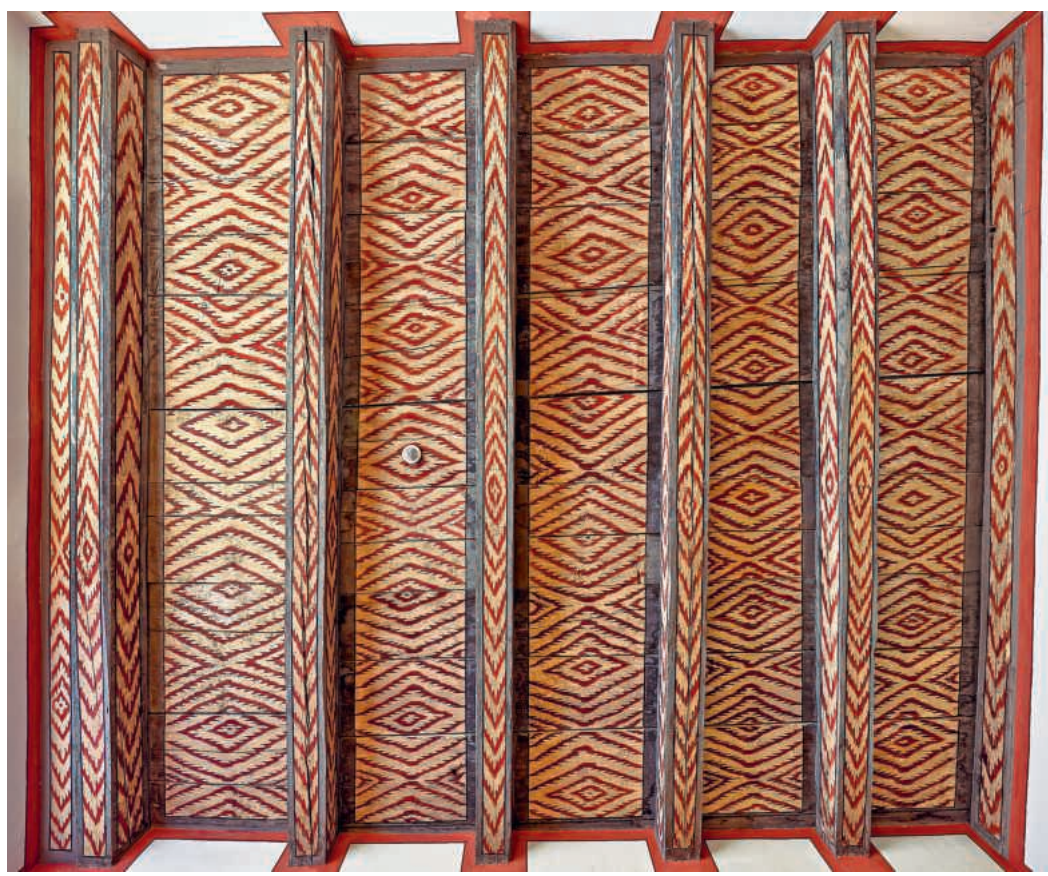
ABB. 412 Heuberg 20. Haus zum Helfenberg VIII 353. Im Erdgeschoss befindet sich eine gut erhaltene Decke des 17. Jahrhunderts mit sogenannter Kiselmarmorierung. Foto Peter Schulthess, Basel, 2015.

ABB. 413 Blumenrain 28. Haus zum Sausen VIII 57. Der im 2. Obergeschoss zum Rhein gewandte Saal erhielt nach 1674 eine graue Spritzdecke, bei der auch alle Balken und Unterzüge mit der gleichen Dekorationsmethode behandelt wurden. Foto Conradin Badrutt, Basel, 2009.

ABB. 414 Nadelberg 10. Zerkindenhof VIII 189. Im 2. Obergeschoss des Quergebäudes sind die Balkenflanken mit grauer Bandfassung und Mittelmotiven bemalt, in die kleinformatige Mauresken einbeschrieben sind. Die Jahreszahl 1587 in einer Fensterleibung ist vermutlich auch auf die Dekoration der Decke zu beziehen. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.



410



411

Im 3. Viertel des 17. Jahrhunderts treten farbenfrohe Decken auf, die auf verschiedenfarbigen Schlieren seifenblasen- oder zellartige Formen mit Kern versammeln und insgesamt an Marmorkies in verschiedenen Sedimentschichten und Farben erinnern. Für diese Decken hat sich der Begriff «Kieselmarmorierung» eingebürgert **ABB. 412**. Anhaltspunkt für die Datierung ist die durch Abrechnungen sicher datierte Decke im Reischacherhof (Münsterplatz 16 VII 71), 1662/64. Gegenläufig zu dieser hellen und manchmal verspielten Dekoration – zuweilen finden sich Gesichter und Fratzen im Gemenge der «Kiesel» – entstanden im Gesamtton dunkle und lediglich geometrisch gegliederte sogenannte **Spritzdecken** **ABB. 413**. Sie zeigen einen dunkelgrauen Grund, auf den mit einem breiten Pinsel oder einer Bürste wässrige weisse Kalkfarbe gespritzt wurde, so dass der Eindruck einer körnigen Steinoberfläche entsteht. Die so behandelten Felder sind als eingetieft gedacht, denn die Graubandrahmungen oder die geometrischen Figuren der Kreise und Rauten in den einzelnen Abschnitten sind mit Licht- und Schattenstrichen entsprechend dem Lichteinfall in den Raum versehen. Die Decke im Haus zum Sausen (Blumenrain 28 VIII 57) konnte dendrochronologisch auf nach 1674 datiert werden.

Mauresken und Pflanzenbüschel

Einen kleinen Bereich der ornamentalen Malerei machen die Mauresken und sogenannten Fladerpapiere aus – die Letzteren werden im Abschnitt zu den papiernen Wandbekleidungen behandelt (vgl. S. 370). Gemeinsam ist ihnen die silhouettenhafte schwarze Zeichnung auf hellem Grund, die zuweilen zu den Intarsienimitationen gezählt wird. Die Mauresken entstammen, wie der Name verrät, dem arabischen Raum. Zumeist schwarze Linien, Ranken und stark stilisierte Blüten werden zu Mustern geordnet, symmetrisch ein- bis mehrfach gespiegelt und teilweise rapportartig wiederholt.[567] Grosse Verbreitung in Europa fanden sie von Venedig aus über das «Livre de Moresques» Francesco Pellegrinis, das 1530 in Paris erschien.[568] Auch in Zürich wurde 1549 bei Rudolf Wyssenbach ein Stichwerk gedruckt, das Mauresken nach Entwürfen von Hans Rudolf Manuel Deutsch und Peter Flötner enthielt.[569] In Basel befinden sich Mauresken in Rauten oder Kreisen als Mittelmotive von Deckenfeldern oder Balkenflanken (vgl. **ABB. 395** und Nadelberg 10 VIII 189 **ABB. 414**).

Mit den Mauresken verwandt sind die scherenschnittartigen Pflanzenbüschel, die fast ausschliesslich in Kombination mit dem Bollenstab auftreten. Sie stehen stets senkrecht von diesem ab und weisen dementsprechend auch zur Seite oder nach unten. Im 15. Jahrhundert sind die Büschel relativ



412



413



414

ABB. 415 Nadelberg 6. Schönes Haus VIII 177. Der Wappenbalken im Saal des 1. Obergeschosses wird ergänzt durch weitere Wappen, die nahe der Decke an die Wand gemalt wurden. Foto KDBS.

ABB. 416 Martinsgasse 16–18. Eisenburg VII 306. Symmetrisch angeordnetes, maureskenhaftes Pflanzenbüschel im Erdgeschosssaal, 2. Hälfte 16. Jahrhundert. Die daneben sichtbare Figur der Prudentia (Klugheit) gehört zu einem Zyklus von Tugendallegorien, der um 1600 die ältere Dekoration überdeckte. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.



415



416

klein und die Blätter gebuchtet. In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts werden die Büschel grösser und vielgestaltiger und weisen zudem verschiedene Blüten auf **ABB. 416**. Die Blätter sind langgezogene Akanthusblätter, bereichert durch spiralförmige Rankarme. Ein herausragendes Beispiel ist die Hoffassade des Reinacherhofs, um 1550 (Augustinergasse 8 VII 294). Sofern die Büschel symmetrisch aufgebaut sind, nähern sie sich der Form von Mauresken. Nur in wenigen Beispielen tritt ein Pflanzenbüschel ohne Bollenstab auf (so im Hattstätterhof, Lindenberg 12 VI 150, und im Mühlenberg 12 IX). Zusätzlich begegnen pfauenaugenartige Borsten oder Wimpern an einzelnen Bollen, vorwiegend an den Ecken des abknickenden Bollenstabs.

Wappen

Die Annahme von Wappen durch Bürger, insbesondere durch Kaufleute, die zur Beglaubigung ihrer Geschäftskorrespondenz auch ein Siegel benötigten, ist im 13. Jahrhundert in vielen Städten zu beobachten; Zürich gilt als ein Zentrum der Heraldik im 14. Jahrhundert. Wappensammlungen oder -rollen, die eine Gruppe von Wappenträgern versammeln, haben eine besondere soziale Bedeutung. Die wohl älteste dieser Rollen wurde 1198 anlässlich der Krönung Ottos IV. in Aachen angefertigt und überliefert 40 Namen und 21 Wappen von Adligen, die dem Ereignis beiwohnten.[570] Weitere «Gelegenheitsrollen» entstanden im 13. und 14. Jahrhundert quasi als Anwesenheitslisten von Kriegszügen und Turnieren.[571] Die bekannte Zürcher Wappenrolle aus der Zeit um 1335–1345 dokumentiert 550 Wappen von Adligen aus der Schweiz, dem Elsass, Baden und dem Bodenseegebiet.[572]

Die gruppenbildende Wirkung der Wappensammlung ist im Schönen Haus (Nadelberg 6 VIII 177) deutlich **ABB. 415**. Von den Wappen im Fest-



417



418

ABB. 417, 418 Rheingasse 43. Antonierhof VI 100. Die Wappen der burgundischen Herzöge und die gemalte Aufhängung der Draperien an der Wand stammen möglicherweise aus der Zeit des Basler Konzils 1431–1448. Fotos KDBS, Erik Schmidt, 1999.



419

ABB. 419 Ehemals Hutgasse 19. Beim Abbruch des Hauses 1926 angefertigte Kopie der an der Brandmauer zu Nr. 17 freigelegten Wandmalerei. Sie zeigt die Wappen des Bürgermeisters Jakob Götz und seiner Ehefrau Katharina Scheltner. die offenbar beim Kauf des Hauses 1583 gemalt wurden. Dass die Wappen sich wie Früchte an den Enden von Ranken befinden, verdeutlicht die gedankliche Nähe zu einem Stammbaum nach Art der Wurzel Jesse. (StABS PLA T 265.) Foto Martin Möhle, 2020.

saal des Erdgeschosses, die nahe der Decke als Fries zwischen den Balkenköpfen vorhanden waren, ist nur wenig erhalten. Im Saal des Obergeschosses, der sich mit grossen Masswerkfenstern zum vorderen Hof öffnet, wurde ein Unterzugbalken verbaut, dessen Flanken mit einer ununterbrochenen Reihe von Wappen bemalt ist. Diese gehören einerseits den Grafen und Edelfreien aus dem Oberrheingebiet, andererseits Basler Adligen, Ministerialen und Rittern aus der näheren Umgebung, die in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts nachweisbar sind.[573] Sabine Sommerer hat auf die Ambitionen des Bauherrn, Konrad «vom Schönen Haus», eines Krämersohns, dem 1301 der Aufstieg in den Adelsstand durch die Belehnung mit Burg Hertenberg gelang, hingewiesen.[574] Der Wappenbalken wäre in diesem Sinne als explizite Formulierung eines gesellschaftlichen Anspruchs zu verstehen. Spuren eines weiteren Wappenfrieses sind im Antonierhof (Rheingasse 43 VI 100) nachgewiesen **ABB. 417, 418**. Einst war der Raum im 1. Obergeschoss mit grünen Draperien bemalt, vor welche die Wappenschilde montiert waren; erkennbar waren das Wappen der burgundischen Herzöge sowie das nur an einer Inschrift kenntliche Wappen eines Markgrafen.[575] Marie-Claire Berkemeier vermutete in diesem Haus das Quartier der burgundischen Delegation auf dem Basler Konzil.[576]

Auch im Tod sollte die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe dokumentiert werden. Dies belegen die Totenschilde in der Kartäuserkirche, die auf die Anwesenheit von hochgestellten Konzilsteilnehmern hinweisen. Auch in späteren nachreformatorischen Zeiten wurden diese Schilde gepflegt, als Ausdruck von Stolz und historischem Bewusstsein, das der Basler Rat als Eigentümer des aufgehobenen Klosters zur Schau stellte.

Im 15. Jahrhundert wandelte sich die heraldische Vergewisserung des eigenen Stands oder der eigenen Gruppenzugehörigkeit in der Monumentalmalerei hin zu einem individuellen Gepräge.[577] Einzelwappen oder Allianzwappen kennzeichneten nicht unbedingt Festräume, sondern wurden wie ein ins Innere versetztes Hauszeichen an bestimmten Stellen des Hauses angebracht, so zum Beispiel im Torbau des Schürhofs (Münsterplatz 19 VII 83, um 1500), im Sommerhaus des Erlacherhofs (St. Johanns-Vorstadt 17 IX, um 1560) oder im abgebrochenen Haus Hutgasse 19, 1583 **ABB. 419**.

Insbesondere die Allianzwappen wurden vermutlich zum Anlass der Eheschliessung angefertigt und verweisen damit auf eine besondere persönliche Beziehung der Eigentümer zu ihrem Haus. Diese Art der individuellen Kennzeichnung ist, vor dem Hintergrund der erwähnten, zuweilen kurzen Zeitspanne des Eigentums, spätestens im 16. Jahrhundert als eine Form der Historisierung der eigenen Besitzzeit zu verstehen. Deutlich wird dies an zwei Beispielen, die zwar keine Wappen aufweisen, jedoch mittels



420

ABB. 420 **St. Johanns-Vorstadt 29 IX. Im Haus der Vorstadtgesellschaft zur Mägd wurden die Holztafeln mit den Wappen der «M. Meister», Schreiber, Reitmeister, Wachtmeister usw. aus dem 18. Jahrhundert in den Neubau aus den Jahren 1899–1900 übernommen. Foto Serge Hasenböhler, Basel, 2018.**

Inschriften die Besitzgeschichte des Hauses bekannt machen und den aktuellen Bauherrn als vorläufig letztes Glied dieser Kette nennen: dem sogenannten Zwingerhaus (Nadelberg 23A VIII 164)[578] und dem Rosshof (Nadelberg 20–22 VIII 204).

Wappenansammlungen als Zeichen einer kollektiven Identität lebten beim Rat und bei den Zünften fort. Im Rathaus sind keine privaten Wappen zu finden, hingegen die Standeswappen der Eidgenossenschaft sowie die ihr zugewandten Orte in mehreren Kunstgattungen (siehe S. 116f., 349f.). Im Haus der Vorstadtgesellschaft zum Dolder (St. Alban-Vorstadt 35 IX) wurde von MATTHÄUS HAN um 1547 der Längsunterzug der Decke im Erdgeschoss mit den illusionistisch gemalten, scheinbar an einer Stange befestigten Wappenschilden führender Mitglieder versehen, durchaus parallel zu der spätestens im 18. Jahrhundert bei den Zünften verbreiteten Sitte, die Familienwappen der «Sechser», also der Vertreter im Grossen Rat, an die Wände des Zunftsaals zu malen. Auch in den Häusern der Vorstadtgesellschaften ist eine Reihe derartiger Wappentafeln erhalten **ABB. 420**. In dem 1883–1886 durch E. VISCHER & FUETER umgebauten Zunftsaal zum Schlüssel wurden, in Nachahmung der spätmittelalterlichen Präsentationsform, die Wappen der Zunftmeister von 1485 bis 1875 in einem Fries unter der Decke angebracht. Im Unterschied zu den spätmittelalterlichen Wappenfriesen und -balken steht hierbei freilich nicht der Familienverband, sondern das Amt im Vordergrund. Bei mehreren Amtsträgern derselben Familie kann das Wappen in der Reihe also mehrfach auftauchen.[579]

Figürliche Malerei

Die Behandlung thematischer Malerei in Stadthäusern kreist häufig um die Frage «profan oder sakral?». Weltlich genutzte Räume lassen sich von geweihten Sakralräumen eindeutig unterscheiden. Doch können auch in Bürgerhäusern religiöse Bilder zur Wand- und Deckenmalerei gehören. Hauskapellen, von denen zum Beispiel in Regensburg vor der Reformation über fünfzig vorhanden waren,[580] sind in Basel kaum noch zu finden; einzig die Mitte des 15. Jahrhunderts ausgemalte Hauskapelle der Domkurie, Münsterplatz 16 VII 71 (später Reischacherhof genannt), ist zu erwähnen. In ihr befinden sich Reste eines in zwei Registern übereinander angeordneten Passionszyklus sowie ein Jüngstes Gericht. In wenigen Bürgerhäusern Basels findet sich ausgesprochen religiöse Wandmalerei, wie zum Beispiel die vergleichsweise kleinen Kreuzigungsbilder aus dem 14. Jahrhundert in den Häusern Nadelberg 3 VIII 161 und Gemsberg 7 VIII 387 oder die Figur des Christophorus über einer Zimmertür in der Eisenburg (Martinsgasse 16–18 VII 306). Als alttestamentlicher Bilderzyklus ist bislang einzig die Josefsgeschichte im Haus Rümelinsplatz 7 VIII 302 bekannt geworden. Freilich sind wir über den ehemaligen Bestand auswechselbarer Heiligenbilder, die von den «Helgenmalern» vorwiegend im 15. und 16. Jahrhundert produziert wurden, kaum ausreichend unterrichtet. Andererseits ist der Bestand eindeutig säkularer Themen, wozu zum Beispiel mythologische oder historische Darstellungen gehören würden, ebenfalls sehr klein. Den zahlenmässig grössten Teil der Wand- und Deckenmalerei nehmen Themen ein, die man einem Zwischenbereich zuordnen möchte, der zwar oberflächlich profan erscheint, jedoch auch immer wieder zu religiösen Bezügen überleiten kann. So sind zum Beispiel Fabelwesen und Monster auch als apotropäische Masken an Portalen oder Wasserspeiern von Kirchen anzutreffen; so kann die Einhornjagd als Anspielung auf die Jungfräulichkeit Marias verstanden werden; so ist ein Liebesgarten als Parallele zum Paradiesgarten aufzufassen. Derartige Mehrdeutigkeiten gehören zum grundsätzlichen Potenzial mittelalterlicher Bilder.[581] Die damit verbundene topische Tendenz, also der Bezug auf Allgemeingültiges oder Gemeinplätze, machte sie leicht verständlich und für die wechselnden Hausherren akzeptabel. Überdies fällt auf, dass viele der Themen in das Oberthema der Natur eingebunden sind oder die Handlungen zumindest unter freiem Himmel stattfinden, was durchaus als Gegenentwurf zur Enge der Stube oder zur kleinteiligen Bebauung der Stadt zu verstehen ist. Diese bildliche Wunschwelt weist somit utopischen Charakter auf.

Um 1300 erfreuten sich **Fabelwesen** einer besonderen Beliebtheit. Quellen für ihre Darstellung waren einerseits die Naturgeschichte Plinius' d. J., die Schriften Augustinus' und Isidors von Sevilla, aus denen zum Beispiel HARTMANN SCHEDEL für seine Weltchronik schöpfte,[582] andererseits der soge-



421



422

ABB. 421, 422 Nadelberg 23A. Haus zum Walpach VIII 164. Die abgelöste Wandmalerei aus den Jahren 1487/90 zeigt die als ideal empfundene Rollenverteilung bei den Wildleuten: Der Mann jagt mit Hifthorn und Speer, die Frau stillt einen Säugling. (HMB Inv. 1952.300 [Ausschnitte].) Foto Natascha Jansen, 2016.

nannte Brief des Priesters Johannes, eine um 1165 entstandene Fälschung, die von einem sagenhaften Reich östlich Persiens berichtet und in der damaligen Kreuzzugsdiskussion eine grosse Rolle spielte.[583] Mithin hatte die Schrift für die Erlebniswelt der Ritter als Projektionsfläche für «*aventiuren*» eine nachhaltige Wirkung. Durch die Hinzufügung eines ins Horn blasenden Jägers im Haus zum Helfenberg (Heuberg 20 VIII 353) wurden die Fabelwesen zu Jagdtieren – womit ein weiterer Bereich der adligen Lebenswelt angesprochen wurde.

Die **Jagd** stellte eines der beliebtesten Themen der Wand- und Deckenmalerei dar. Der Jäger mit seinem Hund versteckt sich oftmals zwischen Ranken, genau wie die flüchtenden Tiere: Hirsche, Rehe, Schweine, Hasen. Obgleich in der betreffenden Urkunde nicht aufgeführt, gehörte wohl das Jagdrecht im Stadtbann zu den Regalien, die zusammen mit der Vogtei 1386 vom Rat übernommen wurden.[584] Ausgaben für den städtischen Jäger sind erst 1470/71 aktenkundig; seit dem frühen 16. Jahrhundert sind Jäger als Angestellte der Adligen aus der Umgebung überliefert, die zu besonderen Gelegenheiten Wildbret in die Stadt lieferten.[585] Wildtiere wurden auch in der Stadt gehalten und domestiziert, wie die von Matthäus Merian zu Beginn des 17. Jahrhunderts dargestellten Hirsche im trockenen Stadtgraben belegen.

Die verschiedenen Arten der Jagd besassen eine soziale Signifikanz, wie die Darstellungen der in Zürich um 1300 entstandenen Manessischen Liederhandschrift zeigen: Vom Kaiser bis zum einfachen Minnesänger werden sie, in absteigender Rangfolge, mit der Falkenjagd, der Jagd auf Hirsche, Eber, Bären, Hasen, Füchse und Vögel dargestellt.[586] Die niedrigste Jagdgattung, das Fallenstellen, wurde den Bauern zugeschrieben. Unter den Basler Jagddarstellungen ist bezeichnenderweise die Falkenjagd zu vermissen. Mit dem Thema der verkehrten Hasenjagd, bei der die Hasen den Jäger und die Hunde fangen, wird im Basler Rathaus um 1514 zwar nicht in der Malerei, aber in der Schnitzkunst das Thema ironisch aufgegriffen und als Spiegel der Regierungskunst verstanden (vgl. **ABB. 497, 498**).[587] Insgesamt vertritt die Jagd eine Gegenwelt zur Stadt und bietet sich als Gleichnis an, sowohl für Formen der Herrschaft und der verfeinerten Lebensform als auch für zwangloses und erotisches Spiel. Zu den Jagddarstellungen gehören nämlich auch die Wilden Leute **ABB. 421, 422**.

Wilde Leute sind fiktive Waldmenschen, die im Einklang mit den Pflanzen und Tieren leben. Manchmal schalkhaft, erschrecken sie höfische Leute, häufig jedoch sind es friedliche Gesellen, die wilde Tiere und Fabelwesen bändigen können und Meister der Jagdkunst sind. Das Liebeswerben und die Zweisamkeit werden mit ihrem Auftreten ebenso angesprochen wie die Notwendigkeit, wilde Triebe zu bändigen. Der gejagte Hirsch lässt sich in diesem Zusammenhang als Symbol der angestrebten Treue verstehen.[588] Der Konzilsteilnehmer Andrea Gattaro berichtete von einem Scheinkampf und Tanz, den 24 als Wilde Leute verkleidete Personen 1435 anlässlich eines Turniers und Fests auf dem Münsterplatz aufführten.[589]

Das Konzept der höfischen Liebe, wie es aus den grossen Epen der mittelhochdeutschen Literatur hervorscheint, vereinigte Elemente des allgemeinen Strebens nach sittlicher, möglicherweise auch religiöser Verfeinerung mit sozialer Distinktion und bot so eine Folie, auf deren Hintergrund sich die Auftraggeber der Wandmalerei einordneten.[590] Wer die Codes des höfischen Benehmens und der aktuellen Mode beherrschte, konnte sich als Mitglied einer gehobenen Gesellschaftsschicht darstellen. Schauplatz der Bilder waren freilich weder die Stadt noch Burgen oder Landsitze, sondern der Garten. Der **Liebesgarten** an den Stubenwänden des sogenannten Urs-Graf-Hauses (Stadthausgasse 18 VIII 96) ist wie eine Bühne angeordnet, ohne räumliche Bezüge **ABB. 423**: Hinter einer hüfthohen Balustrade stehen Paare im Gespräch oder in Umarmung, hinterfangen



423



424

von flächendeckender Rankenmalerei. Die handelnden Personen sind nach der damals, um 1400, neuesten Mode gekleidet und frisiert. Die bildliche Nähe zum «*Hortus conclusus*» macht die angesprochene Vieldeutigkeit der profanen Ikonografie deutlich. Das berühmte Paradiesgärtlein eines oberrheinischen Meisters um 1410 im Frankfurter Städel fügt der Mariensymbolik des verschlossenen Gartens eine Vielzahl von Anspielungen durch die Auswahl der Tiere und Pflanzen hinzu (siehe S. 326, 331).[591]

Mit der in Basel dreimal vertretenen Darstellung einer Frau am Spinnrocken in Kombination mit einem Knaben mit Steckenpferd wird der Themenkomplex von Liebe, Sexualität und Partnerschaft am Ende des 16. Jahrhunderts verschlüsselt aufgegriffen, und zwar jeweils in Wandnischen, die durch die räumliche Isolation einen eigenen Bildcharakter aufweisen (Totentanz 2 IX, hier nur die Spinnerin, datiert 1577; Nadelberg 8 VIII 185, Andreasplatz 3 VIII 246, datiert 1594). Zur bildlichen Darstellung tritt im letzteren Beispiel die erläuternde Inschrift. Bild und Sinnspruch, gerahmt durch eine Nische, treten auch in einer Ofennische in der Eisenburg auf (Martinsgasse 16–18 VII 306). Hier illustriert die im Rankendickicht sitzende Eule den auf einem Schriftband wiedergegebenen Spruch «Alle fögel hassen mich / dunt [tun] abere gressere sint [grössere Sünden] dan ich» – wodurch die Eule als Symbol der verfolgten Unschuld stilisiert wird. Das reale «Hassen» von Vögeln auf Eulen wurde übrigens bei der Vogeljagd ausgenutzt, indem eine angepflockte Eule als Lockvogel diente.

Im 17. Jahrhundert schöpften die Dekorationsmaler aus dem immensen Fundus an Bildern, die durch Reproduktionsgrafiken, Emblembücher und illustrierte Buchausgaben bereitgestellt wurden. Ein Schlüsselwerk stellt hierbei die Neuausmalung des durch den Kanzleibau erweiterten Rathauses durch Hans Bock d. Ä. und seine Söhne in den Jahren 1608–1611 dar. Das Rathaus steigerte seine Bedeutung als «Bilderhaus» mit politischer Ikonografie, die in den überregionalen Vergleich gestellt werden konnte. Bock konnte dabei auf die Werke Hans Holbeins d. J. aufbauen, die dieser in zwei Arbeitsphasen 1521 und 1530 im Grossratssaal geschaffen hatte. Zu diesen Wandbildern, die nur in Fragmenten und in Vorzeichnungen oder Kopien erhalten sind, existiert eine umfangreiche Spezialliteratur, auf die hier verwiesen werden kann.[592] Mit den **Gerechtigkeitsbildern**, zu denen auch die beiden grossen Wandbilder im Vorraum der Vorderen Ratsstube gehören (vgl. **Abb. 123**), zogen allegorische, historische und mythologische Themen in die Basler Wandmalerei ein. Zu betonen ist, dass es sich bei den Tugendallegorien und mahnenden bzw. belehrenden Historien in der



425

ABB. 423 Stadthausgasse 18. Urs-Graf-Haus VIII 96. Die Darstellung eines Liebesgartens um 1400 zeigt ein Paar vor einem Rankendickicht, modisch gekleidet, mit sprechenden Handgesten. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2011.

ABB. 424 Marktplatz 9. Ehemals Haus zum Hasen, heute im Rathaus. Bemalte Felderdecke mit dem Bild der Auftraggeber Johann Ludwig Iselin und Anna Maria Stupanus, die 1675 heirateten. Umgeben sind sie von Hera mit dem Pfau, Zeus mit Blitzen sowie Aphrodite und Eros (unten). Die weiteren Figuren sind schwer deutbar. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

ABB. 425 Ehemalige Aeschenvorstadt 5. Haus zum Wilhelm Tell. Die sogenannte Tellenstube wurde beim Abbruch des Hauses 1906 dem Historischen Museum Basel übergeben. Mehrere Jahrzehnte war sie als Depositum im Bankhaus Aeschenvorstadt 1 eingebaut, bevor sie 2011 wieder ausgebaut wurde. (HMB Inv. 1906.2307.) Foto Erik Schmidt, 2011.

Regel um Bildgruppen oder Einzelbilder ohne erzählerischen Zusammenhang handelt.

In der Eisenburg (Martinsgasse 16–18 VII 306) konnten im grossen Erdgeschosssaal Reste eines **Tugendzyklus** aufgedeckt werden, von dem die Figur der *Prudentia* (Klugheit) erhalten ist (vgl. **ABB. 416**), von der *Patientia* (Geduld) lediglich die Namensinschrift. Auftraggeber war der Kaufmann Hans Lux Iselin um 1600. Auch das Urteil des Paris, das seit derselben Zeit im Haus zum Kaiser (Nadelberg 18 VIII 202) die Wandfläche füllt, kann in den Kreis der Tugenddarstellungen einbezogen werden, weil die Entscheidung für ein bestimmtes Lebensglück im Vordergrund steht. Das ebenfalls im Mittelalter präsente Thema wird hier im Sinne der Wiederentdeckung der Antike neu geprägt, was auf den humanistischen Bildungshintergrund der potentiellen Auftraggeberinnen – Witwe und Töchter des Arztes und Professors Theodor Zwinger – zurückzuführen sein mag. Die Bildgrösse – ca. 226 × 185 cm – blieb jedoch in Basel zu dieser Zeit die Ausnahme und findet lediglich in den Rathausbildern eine Parallele.

Aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts haben sich eine Anzahl bemalter Wand- und Deckentäferungen erhalten. Durch die in Felder unterteilte Bildfläche haben die Einzelszenen den Charakter von Tafelbildern, als die sie tatsächlich einzeln gemalt und anschliessend montiert wurden. Die sechzehn 1676 entstandenen Deckenbilder des Gundeldinger Täferzimmers zeigen Episoden aus Ovids Metamorphosen nach Vorlagen von Antonio Tempesta und anderen.[593] Verschiedene griechische Göttergestalten sind auch auf der Felderdecke aus dem ehemaligen Haus zum Hasen am Marktplatz zu sehen, die heute in einem Raum im Rathaus eingebaut ist **ABB. 424**. In der Mitte sind die Auftraggeber als Brautpaar dargestellt, was die Datierung auf das Jahr der Eheschliessung, 1675, festlegt. An der Decke der sogenannten Tellenstube aus dem Haus zum Wilhelm Tell (ehem. Aeschenvorstadt 5 IX) sind die zwölf Tierkreiszeichen als Putti in Medaillons zu sehen **ABB. 425**.[594]

Im 1694 errichteten Gartenhaus an der St. Alban-Vorstadt 69–71 IX liess der Kaufmann Hans Heinrich Beck die Wände und die kistenartige Spiegeldecke vollständig ausmalen; die Zusammenstellung der antiken Götter, der Genrefiguren und der Allegorien der fünf Sinne zeigt eine überlegte Auswahl. Die Deckenbilder der fünf Sinne beruhen auf einer 1561 entstandenen Stichserie von Frans Floris. Die Planetengötter Jupiter, Saturn, Mars, Venus, Merkur sowie die Figuren der Diana und der Minerva verweisen mit ihrem messingfarbenen Kolorit auf den von Hans Bock d. Ä. 1608–1611 geschaffenen Götterzyklus im Rathaus-Innenhof, meinen durch die Auslassung des Sonnengottes Apoll jedoch ein heliozentrisches Weltbild.[595] Nicht die kosmologische Bedeutung, die als politische Ikonografie im Rathaus



426



427



428



429

ABB. 426–429 **Hebelstrasse 17 IX. Die Camaïeumalerei auf der Täferung des später so genannten Alumneums orientiert sich an Druckgrafiken von Aegidius Sadeler (oben, 1. Viertel 17. Jh.) und Matthäus Merian (unten). Fotos KDBS, Erik Schmidt, 2013 / (Rijksmuseum Amsterdam RP-P-1890-A-15437 und RP-P-OB-53.349 [ABB. 427, 429].)**

wichtig war, steht hier im Vordergrund, sondern die Demonstration eines aktuellen Wissenschafts- und Bildungsstands – schliesslich erkannte die römische Kurie erst 1757 die Richtigkeit der Theorien Kopernikus', Keplers und Newtons an. Allgemein kann festgestellt werden, dass die im 17. Jahrhundert beginnende Häufung der Themen wie das der Planeten, der vier Elemente, der vier Jahreszeiten, der Temperamente oder der fünf Sinne einem Versuch entspringt, die Welt ganzheitlich zu erfassen.

Die **Landschaft** war in der gesamten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wand- und Deckenmalerei Basels praktisch kein Thema; eine im Spalenhof (Spalenberg 12 VIII 274) erhaltene Seelandschaft von 1566 war vermutlich Teil einer grösseren, möglicherweise thematischen Darstellung. Mehrere Stadtdarstellungen des 16. Jahrhunderts entsprechen in ihrem Charakter den Illustrationen der grossen Städtebücher derselben Zeit, zum Beispiel Sebastian Münsters «Cosmographia» in der Auflage von 1545.[596] Die Städtebilder im Haus Barfüsserplatz 22 VIII 449 waren in eine Hügellandschaft eingebettet, die jedoch kaum räumliche Wirkung entfaltete, zumindest ist eine solche angesichts des fragmentari-

schen Erhaltungszustands nicht erkennbar. Um 1700 wurden kleine Landschaftsbilder als Medaillons in verschiedene, mit Grisaille- oder Camaïeumalerei dekorierte Wandtäferungen eingelassen, so in der sogenannten Tellenstube (ehem. Aeschenvorstadt 5), im Alumneum (Hebelstrasse 17 IX) und, in Fragmenten, im Haus zum Sausen (Blumenrain 28 VIII 57) **ABB. 425, 426, 428**. Es handelt sich um fensterartige Ausblicke auf Abend- oder Morgenstimmungen von arkadischen Landschaften mit und ohne antike Ruinen, die – falls vorhanden – meist an einer Seite des Bildes angeordnet sind und die perspektivische Aussicht auf den Horizont ermöglichen. Als druckgrafische Vorlagen der Landschaften konnten Werke von AEGIDIUS SADELER nach Entwürfen von ROELAND SAVERY namhaft gemacht werden **ABB. 427**.[597] Beide Künstler waren zeitweilig am Prager Hof Rudolfs II. tätig, weshalb eher böhmische Landschaften, häufig mit dramatisch gestalteten Bäumen als Hauptmotive, wiedergegeben werden als die niederländische Tiefebene. Für die malerischen Ruinenansichten sind hingegen Künstler mit Italienerfahrung zu vermuten, und schliesslich fand im Alumneum an der Hebelstrasse auch ein Nachtstück von MATTHÄUS MERIAN Verwendung **ABB. 429**.

Pflanzen im Raum

Seit dem Mittelalter hatte die Pflanzenwelt einen gewichtigen Anteil an den Themen sowohl der sakralen als auch der profanen Malerei. In figürlichen Szenen spielt sie nicht die Hauptrolle, sondern assistiert und charakterisiert. Lottlisa Behling hob in ihrem 1957 erschienenen Standardwerk über die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei hervor, dass von dem Zeitpunkt an, ab dem die Pflanzen botanisch korrekt bzw. wiedererkennbar dargestellt wurden, ihnen auch eine zweite, symbolische Bedeutung beigelegt wurde.[598] Ein zentrales Werk ist in diesem Zusammenhang das schon erwähnte Paradiesgärtlein eines oberrheinischen, möglicherweise Strassburger Meisters um 1410, das sich heute im Frankfurter Städel Museum befindet **ABB. 430**.[599]

In grosser Präzision sind auf dem kleinformatigen Werk blühende Blumen dargestellt, die ohne Schwierigkeit bestimmt werden können: von Maiglöckchen über Pfingstrosen zu Lilien, Rosen, Kirschen und Arzneikräutern. Botanisch auffällig ist lediglich die Tatsache, dass sie eigentlich zu verschiedenen Zeiten blühen, ein Zeichen der Überzeitlichkeit des Paradieses. Auch mehrere Vogelarten sind detailgetreu wiedergegeben. Lobgesänge auf Maria bedienen sich im 13. und 14. Jahrhundert des Vergleichs mit Blumen. So greifen in diesem Bild die Vorstellungen des verschlossenen, ummauerten Gartens als typologisches Gleichnis der jungfräulichen Gottesmutter und von den Pflanzen als Symbolen der Tugenden Marias ineinander.[600] Eine weitere Deutung erhalten viele der Pflanzen über ihre reale oder geglaubte medizinische Wirksamkeit gegen Schmerzen und Krankheiten sowie als Mittel gegen bösen Zauber und Dämonen. Es setzt sich hier eine Tradition der Darstellung von symbolischen und apotropäischen Gewächsen fort, die schon in der gotischen Kathedralplastik Ende des 13. Jahrhunderts zu bemerken ist.[601]

Als Raumdekoration in Profanbauten treten Pflanzen zum überwiegenden Teil als Ranken in Erscheinung. Dies birgt einen gewissen Wirklichkeitsbezug, denn nur Rankgewächse können Wände und Decken von Bauten flächendeckend überziehen. Zugleich wird mit dieser «Begrünung» eine Gegenwelt zum öffentlichen Raum aufgebaut, denn Strassen waren bis in die Neuzeit reine Architekturräume. Und wenn einzelne Bäume vorhanden waren, wurden sie stets besonders erwähnt, wie zum Beispiel in der Bäumleingasse VII 212. Von vornherein kennzeichnet die Pflanzendekoration von Innenräumen also eine gewisse Privatheit in der Abgeschlossenheit, die als Gestaltung eines *locus amoenus* (lieblichen Orts) zu verstehen ist. Dieser literarische Topos der Antike und der höfischen Literatur des Mittelalters enthält nicht nur Elemente des Paradiesischen, sondern beschreibt auch den Raum des Liebeswerbens und -leidens und ist Ort oder Ausgangspunkt der ritterlichen *aventiure*.[602] Mit der dem Mittelalter eigenen Mehrdeutigkeit wird mit den Rankendekorationen nicht nur der profane Garten, sondern auch das Paradies evoziert.[603] Es scheint, dass diese Vorstellung nach der Reformation noch gewonnen



430

ABB. 430 Meister des Paradiesgärtleins, um 1410. (Städel Museum Frankfurt am Main, Inv. HM 54.)



431



433



432

ABB. 431 Nadelberg 10. Zerkindenhof VIII 189. Die Deckenmalerei im grossen Saal des um 1271 erbauten Hauptgebäudes stammt aus dem frühen 14. Jahrhundert. Die grossen Blüten, die von fadendünnen Ranken umrundet werden, ähneln Malereien im Schönen Haus (Nadelberg 6 VIII 177) und ehemals im 1966 abgebrochenen Haus Spalenberg 5, wo sie auch auf dem Wandputz zu finden waren. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 432 In der bekannten Manessischen Liederhandschrift weist das Bild des Rudolf von Neuenburg Blumenranken auf, die sehr ähnlich auch in Wand- und Deckenmalereien zu finden sind. (UB Heidelberg cpg 848, fol. 35.)

ABB. 433 Strassburg. Rue des Juifs 15. Hôtel des Joham de Mundolsheim. 1987 wurden in dem im 13. Jahrhundert erbauten Gebäude hervorragend erhaltene Deckenmalereien aufgedeckt, die mit Basler Beispielen unmittelbar vergleichbar sind. Sie werden um 1300 datiert. Foto Martin Möhle, 2024.

hat, indem nicht nur der Kirchenraum allein als zur Andacht tauglich erklärt wurde, sondern auch die Natur. Der gestalteten (Garten-)Natur kommt die Aufgabe zu, das menschliche Erleben bzw. die Wunschwelten in allen dem Alltagsgeschäft enthobenen Bereichen zu spiegeln.

Die botanische Genauigkeit der Pflanzendarstellung des Frankfurter Paradiesgärtleins lässt sich freilich nicht ohne Weiteres mit der Wand- und Deckenmalerei vergleichen. Die Ranken aus der Zeit um 1300 besitzen Stängel in Linienstärke, die flächendeckend in Kreisschwüngen gelegt sind, deren Mitte eine einzelne Rosenblüte einnimmt, so im Zerkindenhof (Nadelberg 10 VIII 189) oder im Urs-Graf-Haus (Stadthausgasse 18 VIII 96). Sie gleichen damit den Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift, die in Zürich etwa zur gleichen Zeit entstand **ABB. 431, 432**. Die überregionale Verbreitung dieser Rankenform verdeutlichen Beispiele von Zürich über Cluny und Strassburg bis Lübeck und Schleswig **ABB. 433**.[604]

Gefiederte oder gebuchtete Blätter an dünnen Stängeln kommen in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts vor, oft zweifarbig, wie im Haus zum Sausen (Blumenrain 28 VIII Abb. 41) oder an der Rheingasse 17 (wiederum mit Vergleichsmöglichkeiten aus Strassburg), auch noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Haus Rittergasse 33 VII 184, hier aber zusätzlich mit grossen Blüten bereichert **ABB. 434–436**.



434



435

Diese Form stellt jedoch nur einen Strang der Dekorationsmöglichkeiten dar. Parallel dazu entwickelt sich im 15. Jahrhundert ein anderer Rankentyp mit dickeren Stängeln und fleischigen Blättern, die den Malgrund nahezu flächendeckend füllen. Als Bildmedium können die Bildteppiche des 15. Jahrhunderts vermutet werden, welche die kleinformatige und feine Tafelmalerei in einen grösseren Massstab und in das Umfeld der Raumdekoration transportierten **ABB. 437**. Nachvollziehbar ist dies beispielsweise im Haus zum Walpach, dessen Wandmalerei durch die Auftraggeberschaft sicher in den Zeitraum zwischen 1487 und 1490 datiert ist (Nadelberg 23A VIII 164), oder an einer Balkendecke in der Gallizianmühle, um 1500 (St. Alban-Tal 37 IX) **ABB. 438, 439**.

Der dunkle Malgrund der beiden zuletzt genannten Beispiele wird zu Beginn des 16. Jahrhunderts wieder zugunsten des hellen Fonds aufgegeben, auch wird der Bewuchs lockerer, wenngleich er weiterhin die gesamte zur Verfügung stehende Fläche füllt. Beispiele hierfür sind in den Häusern Pfeffergässlein 9 VIII 256, Spalenberg 20 VIII 283 und Nadelberg 37 VIII 169 zu finden **ABB. 440**. Parallelen bestehen zu Ornamentstichen aus den Niederlanden, wie zum Beispiel denen des Monogrammisten «FvB» **ABB. 441**.[605] Eine filigrane Variante dieses Typs bietet das Rankenzimmer in der Eisenburg (Martinsgasse 16–18 VII 306, vgl. **ABB. 388**).



436

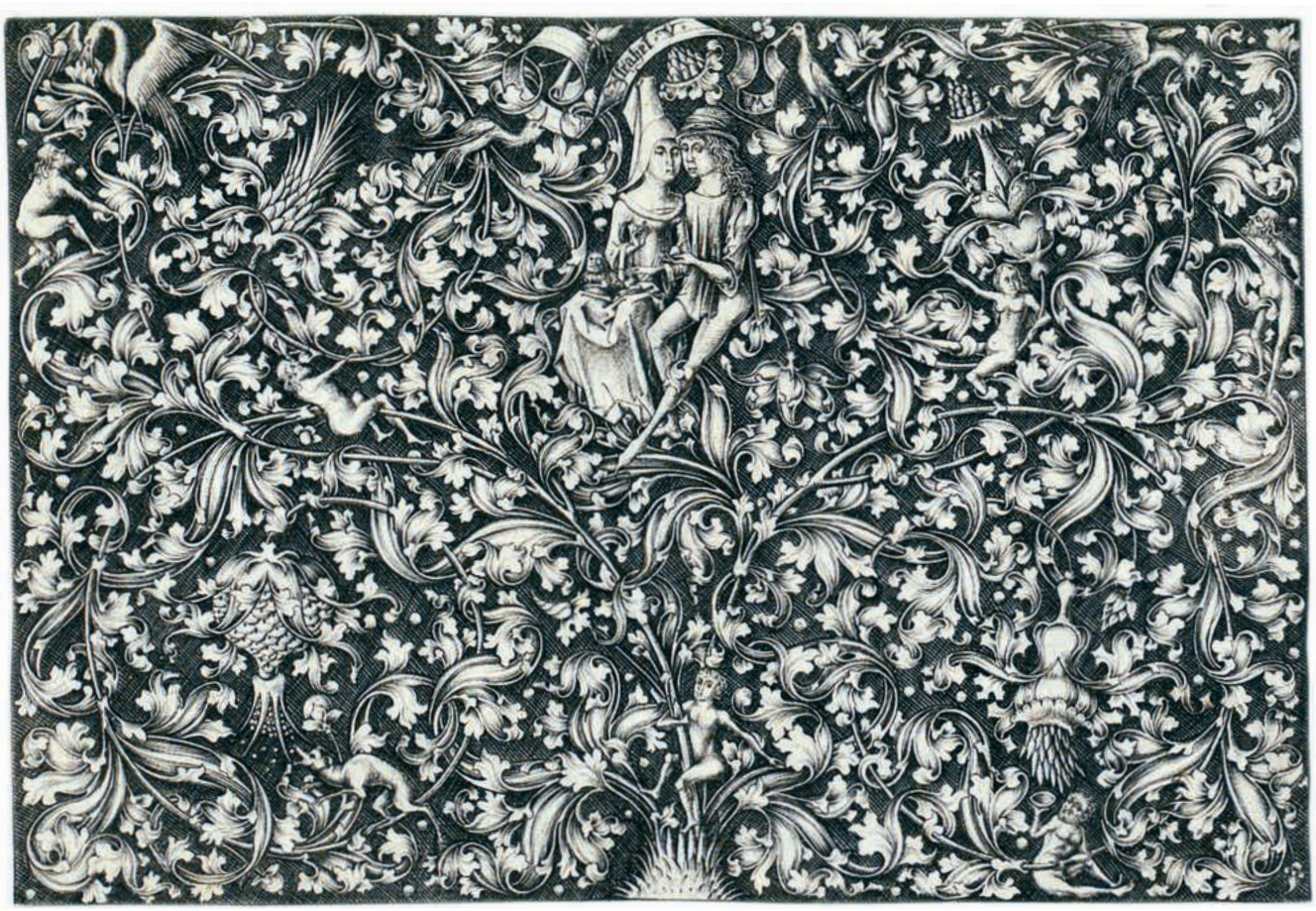
ABB. 434 Rheingasse 17. Zum Schwarzen Bären. Die nach einem Brand 2019 freigelegte Bemalung der Decke, der Balken und der Wand zeigt gelb-orange, linienförmige Stängel und gefiederte Blätter *mi-parti*. Foto Till Seiberth, Basel, 2019.

ABB. 435 Zum Vergleich: Strassburg. Rue des Juifs 15. Hôtel des Joham de Mundolsheim. Neben der oben genannten Decke mit Rosenblüten fand sich in diesem Haus eine Decke mit Ranken und Nelkenblüten, die von *mi-parti*-Blättern begleitet werden. Im Zusammenhang mit der Wandmalerei im selben Gebäude werden sie in die Mitte des 15. Jahrhunderts datiert. Foto Martin Möhle, 2024.

ABB. 436 Rittergasse 33 VII 184. Im Erdgeschoss erblicken die Eintretenden über sich ein im frühen 16. Jahrhundert gemaltes Rankenwerk mit gebuchteten Blättern *mi-parti* und grossen Blüten des bittersüssen Nachtschattens. Foto Peter Schulthess, Basel, 2021.



437



438



439



440



441

ABB. 437 Das Antependium aus dem bischöflichen Konvikt St. Ludwig in Speyer entstand in Basel vermutlich für die Heiligkreuzkapelle vor dem Riehentor um 1490/1500. Es vereint botanisch genau wiedergegebene Pflanzen im unteren Bereich (Bittersüss, Rose, Maiglöckchen, Erdbeere, Kornblume, Massliebchen und Distel) mit grossen Phantasieblüten und Fruchtkapseln im oberen Teil. (Dom- und Diözesanmuseum im Historischen Museum der Pfalz Speyer, Inv. D 0862.) Foto Julia Paul.

ABB. 438 Israhel van Meckenems d. J. um 1490/1500 entstandener Ornamentstich zeigt neben einem Liebespaar inmitten eines Rankengeflechts, in dem sich Tiere und nackte Wildleute tummeln, vier grosse Phantasieblüten, die für die Wandmalerei der Zeit typisch werden. Charakteristisch sind ihre Grösse, die zurückgebogenen Kelchblätter sowie die grossen, teilweise aufplatzenden Fruchtkapseln. (Graphische Slg. der ETH Zürich, Inv. D 7629.)

ABB. 439 Nadelberg 23A. Haus zum Walpach VIII 164. Mit den Bildteppichen und den Ornamentstichen vergleichbare Blütentypen finden sich in der zwischen 1487 und 1490 für den Stadtschreiber Nikolaus Rüsch und seine Frau Ottilia geschaffenen Wandmalerei. (HMB Inv. 1952.300.) Foto Natascha Jansen.

ABB. 440 Nadelberg 37 VIII 169. Rankenmalerei im 1. Obergeschoss, nach der Freilegung 1982. Die heute wieder verdeckte Dekoration umfasste auch die anderen Wände des Raums. Bemerkenswert sind die grossen Granatapfelblüten, die farblich hervorstechen. Foto KDBS.

ABB. 441 Monogrammist «FvB» (wohl F. von Brügge), um 1500. Das Ornamentblatt zeigt abgesehen von den vergleichbaren Ranken und Blättern die auch in Basel bekannten grossen Blüten. (British Museum, London, Inv. E, 1.156.) © The Trustees of the British Museum.

ABB. 442 Martinsgasse 16–18. Eisenburg VII 306. In der inschriftlich 1562 datierten Ofennische in einem zum Hof weisenden Raum im Obergeschoss wachsen an einer Ranke verschiedene Blüten und kirschenartige Früchte. Zu erkennen ist Bittersüss (unten), oben wohl ein Stechapfel. Die rüsselartigen Griffel, auch verdoppelt und verdreht, übertreiben die (Fortpflanzungs-) Kraft der Blüten. Foto Paul Denfeld, 1982.

ABB. 443 Wie weit verbreitet der Blütentypus und auch der Sinngehalt des Fruchtbaren bzw. Virilen war, zeigt ein 1552 datierter Ornamentstich des westfälischen Kupferstechers Heinrich Aldegrever, dessen Werk eine grosse Verbreitung erreichte. (Rijksmuseum Amsterdam, Inv. RP-P-OB-2918.)



442



443

Wiedererkennbare Blüten tauchen in der Basler Rankenmalerei zu Beginn des 16. Jahrhunderts auf, sind jedoch fest in das System der gesamten Raumdekoration, die zunächst eine ornamentale und flächendeckende Aufgabe hat, integriert. Im Haus by dem Kunos Tor (Rittergasse 33 VII 184) wird im Erdgeschoss eine Balkendecke mit Ranken und den Blüten des Bittersüss (*Solanum dulcamara*) geschmückt, eines Nachtschattengewächses, dem neben Heilwirkungen grosse Zauberkraft beim Schutz vor Dämonen zugeschrieben wurde und das Brautleuten wie Kindern helfen sollte – so jedenfalls die Deutung aus Medizin- und Kräuterbüchern.[606] Auch wenn man sich vorstellen kann, dass eine Raumdekoration anlässlich der Gründung eines Hausstands mit Eheschliessung und Kindersegen vorgenommen wurde, bleibt der symbolische Gehalt der Rankendecke vage. Neben dem Bittersüss tauchen, oft an derselben Ranke wachsend, Rose, Kornblume, Distel, Rittersporn, Binse, Stechapfel, Granatapfel und andere auf, wobei die Identifizierung nicht immer eindeutig ist. Generell dominieren zweifellos in dieser Zeit die bitteren, giftigen, medizinisch wirkungsvollen Gewächse, die mit kräftig übertriebenen Griffeln und Staubfäden – also potent! – dargestellt werden **ABB. 442, 443**. Parallelbeispiele aus der Nordschweiz und aus Süddeutschland belegen dies als überregionale Modeerscheinung.[607]

Um 1600 verschiebt sich die Vorliebe für Ranken und Blüten einerseits zu reifen Früchten, die in Füllhörnern und Girlanden präsentiert werden, wobei wiederum der Granatapfel als Symbol der Fruchtbarkeit eine besondere Rolle spielt, andererseits zu den Akanthusranken, die spielerisch von Menschen und Tieren bevölkert werden.

Obwohl das Akanthusornament schon im 16. Jahrhundert bekannt war – siehe etwa HANS HOLBEINS Flügel der Münsterorgel um 1525/26 X 318 –, treten die Akanthuswellenranken verbreitet erst nach 1600 in der Basler Deckenmalerei auf. Günter Irmscher hat herausgestellt, dass das Motiv im Mittelalter in verschiedenen Phasen der Antikenrezeption

wiederholt auftauchte und in Italien mit der Renaissance im 15. Jahrhundert eine Blüte erlebte. Von grosser Bedeutung ist die Wiederentdeckung von Teilen der *Ara Pacis Augustae*, deren Reliefs durch Stiche von Agostino Veneziano um 1535 verbreitet wurden **Abb. 444**.

Nördlich der Alpen tritt eine Verzögerung dieser Entwicklung ein, so dass sich die Akanthusranken mit der in Italien schon nachfolgenden Mode der Grotesken mischen.[608] An den Basler Rankendecken sind dementsprechend Tiere, Menschen und Fabelwesen zwischen den Blättern zu finden. Granatäpfel, Früchtekörbe und Trauben evozieren auch hier das Thema der Fruchtbarkeit und des Genusses, gepaart mit den bekannten Themen der Jagd und der Liebe. Affen spielen möglicherweise auf die Triebhaftigkeit der Natur an, aber auch auf das spielerische oder unsinnige Element des Müssiggangs.

Die Akanthuswellenranken des 17. Jahrhunderts stellen eine sehr grosse Gruppe dar. Präzise Datierungshinweise nach formalen Kriterien ergeben sich freilich nicht, eher stellt sich das Bild einer festen, über Jahrzehnte nur wenig veränderten Tradition ein. Gemeinsam ist den Ranken, dass sie grosse wellenförmige Schwünge bilden und voluminöse, weich anmutende Hüllblätter aufweisen, die mit Höhungen und Schattenpartien plastisch gestaltet sind. In den Volutenzentren sowie häufig in der Mitte und an den Enden der langgestreckten Bildfelder zwischen den Deckenbalken befinden sich grosse bis sehr grosse Blüten, meist Rosetten. Dielenuntersichten und Balken sind in der Regel mit Grauband eingerahmt, seltener mit Rotband, noch seltener ohne Bandfassung.

Die eine Gruppe weist auf hellem Grund zwei- oder dreifarbige Ranken auf, meist gelb/ocker/orange und grau/blaugrau. Beispiele hierfür sind die in die 1640er-Jahre zu datierende Decke im Haus Münsterberg 12 VII 105 oder die erst 2008 aufgedeckte Decke in der Rheingasse 58. In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden sind die Decken in der Augustinergasse 13 VII 267, in der St. Alban-Vorstadt 14 IX oder in der Unteren Rheingasse 10 VI 213. In Letzterer wird, als in Basel seltenes Motiv, ein Porträt mit lorbeergekröntem Haupt in einem Lorbeerkranz-Medaillon wiedergegeben. Die andernorts geläufigen Herrschermedaillons nach Vorbildern von Hubertus Goltzius[609] fanden in Basel keinen Anklang (einzig noch im Kleinen Klingental, Unterer Rheinweg 26, in einem Raum im 1. Obergeschoss, um 1670 IV 90) **Abb. 445**.

Die zweite Gruppe ist auf dunklem Grund in Grisaille oder in braun/ockerfarbener Camaïeu gehalten **Abb. 446**. In den Ranken verstecken sich, oft nur beim zweiten Hinsehen wahrzunehmen, Tiere, Putti oder



444

Abb. 444 Agostino Veneziano. Relief von der Ostseite der *Ara Pacis* des Kaisers Augustus in Rom. Stich, um 1535. Die Akanthuspflanze an sich ist kein Rankengewächs. Die Künstler nutzten die Tatsache, dass die Blütenblätter in der Natur auf einem aus dem Kelch herauswachsenden Stängel sitzen, um die Ranke endlos fortzusetzen. (British Museum, London, Inv. 1870,0709.129.) © The Trustees of the British Museum.

nackte Menschen. Eine ausserordentlich reiche Decke besass das abgebrochene Landhaus Vogelsangweg 3, und zwar in grüner Camaïeu, datiert 1677 **Abb. 447, 448**. Einzelne der Figuren wachsen direkt aus den Ranken heraus, wie es zum Beispiel in Ornamentstichen von Jean Lepautre vorgeprägt ist.[610]

Während an den Decken das flächendeckende Rankenornament überwiegt, wird Wandmalerei im späten 16. und im 17. Jahrhundert nur noch spärlich eingesetzt, abgesehen von den erwähnten bemalten Täferwänden. Die verputzten Mauern zeigen sich in dieser Zeit nur mit einzelnen Dekorationselementen wie beispielsweise einer Nischenumrahmung, ansonsten konzentriert sich die Dekoration auf die Zone unterhalb der Decke. Vorläufer gibt es schon im 16. Jahrhundert, so im Vorsaal der Vorderen Ratsstube, inschriftlich datiert auf 1510 oder 1515 **Abb. 449**.[611] Hier finden sich Girlanden, in denen Blumen und Früchte eingebunden sind. Den Eindruck des Überquellenden und des Reifen mit üppiger Auslage von Obst und Gemüse bieten hingegen die

ABB. 445 Unterer Rheinweg 26. Kleines Klingental IV 13. Im 1. Obergeschoss des Rheintrakts befindet sich eine Akanthusrankendecke auf hellem Grund, mit vielfarbigen Blättern und Blüten sowie einem bekränzten Porträt im mit Äpfeln gespicktem Lorbeerkranz, um 1670. Foto Peter Schulthess, Basel, 2021.

ABB. 446 Rheingasse 33. Die 2015 freigelegte Decke ist vermutlich um 1691 entstanden. Sie zeigt eine Akanthuswellenranke mit dichtem Laubwerk in Grisailletönen, eingefasst durch Rotband. Foto KDBS, Dossier 2015/111.

ABB. 447, 448 Ehemaliger Vogelsangweg 3, nahe dem Haus zur Sandgrube, Riehenstrasse 154. An der bemalten Decke im Sommerhaus verbergen sich Porträtmedaillons und Putti zwischen Ranken und Blüten. Fotos Peter Heman, 1955.

ABB. 449 Marktplatz 9. Rathaus, Vorsaal der Vorderen Ratsstube. Lorbeer- und Fruchtgirlanden und Ranke mit Blüten des Bittersüss und Blättern des Meisterwurz (*Peucedanum ostruthium*). Die streng symmetrische Anordnung der Girlanden spricht für eine druckgrafische Vorlage. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

ABB. 450 Gundeldingerstrasse 280. Thomas-Platter-Haus, Saal im 1. Obergeschoss. Die Gefache unterhalb der Decke sind mit variationsreichen Girlanden bemalt, aus denen Obst und Feldfrüchte quellen. Der Humanist und Vorsteher des Gymnasiums auf Burg, Thomas Platter, besass das Haus von 1549 bis zu seinem Tod 1582. Sein Sohn Felix Platter verkaufte es vor 1596. Foto Renato Celio, Basel, 1975.



445



446

Girlanden im Festsaal des Ackermannshofs (St. Johanns-Vorstadt 19–21 IX) oder die Girlanden in den Fachwerkfeldern im Obergeschosssaal des sogenannten Thomas-Platter-Hauses (Gundeldingerstrasse 280) **Abb. 450**. Die Datierung beider Werkkomplexe auf das Ende des 16. Jahrhunderts wird durch einen Scheibenriss von Hans Brand möglich, auf dem eine vergleichbare Freude an der Darstellung von Fruchtgirlanden festzustellen ist **Abb. 451**.

Inschriften

Bild und Text ergänzen sich in der profanen Wand- und Deckenmalerei Basels eher marginal. Die Anfänge bestehen wie andernorts auch in Namensbeischriften und Spruchbändern, die entweder ohne weiteren Zusammenhang ins Bild eingefügt (Kartause III 580, Brunolegende, um 1440) oder den Figuren in die Hände gegeben wurden (Nadelberg 23A VIII 164, 1487–1490, leider nicht entzifferbar). In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts kommen Sprichwörter auf, die zu dieser Zeit in Sammlungen ediert wurden, so in Johannes Agricolas 750 deutschen Sprichwörtern (1534 und 1582)[612] oder zuvor schon in den durch Erasmus herausgegebenen antiken *adagia* (1500–1533). Sprüche wie «Alle Vögel hassen mich …» sind in diesen Publikationen freilich nicht vorhanden und beruhen offenbar auf mündlicher Tradition (vgl. **Abb. 442**).

Neben die Spruchbänder treten in dieser Zeit Textblöcke, die ohne Rahmung in das Bildfeld gesetzt werden (Andreasplatz 3 VIII 246). Volkssprachliche Texte werden durch die gebrochene Schriftart von lateinischen Zitaten in Antiqua unterschieden, beides sind jedoch Druck- und keine Schreibschriften.

Die Verbreitung im 16. und 17. Jahrhundert ist durch zwei Sammelwerke überliefert, die zwar die Inschriften der Epitaphien und Grabmäler als Hauptthema haben, jedoch auch Inschriften in Kirchen und Häusern Basels auflisten. Das ältere Buch verfasste der Pfarrer zu St. Leonhard, Johannes Gross, im Jahr 1623.[613] Es wurde 1661 von dem Pfarrer der italienisch-protestantischen Gemeinde in Basel, Johannes Tonjola, neu ediert und ergänzt.[614] Beide Werke sind keineswegs vollständig, enthalten jedoch eine Reihe heute nicht mehr erhaltener Inschriften. Am Beispiel des Rosshofs ist erkennbar, dass durch die Zeilenanordnung der gedruckten Ausgabe die Gestalt der realen Inschrift nachgeahmt werden sollte (Nadelberg 20–22 VIII 204). Gross und Tonjola nennen neun Privathäuser von wohlhabenden Bürgern und von bekannten Gelehrten: den Württembergerhof, die Wohnhäuser von Johannes Froben, Johann Lukas Iselin, Johann Jakob Grynäus, Theodor Zwinger, Felix Platter, Leonhard Thurneysser, Johannes Oporinus sowie den Seidenhof am Blumenrain. Die Inschriften



447



448



449



450



451

Abb. 451 Hans Brand, Scheibenriss mit Daniel in der Löwengrube und den Wappen der Familien von Roll und Peyer, Ausschnitt. Datiert 1575. Unter den Basler Glasmalern sticht Brand durch die Darstellung von üppigen Obst- und Gemüsegebinden an Girlanden und in Körben und Füllhörnern hervor (Victoria & Albert Museum, London, Inv. 1485.)



452

ABB. 452 Spitalstrasse 22. Faesch'sches Haus IX. Antiochus verliebte sich in seine Stiefmutter Stratonica und konnte nur dadurch von seiner Krankheit geheilt werden, dass sein Vater sich von seiner Frau trennte und sie seinem Sohn überliess. Das Bild entstand um 1780 durch einen unbekannten Maler. Foto Conradin Badrutt, Basel, 2008.

nehmen einerseits auf die Geschichte des Hauses Bezug, enthalten andererseits Sinnsprüche oder – insbesondere beim Antistes Grynäus – Bibelverse. Embleme, die aus einer Verbindung von Motto, Bild und Vers bestehen, sind in Basels Dekorationsmalerei nicht nachgewiesen. In den meisten Fällen stand die Inschrift offenbar allein und wurde wie eine Relieftafel eigens gerahmt. In mehreren Fällen ist als Ort der Inschrift der Eingangsbereich des Hauses überliefert, wodurch also der eintretende Gast adressiert wurde. Die Vielzahl von Sprüchen im Treppenturm des Zwingerhauses (Nadelberg 23A VIII 164) muss als Ausnahme gelten.[615]

Exkurs: Bewegliche Bilder. Barockthemen

Mit dem um 1700 einsetzenden Stilwandel der profanen Architektur Basels wurde die Wand- und Deckenmalerei in Privathäusern an den Rand gedrängt. Wandbespannungen, Leinwand- und Papiertapeten sowie Stuckdecken prägten die Innenräume des Barock und Rokoko bis in die Zeit des Klassizismus (siehe S. 370, 382). Die wandfeste Malerei beschränkte sich weitgehend auf Supraporten, Spiegelbilder und Stuckplafonds, die zwar abgesehen von den festgelegten Abmessungen recht unabhängig vom Raum angefertigt oder sogar auf dem Kunstmarkt erworben wurden, andererseits dennoch Räume thematisch charakterisieren konnten – was allein rechtfertigt, dass sie im Zusammenhang mit der Wand- und Deckenmalerei behandelt werden. Begünstigend kommt hinzu, dass sich, ausgehend vom absolutistischen Schlossbau Frankreichs und Süddeutschlands, auch in den Bürgerhäusern das Raumprogramm verfestigte und bestimmte Funktionen verschiedenen Bereichen des Hauses zugewiesen wurden (Speisezimmer, Salon, Schlafzimmer etc., siehe S. 151). Auftraggeber und Künstler bedienten sich in dem Pool der damals modernen Themen, die vorwiegend in handlungsreichen Szenen aus Bibel, Geschichte und Mythologie bestanden, andererseits arkadische Landschaften und Schäferstücke wiedergaben oder drittens allegorischen Inhalts waren.[616] Geografisch orientierte man sich vorwiegend am Pariser Kunstmarkt, zu dem die Beziehungen über Christian von Mechel und Johann Georg Wille[617] benutzt wurden, sowie an Künstlern und Werkstätten aus der Messestadt Frankfurt am Main, die von den Basler Handelsherren regelmässig aufgesucht wurde.[618]

Stuckplafonds mit fest montierten Ölbildern finden sich nahezu ausnahmslos in den Treppenhäusern. Im Haus zum Raben (Aeschenvorstadt 15 IX) ist die Szenerie des Kampfs der Tugenden mit den Lastern, von Joseph Esperlin 1766 gemalt, in eine Wolkensphäre versetzt; zum Himmel «öffnet» sich auch das Bild der Jakobsleiter im Wildt'schen Haus, Petersplatz 13 IX, ebenfalls von Esperlin um 1766. Im Faesch'schen Haus in der Spitalstrasse 22 IX erweckt eine illusionistische gemalte Architektur den Eindruck eines von unten gewährten Einblicks in die Leiden des verliebten Seleukidenprinzen Antiochus, dessen Geschichte offenbar durch die 1708 uraufgeführte Oper «Antiochus und Stratonica» von Christoph Gaupner bekannt war **ABB. 452**.

Eine Gruppe von Supraporten besteht aus Schäferszenen französischer Provenienz, zu einem nicht geringen Anteil aus Kopien nach Bildern François Bouchers **ABB. 453, 454**. Die erotisch konnotierte Thematik eignete sich für Boudoirs und Schlafzimmer. Die Themenvielfalt reicht darüber hinaus von religiösen Sujets (insbesondere im Wildt'schen Haus, Petersplatz 13 IX) über mythologische und historische Szenen bis hin zu Ruinenbildern und Landschaften, die vorwiegend in niederländischer Manier gemalt wurden. Die Hafenszenen im einstigen Haus der Kaufmannschaft (heute Stadthaus, Stadthausgasse 13 VIII 88), von Franz Hochecker 1776 geschaffen, nehmen durch die Beschriftung der Frachtstücke Bezug auf den Basler Handel.

Malerei im späten 19. Jahrhundert und in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts

Der Aufschwung, den die Dekorationsmalerei im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nahm, verdankt sich einerseits den erwähnten Initiativen zu einer kunsthandwerklichen Ausbildung und andererseits dem kulturellen und politischen Klima der sogenannten Gründerzeit mit einem verstärkten Interesse an der eigenen Geschichte. Insgesamt ist festzustellen, dass die Dekorationsmalerei sich schwerpunktmässig aus den Privathäusern in den öffentlichen und korporativen Bereich verlagerte, während die Wohnungen mit auswechselbaren Tapeten ausgestattet wurden.



453



454



455

Repräsentative Aufträge wurden für die Ausmalung einzelner öffentlicher Gebäude vergeben, so an Arnold Böcklin für die Bilder im Treppenhaus des Museums in der Augustinergasse VII 282[619] oder an Ernst Stückelberg, der 1877 sein erstes Fresko in der neu erbauten Kunsthalle (Steinenberg 7 IX) mit dem bezeichnenden Titel «Das Wiedererwachen der Kunst» schuf **Abb. 455**.[620]

Angetrieben durch ein gewisses Legitimationsbedürfnis schmückten die nach den Verfassungsrevisionen des 19. Jahrhunderts politisch bedeutungslos gewordenen Zünfte die Säle der wenigen erhaltenen oder neu errichteten Zunfthäuser aus. Die Zunftherren zum Schlüssel liessen in ihrem mit Neorenaissancetäferung ausgestatteten Zunftsaal (Freie Strasse 25 VII 414) 1885 fünf ganzfigurige Porträts von bedeutenden Zunftmitgliedern des 15.–19. Jahrhunderts – aus jedem Säkulum eines – anbringen.[621] Im ehemaligen Zunftsaal der Schmiede (Im Schmiedenhof 10 VIII 430) malte Hans Sandreuter 1890 verschiedene Bilder, die sich zu einem Fries mit Bezug auf die Zunftgeschichte sowie auf die neuen Hausherren, die Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG), zusammenfügen.[622] Einen Höhepunkt bildet die Ausmalung der beiden Stirnseiten des Saals im 1900–1902 erbauten Zunfthaus zu Safran (Gerbergasse 11 VIII 413), die von Emil Schill ausgeführt wurde **Abb. 456**. Technisch handelt es sich bei den Bildern streng genommen nicht um Wand-, sondern um Temperamalerei auf Papier, das auf den Putz geklebt wurde.

Bei der Restaurierung der Fassaden- und Wandmalerei des Rathauses sowie der Ausschmückung der Erweiterungsbauten um 1900 fand sich eine Gruppe von Basler Malern zusammen, die mit ihren Werken an die Bildprogramme und den Stil des 16. und 17. Jahrhunderts anknüpften. Franz Baurs dekorative Ausmalung charakterisiert dabei eine gewisse scherzhafte und ironische Grundhaltung, so wurde zum Beispiel für den Raum des einstigen Finanzvorstehers die Allegorie der «Parsimonia», der Sparsamkeit, erfunden **Abb. 458**.

Abb. 453, 454 Rheinsprung 16. Blaues Haus VII 354. Supraporte (links) und Schäferidylle von François Boucher, 1747, mit dem Titel «*Pensent-ils au raisin?*» Die gespiegelte Anordnung und die anderen Farben verraten den Übertragungsweg durch die Druckgrafik. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2001. / Art Institute Chicago, Inv. 1973.304.

Abb. 455 Steinenberg 7. Kunsthalle IX. Ernst Stückelbergs Fresko «Das Wiedererwachen der Kunst» im Treppenhaus. Foto Serge Hasenböhler, Basel, 2012.

ABB. 456 Gerbergasse 11. Zunfthaus zu Safran VIII 413. An der Stirnwand des grossen Zunftsaals verwirklichte Emil Schill 1902 ein Pasticcio von Basler historischen Monumenten, so dem sogenannten Sevogelbrunnen – ursprünglich am Marktplatz –, einem fiktiven Durchblick durch einen Torbogen auf das Haus zum Pfauen und das Rathaus sowie rechts einem Lokal mit dem Safranwappen, welches das alte Zunfthaus zeigen soll. Im dargestellten Moment langt ein Fuhrwerk mit der im «Safrankrieg» 1374 geraubten Ladung des kostbaren Safrans an und wird von den aus dem Haus tretenden Zunftmitgliedern – in denen Schill verschiedene Zeitgenossen porträtierte – empfangen. Auf der gegenüberliegenden Stirnwand wird die Zerstörung der Burg des adligen Aggressors, der die Kaufleute beraubt hatte, gezeigt, mithin ein symbolischer Sieg des Bürgertums über die Feudalherrschaft. Foto Kathrin Schulthess, Basel, 2008.



456

ABB. 457 Marktplatz 9. Rathaus, Grossratssaal. Die zentrale Szene an der 1903 von Emil Schill geschaffenen Wandmalerei zeigt den Schwur der Basler Männer beim Eintritt ihrer Stadt in den Bund der Eidgenossenschaft. Aus Vorstudien und Aufzeichnungen des Malers ist bekannt, dass mit den Figuren Zeitgenossen porträtiert wurden. Wie im monumentalen Bild von Charles Giron im Berner Bundeshaus, das den Blick über die Rütliwiese und den Urnersee wiedergibt, wurde im Basler Grossratssaal die Eidleistung zum Ursprung des politischen Gemeinwesens erklärt. Foto Tom Bisig, Basel, 2009.



457

360°-Ansicht

ABB. 458 Marktplatz 9. Rathaus, 1. Obergeschoss der ehemaligen Hinteren Kanzlei. Dass die um 1900 von Franz Baur gemalten messingfarbenen Ranken auf blauem Grund sich an Ornamentik der Renaissance orientieren, belegt zusätzlich das Doppelporträt des Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen und seiner Frau Dorothea Kannengiesser nach dem Vorbild des berühmten Gemäldes von Hans Holbein d. J., um 1516. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

ABB. 459 Gotthelfplatz 1. Gotthelf-Schulhaus. Burkhard Mangold. Wandbild in der Aula, 1902–1903. Während des Zweiten Koalitionskriegs herrschte um 1800 in einigen Kantonen eine durch Einquartierungen hervorgerufene Hungerkrise. Der helvetische Innenminister Albrecht Rengger rief ein Hilfsprojekt von Privatpersonen ins Leben. In Basel gründete sich die Hülfsgesellschaft zur Verpflegung verunglückter Schweizerkinder unter dem Vorsitz des konservativen Antistes Emanuel Merian, die Kinder zur Pflege in private Haushalte vermittelte. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2013.

Mit den Wandbildern des Grossratssaals, 1903 von Emil Schill, wurde ein Schwerpunkt auf die Heimatgeschichte gelegt. Drei Bilder an der Frontwand schildern die Ereignisse beim Eintritt Basels in den Bund der Eidgenossenschaft 1501, nämlich die Ankunft der eidgenössischen Gesandten in Basel, der Schwur auf dem Marktplatz sowie der Zug zum Haus zum Brunnen, in dem das grosse Festmahl stattfand **ABB. 457**. Zwei Jahre zuvor war das Jubiläum dieses Akts in Basel mit einem gewaltigen Festspiel und unter Beteiligung zahlreicher Bürgerinnen und Bürger begangen worden, die in Kleidung der historischen Personen auftraten. Diese zeittypische Form der Aktualisierung von Geschichte findet ihren Nachhall darin, dass Schill bekannte Persönlichkeiten aus seiner Zeit als Porträts in die historischen Szenen montierte. Den erzieherischen Wert der Lokalgeschichte verdeutlichen an anderer Stelle die gleichzeitig 1902–1903 entstandenen Wandbilder Burkhard Mangolds in der Aula der Gotthelfschule (Gotthelfplatz 1). Vom Rheinbrückenbau 1225 wird hier in wenigen Szenen ein Bogen bis ins 20. Jahrhundert geschlagen: Dargestellt werden die Eidgenossen vor der Schlacht bei St. Jakob an der Birs 1444, Johann Frobens Taufezug 1501, die Abfahrt des Bürgermeisters Johann Rudolf Wettstein zu den Friedensverhandlungen in Münster 1648, der Empfang der «Obenabekinder» aus Appenzell während der Helvetik 1800 **ABB. 459**,[623] der Jubel der Schuljugend bei der Bundesfeier 1901. Mangold wählte Nebenszenen der historischen Ereignisse, deren Kenntnis vorausgesetzt wurde. Seit 1879 wurde Basler Heimatkunde in Schulbüchern gelehrt, die 1903



458



459



460



461



462



463

ABB. 460 Marktplatz 9. Rathaus. Burkhard Mangold stattete ein Sitzungszimmer im Rathaus mit einem Lebensalterfries in zehn Stationen vom Kleinkind bis zum Greisenalter aus. Die Anordnung als Fries oberhalb einer Täferung sowie die ornamentale Flächenfüllung knüpfen an historische Gestaltungsprinzipien an, die klaren Konturen und Farben hingegen erinnern an die Plakatkunst der Wende zum 20. Jahrhundert auf dem Weg zum Jugendstil. Foto Tom Bisig, Basel, 2011.

ABB. 461 Numa Donzés Wandbild für das Treppenhaus des Messegebäudes (1935–1937) wurde bei einem vom Kunstkredit ausgeschriebenen Wettbewerb prämiert. Der Titel «Hand und Maschine» verweist auf eine Auseinandersetzung mit der Welt der Arbeit, wobei den traditionellen Methoden der Handarbeit deutlich mehr Raum gewidmet wird; erst im Hintergrund ragen Kran und Baggerschaufel auf. Schon zeitgenössischen Kritikern bot das Bild «wenig Neues». Beim Abbruch des Messegebäudes 2011 wurde das Wandbild im privaten Auftrag geborgen. Foto Tom Bisig, Basel, 2010.

ABB. 462 Centralbahnplatz. Bahnhof SBB. Gustav Arnold Fiechter. «Das Gastmahl», 1922–1925. Das Triptychon im ehemaligen Bahnhofsbuffet 1. Klasse des Bahnhofs SBB wurde bei der Restaurierung 1955 in quadratische Stücke zerteilt und am alten Platz wieder aufgehängt. Es zeigt surreal anmutende Figuren, die einerseits an Florentiner Quattrocentomalerei erinnern, andererseits in ihrer puppenartigen Unbewegtheit und der Anordnung vor einer Kulissenbühne auf die Experimente zu Raum und Körper, Bewegung, Ton, Musik, Licht und Farbe an der Bauhausbühne ab 1921 verweisen. Foto Ruedi Walti, Basel, 2010.

ABB. 463 Centralbahnplatz. Bahnhof SBB. Eine beachtliche Fernwirkung entfalten die Panoramabilder in der Schalterhalle, hier die Ansicht des Vierwaldstättersees von Ernst Hodel, 1927–1928. Es gehört zu einer Gruppe von Schweizer Landschaftsbildern, mit denen der Verunstaltung des Bahnhofs durch Werbeplakate abgeholfen werden sollte. Auftraggeber waren die Verkehrsvereine, hier die Schifffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees, auf Anregung einer vom Heimatschutz zusammengerufenen Kommission. Foto Ruedi Walti, Basel, 2014.



464



465

ABB. 464 Claragraben 152. Im 1895 erbauten Mietshaus ist der Hausgang mit neubarocken Panneaux in marmorierter Rahmung und mit symmetrisch angelegten Rocaillen geschmückt. Foto Bruno Thüring, Basel, 2013.

ABB. 465 Müllheimerstrasse 48. Der Hauseingangsflur des 1910 nach Plänen von Eduard Pfrunder erbauten Mehrfamilienhauses zeigt mediterrane Küstenlandschaften an beiden Seitenwänden. Der Maler ist nicht bekannt. Foto Kathrin Schulthess, Basel, 2022.

erschienene Heimatkunde Basels mit «Bildern aus der Geschichte Basels» von Rudolf Luginbühl beinhaltet die ersten vier Szenen der Gotthelf-Aula.[624]

Stilistisch setzten sich in der Wandmalerei die Prinzipien der Plakatkunst mit klaren Konturen und flächiger Farbzusammenstellung durch **ABB. 460**. Vorwiegend ornamentale Bemalungen zieren hingegen eine grössere Anzahl von Treppenhäusern in Mietshäusern, die vor dem Ersten Weltkrieg erbaut wurden. Zumeist handelt es sich hier um Felderungen oberhalb eines gemalten oder vertäferten Sockels sowie Friese als Roll- oder Schablonendekor. Landschaftsbilder wie im Haus Claragraben 152[625] oder Müllheimerstrasse 48[626] stellen die Ausnahme dar **ABB. 464, 465**.

Als während und nach dem Ersten Weltkrieg die wirtschaftliche Situation der Künstler bedrohlich wurde, rief die Regierung 1919 mit dem Kunstkredit ein Instrument zur Förderung der Kunst im öffentlichen Raum und zur Beschäftigung heimischer Künstler ins Leben. Neben Skulptur und Fassadenmalerei widmete sich das Programm der bildlichen Ausstattung von Schulhäusern, Spitälern, Gerichtsgebäuden und anderen staatlichen Liegenschaften. Beeinflusst durch die teilweise in der Öffentlichkeit kontrovers geführte Diskussion – schon das zweite geförderte Werk, die «Liebespaare» von Niklaus Stoecklin über der Eheverkündigungstafel am Münsterplatz, wurde mit Farbe beschmiert –, fielen die Entscheide der Kunstkreditkommission in der Zwischenkriegszeit häufig zugunsten von Werken in konservativem Stil mit einfachen Figurenkompositionen und oftmals harmloser, konsensfähiger Thematik aus. Das strukturelle Problem der mit öffentlichen Mitteln finanzierten Kunst «für alle» gegenüber einer künstlerischen Avantgarde konnte zunächst nicht gelöst werden. So wurde beim Wettbewerb um ein Wandbild im Messegebäude die vergleichsweise altbackene Komposition Numa Donzés dem künstlerisch interessanteren Entwurf von Walter Kurt Wiemken vorgezogen **ABB. 461**.[627] Zwar näherte sich der «Kunstkreditstil» am Ende der 1930er-Jahre dem nationalen «Landistil» (bezogen auf die Schweizerische Landesausstellung 1939 in Zürich) als Ausdruck der Geistigen Landesverteidigung während der Bedrohung durch totalitäre Nachbarstaaten,[628] doch wurden innerhalb der Wettbewerbe und durch Dissidenten wie die «Gruppe 33» und den «Kreis 48» auch die fortschrittlichen Kunstformen bekannt gemacht und fanden nach dem Weltkrieg zunehmend Akzeptanz **ABB. 462, 463**.[629]

Der Kunstkredit setzt seine Arbeit ununterbrochen bis heute fort, vergleichbar der nach dem Zweiten Weltkrieg in Frankreich (1951), der Bundesrepublik Deutschland (1950) und der DDR (1952) ins Leben gerufenen Förderung von «Kunst am Bau», die zumeist 1 % der Bausumme für ein öffentliches Gebäude ausmachen soll.[630] In der privaten Architektur der Hochkonjunktur in den 1960er-Jahren hingegen scheint Adolf Loos' 1908 lanciertes Verdikt, Ornament bedeute nur eine Kapitalverschwendung, durchgedrungen zu sein.[631]

Glasmalerei

Farbige Glasfenster gehören zu den raumprägenden Bestandteilen gotischer Kirchenbauten. Ähnlich wie die Wandmalerei ist die Glasmalerei ein architekturgebundenes Bildmedium, das den zusätzlichen Reiz besitzt, mit dem Sonnenlicht zu arbeiten. Das Erscheinungsbild der Glasmalerei wandelt sich mit dem Lichteinfall und wirkt atmosphärisch viel stärker als andere Ausstattungselemente. Das Sonnenlicht wird durch den Filter der Farbe und der bildlichen Darstellung von heiligen Gehalten in symbolträchtiges himmlisches Licht verwandelt.[632] Diese transzendente Bedeutung wurde den Fenstern in reformierten Städten zum Verhängnis, so zumindest in Basel. Unter den gewandelten Vorstellungen vom Gottesdienst erschien das farbig verglaste Münster nunmehr «ganz finster».[633] Daraufhin wurde die mittelalterliche Verglasung, die vermutlich hauptsächlich auf Reparaturen und Neuanfertigungen nach dem Erdbeben von 1356 zurückging, um 1597 weitgehend durch Blankverglasung ersetzt. Auch die Pfarrkirchen und Klosterkirchen büssten nach der Reformation den grössten Teil ihrer Glasmalereien ein, auch wenn dafür in der Regel nicht der Bildersturm von 1529 verantwortlich zu machen ist. Beispielhaft kann der Bestand in der Kartause genannt werden III 497, 516:[634] Die aussergewöhnlich grosse Zahl der hauptsächlich während des Konzils gestifteten Scheiben in den beiden Kreuzgängen wurde 1487 inventarisiert. Nach der Säkularisierung versuchte der Rat, die Fenster vor Zerstörung zu schützen, indem die Kreuzgänge für das allgemeine Publikum geschlossen und nur für hochgestellte Besucher geöffnet wurden. Die Kunstwerke aus der Konzilszeit gereichten damals der Stadt zur Ehre. Die Liste der Glasfenster wurde durch Christian Wurstisen am Ende des 16. Jahrhunderts kopiert,[635] doch nahm die Zahl der erhaltenen Glasmalereien ständig ab, bis um 1690 vermerkt wurde, die Fenster seien ausgebaut und die Bleiruten eingeschmolzen worden.[636]

Die hohen Kosten für ein farbiges Glasfenster führten schon im Mittelalter dazu, dass sie von Einzelpersonen oder Korporationen wie den Zünften gestiftet wurden.[637] Stifter liessen sich selbst als kniende Figur oder mit ihrem Wappen repräsentieren oder beidem, wie Henman Offenburg in der Kartause: Er finanzierte «unam magnam fenestram vitream in choro et parvam in ambitu», ein grosses Fenster im Chor der Kirche und ein kleines – die Wappenscheibe – im Kreuzgang **ABB. 467, 468**.[638] Im kirchlichen Bereich ist damit stets die *Memoria* verbunden gewesen, also die Verpflichtung zur Bitte um das Seelenheil des Gönners. Doch liess sich die Sitte unschwer in den profanen Bereich übertragen. Als Schweizer Spezialität gelten die Kabinettscheiben, das heisst kleinformatige Glasmalereien, die in ein grösseres blankverglastes Fenster eines Saals oder einer Stube eingelassen wurden. Der Berner Ordinarius Hans R. Hahnloser, der 1949 die Erforschung und Publikation der Glasmalerei im Rahmen des europäischen Projekts des *Corpus Vitrearum* anstiess, bezeichnete die Kabinettscheiben in der Schweiz als «das nationale Kunstgewerbe schlechthin».[639] Das Bedürfnis nach Glasmalereien mit dem eigenen Wappen erfasste nicht nur Adlige und die wohlhabenden Bürgerschichten, sondern diente auch im öffentlichen und staatlichen Bereich der Zurschaustellung von Identität, Macht und Gruppenzugehörigkeit.

Forschungen zur Schweizer und insbesondere zur Basler Glasmalerei

Musste Hans R. Hahnloser noch 1956 im ersten Band des «Corpus Vitrearum Medii Aevi Schweiz» klagen, dass im Fall der mittelalterlichen Glasmalerei viel «brachliegendes Neuland» existiere, so darf diese Kunstgattung mittlerweile als gut erforscht gelten. Das Corpuswerk weist vier Bände zur Schweizer Glasmalerei bis zum 18. Jahrhundert auf und wird durch eine zweite Reihe zur Neuzeit ergänzt, in der mittlerweile sechs Bände vorliegen. Gegenwärtig wird am Schweizerischen Forschungszentrum für Glasmalerei und Glaskunst (Vitrocentre) in Romont ein Corpusband zur Basler Glasmalerei erarbeitet. Dieser wird sowohl die ca. 500 vormodernen Glasmalereien inner- und ausserhalb der Museen behandeln als auch ca. 700 Glasfenster aus dem 19.–21. Jahrhundert. Die Bearbeiterinnen und Bearbeiter des Bands können auf den von Paul Ganz 1901 erarbeiteten Katalog von 220 Glasfenstern im Historischen Museum Basel zurückgreifen, ebenso auf die Publikationen von Paul Leonhard Ganz über die Basler Glasmaler der Spätrenaissance und der Barockzeit sowie auf die Bände von Barbara Giesicke über die Scheiben im Schützenhaus und im Rathaus.[640] Neben den ausgeführten Werken sind die Vorzeichnungen zu berücksichtigen. Diese «Scheibenrisse» wurden sowohl von den Glasmalern selbst angefertigt als auch von namhaften Malern wie Urs Graf oder Hans Holbein d. J. entworfen und haben Eingang in Kunstsammlungen gefunden. Der von Ariane Mensger 2020 herausgegebene Ausstellungskatalog des Kunstmuseums Basel bietet einen Überblick zur Blütezeit dieser Kunstgattung im 16. und 17. Jahrhundert.[641] Zur Glasmalerei des 19. und 20. Jahrhunderts informiert die 1998 erschienene Veröffentlichung von Anne Nagel und Hortensia von Roda.[642] Auf diese vorhandenen und künftigen Publikationen sowie auf die Kunstdenkmälerbände kann hier nur verwiesen werden.

ABB. 466 Antoni Glaser. Basler Standesscheibe in der Vorderen Ratsstube des Rathauses, 1519. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2012.



466

ABB. 467, 468 Glasmalerei mit dem Wappen der Familie Offenburg, nach 1429, und mit der Stifterfigur des Henman Offenburg in der Kartause, um 1416. Während die Stifterfigur zu einem Chorfenster gehörte, befand sich das Wappen einst im Grossen Kreuzgang. Fotos KDBS, Erik Schmidt, 2007/08.



467



468

Künstler und Auftraggeber

Die Kenntnis der Basler Glasmalerei des Mittelalters ist durch den immensen Verlust von Scheiben während des reformatorischen Bildersturms 1529 und der nachfolgenden Jahrzehnte stark eingeschränkt. Wiederholt ist bei Untersuchungen zur hoch- und spätgotischen Glasmalerei im aargauischen Königsfelden (Chorverglasung um 1325/30) oder im Berner Münster (Mitte 15. Jh.) vermutet worden, dass es zu jenen Zeiten bedeutende Glasmalerwerkstätten in Basel gegeben haben muss, deren Werke nicht erhalten sind.[643] Für das 1448/50 geschaffene «10 000-Ritter-Fenster» im Berner Münster ist ein Entwurf des Basler Malers Bernhart (Kremer?) überliefert.[644] In den Schriftquellen sind Berufsbezeichnungen oft uneindeutig; auch als Maler oder Glaser genannte Handwerker können als Glasmaler gearbeitet haben. Seit den 1430er-Jahren sind Künstler mit dem Nachnamen Glaser überliefert, Vorfahren des Antoni Glaser, des Schöpfers der Standesscheiben im Rathaus.[645] Auch die Glasmalerfamilie Han ist seit 1480 mit mehreren Generationen nachweisbar. Zwischen 1550 und 1650, in der Zeit intensivster Glasmalereiproduktion, sind 55 Glasmaler namhaft zu machen, von denen nur ein Dutzend eingewandert war.[646] Die wertvolle Ausstattung der Werkstätten sowie der vielschichtige Arbeitsprozess, zu dem die Kinder des Meisters beitragen konnten und wohl mussten, begünstigte offenbar die Kontinuität der Berufsausübung innerhalb der Familie. Die nötigen hohen Investitionen in die Werkstoffe stellten wirtschaftliche Risiken dar. Paul Leonhard Ganz resümierte, dass es nur wenige Glasmaler zu einigem Wohlstand brachten, so zum Beispiel Ludwig Ringler, dessen Renommee ihm 1563 eine Anfrage für die Scheiben der Innsbrucker Hofkirche einbrachte. Ab 1580 arbeitete er nicht mehr als Glasmaler, um sich ganz seinen Ämtern als Ratsherr und Landvogt zu widmen.[647]

Die Reformation bedeutete für die Glasmalerei eine vollständige Verlagerung der Auftraggeberschaft. Stiftungen für die Kirche unterblieben fast ausnahmslos, hingegen finanzierten städtische Räte, Adlige und wohlhabende Bürger ab der Mitte des 16. Jahrhunderts in schnell wachsendem Umfang die Ausstattung öffentlicher und privater Bauwerke, so dass die Glasmalerei zum festen Bestandteil profaner Raumkunst jener Zeit zu zählen ist und an Bedeutung die Tafelmalerei bis ins 17. Jahrhundert hinein übertraf. Der Niedergang der Glasmalerei im späten 17. und im 18. Jahrhundert ist in der Forschung stets mit veränderten Wohngewohnheiten wie dem Wunsch nach hellen Räumen begründet worden. Freilich wären auch in grossen Barockfenstern Kabinettscheiben möglich gewesen, ohne den Lichteinfall bedeutend zu verringern. Immerhin ist festzustellen, dass Wappenscheiben immer weniger in privaten Haushalten und mehr in öffentlichen oder zünftischen Häusern in Auftrag gegeben wurden und sich dort am längsten halten konnten.

Zur Technik der Kabinettscheiben im 16./17. Jahrhundert

«Glasmalerei» ist insofern ein irreführender Begriff, als ursprünglich auf dem Glas nicht farbig gemalt,



469

ABB. 469 Wie die Kabinettscheiben in den Stubenfenstern angebracht wurden, verdeutlicht die 1615 entstandene Scheibe mit der Darstellung eines Gastmahls. Von der Butzenverglasung unterscheiden sich hochrechteckige Scheiben, die hier im Bild nicht ausgefüllt wurden. An deren Stelle sind die gestifteten Wappenscheiben zu denken. (HMB Inv. 1901.42.) Foto Peter Portner.



470

ABB. 470 Ludwig Ringler. Bannerträger der Zunft zu Webern, 1560. Rot-weiss sind die Partien mit rotem Überfangglas, gelb-weiss die Bereiche, in denen Silbergelb verwendet wurde. Zusätzlich kamen Schmelzfarben zur Anwendung. (HMB Inv. 1884.64.) Foto Peter Portner.

sondern das Bild aus durchgefärbten Scherben mosaikartig zusammengesetzt wurde, wobei die Scherben durch Bleiruten zusammengehalten wurden. Die einzige Malerei auf dem so zusammengesetzten Bild fand mit dem sogenannten Schwarzlot statt, mit dem schwarze Binnenzeichnungen und Schattierungen erzeugt wurden. Jede Scherbe wies in der Hochgotik nur eine einzige Farbe auf – mit zwei Ausnahmen. Rotes Glas wurde stets zweischichtig hergestellt; auf klarem Glas wurde ein dünner Film Rot aufgeschmolzen, der «Überfang». Schliff man diesen weg, waren Kombinationen aus Rot und Weiss bzw. Klar auf einer Scherbe möglich. Mit Silbergelb – das ist ein Silbersalz mit einem Trägerstoff, das beim Brand in farbloses Glas eindringt und es je nach Auftrag gelb bis dunkelorange färbt – liess sich erstmals um 1300 richtig auf den Scheiben malen. Im 16. Jahrhundert wurden zusätzlich Emailfarben (oder «Schmelzfarben») aus zerriebenem Farbglas aufgeschmolzen. Hierfür wurde nur klares Glas benötigt, was die Produktion der Scheibenbilder verbilligte. Aus den flächigen Schattierungen konnte der Glasmaler mit Hölzchen oder Federkielen Details auskratzen oder schraffieren, was die Glasmalerei mit der Druckgrafik verband.[648] Diese fortgeschrittene Technik ermöglichte feinere und kleinteiligere Darstellungen, die in Augenhöhe zu betrachten waren, im Unterschied zu den auf Fernsicht berechneten Kirchenfenstern der Gotik **ABB. 469, 470**. Von daher ist es berechtigt, ab dem 16. Jahrhundert von Glasgemälden zu sprechen.

Die Sitte des Fensterschenkens, Glasmalereizyklen

Der Zürcher Jurist Hermann Meyer widmete 1884 der schweizerischen Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom 15. bis zum 17. Jahrhundert eine Arbeit, basierend auf Schriftquellen zu den eidgenössischen Tagsatzungen und zu Zürcher Stadtrechnungen.[649] Die zunächst zehn, ab 1501 mit Basel und Schaffhausen zwölf und 1513 mit Appenzell dreizehn Orte oder Stände (Kantone) der Eidgenossenschaft sandten regelmässig Vertreter an die Tagsatzungen, auf denen für einen Neubau, in der Regel das Rathaus, das Geschenk von «Fenstern» und «Wappen» erbeten wurde. Prinzipiell bestand die Möglichkeit, dass die Orte eine Glasmalerei anfertigen liessen und diese verschenkten – der Zürcher Rat liess zum Beispiel Scheiben auf Vorrat erstellen und lagerte sie im Rathaus[650] –, oder man gab Geld, damit die Beschenkten einen Glasmaler ihrer Wahl mit einem Zyklus von Standesscheiben beauftragen konnten.



471

ABB. 471 **Marktplatz 9. Vordere Ratsstube des Rathauses (heute Regierungsratssaal). In den vier Fenstern zum Marktplatz und den drei zum Hof befinden sich die 1519–1520 von Antoni Glaser geschaffenen Standesscheiben, deren Finanzierung durch eine auf der Tagsatzung 1513 vorgetragene Bitte durch die dreizehn eidgenössischen Orte gesichert wurde. Foto Peter Schulthess, Basel, 2018.**

Eine Standesscheibe zeigte im Wesentlichen das Wappen des jeweiligen Ortes. Der älteste erhaltene Zyklus von Standesscheiben stammt aus dem Badener Rathaus, in dem öfters Tagsatzungen stattfanden; das Historische Museum Basel besitzt die Standesscheibe von Zug **ABB. 472, 473**.[651]

Die Basler Gesandten brachten die Bitte um Fenster für das neu erbaute Rathaus im Dezember 1513 auf der Tagsatzung in Zürich vor.[652] Den Auftrag erhielt der Basler Glasmaler ANTONI GLASER, der den Zyklus von fünfzehn Scheiben 1519–1520 anfertigte. Die Reihenfolge der Kantone entspricht der üblichen – zuerst die drei Vororte Zürich, Bern und Luzern, danach geordnet nach Anciennität –, nur dass die Basler Scheibe an erste Stelle gesetzt wurde und zuletzt die zugewandten Orte Stift und Stadt St. Gallen eigene Scheiben erhielten **ABB. 466, 471**. Freilich gibt es für die ursprüngliche Reihenfolge um 1520 keine Gewähr, denn die Scheiben wurden zeitweilig in den Grossratssaal und wieder zurückversetzt. Sie entspricht jedoch dem, was andere Wappenzyklen am und im Rathaus zeigen.[653]

Wie schon beim Badener Zyklus von 1500–1501 ist in den Basler Rathausscheiben neben den Standeswappen, die doppelt und einander spiegelbildlich zugeneigt gezeigt werden, das Reichswappen mit dem doppelköpfigen Adler aufgenommen – in der Form der sogenannten Wappenpyramide. Anders bei der Basler Scheibe – hier gibt es nur ein Wappen mit dem Baselstab – und bei der Scheibe des Stifts St. Gallen. Sehr genau wird damit auf die Rechtszugehörigkeit der Städte und Stände verwiesen: Basel fühlte sich als «freie Stadt», worunter eine von der Bischofsherrschaft emanzipierte Stadt zu verstehen ist.[654] Bei den eidgenössischen Orten wird auf die Reichsunmittelbarkeit Bezug genommen, die diese zu unterschiedlichen Daten erlangten, zusammenfassend verbrieft durch König Sigismund im Jahr 1415.[655]

Bilderzyklen sind von vornherein geeignet, Gruppenzugehörigkeit zu bestätigen. Während die Standesscheiben darauf bedacht sind, Gleichheit zu suggerieren, und nur in der Anordnung subtile Unterschiede erkennen lassen, gestalten sich Zyklen,



472



473

ABB. 472 Lukas Zeiner. Die Standesscheibe von Zug ist Bestandteil des ältesten erhaltenen, allerdings in verschiedenen Museen und Sammlungen aufbewahrten Zyklus von Standesscheiben aus dem Badener Rathaus, um 1500–1501. (HMB Inv. 1870.1272.) Foto Maurice Babey.

ABB. 473 Basler Standesscheibe, entstanden nach 1512. Philologische Überlegungen zum Ursprung des Namens Basel hatten im späten 15. Jahrhundert zur Verknüpfung mit Legenden des geflügelten Fabeltiers Basilisk geführt. Basilisken traten seitdem häufig als Basler Wappenträger auf. Ob diese Scheibe Teil eines Zyklus war, ist nicht bekannt; sie gelangte aus einem Haus in Netstal ins Historische Museum Basel. (HMB Inv. 1904.328.) Foto Maurice Babey.

die aus privater Hand gestiftet wurden, wesentlich individueller. Der umfangreichste Zyklus von Glasfenstern, der sich in Basel erhalten hat, befindet sich im Gesellschaftshaus der Feuerschützen. In dem 1561–1564 vor den Toren der Stadt errichteten Schützenhaus (Schützenmattstrasse 56) befindet sich ein 212 m² grosser Saal, der, zusammen mit dem kleinen Vorraum, zwanzig Fenster aufweist, in deren Kreuzstöcken jeweils zwei Glasmalereien Platz fanden, mithin vierzig Scheiben sowie noch drei zusätzliche in Nebenräumen des Hauses.[656] Die Basler baten auf der Tagsatzung in Baden 1564 um die Schenkung von Fenstern und Wappen und erhielten 1564–1568 die Mittel für zwölf Standesscheiben und 1576 noch für die dreizehnte. 29 weitere Scheiben wurden zwischen 1563 und 1651 von Privatleuten geschenkt, eine letzte folgte 1687. Die Gesellschaft der Feuerschützen hatte Mitglieder in verschiedenen Zünften, und im Verteidigungsfall wurden die Büchsenschützen als Sondertruppe von ihren zünftischen Verpflichtungen freigestellt und separat eingeteilt. Auf den eidgenössischen und oberrheinischen Schützenfesten, zu denen Basler Schützen reisten oder bei denen die Stadt Basel Gastgeberin war, repräsentierten sie ihre Heimat mit beachtlicher Prachtentfaltung, wie übrigens auch die Stachelschützen (Armbrustschützen). Diese Sonderstellung erlaubte es den Schützen, mit der Bitte um Fensterschenkungen an hochgestellte Persönlichkeiten heranzutreten, auch wenn diese mit ihrer Gesellschaft nichts zu tun hatten, wie den Johanniterkomtur Hermann Schenck zu Schweinsberg aus einem hessischen Rittergeschlecht. Er und seine zwei Brüder stifteten drei Scheiben im Schützenhaus. Im Unterschied zu den Adligen, die individuell stifteten, fanden sich für die Mehrzahl der anderen Scheiben von Bürgern jeweils zwei Donatoren zusammen, zum Beispiel die beiden Lohnherren Jakob Murer und Theobald Beck 1564 oder der neue und der alte Oberstschützenmeister Jakob Götz und Andreas Ryff 1594 **ABB. 474**.[657] In anderen Fällen ist der Grund der paarweisen Verbindung nicht offensichtlich, muss aber als sozial signifikant verstanden werden. Beide Stifter werden durch ihre wie eheliche Allianzwappen einander zugeneigten Wappen und die Namensinschriften repräsentiert **ABB. 475**. Ein programmatischer Zyklus kam auf diese Weise nicht zusammen, vielmehr eine Wappengruppierung mit üppigem ornamentalem und figürlichem Beiwerk, für das die Auftraggeber und die beauftragten Glasmaler offenbar freie Hand hatten. Verbindlich war lediglich das Format der Scheiben.

Ein nur wenig früherer, aber wesentlich kleinerer Zyklus wurde ab 1560 für einen Repräsentationsraum der Universität gestiftet, nämlich für das «Brabeuterium» im Obergeschoss der Universitätsbibliothek, in dem die Promotionsprüfungen abgelegt wurden (Rheinsprung 9–11 VII 339).[658] Er umfasste eine Scheibe der Universität als Ganzes, vier Scheiben der einzelnen Fakultäten sowie weitere Scheiben einzelner Professoren und Amtsträger. Für die Universitäts- und Fakultätsscheiben war es notwendig,

ABB. 474 Ludwig Ringler zugeschrieben. Die Scheibe der beiden Lohnherren Jakob Murer und Theobald Beck im Schützenhaus (Schützenmattstrasse 56) ist ungewöhnlich. Unter einer Arkade zeigt sie die Baustelle eines Renaissancegebäudes und eine Steinmetzenbude sowie die Lohnherren als Bauleiter. Foto Peter Schulthess, Basel, 2012.

ABB. 475 Hans Georg Rieher zugeschrieben. Wappenscheibe des Samuel Wurstisen und des Samuel Merian, 1568, im Schützenhaus (Schützenmattstrasse 56). Im Oberbild links der Abschied des Tobias von seinem blinden Vater, rechts Tobias und Raphael am Ufer des Tigris (Apokryphen, Tobias 4–6). Foto Peter Schulthess, Basel, 2012.

ABB. 476 Ludwig Ringler zugeschrieben. Scheibe der Theologischen Fakultät der Universität, 1560. (KMB Inv. G 8.) Foto Martin Bühler, 2005.

ABB. 477 Ludwig Ringler. Wappenscheibe des Bonifacius Amerbach, ehemals in der Universitätsbibliothek, 1560. (KMB Inv. G 11.) Foto Martin Bühler, 2005.



474



475



476



477

anstelle von Wappen bestimmte Identifikationsbilder zu verwenden. Teilweise wurden sie aus den Siegeln übernommen, die aus vorreformatorischer Zeit stammten. So wurde die Jurisprudenz noch 1560 durch die Figuren von Kaiser und Papst repräsentiert, die das kanonische und das römische Recht vertreten. Für die Scheibe der theologischen Fakultät wurde ein neues Bild erfunden **ABB. 476**: Statt der im Siegel gezeigten Ecclesia und Synagoge befindet sich im Zentrum eine als neue evangelische Kirche zu deutende Frauengestalt, stehend auf einem Felsblock mit der Inschrift «*Petra autem erat Christus*» («der Fels aber war Christus», 1 Kor 10,4). Gestürzt liegt ihr die römische Ecclesia mit achtlos geneigtem Deckelkelch und Rosenkranz zu Füssen.[659] An den Pfeilern der giebelförmigen Rahmung und in den Oberbildern sind die Allegorien der drei theologischen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung, erweitert um die Gerechtigkeit, zu sehen.

Zu den Universitätsscheiben stifteten mehrere Professoren eigene Scheiben, zunächst um 1560 aus jeder Fakultät einer: der Theologe Simon Sulzer, der Jurist Bonifacius Amerbach, der Mediziner Isaak Keller und vermutlich auch ein Professor der Artistenfakultät (der sieben freien Künste), dessen Scheibe nicht erhalten ist **ABB. 477**. 1561/62 folgten die Scheibe der Deputaten des Rats und 1564 die von drei Bibliothekaren. Im Fall der Amer-

bach'schen Scheibe lässt sich durch persönliche Aufzeichnungen des Stifters nachweisen, dass er nicht nur den Text der Devisen verfasste, sondern dem Glasmaler Ludwig Ringler auch Vorschläge zur Gestaltung einzelner Bildelemente machte.[660] So charakterisiert die im Scheitel der Arkade thronende «AYTAPKEIA» (Autarkeia, Selbstgenügsamkeit) mit der «ΦΙΛΑΡΓΥΡΙΑ» (Philargyria, Geldgier/Geiz) zu ihren Füssen Amerbach als selbstgenügsamen Weisen.

Als Ausnahme hat wohl der nur teilweise erhaltene Zyklus zum Leben des Arztes und Naturforschers Leonhard Thurneysser zu gelten, den dieser für sein 1579 neu erworbenes Haus an der Ecke Kohlenberg/Leonhardsstrasse (Leonhardsstrasse 1 IX) von dem Zürcher Glasmaler Christoph Murer anfertigen liess **Abb. 478**.[661] Er umfasste mindestens fünf Scheiben; erhalten sind zwei Glasgemälde, ein Fragment und vier Scheibenrisse. Es handelt sich nicht nur um das Zeugnis eines aussergewöhnlichen Selbstbewusstseins, was eigene Fähigkeiten betrifft. Offenbar wurden die Scheiben nach der erwähnten Sitte als Schenkung erbeten, denn sie weisen das Wappen Papst Gregors XIII. sowie des Erzbischofs Gebhard I. von Köln auf. Die Patenschaft dieser hochgestellten Herren muss im reformierten Basel sonderbar, aber dennoch in hohem Grad auszeichnend gewirkt haben; Thurneysser selbst konvertierte in den 1580er-Jahren in Rom zum katholischen Glauben.

Zum Aufbau der Kabinettscheiben des 16./17. Jahrhunderts

Beim gotischen Kirchenfenster wird der Zusammenhang zwischen der steinernen Architektur und den farbigen, durchscheinenden Glasfenstern überaus deutlich, nämlich durch das Masswerk, dessen geometrische Figuren vom Baumeister mit dem Zirkel auf Papier bzw. Pergament entworfen worden waren. Die Architektur als Rahmen der Glasmalerei drängte in das Bildmedium hinein. In den Seitenschiffsfenstern des Strassburger Münsters wurden um 1250 die Königsfiguren unter Baldachine mit Wimpergen, Türmen und Fialen platziert, deren Darstellungsweise in orthogonaler Projektion derjenigen der Baurisse entspricht, die in Strassburg zahlreich erhalten sind. Der Kunsthistoriker Rüdiger Becksmann hat hierfür den Begriff des Architekturfensters geprägt, das im Oberrheingebiet seine besondere Ausprägung fand.[662] Die Architektur, das heisst die nach wissenschaftlichen und geometrischen Prinzipien konzipierte Bauweise, hatte einen so hohen Rang, dass sie zur Würdeform werden konnte und dadurch alle Bereiche, mit denen sie in Berührung kam, aufwertete. Jacob Burckhardt bezeichnete es als das



478

Abb. 478 **Christoph Murer, Scheibenzyklus zum Leben des Arztes und Naturforschers Leonhard Thurneysser, 1579/80. Im ersten Fenster wird seine Geburt dargestellt, die im Hintergrund aufgezeichnet und im Zusammenhang mit einer bestimmten Sternenkonstellation betrachtet wird. In der rechten Bildhälfte zeigt das Bild eine Begebenheit aus seiner Kindheit, als er giftige Beeren verspeiste, bewusstlos gefunden wurde, aber dennoch überlebte. Das Glasgemälde ist von herausragender zeichnerischer und technischer Qualität, zudem sehr gut erhalten. (KMB Inv. G 19 [Ausschnitt].)**

«Lebensprincip aller Decoration dieses Styles [des gotischen Stils], sämmtliche Gegenstände zu architectonisiren, in Capellen und Thürme zu verwandeln».[663]

Im Prinzip gilt dies noch für die Kabinettscheiben des 16./17. Jahrhunderts, obwohl sie sich nicht in Masswerkfenstern befinden und auch nicht die Fensteröffnung vollständig ausfüllen. Gerade deshalb benötigten die Wappen- und Bildfelder eine eigene Rahmung. Bei der Zuger Standesscheibe aus dem Badener Tagsatzungssaal von 1500–1501 stehen die Wappen und die Schildhalter in einem Raum auf perspektivisch gezeichnetem Fussboden, gerahmt von einer spätgotischen Arkade in Grisailletönen, also Stein nachahmend (vgl. **Abb. 472**). Es wird ein gerahmter Einblick in einen Raum, wie durch ein Fenster oder ein Portal, inszeniert. Die Architekturzeichnung formulierte in den Scheibenrissen Hans Holbeins d. J. einen eigenständigen Raum, in dem oder vor dem Figuren, Wappen oder andere Gegenstände platziert wurden.[664] Zugleich fungierte sie – beispielsweise im Entwurf für eine Scheibe mit dem Grenzgott Terminus, die Erasmus 1525 der Universität stiftete – als Fensterrahmen für einen Ausblick in die Landschaft.[665] Bei Holbein und anderen Künstlern wurde diese Portal- oder Fensterarchitektur zunehmend mit architektonischen Details, Renaissanceornamenten und Figurenbildern gefüllt; in dem 1538 verbreiteten Holzschnitt Holbeins, der Erasmus unter einer Pfeilerarkade stehend zeigt – «in eim ghüs», wie das Inventar der Amerbachsammlung 1586 angibt –, gehen Liege-, Trägerfiguren, Sirenen und Rollwerk offenbar auf den Besuch Holbeins im Schloss Fontainebleau mit seiner Stuckausstattung

ABB. 479 Hans Jörg Riecher zugeschrieben. Wappenscheibe der Artistenfakultät aus der Universitätsbibliothek, 1560. (KMB Inv. G 10.) Foto Martin Bühler, 2005.

ABB. 480 Hans Holbein d. J. Bildnis des Erasmus. Einzelblattholzschnitt von Formschneider Veit Specklin, 1538. (KMB Inv. X.2128.)



479



480

zurück (siehe S. 382) **ABB. 480**.[666] Holbeins Entwürfe haben auf Basler Glasmaler gewirkt, so wurde zum Beispiel der erwähnte Holzschnitt in der Wappenscheibe der Artistenfakultät um 1560 rezipiert, und zwar nicht nur was die Gesamtkomposition betrifft, sondern bis in Einzelheiten. Die Figuren in den Zwickeln der Arkade wurden getreu kopiert **ABB. 479**.

Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts bestand die übliche Aufteilung der Wappenscheibe in folgende Elemente: Das mittlere Bildfeld, in dem sich Wappen, Wappenhalter oder andere Figuren und Szenen befinden konnten, wurde von einer Arkade gerahmt, die rundbogig, segmentbogig oder giebelförmig geschlossen werden konnte oder einen oberen Abschluss besass, der aus mehreren Elementen zusammengesetzt war (Spangen, Kartuschen u. a.). In der Sockelzone der Scheibe, die zumeist die perspektivisch angelegte Standfläche für die Figuren bot, war eine Kartusche mit dem oder den Namen des oder der Stifter zu sehen, zuweilen mit Angabe des Amts und der Jahreszahl. Im Oberbild, das entweder durchging oder vom Arkadenscheitel in zwei Zwickelflächen geteilt wurde, befanden sich Nebenszenen **ABB. 482**. Variationen ergaben sich, sobald eine grössere Anzahl von Wappen gezeigt werden sollte, die an der Arkade befestigt oder in rahmende Register rings um die eigentliche Scheibe gesetzt waren (vgl. **ABB. 479**).[667]

Die Nebenthemen in Wappenscheiben des 16./17. Jahrhunderts

Insbesondere in den Oberbildern manifestiert sich eine bildliche Erzählfreude, die eine eigene Analyse wert wäre. In monografischen Untersuchungen wurde bislang der Schwerpunkt darauf gesetzt, Vorlagen für die Glasmalerei zusammenzustellen. Fragen nach den Auswahlkriterien und deren Aussage über den Auftraggeber und Künstler oder deren Zusammenwirken, über die Rezeption und den ideellen sowie räumlichen Kontext der Szenen wurden nur in Einzelfällen beantwortet. Verschiedene Themenfelder können gruppiert werden.

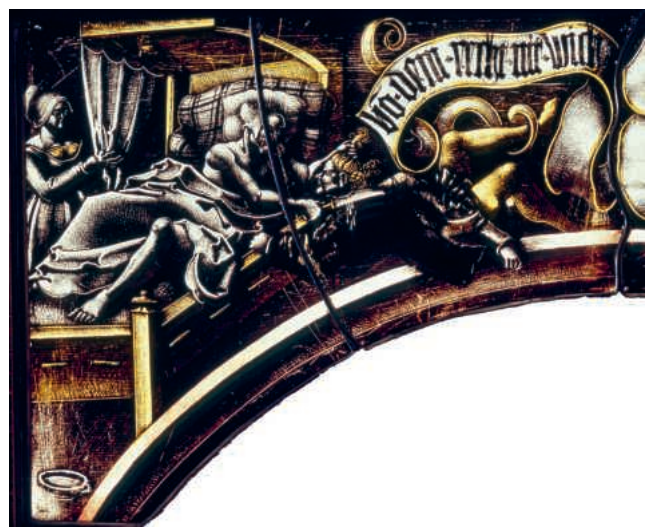
Erstens: Oberbilder mit Bezug zum Beruf der Stifter bzw. zum Ort der Stiftung. So verschafft das Glasfenster mit dem Festmahl der Seiler in der Gartnernzunft einen Einblick in das Handwerk der Seil- und Tauherstellung.[668] Im Schützenhaus ist die Darstellung von Festen wie dem «Gesellenschiessen» naheliegend.[669] Damit stellen diese Oberbilder eine bemerkenswerte kulturgeschichtliche Quelle zur Berufs- und Alltagsgeschichte dar. In eine ähnliche Kategorie gehören – zweitens – Bilder, die auf die Wehrhaftigkeit der Schweizer Bezug nehmen. Gezeigt werden, auch im Feuerschützenhaus, Kämpfe mit den traditionellen Waffen: den Langspiessen, Schwertern und Armbrüsten.[670] Im Schützenhaus sind zusätzlich vier Oberbilder zu finden, welche die Belagerung einer Stadt mit Geschützen darstel-



481

len.[671] Das Bildthema des Tellenschusses findet sich zweimal im Schützenhaus.[672] Stark vertreten sind drittens alttestamentliche Szenen, teilweise auch diese mit Bezug zum Kampf, zur List und zur Stärke: Simson im Kampf mit dem Löwen und gegen die Philister (Ri 14,6 und 15,15), Judith und Jael, die fremde Heerführer töten (Jdt 13,8 und Ri 4,21). Daneben die Geschichte von David und Abigail (Sam 25), Nebukadnezar und Zedekia (2 Kön 25,6), die Himmelfahrt und Verspottung des Elia (2 Kön 2,11 und 23–24) sowie die Legende des Tobias (Tob 8 und 11). Eine persönliche Beziehung des Stifters zur Oberbildszene ist beim Antistes Simon Sulzer zu vermuten, der sowohl in der Bibliotheksscheibe von 1560 als auch in einer zweiten, 1568 zusammen mit Professor Johann Füglin gestifteten Scheibe die Begebenheit mit der ehernen Schlange (4 Mose 21,6–9) sich zuordnen liess.[673] Viertens sind Themen mythologischer oder historischer Art mit lehrhaftem oder moralischem Inhalt dargestellt worden. Im Zunftsaal der Schmiede wurde in einer Scheibe von 1600 beispielsweise Narziss, der von seinem Spiegelbild im Brunnen gefesselt ist, zusammen mit der Geschichte des abstürzenden Ikarus dargestellt – «Verwegenheit gross schaden bringt», wie die Inschrift zusätzlich verkündet. Aus dem Rathaus ist das Fragment einer Scheibe erhalten, deren Oberbild eine grausige Geschichte wiedergibt, die als Exempel der guten Rechtsprechung von Caesarius von Heisterbach überliefert worden war **Abb. 482**. Auf dem Totenbett rief der Richter Herkinbald seinen Neffen zu sich, der wegen Vergewaltigung verurteilt worden war, doch hatte niemand das Urteil vollstreckt. Der Richter, dem die Gerechtigkeit über den Familienbanden stand, griff selbst zum Messer und schlitzte dem Jüngling die Kehle auf.[674]

Die Erzählung gehört zu dem Themenschatz der Gerechtigkeitsbilder, die seit dem 15. Jahrhundert in vielen Rathäusern zu finden waren. Herkinbalds Geschichte schilderte eines der damals berühmten Bilder, die Rogier van der Weyden 1435–1439 im Brüsseler Rathaus geschaffen hatte.[675] Die zu gerechtem Richten und gutem Regieren mahnenden Bilder aus dem Rathaus fanden in Einzelfällen auch Eingang in die Wappenscheiben in Zunftsälen. So zeigt die 1613 von Hans Lux Iselin d. J. und Hans Jacob Beck im Zunftsaal der Schmiede (Im Schmiedenhof 10 VIII 430) gestiftete Wappenscheibe eine Szene, die Hans Holbein für den Grossratssaal gemalt hatte, nämlich König Croesus auf dem Scheiterhaufen, der sich an die Mahnung des Weisen Solon erinnert, dass niemand vor seinem Tod glücklich genannt werden könne. Holbeins Bild «Rehabeams Übermut», von dem sich eine Entwurfszeichnung sowie ein Fragment des Wandgemäldes erhalten haben, wurde in einen Scheibenriss umgesetzt, den Hans Brand oder Daniel Lindtmayer geschaffen hat **Abb. 481**. Leider ist der Bestimmungsort dieses Glasgemäldes nicht bekannt; der Riss wurde Anfang des 20. Jahrhunderts unter der Tapete eines Basler Hauses aufgefunden.[676]



482

Wie die Gerechtigkeitsbilder tauchen auch Tugendallegorien und antike Götter sowie historische Gestalten in privaten Scheibenstiftungen auf. Die bei Livius überlieferte und im Schützenhaus verbildlichte Geschichte vom Opfertod des Decius Mus – eine

Abb. 481 Hans Brand oder Daniel Lindtmayer. Entwurf zu einem Oberbild mit Rehabeams Übermut, eine Variation des von Hans Holbein d. J. im Grossratssaal geschaffenen Wandbildes. (KMB Inv. 1935.104 und Inv. 1981.129.)

Abb. 482 Antoni Glaser. Herkinbald tötet, auf seinem Totenbett liegend, seinen Neffen, 1514. «Von dem recht nit wich» lautet das Motto zur Ermahnung der Ratsherren, die das Glasgemälde einst im Grossratssaal sehen konnten. (HMB Inv. 1925.62 [Ausschnitt].) Foto Maurice Babey.



483

ABB. 483 **Die 1903 gestiftete Wappenscheibe im Zunfthaus zum Schlüssel VII 414 zeigt zwei Familienmitglieder Passavant. Wie in den gleichzeitigen Ausmalungen des Grossratssaals und des Zunftsaals der Safranzunft – und wie in den grossen historischen Festspielen 1892 und 1901 – schlüpfen die Personen in historische Rollen und vergegenwärtigen Geschichte sozusagen am eigenen Leib. Glasmalerei eines unbekannten Glasmalers. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1997.**

ABB. 484, 485 **Zwei *Roundels* aus der Folge von sechs Tugendallegorien, die vermutlich um 1559/60 aus den Niederlanden oder aus dem Kölner Raum nach Basel importiert wurden. Links *Spes* (Hoffnung), rechts *Charitas* (Liebe). (HMB Inv. 1905.497/498.) Fotos Peter Portner.**

Art Präfiguration von Arnold Winkelried – sowie der des Marcus Curtius, der sich mit seinem Pferd in den Abgrund stürzte, sind Exempel patriotischer Tugend – Letzterer zudem ein beliebtes Thema der Fassadenmalerei bei HOLBEIN und TOBIAS STIMMER.[677] Die Figuren der antiken Ärzte Galenus und Hippokrates bei der Scheibe des Mediziners Isaak Keller nehmen auf den Beruf des Auftraggebers Bezug.[678] In anderen Fällen scheint die Auswahl vom Glasmaler getroffen worden zu sein: So sind die Allegorien der Tugenden *Temperantia* (Mässigung) und *Fides* (Glaube) in der HANS JÖRG RIECHER zugeschriebenen Scheibe im Schützenhaus – der Basler Standesscheibe – und bei der Wappenscheibe der Bibliothekare der Universitätsbibliothek gleich.[679]

Als Importware aus den Niederlanden oder dem Kölner Raum gelten sechs kreisrunde Monolithscheiben mit Tugendallegorien, die früher dem inkognito in Basel lebenden Wiedertäufer DAVID JORIS zugeschrieben wurden **ABB. 484, 485**.[680] Zwar hatten sie sich angeblich in der Nikolauskapelle des Petersstifts befunden, die im 19. Jahrhundert abgebrochen wurde, doch sind sie nicht für diesen sakralen Kontext geschaffen worden. Diese sogenannten *Roundels* belegen den Handel mit Glasmalerei schon in vormoderner Zeit.[681]


484


485

Glasmalerei des 19. und 20. Jahrhunderts

Einige der spätesten Kabinettscheiben nach der üblichen Art des 16. und 17. Jahrhunderts sind Scheiben von Zunftmitgliedern im Saal der Hausgenossenzunft, 1730 und 1736 (Freie Strasse 34 VII 449). Danach setzte eine Pause in der Kunst der Glasmalerei ein, deren Ursache noch nicht ausreichend erforscht ist. Möglich ist, dass die Akademisierung des Kunstbetriebs dem Fortbestand des Mediums, das zum Bauhandwerk oder allenfalls zum Kunstgewerbe gezählt wurde, hinderlich war. Auf jeden Fall ist die Auftragslage für Glasmaler im 18. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich so stark zurückgegangen, dass 1774 in einem bei der Pariser *Académie des sciences* eingereichten Traktat bemerkt wurde, dass die Manufakturen kein farbiges Glas mehr herstellten und es in Paris nur noch einen einzigen Glasmaler gebe.[682] Die «phönixgleiche Wiedererweckung»[683] der Glasmalerei ist mit einer neuen Wertschätzung mittelalterlicher Kunst und insbesondere der atmo-

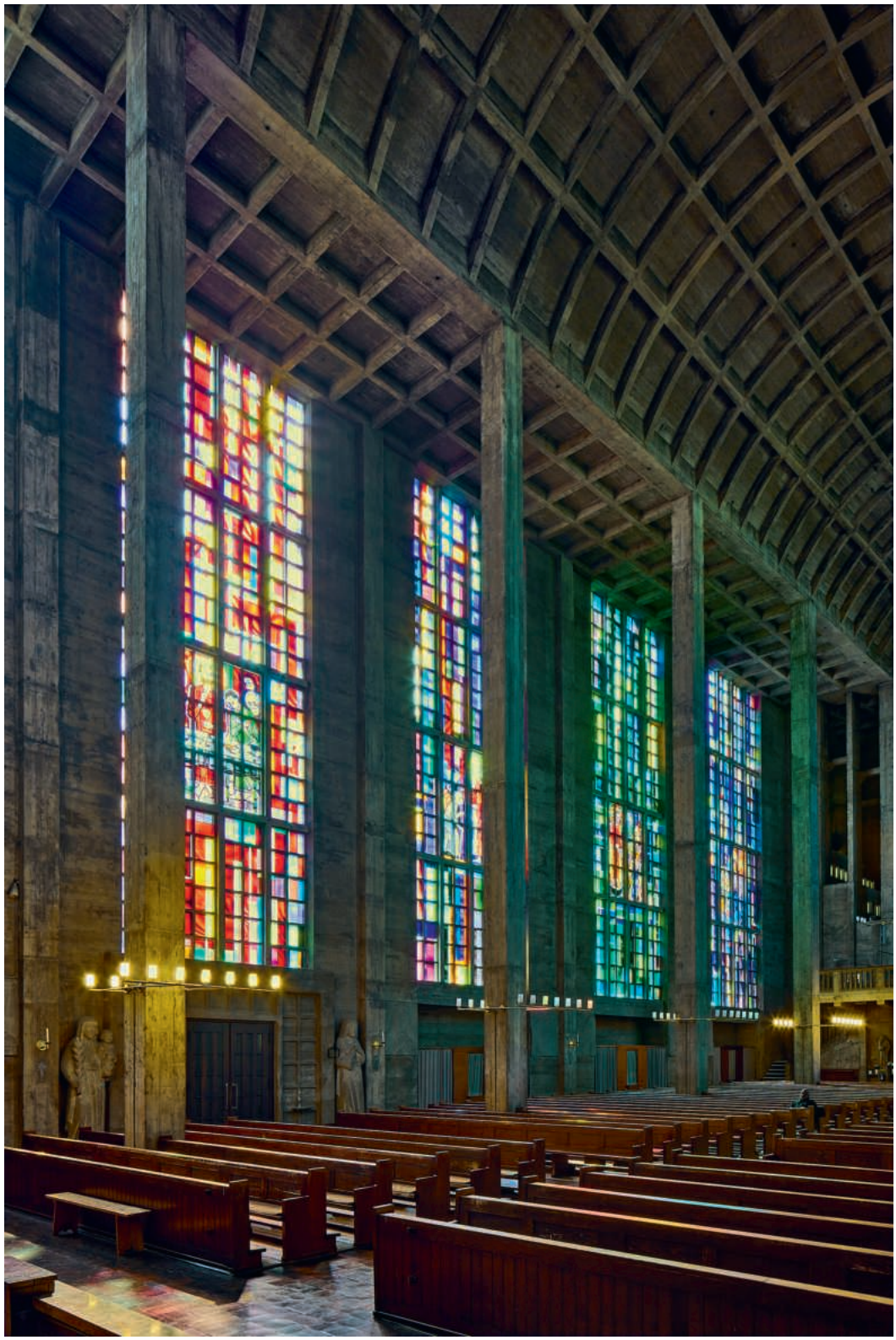


ABB. 486 Max Laeuger/ Werkstatt Kuhn. Glasfenster in der Pauluskirche, 1902. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1997.

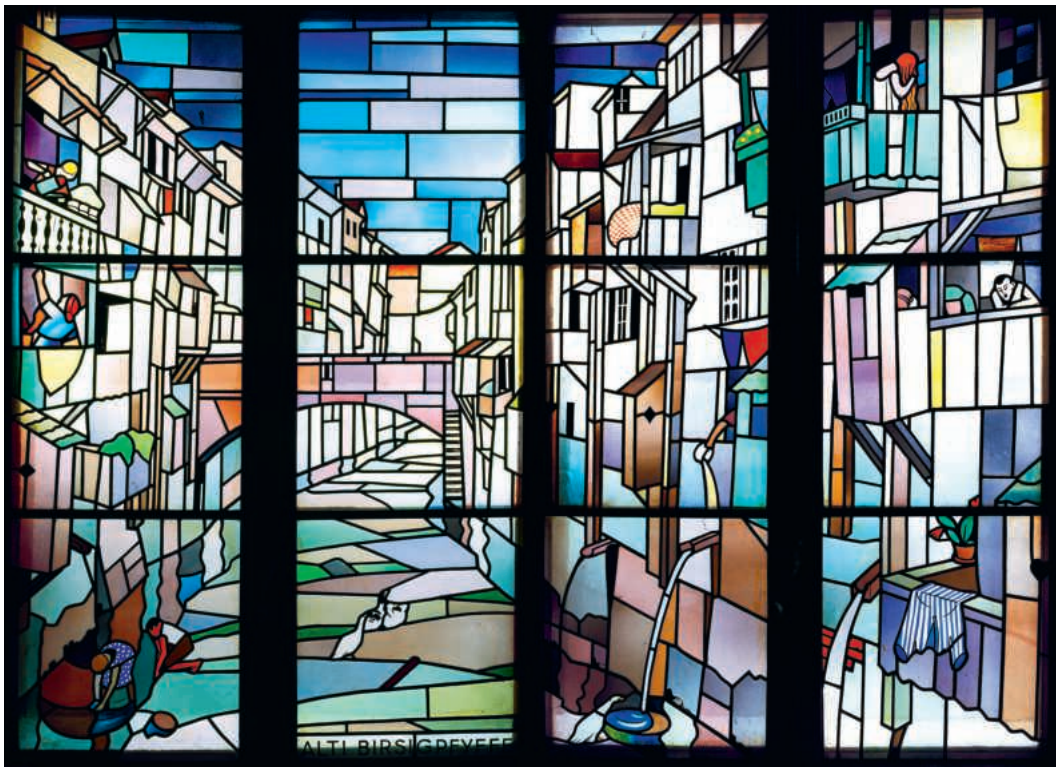
486

sphärischen Wirkung farbiger Glasfenster im Kirchenraum verbunden, die Kennzeichen der Romantik ist. Die Neuverglasung der Münsterfenster 1856–1860 und die in der neu erbauten Elisabethenkirche 1864–1865 sind die ersten grossen Aufträge dieser Art in Basel, gefolgt von der Ausstattung der in den Aussenquartieren neu errichteten Kirchen. Die Ausführung der Münsterfenster lag bei Münchner, Pariser und Zürcher Glasmalern, da in Basel keine entsprechenden Werkstätten vorhanden waren. Die Obergadenfenster des Chors, welche die Standfiguren der vier Evangelisten, von Moses und David sowie Petrus und Paulus zeigen, schuf der Münchner Franz Xaver Eggert.[684] Eingerahmt von gotischen Tabernakeln und unter Masswerkbaldachinen, sind die Figuren in die schmalen Fensterbahnen eingepasst,

ABB. 487 Kannenfeldstrasse 35. Antoniuskirche. Die von Otto Staiger und Hans Stocker geschaffenen Glasfenster dominieren die Raumwirkung durch ihre Grösse von 13,8 × 4,8 m und durch die Farbwirkung auf der Betonarchitektur. Foto Peter Schulthess, Basel, 2025.



487



488

ABB. 488 **Burkhard Mangold, Fritz Haufler. Ansicht des «offenen Birsigs». Glasmalerei von 1932, ehemals im Restaurant zum Steinenklösterli (Steinenvorstadt 13), das damals rückwärtig an den Birsig grenzte. Die Situation mit den verschachtelten Lauben- und Abortanbauten und dem ausgetrockneten Flussbett erhält durch die prismatische Glastechnik in hellen Farben einen freundlicheren Anschein als die damalige Wirklichkeit. Das Glasfenster ist bei der Firma Warteck Invest AG eingelagert. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1997.**

ganz entsprechend den hochgotischen Architekturfenstern.

Die profane Glasmalerei widmete sich erneut den Kabinettscheiben. Für die Lesegesellschaft am Münsterplatz entwarf HIERONYMUS HESS 1833 zwei Wappenscheiben, die dem Deputaten Johann Friedrich Huber sowie der Lesegesellschaft gewidmet sind, zusätzlich sechs Oberbilder in Grisaille in den Masswerkspitzen der Erkerfenster.[685] Die Ausführung konnte nicht in Basel geschehen, sondern wurde in Freiburg im Breisgau von den Gebrüdern HELMLE besorgt. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts lebte die Stiftung von Wappenscheiben in grossem Umfang wieder auf und schloss nahezu bruchlos an die Sitte des 16. Jahrhunderts an. Vorwiegend in den Sälen der Zünfte, die in ihrer politischen Bedeutungslosigkeit sich verstärkt der Traditionspflege zuwandten, wurden Scheiben von Zunftmeistern und Ratsherren gestiftet. Die Stifterfiguren treten hierbei als Wappenhalter in historischem Kostüm auf, und die porträthaften Köpfe wirken wie einmontiert **ABB. 483**.[686]

Die historistischen Glasgemälde bedienten sich, wie ihre Vorbilder aus dem 16./17. Jahrhundert, des Silbergelbs und der Emailfarben für die Glasmalerei, so dass das Netz der Bleiruten stark in den Hintergrund trat. Bei den Jugendstilfenstern um und nach 1900 wurde hingegen die gotische musivische Technik der durchgefärbten Scherben belebt, die nur wenig Binnenzeichnung und Schattierung durch Schwarzlot erhielten. Dies ist an dem Fensterzyklus zu studieren, den MAX LAEUGER und die Basler Glasmalereiwerkstatt KUHN in der Pauluskirche kurz nach 1900 verwirklichten **ABB. 486**.[687] Florale Motive in ornamentaler Abstraktion sowie die Prinzipien der einfachen Formen und der klaren Flächenabgrenzung durch die Bleiruten, die eine zeichnerische Funktion übernehmen, kennzeichnen das Werk. Da die Fenster auf das Erkennen aus grösserer Entfernung berechnet waren, ergibt sich eine gewisse Übereinstimmung zur Plakatkunst, die gleichzeitig ihren ersten Höhepunkt erlebte.

Daher ist es nicht zufällig, dass der renommierte Plakatkünstler BURKHARD MANGOLD in seinem Werk einen Schwerpunkt in der Glasmalerei besass. MANGOLD arbeitete bei seinen Glasfenstern musivisch und selbst in zusammenhängenden Flächen wie dem Himmel seines Fensters für das Restaurant Steinenklösterli, 1932, ohne Schattierung, nahezu in reiner Mosaiktechnik **ABB. 488**.[688] Neben Aufträgen für Privatpersonen schufen MANGOLD und seine Zeitgenossen auffallend viele Glasfenster für Firmenlokalitäten und Gaststätten. In diesen wurde oft eine Thematik mit lokalem Bezug gewünscht. Zum Themenkreis gehören Fenster zur Fasnacht oder zum Kleinbasler Tag des «Vogels Gryff», zum Handwerk oder topografische Ansichten, bei denen die Benutzung von Vorlagen der sogenannten Kleinmeister

wie Johann Jakob Schneider oder von Fotografien nachzuweisen ist.[689]

Die riesigen Glasfenster der Antoniuskirche (Kannenfeldstrasse 35) wurden 1926–1930 von Otto Staiger und Hans Stocker nach einem Gesamtentwurf des Architekten Karl Moser geschaffen **Abb. 487**.[690] In ihnen wurde die Abstraktion der Darstellung und die Konzentration auf die Farbwirkung im Raum in die Kirchenarchitektur (wieder) eingeführt, dies insbesondere, da das farbige Licht nahezu den einzigen Schmuck der kargen, schalungsroh belassenen Betonoberflächen darstellt. Den überwiegenden Teil der durch ein Raster gegliederten Fensterfläche nehmen farblich aufeinander abgestimmte rechteckige Scheiben ein, die als Hintergrund auch in die figürlichen Szenen zum Leben Jesu und zur Antoniuslegende eindringen. Sie variieren den blauen Grundton und schaffen individuelle Stimmungen zu den dargestellten Szenen.

Nach den beiden Weltkriegen lebte der Brauch der Scheibenschenkung wieder auf. Zum einen gelangten Dankgeschenke für humanitäre Hilfe aus Südbaden und dem Elsass an die Basler Regierung, welche die Scheiben im Rathaus präsentierte,[691] zum anderen entstand anlässlich des 450. Jahrestags des Eintritts Basels in die Eidgenossenschaft 1951 die Idee zu einem neuen Standesscheibenzyklus, gestiftet von den Kantonsregierungen. Bis Ende 1953 wurden die Standesscheiben geliefert und in drei Räumen des Basler Rathauses angebracht.[692] Die Kantonswappen werden von ein oder zwei Wappenhaltern, nämlich Engeln, Heiligen oder Tieren, präsentiert, die in den meisten Fällen mittelalterlich gekleidet und zuweilen bewaffnet sind. Anders als bei den historischen Vorbildern des 16. Jahrhunderts sind die Wappen und ihre Begleiter dem Zeitgeschmack entsprechend vorwiegend musivisch gearbeitet.

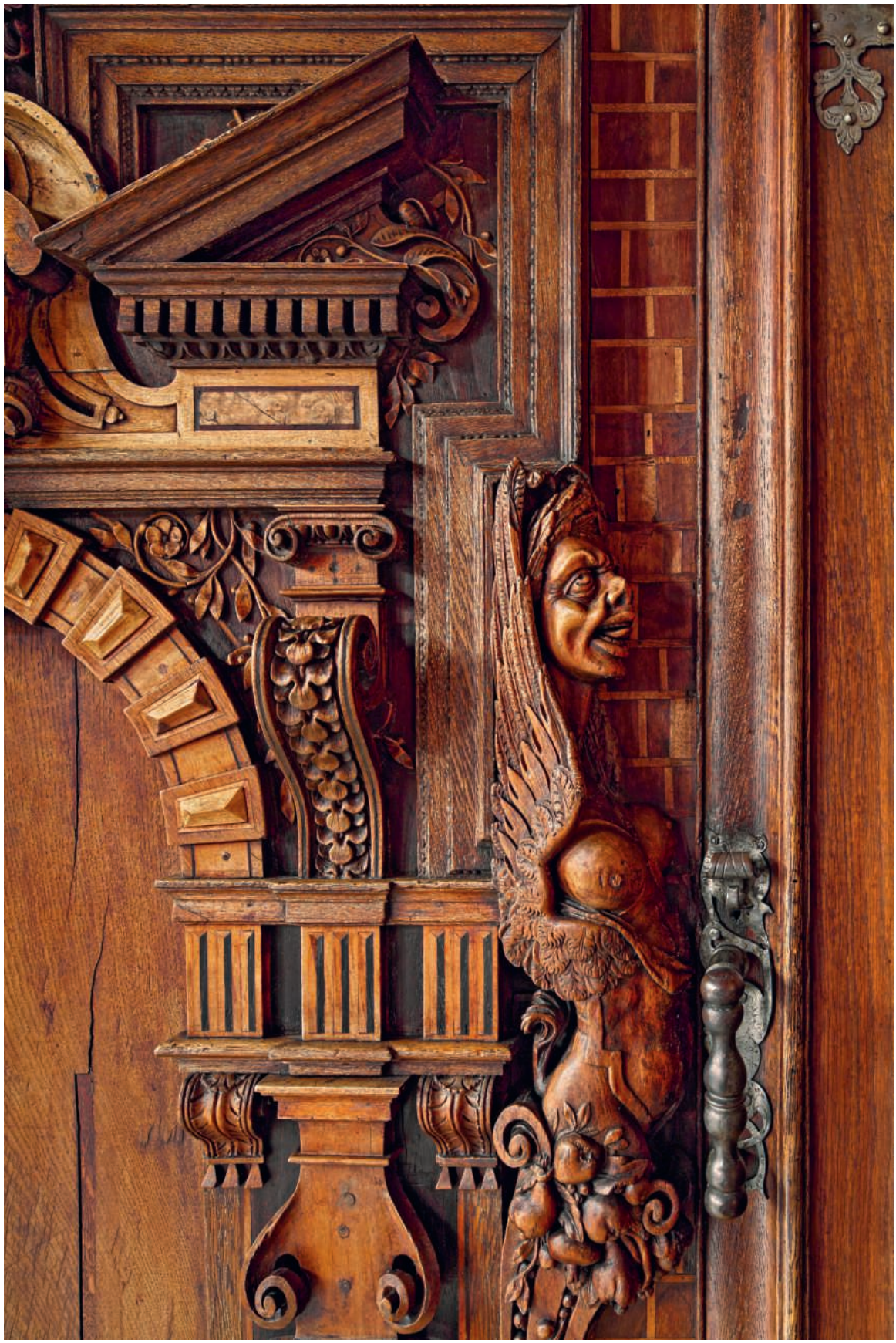
Skulptur und Schnitzwerk

Als eines der kulturellen Zentren am Oberrhein kann Basel mit bedeutender künstlerischer Produktion im Feld der Steinskulptur und der Schnitzkunst aufwarten. Im Mittelalter bildete das Münster den Schwerpunkt der Bautätigkeit in der Stadt, hier waren die fähigsten Bildhauer und Bildschnitzer am Werk. Die kunsthistorische Forschung hat dem Kirchenbau von jeher Aufmerksamkeit geschenkt, und die Skulptur und Ausstattung sind im 2019 erschienenen Kunstdenkmälerband X von Dorothea Schwinn Schürmann neu bearbeitet worden. Der weitaus geringere Skulpturenschatz der anderen Basler Kirchen des Mittelalters wird in den von Casimir Hermann Baer und François Maurer erarbeiteten Kunstdenkmälerbänden 1941 bis 1966 III–V vorgestellt. Im Zusammenhang wurde die Basler Plastik des 15. und frühen 16. Jahrhunderts von Annie Kaufmann-Hagenbach publiziert, und zwar 1952 als Teil ihrer 1938 abgeschlossenen Dissertation über die spätgotische Plastik in der Schweiz von 1430 bis 1530.[693] Danach sind nur mehr Einzeluntersuchungen zur mittelalterlichen Kunst, aber auch zu Bildwerken ab dem 16. Jahrhundert erschienen, was im Vergleich mit dem Freiburger Forschungsprojekt zur Skulptur der Renaissancezeit zu bedauern ist.[694] Was die Einzelwerke angeht und ihre stilistische Entwicklung, ebenso die Fragen der Künstlerschaft, so kann auf diese Publikationen verwiesen werden. In unserem Zusammenhang rücken die wenigen steinernen und vielen hölzernen Werke in den Mittelpunkt, die zur Ausstattung von Innenräumen gehören oder gehörten. Eine wichtige Grundlage bildet dafür der vom Historischen Museum Basel herausgegebene Band von Stefan Hess und Wolfgang Loescher «Möbel in Basel», der mit der Geschichte des Schreinerhandwerks seit dem Spätmittelalter eine über das genannte Thema hinausgehende grundlegende Materialsammlung darstellt.[695]

Bildhauer und Bildschnitzer

Hervorzuheben ist, dass Bildhauer und Bildschnitzer in vielen Fällen keine unabhängigen Werke schufen, sondern an grösseren Ausstattungskomplexen wie Möbel, Gestühl oder Täferungen beteiligt waren. Die Abgrenzung zu den Berufen der Zimmerleute, Kistenmacher und Tischmacher war unscharf, und je nach persönlichen Fähigkeiten oder wirtschaftlichen Notwendigkeiten übernahmen auch Tischmacher Schnitzarbeiten, und Bildhauer bauten auch Möbel, was freilich hauptsächlich bekannt ist, weil sich daraus schriftlich festgehaltene Konflikte ergaben. In Verbindung mit dem Hausbau wurden die seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts in Basel so bezeichneten «Snetzer» oder «Schnetzer» eher der Spinnwetternzunft der Bauleute zugerechnet. Verbindungen gab es auch zu den Malern: 1463 kamen die Zunftvorstände überein, dass Bildschnitzer, die ihre Werke farbig fassen oder vergolden wollten, in die Zunft zum Himmel eintreten sollten, wo die Maler beheimatet waren. In diesem Fall sollten sie nur noch für Maler der Himmelszunft arbeiten und keine anderen Aufträge annehmen, es sei denn, sie kauften sich zuvor auch in die Spinnwetternzunft ein.[696] Das schon erwähnte Gemälde des Konrad Witz, in dessen Hintergrund der Laden eines Bildhauers zu erkennen ist, der auf dem ausgeklappten Ladentisch Figuren zum Kauf anbietet, belegt jedoch, dass es in der Mitte des 15. Jahrhunderts auch

Abb. 489 **Franz Pergo. Detail des Portals in der Vorderen Ratsstube des Rathauses, 1595. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.**



489



490



491



492

ABB. 490 Domherrengestühl im Basler Münster, kurz nach 1363. Am Kopf des Dorsales finden sich musizierende Zentauren – hier mit einer Schalmei (links) und einer Einhandflöte sowie einer am linken Handgelenk befestigten Trommel, die mit der rechten Hand geschlagen wird. Foto Bernhard Wolf, 1930er-Jahre. ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_05395-01-113.

ABB. 491, 492 Ein Handknauf und eine Miserikordie vom Domherrengestühl im Münster, kurz nach 1363. Neben Monatsbildern, Tierkreiszeichen und Grotesken fehlt es nicht an Fäkalhumor, ebenso wenig an Anzüglichem, wie beim nackten Paar in einem Zuber. Fotos Hermann Ochs, 1932 und 1936. KDBS Slg. Münsterfoto 355 und 219.

einen Markt für Einzelbildwerke gab (vgl. **ABB. 251**). Dies mögen vorwiegend Madonnenfiguren oder Kruzifixe gewesen sein, die in private Haushalte gelangten.[697]

Chorgestühl und Stubendecken: Schnitzwerk des 14.–15. Jahrhunderts

Fast unmittelbar nach dem Erdbeben von 1356, das den Grund für die Neuausstattung der Kirchen lieferte, sind Schnitzwerke von höchster Qualität im Chorgestühl des Münsters zu finden. Neueste Ergebnisse deuten auf eine Entstehung kurz nach 1363 hin.[698] Die geschnitzten Reliefs an der waagerechten Kopfbohle des Dorsales zeigen als Besonderheit Reliefs mit musizierenden und kämpfenden Zentauren und Drachen, daneben auch eine Tierfabel – Fuchs und Storch –, Tierpaare, Pflanzen und Zentauren bei der Gartenarbeit. Björn Tammen hat in seiner Dissertation über Musikdarstellungen in Kirchenchören am Beispiel des Kölner Domgestühls entwickelt, dass musizierende Groteskenwesen gemäss einer im Mittelalter geläufigen Dichotomie den tierischen Gegenpart zu der theoretisch fundierten höheren Musik bilden.[699] Auf das Basler Gestühl bezogen, wo die Zentauren hoch angebracht zu sehen sind und zudem laute und schnarrende Instrumente der dem weltlichen Bereich zugeordneten *alta capella* (laute, helle Musik) spielen, vermutet er eine parodistische Diffamierung weltlicher Instrumentalmusik **ABB. 490**.[700]

An den Handknäufen und den Miserikordien, auf die sich die Kleriker beim langdauernden Stehen während des Chordienstes abstützen konnten, entfalten sich nach Paul Leonhard Ganz «ganze Bilderbücher des Volkswitzes».[701] Diese stehen teilweise in der Tradition der Dämonen- und Monsterdarstellung, die eher an den Aussenseiten oder Randbereichen der Kirchen zu finden sind. Die sich entblössenden oder die Zähne bleckenden Figuren spielen jedoch auch mit der Komik des menschlichen Körpers und haben Berührungspunkte mit dem epischen Schwank des Spätmittelalters **ABB. 491, 492**.[702]

In der wandfesten Ausstattung der Häuser ziert Schnitzwerk hauptsächlich die vertäferten Stuben. Besonders reich ist die Torstube des Bischofshofs VII 131 ausgestattet. An den Stirnseiten der flach gewölbten Decke befinden sich Wappen und Akanthusranken, dazu kleine Figuren, die tanzen und musizieren oder singen. Während die Flächen der Täferungen meist ohne bildlichen Schmuck blieben – Bekleidungen mit Bildteppichen oder mit Holzschnitten und Kupferstichen ausgenommen –, finden sich in der Mitte der Deckenbalken häufig geschnitzte Rosetten und Gesichter, so auch in der genannten Stube im Bischofshof. Weitere Beispiele sind die Gallizianmühle (St. Alban-Tal 37 IX), die Vorgesetztenstube der Safranzunft VIII 413 mit Rosetten und sieben Köpfen mit individuellen Gesichtszügen oder die Stube im Haus Nadelberg 16 VIII 200 mit lächelnden und traurigen Masken, sämtlich aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Im Haus Rheingasse 25 wurden 2023 Fragmente einer Balkendecke aufgefunden, in deren Mitte das Profil jeweils für ein Relieffeld unterbrochen wird. Neben Rosetten zeigen sie die Gesichter einer Frau und eines Mannes, dazu ein Wappen, so dass hier die Anspielung auf eine Eheverbindung naheliegt **ABB. 495**.[703]



493



494



495

ABB. 493, 494 Theodorskirchplatz 7 III 449. Kartause St. Margarethental in Kleinbasel, sogenanntes Zscheckenbürlinzimmer, 1509. Fotos Tom Bisig, Basel, 2025.

ABB. 495 Rheingasse 25. Balkenfragmente aus einer Stube des 15./16. Jahrhunderts. Fotos Till Seiberth, 2023.

Einen Höhepunkt der hölzernen Innenausstattung mit geschnitztem Schmuck bietet das sogenannte Zscheckenbürlinzimmer in der Kartause **ABB. 493, 494**. Es handelt sich um ein Gästezimmer für hochgestellte Besucher, das um 1509 vermutlich von Hans Schicklin aus Appenzell im Kloster eingebaut wurde.[704] Es ist rundum vertäfert, seine Besonderheit besteht jedoch in dem komplizierten und meisterhaft ausgeführten Holzgewölbe, dessen strahlenförmige Rippenfigurationen mit einer Anzahl beschnitzter «Schlusssteine» versehen sind. Der grösste und mittlere «Schlussstein» zeigt Christus als Weltenherrscher über einem Wolkenband und im Strahlenkranz. Acht Medaillons des ersten um die Mitte gezogenen Kreises sind mit den vier Evangelistensymbolen sowie Figuren der vier Kirchenväter versehen. Weiter aussen folgen kleinere Medaillons

ABB. 496 Theodorskirchplatz 7. Kartause III 449. Die Bettstatt aus dem sogenannten Zscheckenbürlinzimmer weist um 1500 typische Flachschnitzereien und einen ebenfalls zu dieser Zeit verbreiteten oberen Abschluss durch einen Zinnenkranz auf. (HMB Inv. 1906.3504.) Foto Peter Portner.



496

mit Engeln, welche die Marterwerkzeuge Christi präsentieren. An den Aussenwänden befinden sich die Wappen der vier Stifter: Hieronymus Zscheckenbürlin – damals Prior –, Morand von Brunn, Lienhard Fuchs und Johann Oberried.

Die zu dem Gastzimmer gehörende Bettstatt weist Flachschnitzereien von Blattranken und Blüten auf, die formal den zeitgleichen Wandmalereien um 1500 entsprechen **ABB. 496**. Kennzeichen dieser Schnitzereien sind das geringe Relief und die dunklere Färbung der vertieften Partien. Ein ähnlicher Effekt konnte mit durchbrochenen Schnitzereien hervorgerufen werden, denen ein farbiger Karton oder Ähnliches hinterlegt wurde. Beispiele hierfür sind der Münsterschatzschrank von vor 1452,[705] der Wandschrank im «Condézimmer» des Engelhofs (Nadelberg 4 VIII 171) oder die Deckenbohlen in der Vorderen Ratsstube des Rathauses.

Hölzerne Architektur mit reichem Bilderschmuck: Schnitzwerk des 16.–17. Jahrhunderts

Im Rathausbau der Jahre 1504–1514, in dem an aufwendiger Ausstattung nicht gespart wurde, liessen sich die Ratsherren eine Darstellung der verkehrten Welt vorhalten. An der vertäferten Decke sind die mittleren Bohlen reich ornamentiert und von dem Bildschnitzer HANS (STELZENBACH?) mit Darstellungen der den Jäger jagenden Hasen versehen worden **ABB. 497–499**. Auf die Stadtregierung bezogen vermittelt die Szene eine Mahnung, es in der Belastung der Untertanen nicht zu weit zu treiben, sie könnten sonst aufbegehren.[706]

Das Eigentümliche des Schnitzwerks in Profanbauten blieb bis ins 16./17. Jahrhundert hinein die kleinteilige Bilderwelt, die oft an versteckter oder randständiger Stelle Alltägliches, Abstruses oder Überraschendes lieferte. Einen starken Schub zur



497



498



499

ABB. 497–499 Marktplatz 9. Rathaus, Vordere Ratsstube. Deckenfriese mit der Darstellung von Hasen, die den Jäger gefangen zu ihrem Lager tragen und dort am Spiess braten. Die Jagdhunde wandern in Kochtöpfe. Schnitzwerke von Hans (Stelzenbach?), 1514. Die Bildvorlage lieferte ein Stich Israhel van Meckenems, um 1500. Fotos Tom Bisig, Basel, 2013/ (Druckgrafik Metropolitan Museum of Art, New York, Inv. 17.50.63.)

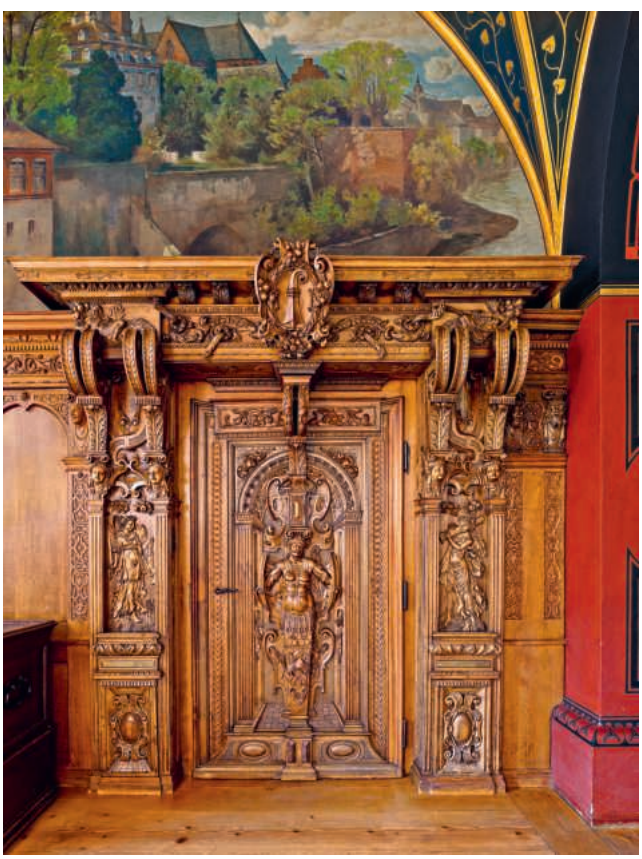
Architektonisierung erfuhren die Möbelkunst und damit die Täferungen mit dem entsprechenden geschnitzten Beiwerk im 16. Jahrhundert, als die Architekturtheorie der Renaissance für alle Bereiche der Gestaltung verbindlich wurde. Festgeschrieben wurde dies in der Meisterordnung der Schreiner, in der 1589 die Anfertigung eines Meisterstücks gefordert wurde. Dieses sollte, so die zu vermutenden Detailbestimmungen, ein «gewandtkasten» nach einer Entwurfszeichnung und unter Beachtung der Proportion und Gliederung nach Art der Architektur sein.[707] Als Meisterstücke anerkannt wurden 1593 und 1595 auch zwei Holzportale: das Türgericht in der Spinnwetternzunft aus der Hand von Jakob Israel Neubeck sowie das Portal in der Vorderen Ratsstube des Rathauses, geschaffen von dem aus Burgund zugewanderten Franz Pergo **ABB. 500**.[708] In Neubecks Werk ist die Benutzung von Entwürfen Hans Vredeman de Vries' zu erkennen, während Pergo Vorlagen von Jacques Androuet Ducerceau kannte. Pergos Portal ist architektonisch korrekt; auf Piedestalen stehende Doppelsäulen stützen ein Gebälk, das einen von geschwungenen Gebälkstücken flankierten Aufsatz trägt, in dessen Bogenöffnung das von Basilisken präsentierte Basler Wappen prangt. Auch das Türblatt ist mit einem Türmotiv versehen, zu dem Pilaster, Bogenstellung, Gebälk und Dreiecksgiebel gehören. Die plastischen und halbplastischen Glieder sind in der Tiefe gestaffelt, so dass das Werk einen starken räumlichen Eindruck vermittelt. Hinter den Doppelsäulen halb verborgen befinden sich Allegorien der Tugenden *Prudentia* und *Spes* (Klugheit und Hoffnung), am Aufsatz *Justitia* und *Fortitudo* (Gerechtigkeit und Stärke) und zuoberst eine wohl als *Pax* (Frieden) zu deutende Frauengestalt. Kennzeichnend für das Werk ist, dass architektonische und plastische Schmuckformen die Klarheit der Architektur nicht beeinträchtigen, sondern zu



500



501



502



503



504

ABB. 500 Marktplatz 9. Rathaus. Franz Pergo. Portal in der Vorderen Ratsstube, 1595. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

ABB. 501 Das Häuptergestühl aus dem Basler Münster wurde unter der Leitung des Schreiners Hans Walter von mehreren Meistern 1585–1598 geschaffen. Es stellt einen Höhepunkt der Schnitzkunst in Basel dar. (HMB Inv. 1914.626.) Foto Peter Portner.

ABB. 502 Marktplatz 9. Rathaus. Mathis Giger. Portal der Hinteren Ratsstube, 1615–1616. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

ABB. 503 Marktplatz 9. Rathaus. Gespaltene Konsole am Türblatt des Giger'schen Portals. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

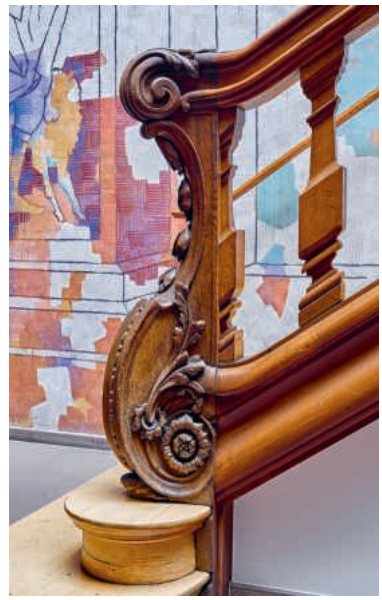
ABB. 504 Türgericht aus dem «Kleinen Spiesshofzimmer», ehemals im Spiesshof (Heuberg 5–7 VIII 325). Dem inschriftlich 1601 datierten Portal liegen Entwürfe des Strassburger Baumeisters Wendel Dietterlin zugrunde. Auf den Figurenreichtum, der nahezu zeitgleich das Häuptergestühl oder die Täferung der Hinteren Ratsstube kennzeichnet, wurde hier verzichtet. (HMB Inv. 1891.73.) Foto Erik Schmidt, 2008.



505



506



507



508



509



510

einem geordneten, variationsreichen und detailfreudigen Gesamtwerk führen.

Ein monumentales Werk, das von dem Schreiner Hans Walter zusammen mit Franz Pergo sowie Conrad und Mathis Giger verwirklicht wurde, ist das Gestühl der Ratsherren im Münster, das sogenannte Häuptergestühl, heute im Historischen Museum Basel **Abb. 501**. Es befand sich ab 1598 an der nördlichen Wand der Turmhalle und wurde vermutlich 1585, nachdem die Stadt auch die letzten herrschaftlichen Rechte des Bischofs abgelöst hatte, in Auftrag gegeben. Vom Typus entspricht es dem Domherrengestühl mit klappbaren Einzelsitzen in zwei Reihen und einem hohen Dorsale. Es übertrumpft das Chorgestühl jedoch an Grösse der drei bekrönenden Blendgiebel und an Reichtum der Schnitzerei. Keine einzige Fläche ist nicht ornamentiert, Rückenlehnen und Seitenwangen mit Roll- und Beschlagwerk, die von Pilastern eingefassten Felder des Dorsales mit symmetrischen Akanthusranken, das auskragende Gesims durch beschnitzte Säulen gestützt, überall Masken, Schleifen, Fruchtgehänge, so dass das Gesamtwerk im Überblick wie ziseliert wirkt.

Das Schwelgen in Detailformen zeigt sich ebenfalls an dem 1615–1616 von Mathis Giger ausgeführten Täfer der Hinteren Ratsstube im Rathaus, deren Holzwerk sich heute im Obergeschoss des 1900 ausgeführten Turmflügels befindet **Abb. 502, 503**. Der direkte Vergleich des Portals mit demjenigen Pergos von 1595 offenbart die zeittypische Missachtung der in Traktaten festgehaltenen Architekturregeln, wofür die Kunstgeschichte den Begriff Manierismus geprägt hat. So wird das kräftige Hauptgesims nicht von proportionierten Säulen mit Kapitellen gestützt, sondern von dünnen kannelierten Pilasterpaaren, die in abnorm grossen gespaltenen Voluten enden, die in das Gesims eingreifen. Der Hang zum Grotesken, den die Schnitzkunst seit dem Spätmittelalter beibehalten hat, zeigt sich an diesem Werk erneut in grimassierenden Masken am Portal sowie an den Pilastern der Wandvertäferung.

Die in Italien schon im 15. Jahrhundert hochentwickelte Kunst der Intarsien, bei der sowohl Ornamente, perspektivische Raum- und Architekturdarstellungen als auch figürliche Szenen mit verschiedenfarbigen Furnierhölzern zusammengestellt wurden, fand in die wandfeste Ausstattung Basler Häuser erst in den 1560er-Jahren Eingang. Als Vermittler sind Glaubensflüchtlinge aus Oberitalien anzusehen, wie der Spediteur Balthasar Ravelasca. Die frühesten Werke sind der Obergeschosssaal seines Hauses zum Löwenzorn (Gemsberg 2–4 VIII 388) sowie der ehemalige Klosterhof des Klosters St. Blasien, der «Bläserhof» (ehem. Untere Rebgasse 23 VI 404), dessen Täferung aus den Jahren 1570–1580 sich seit 1920 in der Villa Clavel in Augst befindet.[709] Diese Dekorationstechnik fand in Truhen seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts vielfach und kunstreich Verwendung sowie auch an einigen Wandtäferungen **Abb. 504**.[710] Auffallend ist, dass Intarsien eher mit einer betont architektonischen Gliederung einhergehen und die Verwendung von plastischem Schnitzwerk eher ausschlossen.

Barocktreppen und historistische Täferung: Schnitzwerk des 18.–19. Jahrhunderts

Mit dem Aufkommen der Stuckdekoration und der textilen oder papiernen Wandbekleidungen beschränkte sich das Schnitzwerk im Haus auf die Treppe. Mit den eckigen Balustern der Barockzeit war im 18. Jahrhundert ein fester Typus gefunden; Schnitzwerk konnte sich hingegen an den Antrittspfosten entfalten **Abb. 505–507**. Die maschinelle Fertigung von Bauteilen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts führte auch bei den Treppenpfosten und -stäben zu einer schlichten Ausformung.

Mit den historistischen Stilströmungen am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde plastische Dekoration im Inneren der Häuser weitge-

Abb. 505–507 Antrittspfosten stellen einen gestalterischen Schwerpunkt der Treppengeländer in der Zeit des Rokoko im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts dar. Spalenberg 2, Hebelstrasse 32 und Freie Strasse 25. Fotos Peter Schulthess, Basel, 2017 und 2025.

Abb. 508, 509 Freie Strasse 25. Zunfthaus zum Schlüssel VII 414. Den Zunftsaal im Obergeschoss liessen die Architekten E. Vischer & Fueter 1883–1885 mit vollständig neuer Vertäferung, einschliesslich der Portalrahmung, ausstatten. Die detaillierten Entwürfe setzten der Schreiner Hermann Preiswerk und der Bildschnitzer Louis Bürgi um. Fotos Peter Schulthess, Basel, 2017.

Abb. 510 Freie Strasse 32 VII 448. In Anlehnung an barocke Dekorationsformen wurde um 1898 das Wohn- und Geschäftshaus mit reichem plastischem Schmuck versehen. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2004.

hend vom Stuck übernommen. Ausnahmen bildeten Um- und Neubauten, die sich in repräsentativer Absicht auf die Kunstgeschichte Basels beziehen, wobei der Renaissance als dem empfundenen Goldenen Zeitalter der Stadt besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Dies zeigt sich in den neu ausgestatteten Zunftsälen der Schmiede (Im Schmiedenhof 10 VIII 430) und der Kaufleute in der Schlüsselzunft (Freie Strasse 25 VII 414) sowie auch in den um 1900 errichteten Teilen des Rathauses **ABB. 508, 509**. Verantwortlich waren verschiedene Architekturbüros, für die genannten Beispiele E. VISCHER & FUETER.

Neu war hingegen die starke skulpturale Ausstattung der Fassaden mit Architekturelementen, dekorativem Beiwerk und figürlichen Appliken – zum wiederholten Mal beliebt erwiesen sich grimassierende Köpfe, die auf die Passantinnen und Passanten herabsehen **ABB. 510**. Seit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ist auch diese Form der dreidimensionalen Ausgestaltung der Häuser fast gänzlich verschwunden.

Wandbekleidungen aus Textilien und Papier

Wände von Räumen wurden schon in der Antike mit verschiedenen Materialien bekleidet. Unter Bekleidung sei hier das Bedecken einer grösseren Fläche verstanden, im Unterschied zu kleineren applizierten Bildern oder Gegenständen. Auch im Mittelalter ist davon auszugehen, dass repräsentative Räume von Profanbauten – Thronhallen etwa – mit kostbaren Vorhängen und Wandteppichen versehen waren, von denen sich nur ein kleiner Bruchteil erhalten hat. Waren die Teppiche abnehmbar und transportierbar, konnten sie verwahrt und weitergegeben werden, so dass sie bis heute in Sammlungen und Museen überlebt haben. Hierbei ist insbesondere auf die Bildteppiche des 15. Jahrhunderts zu verweisen, für die Strassburg und Basel zwei Zentren der Herstellung waren. Die profunde Untersuchung von Anna Rapp Buri und Monica Stucky-Schürer berichtet sowohl von den schriftlichen Zeugnissen in Inventarlisten als auch von den erhaltenen Exemplaren, deren Technik und Thematik.[711] Die zeitgenössische Bezeichnung «Heidnischwerk» weist darauf hin, dass es sich zumeist um figürliche Darstellungen handelt und deren Thematik von heidnischen «Wilden Leuten» den Oberbegriff prägte, obgleich auch höfische oder religiöse Inhalte dargestellt wurden. Das quadratische oder querrechteckige Format der Bildteppiche lässt erkennen, dass die Teppiche oberhalb einer durch Lambris oder Möbel befindlichen Zone, also auf Augenhöhe an fensterlosen Wänden angebracht waren. Unklar ist, ob sie dauerhaft zu sehen waren oder nur zu besonderen Anlässen präsentiert wurden. Der Konzilsteilnehmer Andrea Gattaro berichtete 1434/35, dass bei einem Festmahl im Haus zur Mücke (Schlüsselberg 14 VII 122) die Wände mit kostbaren Bildteppichen geschmückt und bei der Fronleichnamsprozession die Strassen mit frischem Gras bestreut und die Häuser mit aus den Fenstern hängenden Teppichen dekoriert waren.[712] Den Bildteppichen ist also ein grosses Potenzial zur anlassbezogenen Ausschmückung von privaten und öffentlichen Räumen zuzumessen.[713]

So wie die Bildteppiche zusätzlich zur bestehenden hölzernen Wandvertäferung vorhanden sein konnten, ist auch die älteste festgeklebte Bekleidung aus Papier an den Untergrund der Holzoberflächen gebunden. Es handelt sich um sogenannte Fladerpapiere, das sind aneinandergeklebte Papierbögen, die mit einer Maserung (Fladern) bemalt oder bedruckt sowie mit Motiven in schwarzlinigen Holzschnitten versehen sind. Einfache Balkendecken konnten so den Anschein kostbarer Schreinerarbeit mit Intarsien erhalten. Im Basler Schürhof (Münsterplatz 19 VII 83) hat sich Fladerpapier mit Arabeskenaufdruck in der Form von Rautenmedaillons, Eckmotiven und Randbordüren als Bekleidung der Decke und der Rückwand einer Täferstube im Torbau in situ erhalten **ABB. 512**. Ein zweites Exemplar befindet sich abgelöst und magaziniert in der Gallizianmühle (St. Alban-Tal 37 IX); einige weitere Beispiele sind aus Zürich, Stans, Bern, Chur, Freiburg im Üchtland und Neuenburg bekannt.[714]

Das dominierende Material der Wandbekleidungen seit der Spätrenaissance waren jedoch nicht Papiere, sondern Leder und Textilien. Goldledertapeten wurden zunächst in Spanien hergestellt und besassen seit dem 17. Jahrhundert ein Produktionszentrum in den nördlichen Niederlanden. Das Historische Museum Basel bewahrt drei Fragmente von Ledertapeten aus dem 17. Jahrhundert, die im Kunsthandel erworben wurden;[715] in Basler Häusern liess sich diese kostbare Wandbekleidung bisher in situ nicht nachweisen.[716] Aus dem 18. Jahrhundert sind eine Vielzahl von textilen Wandbekleidungen bekannt, die in der Regel oberhalb eines Lambris wandhoch die Wand verkleideten oder dies noch tun. Über ihren Herstellungsort sind wir nur teilweise informiert. Einfachere Exemplare könnten aus lokaler Produktion stammen, waren doch Seidenstoffe, Leinen und Baumwolle in Basel in grosser Menge vorhanden. Schriftlich überliefert sind eher aufwendige und kostspielige Exemplare, die von auswärts geliefert wurden.

ABB. 511 **Aeussere Baselstrasse 391. Tapetenrolle aus dem Bäumlihof, gefunden 1981. Marburger Tapetenfabrik(?), 1. Hälfte 20. Jahrhundert. (KDBS TSL 00502.)**



511



512

ABB. 512 Münsterplatz 19. Schürhof VII 83. Fladerpapier in der Raumecke: Die rot gemalte Maserung wird von einem Fries und einer Eckfüllung aus scherenschnittartigen Mauresken ergänzt. Foto Christian Heydrich, Basel, 1992.

Tapisserien

Tapisserien sind Bildteppiche aus Wolle oder Seide,[717] die auf Rahmen gespannt die Wand nahezu vollflächig bekleiden und zuweilen auch um die Raumecke gezogen sind. Auf dem Gebiet der Schweiz existierte keine Manufaktur, so dass es sich bei Tapisserien ausschliesslich um Importware handelt. Dabei bleibt offen, ob es spezielle Anfertigungen oder fertige Ware waren. Etwaige Massdifferenzen konnten durch den niedrigen Lambris ausgeglichen werden, über dem die Tapisserien angebracht wurden. Nach Basel lieferte vorwiegend die königliche Manufaktur in Aubusson, offensichtlich jedoch nicht immer direkt, sondern auch über Zwischenhändler. Lukas Sarasin beispielsweise holte Angebote von der Witwe Allier in Lyon und dem «*marchand fabricant de tapisseries*» J. M. Coudert in Nancy ein und kaufte seine «Aubusson Tappeten» schliesslich bei Letzterem. Fünf Tapisserien waren 10 Schuh 7¼ Zoll hoch – etwa 3,23 m –, die Breite differierte zwischen 108 cm und 297 cm. Dazu eine nur 43 cm hohe, aber 4,47 m breite Tapisserie, die möglicherweise zur Bespannung von Sitzmöbeln gedacht war. Für alles zusammen zahlte Sarasin achtzehn neue Louisdor sowie zwei Louisdor für den Entwurf.[718] Das war etwas weniger als für einen aufwendigen Kachelofen, aber wesentlich mehr als für bemalte Papiertapeten.

Die Tapisserien aus dem Blauen und Weissen Haus (Rheinsprung 16–18 VII 354) haben sich nicht erhalten. Hervorragende Beispiele von Aubusson-Tapisserien in situ befinden sich im Ramsteinerhof in zwei Räumen (Rittergasse 7–9, 13–17 VII 145–154), im Haus zum Raben (Aeschenvorstadt 15–17 IX) und im Stadthaus (Stadthausgasse 13 VIII 88). Das Historische Museum Basel zeigt im Haus zum Kirschgarten weitere Exemplare aus dem Bischofshof (Rittergasse 1 VII 131), dem Seidenhof (Blumenrain 34 VIII 60) und dem Segerhof (ehem. Blumenrain 17–19 VIII 47).[719] Die Tapisserien im Ramsteinerhof sind wohl unmittelbar nach Fertigstellung des Hauses um 1732 entstanden **ABB. 513**; in beiden Räumen werden in einer waldreichen Umgebung mythologische Szenen dargestellt: Meleager und Atalanta mit dem Kopf des Kalydonischen Ebers sowie Merkur mit dem Haupt des Argus, mit dessen Augen Juno die Federn ihres Pfaus schmückt – letztere Szene wird identisch in beiden Räumen gezeigt. Die in den 1770er-Jahren erschaffenen Tapisserien der anderen Häuser haben einen vorwiegend genrehaften Inhalt: maritime Szenen nach Entwürfen von Joseph Vernet im Stadthaus, Kinder und Liebespaare in ländlicher Umgebung nach David Teniers d. J. im Bischofshof, weitere ländliche Vergnügungen nach Jean-Baptiste Huet im Haus zum Raben und im Segerhof sowie Schäferszenen im Seidenhof.[720]

Textilbespannungen

Parallel zu den Tapisserien wurden die Räume der vornehmen Gebäude mit textilen Bespannungen bekleidet. Dabei handelte es sich um gemusterte, bedruckte und bemalte Gewebe aus Seide oder Wolle, deren technische und motivische Vielfalt enorm gewesen sein muss. Aufgrund der empfindlichen Materialien sowie der sich wandelnden Modevorstellungen sind sehr wenige Exemplare in situ erhalten, und auch der Museumsbestand überliefert nur einen Bruchteil des einstigen Reichtums. Das Historische Museum Basel bewahrt zwei Fragmente von Wandbespannungen aus dem Rollerhof (Münsterplatz 20 VII 92) und dem Wildt'schen Haus (Petersplatz 13 IX).[721] Die Textilien wurden in der Regel auf Holzrahmen gespannt und vor der Wand montiert, was ihre spurlose Entfernung ermöglichte. Falls sie nicht mit Holzrahmen, sondern mit dichten Nagelreihen direkt an der Wand befestigt waren, so haben diese ihre charakteristischen Spuren hinterlassen.

Die sehr teuren Stoffe wurden nahezu sämtlich importiert. Zentren der Seidendamaste und Samte waren Genua und andere oberitalienische Städte, ferner Lyon und Paris und je nach spezifischen Webtechniken auch Orte in Nordfrankreich, England, Deutschland und den Niederlanden.[722] Häufig vertreten war das sogenannte Granatapfelmuster, eine variationsfähige grossformatige Blüten- und Fruchtdekoration, die zumeist in Spitzovalschemata angeordnet war, wie es beispielsweise das «Louis-XV-Kabinett» im Haus zum Kirschgarten zeigt.[723] Zum



513

ABB. 513 **Rittergasse 7–9, 13–17. Ramsteinerhof VII 145. Aubusson-Tapisserien von 1732 mit der Darstellung mythologischer Szenen in einer waldreichen Umgebung. Foto Kathrin Schulthess, Basel, 2011.**

Charakter der gehobenen Wohnsitze gehörte, dass die jeweiligen Räume farblich einheitlich ausgestattet wurden und in Beschreibungen entsprechende Benennungen – «Grünes Wohnzimmer»[724] oder ähnlich – erhielten.

Eine preisgünstige Nachahmung der Seidenstoffe ermöglichten bedruckte Baumwollstoffe, die sogenannten *Indiennes*. Ursprünglich wurden grosse Mengen von den ostindischen Handelskompagnien aus Indien eingeführt, doch etablierten sich im späten 17. Jahrhundert europäische Druckereien, welche die lichtbeständigen und wasserfesten Farben imitierten.[725] In Basel gründeten die Brüder Samuel und Emanuel Ryhiner 1732 eine Indiennedruckerei an der Riehenstrasse gegenüber dem späteren Landhaus zur Sandgrube.[726] In den einstigen Klostergebäuden des Kleinen Klingentals arbeitete ab 1775 die Stoffdruckerei von Peter Rosenburger. Die Räumlichkeiten eigneten sich für die langen Tische, auf denen die Stoffbahnen ausgebreitet und mit hölzernen Modeln rapportartig bedruckt wurden.[727] Freilich wurden in allen Druckereien nicht nur Wandbespannungen produziert, sondern verschiedene Sorten von Kleider- und Möbelstoffen bis hin zu Schnupftüchern **ABB. 514**. Mit den bedruckten Stoffen partizipierten die Basler Indiennedrucker am Welthandel; wie viel ihrer Produktion in Basel abgesetzt wurde, ist wenig bekannt. Markus Weiss stattete seinen Württembergerhof (ehem. St. Alban-Graben 14) und das Bruckgut in Münchenstein mit Möbeln aus, die mit Ryhiner'schen Stoffen bezogen waren,[728] die Zimmerwände wohl mehrheitlich mit Papiertapeten und bemalten Leinwandtapeten.[729] Einen Eindruck von einem vollständig mit Baumwolldrucken ausgekleideten Raum kann man in Solothurn im Sommerhaus Vigier gewinnen.[730]

Bemalte Leinwandtapeten

Im Unterschied zu den gemusterten Textilbespannungen hat sich in Basel eine Anzahl von individuell bemalten Leinwandtapeten erhalten. Anne Nagel berichtete 2010 auf einem Kolloquium im Château de Prangins von 33 Exemplaren aus der Zeit von 1740 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, von denen sich noch fünfzehn in situ befinden.[731] Leinwandtapeten bestehen aus zusammengenähten Bahnen, die nach ihrer Grundierung mit Gouache-, Tempera- oder Ölfarbe bemalt wurden. Die zeitgenössisch ebenfalls verwendete Bezeichnung als Wachstuchtapeten führt in die Irre, da nicht tatsächlich Wachs verwendet, sondern durch Ölmalerei lediglich eine schimmernde Oberfläche hervorgerufen wurde.[732] Die Leinwände wurden entweder auf Holzrahmen oder direkt an die Wand genagelt, was in Folgezeiten die



514

ABB. 514 Musterbuch der Firma Christoph Burckhardt & Cie., die 1789–1812 bestand und im Segerhof (ehem. Blumenrain 19 VIII 47) beheimatet war. Es enthält fast 400 Andrucke von Modeln auf Papier, nach denen die Motive der Baumwollstoffe bestellt werden konnten. (HMB Inv. 1995.159.)

Abnahme und Veränderung der Werke ermöglichte. Den Bedarf der wohlhabenden Bürgerfamilien deckten Manufakturen, in denen Dekorationsmaler mit unterschiedlichen Spezialisierungen zusammenarbeiteten. Die Verwendung von druckgrafischen Vorlagen ist häufig. Eine überaus produktive Werkstatt besass Johann Andreas Benjamin Nothnagel in Frankfurt am Main, die der Nachwelt durch die in «Dichtung und Wahrheit» publizierte Beschreibung Johann Wolfgang Goethes in Erinnerung gehalten wurde.[733] Zur Messestadt Frankfurt besassen die Basler Kaufleute traditionell gute Beziehungen und bedienten sich auf dem dortigen Kunstmarkt. Bei Nothnagel kaufte Lukas Sarasin 1768 und 1769 Leinwandtapeten für das Haus seines Bruders Jakob (Rheinsprung 18 VII 354) ein.[734] Auch Jeremias Wildt erwarb für sein Haus am Petersplatz 13 IX 1765 bei Nothnagel auf grober Rupfenbespannung gemalte Jagdszenen und ländliche Idylle. Bei dieser speziellen Technik scheint die Textur des Grundes durch, wodurch die Gemälde gewirkten Wandteppichen ähneln. In anderen Fällen ist die Herkunft von Leinwandtapeten aus Nothnagels Betrieb zu vermuten, so im Rollerhof (Münsterplatz 20 VII 92) und im Wildensteinerhof (St. Alban-Vorstadt 30–32 IX).[735] Auf mögliche französische Provenienz deutet eine Notiz in den Protokollen der Schlüsselzunft: 1768 wurden Proben von «waxtüchenen Tapeten» aus Paris begutachtet, doch man wollte noch «einige allhier gemahlte Tapeten» besichtigen. Die Entscheidung fiel zugunsten der Pariser Tapeten mit weissem Grund und roten Blumen.[736]

Die Notiz überliefert jedenfalls, dass auch einheimische Maler handbemalte Tapeten herstellten. Der durch einige Signaturen bekannte Maler Maximilian Neustück kam 1780 nach Basel. Er hatte in seinem Heimatort Mainz sowie in Frankfurt vermutlich bei Christian Georg Schütz d. Ä. und bei Nothnagel gearbeitet und übernahm nun Aufträge in Basler Häusern. Signiert und auf 1783 bzw. 1787 datiert sind Flusslandschaften mit Gehöften, Ruinen, Schiffen und Staffagefiguren in den Häusern Spalenvorstadt 8 IX und Freie Strasse 40 VII 453, beide heute transloziert, Letztere im Historischen Museum Basel ausgestellt **ABB. 515**. In situ erhalten ist eine weitere Ufer- und Hafenlandschaft im Haus St. Alban-Vorstadt 18 IX.[737]

Diese «Landschaftszimmer» waren typisch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Zwei kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene Leinwandtapeten befinden sich im Haus zur Sandgrube (Riehenstrasse 154) und seien hier gesondert vorgestellt, weil sie Aufschluss über die Bedeutung der Räume in jenem Sommerhaus geben.[738] Die Maler oder Fabrikanten sind nicht bekannt; es ist davon auszugehen, dass die Tapeten zur Vollendung des Baus um 1753 angefertigt wurden. Beide Räume befinden sich im Erdgeschoss und flankieren den mittleren Gartensaal. Der linke (nördliche) Raum war ursprünglich nur halb so gross und wurde nachträglich durch Herausnahme einer Wand auf die heutigen Abmessungen vergrössert. Da das gegenüberliegende Zimmer dem Hausherrn vorbehalten war, handelt es sich offenbar um das Boudoir der



515

ABB. 515 Maximilian Neustück. Die bemalte Tapete stammt ursprünglich aus dem Haus zum Rosenfeld (Freie Strasse 40 VII 453). Typisch für Neustück sind die Landschaftsdarstellungen mit Ausblicken auf Gewässer oder gefüllt mit Baumgruppen, zwischen denen einzelne Gebäude und Staffagefiguren angeordnet sind. (HMB Inv. 1892.70.) Foto Erik Schmidt, 2010.

Hausherrin, wenn man von der spiegelbildlichen Anordnung französischer Appartements ausgeht. Vom Wortsinn ist das Boudoir (von frz. *bouder*, schmollen) ein «Schmollwinkel», jedenfalls ein dem privaten Aufenthalt bestimmter Bereich.[739]

Der Eckraum ist an den zwei Innenwänden mit Leinwandtapeten ausgestattet **ABB. 516**. Die Bekleidungen der entfernten Wand und der Abschnitte zwischen den gartenseitigen Fenstern werden bei der Kantonalen Denkmalpflege aufbewahrt. Die Bilder stellen kein Kontinuum dar, sondern einzelne Figuren in jeweiligen Rahmungen. Es sind Figuren aus dem Stegreiftheater der Commedia dell'Arte, in dem Charaktertypen von Schauspielern auftreten, die jeweils improvisierte Handlungen vorführen, die gleichwohl einem allgemeinen dramatischen Schema entsprechen.[740] Es stehen sich Figuren der «*Zanni*» aus dem einfachen Volk denen der «*Vecchi*», der Alten und Reichen, gegenüber. Am französischen Hof Ludwigs XV. wandelte sich die italienische *Commedia* in eine eher liebliche und spielerische *Comédie italienne*. Dem «*Peintre des fêtes galantes*» Antoine Watteau sind die Bilder der «*Comédie*» zu verdanken, die auch für die Bespannungen der Sandgrube vorbildlich waren **ABB. 517, 518**. Freilich griff Watteau auf die damals allgemein bekannten Kostüme und typischen Körperhaltungen der verschiedenen Akteure zurück. Bezeichnend ist, wie aus Watteaus Bildern stets nur einzelne Figuren herauskopiert wurden, ohne die gesamte Szene zu übernehmen. Vergleichbare Tapeten befanden sich ehemals im Haus zur Kammerei (St. Alban-Graben 6), heute im Historischen Museum Basel.[741] Vom Bildaufbau und vom Rahmensystem ähnlich sind Tapeten im Ramsteinerhof (Rittergasse 7–9, 13–17 VII 145) und in Zürich im 1740 erbauten Beckenhof,[742] sie zeigen jedoch keine Szenen der Commedia dell'Arte.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Gartensaals befand sich das Schlafzimmer des Hausherrn, das ebenfalls mit Leinwandtapeten ausgestattet wurde. Diese zeigen in arkadische Landschaften versetzte pastorale Szenen, in denen Musik, Müssiggang und erotische Anspielungen zu finden sind. Am französischen Hof hatte sich die Mode etabliert, Zerstreuung in der freien Natur zu suchen, wobei die Höflinge Rollen von Schäfern und Landleuten imitierten. Die Hauptszene an der Eingangswand zeigt das bekannte Liebesmotiv der Schaukel, übertragen aus einem Stich nach Antoine Watteau **ABB. 519, 520**. An der gegenüberliegenden Wand sind zwei Wand-

ABB. 516–518 Riehenstrasse 154. Haus zur Sandgrube. Bemalte Leinwandtapete mit Figuren der Commedia dell'Arte. Im Pierrot und in der verführerischen Flaminia sind die Figuren aus Watteaus Gemälde «Die italienischen Komödianten» von 1720 wiederzuerkennen. Die gespiegelte Anordnung und die anderen Farben der Gewänder verraten den Übertragungsweg durch die Druckgrafik. Die aus dem Hintergrund herantretende Figur stammt aus einem anderen Gemälde Watteaus, nämlich aus dem Pendant zu den italienischen Komödianten, der «Französischen Komödie». Foto KDBS, Erik Schmidt, 2010 **ABB. 516** / (Washington, National Gallery of Art, Inv. 1946.7.9 **ABB. 517**) / (Metropolitan Museum of Art, New York, Inv. 49.7.54 **ABB. 518**).



516



517



518

bespannungen mit Paaren in einer Felslandschaft zu sehen, wobei zum einen auf die Jagd angespielt wird, andererseits auf die Musik, vertreten durch einen Dudelsackspieler an einem schmalen Tapetenstück an der Fensterwand. Ergänzt werden die Tapeten durch Supraporten mit Darstellungen ähnlichen Themas. Mit dieser Vielfalt an Bildern, die über den französischen Kunstmarkt nach Basel gelangten, wird die Absicht des Bauherrn deutlich, die Privatheit seines Schlafzimmers, das unmittelbar an den quasi öffentlichen Gartensaal grenzte, zu unterstreichen. Das Schlafzimmer der Hausherrin mit einem Alkoven befand sich offenbar im Obergeschoss, über dem Commedia-dell'Arte-Zimmer. Dessen Wanddekoration ist nicht erhalten, hingegen befindet sich im 1. Obergeschoss über dem Schlafzimmer des Hausherrn als Basler Rarität eine bemalte Papiertapete aus China.



519



520

ABB. 519, 520 Riehenstrasse 154. Haus zur Sandgrube. Bemalte Leinwandtapete im Schlafzimmer des Hausherrn im Erdgeschoss. Die Figuren sind eine getreue Kopie eines Kupferstichs von Jacques Le Bas nach Antoine Watteau, «La Balanceuse». Foto KDBS, Erik Schmidt, 2010 / (Art Institute of Chicago, Inv. 1925.184).



521

ABB. 521 St. Alban-Vorstadt 30–32. Wildensteinerhof. Ehemalige Chinoiserie-Leinwandtapete, vermutlich aus der Manufaktur Nothnagel in Frankfurt am Main. Gleichgewicht und Leichtigkeit in der Darstellung von Landschaft und Architektur sind das Kennzeichen der Chinoiserien. Foto vor 1931. StABS Neg. Bürgerhaus A 417a–b.

Chinesische Tapeten und Chinoiserien

Der Import fernöstlicher Waren und Kunstgegenstände über die Routen der ostindischen Handelskompagnien löste im 17. und 18. Jahrhundert eine Faszination des kulturell hochstehenden Exotischen aus, die sich auch auf Architekturen und Wandbekleidungen erstreckte.[743] Entsprechend dem Prinzip, dass ein Raum jeweils einen einheitlichen Charakter erhalten sollte, wurden in fürstlichen und gehobenen bürgerlichen Haushalten jeweils «Chinesenzimmer» eingerichtet. Yvonne Boerlin-Brodbeck schätzte, dass man von etwa 23 «Chinesenzimmern» in der deutschsprachigen Schweiz und Graubünden Kenntnis habe, die schwerpunktmässig in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden seien.[744] Zu dieser Zeit lief die Einfuhr von chinesischen Waren, die teilweise eigens für den Export nach Europa hergestellt wurden, parallel zu den Nachahmungen, die in königlich geförderten westeuropäischen Manufakturen hergestellt wurden, wie zum Beispiel dem Meissener Porzellan ab 1710. Bildliche Vorlagen lieferten Maler wie François Boucher – zum Beispiel für zwei Supraporten im Blauen Haus (Rheinsprung 16 VII 354) – oder Jean Pillement, der umfangreiche Stichserien «*à l'usage des dessinateurs et des peintres*» herausgab.[745]

Chinesische Raumdekoration findet sich meist nicht im Hauptraum eines Hauses, sondern in einem aus der Symmetrieachse versetzten Nebenzimmer. Yvonne Boerlin-Brodbeck hat in ihrer Arbeit über die Chinarezeption in der Schweiz das «Chinesenzimmer» als «Ort des Gleichgewichts und der Zeitlosigkeit» bezeichnet. Die handkolorierten Holzschnitte stellen florale Motive oder lebensfreundliche Genreszenen dar, Vögel und andere Tiere, alltägliche Handlungen, keine Hast oder Arbeit, keinen Krieg. Die noch bis 1931 im Wildensteinerhof (St. Alban-Vorstadt 30–32 IX) vorhandene Tapete zeigt den Zug eines Würdenträgers in einer Landschaft, die wie eine schwebende Insel (aus der unten die Baumwurzeln herausragen) gestaltet ist und einen entsprechend surrealen Eindruck macht **ABB. 521**. Die stilistische Fremdartigkeit, die den Unterschied zu westlichen Darstellungstraditionen betonte, erlaubte es, sich in eine Atmosphäre der Zeitlosigkeit und auch der Geschichtslosigkeit zu versetzen, abgerückt vom Alltagsgeschäft und damit erholsam – nicht zufällig sind die «Chinesenzimmer» vorwiegend in Land- oder Sommerhäusern zu finden. Als private Rückzugsräume waren sie Orte der «Antirepräsentation»[746] – allerdings überaus kostbare und damit gleichwohl der Zurschaustellung von Wohlstand dienlich.

In Basel haben sich zwei originale, aus China importierte Tapeten erhalten; das nur fragmentarisch erhaltene Exemplar aus dem Ramsteinerhof (Rittergasse 7–9, 13–17 VII 145) ist ins Historische Museum Basel gelangt,[747] hingegen schmücken zwölf Panneaus einer auf Maulbeerbaumpapier gedruckten und gemalten Tapete ein Zimmer im Haus zur Sandgrube (Riehenstrasse 154) **ABB. 522–524**.[748] Originale chinesische Papiertapeten waren um ein Vielfaches teurer als Leinwandbespannungen. Zu welchem Zweck das Zimmer diente, ist nicht genau festzustellen.[749] Erst in den 1770er-Jahren wurde in ihm ein Kachelofen aufgestellt, ein Alkoven – eindeutiges Element eines Schlafzimmers – ist nicht vorhanden. Ob die chinesische Tapete schon um 1755 oder erst nach 1770 in das Zimmer gelangte, ist ungewiss; beide Daten wurden in der Forschung mit verschiedenen Argumenten vertreten.[750] Die Motive der einzelnen Bahnen wurden mit Holzmodeln gedruckt und von Hand koloriert; drei Bahnen sind doppelt vorhanden, die übrigen Einzelstücke. Um einen gewundenen Baum mit Blüten und Früchten rankt sich eine weitere Pflanze, und ihm zu Füssen finden sich detailgetreu gemalte Vogelpaare. Sowohl die Pflanzen als auch die Tiere sind identifizierbar und besassen in China eigene Bedeutungen: Die Magnolie stand für Schönheit, ein Kranich für



522



523



524

ABB. 522 Riehenstrasse 154. Haus zur Sandgrube. Eckzimmer im 1. Obergeschoss mit handbemalter chinesischer Papiertapete, um 1755 oder nach 1770. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1989.

ABB. 523, 524 Riehenstrasse 154. Haus zur Sandgrube. Das aus Rindenbastfasern des Maulbeerbaums hergestellte Papier wurde auf Holz geklebt, weshalb das Lignin des Trägermaterials die ehemals hellere und farbigere Tapete bräunlich getönt hat. Foto KDBS, Erik Schmidt, 1989.



525

ABB. 525 Schichtenpaket von Tapeten aus den Jahren 1820 bis ca. 1850, aus dem Haus zum Goldenen Löwen (ehem. Aeschenvorstadt 4). Typisch für jene Zeit ist die authentische Wiedergabe der heimischen Flora, hier Buschrosen, entgegen der Verwendung des klassizistischen Akanthus. (KDBS TSL 00080.)



526

ABB. 526 Draperietapete aus dem Haus zum Goldenen Löwen (ehem. Aeschenvorstadt 4). Handdruck in dreizehn Farben aus der Manufaktur Dufour, Paris, 1808. (KDBS TSL 00081.)

ein langes Leben, ein Fisch für Reichtum usw. Diese Inhalte wurden in Europa nicht verstanden und spielten keine Rolle.[751] Die Rarität der nur über weitreichende Handelsbeziehungen zu erwerbenden Tapete scheint das ausschlaggebende Motiv für diese Wandbekleidung gewesen zu sein, die sich, für Kenner ersichtlich, von den in Deutschland und Frankreich bemalten Leinwandtapeten deutlich abhob.[752]

Papiertapeten

Die teuren gewebten oder bedruckten textilen Wandbekleidungen wurden in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Papiertapeten ergänzt und schliesslich abgelöst. Ihre Entwicklung erstreckt sich von Einzelbögen mit schablonierter Bemalung – ähnlich den Fladerpapieren des 16. Jahrhunderts – bis zu den vor dem Druck zusammengeklebten Papierrollen, die in England schon im 17. Jahrhundert erfunden wurden und Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem Kontinent Verbreitung fanden. Zur gleichen Zeit setzte sich der Mehrfarbendruck mit Holzmodeln durch, entsprechend dem Baumwolldruck. Überliefert ist, dass Indiennedruckereien alte, nicht mehr benutzte Holzmodel an Betriebe verkauften, die damit Papierbahnen bedruckten. Zur Nachahmung von Seidenstoffen entstand die Flock- oder Velourstapete, bei der die noch nasse Druckfarbe mit Wollstaub versehen wird und die eine samtige Oberfläche suggeriert. Englische Velourstapeten waren meist einfarbig, hingegen entwickelte Jean Baptiste Réveillon ab 1759 in Paris mehrfarbige Drucke und avancierte zu einem der produktivsten Tapetenhersteller seiner Zeit. Französische Tapeten dominierten den Markt für hochwertige Papiere bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts auch in den Nachbarländern.

Tapeten aus Frankreich und England wurden auch in Basel eingekauft. Quelle sind einmal mehr die Baubücher der Seidenherren, in denen die Kosten ihrer Neubauten verzeichnet wurden. Lukas Sarasin bezog bei dem Händler Niclaus Iselin 1767 für das Blaue Haus (Rheinsprung 16 VII 354) sieben verschiedene Tapeten, «das Stück 20 Ellen lang, 1 Elle breit» (ca. 10,80 m × 54 cm), zwei davon «mit Staub» – also Velourstapeten –, zwei mit Gold oder Silber. Er schrieb auch die Nummern auf, mit denen die Tapeten in einem Katalog oder Musterbuch verzeichnet waren.[753] Christoph Burckhardt-Merian erwarb 1790 bei verschiedenen Händlern Papiertapeten für den Segerhof (ehem. Blumenrain 17–19 VIII 47), darunter auch bei Christian von Mechel, der gute Beziehungen zum Pariser Kunstmarkt hatte. In Burckhardts «Baubüchlein» wird ein Tapezierer Weitnauer genannt,[754] bei Martin Bachofen im Rollerhof 1764 ein gewisser Fäsch. Für das Haus zum Kirschgarten (Elisabethenstrasse 27 IX) kaufte Johann Rudolf Burckhardt 1791 Tapeten in der Rixheimer Manufaktur Zuber, und auch sein Sohn Gedeon blieb dem Lieferanten treu, wie ein Briefwechsel 1802 zeigt.[755]

In Basler Häusern des 18. Jahrhunderts lassen sich auch englische Tapeten nachweisen, so eine mit Säulenstellungen und Rosenranken aus dem Blauen Haus, die noch den englischen Verbrauchssteuerstempel trägt,[756] oder die aus dem Segerhof



527

ABB. 527 Bildtapete mit Szenen der Geschichte von Amor und Psyche, 1815. Die Tapete stammt aus der Pariser Manufaktur Dufour nach einem Entwurf von Merry-Joseph Blondel und Louis Lafitte. (HMB Inv. 1933.539.) Foto Maurice Babey.

ins Historische Museum Basel transferierte, grau und grün marmorierte Tapete mit antikischen Figuren in schwarzgrundigen Medaillons.[757] Im Haus zum Kirschgarten wurden 1947 Fragmente einer schwarzgrundigen Tapete mit Rautenmuster aus Myrtenzweigen und roten Figuren «à l'étrusque», geliefert von der erstrangigen Pariser Manufaktur Réveillon, aufgefunden.[758] Im frühen 19. Jahrhundert waren Tapeten mit Trompe-l'Œil-Darstellungen von Draperien beliebt; hiervon hat sich ein Exemplar erhalten, das aus dem Konvolut abgelöster Tapeten des 1954 abgebrochenen Hauses zum Goldenen Löwen (ehem. Aeschenvorstadt 4) stammt **ABB. 526**.[759] Aus demselben Haus wurde eine Tapete mit hellblauem Grund gerettet, abgeschlossen durch rotbraune Veloursdraperien und darüber weiss blühende Buschrosen, um 1820 **ABB. 525**. Darauf klebten noch zwei weitere Tapeten: eine olivgrüne mit weiss gezackten Medaillons sowie eine hellgrundige mit flächenfüllenden Goldranken und rotem Veloursrand. Letztere wurde um 1840/50 gefertigt, es handelt sich um einen damals neuartigen Zylinderdruck, der den Handdruck ablöste. Die gleichen Tapeten – Draperie und Goldranken, ebenfalls übereinandergeklebt – fanden sich auch im Wildt'schen Haus (Petersplatz 13 IX),[760] was erneut darauf hinweist, dass sich die wohlhabenden Bauherren gegenseitig besuchten und die gleichen Lieferanten und Handwerker frequentierten.

Die Nachfolge der gemalten Landschaftstapeten auf Leinwand traten ab ca. 1800 gedruckte Panoramatapeten an. Diese wurden mit hohem technischem Aufwand mit Holzmodeln gedruckt; zwei miteinander konkurrierende Betriebe waren die Manufakturen Jean Zuber in Rixheim und Joseph Dufour in Mâcon bzw. ab 1808 in Paris.[761] In Basel sind wenige Panoramatapeten nachgewiesen, etwa im Haus Augustinergasse 3 VII 257 die «*Environs de Paris*» aus der Pariser Manufaktur Paulot & Carré (1820).[762] Die noch 1957 in situ befindliche Tapete zeigt eine locker bebaute Landschaft mit dem Flusslauf der Seine, einer Windmühle in dem von Nicolas Beaujon eingerichteten Vergnügungspark, in dem sich künstliche Rutschbahnen (*montagnes russes* und *montagnes françaises*) befanden, die Kaskade im Park des Schlosses Saint-Cloud und andere Attraktionen. Im Hohen Haus (St. Alban-Vorstadt 71 IX) befindet sich eine Grisailletapete, vermutlich 1805–1810 von der Manufaktur Dufour geliefert, die Hafenszenen mit antikischen und italienisch anmutenden Architekturen zeigt.[763] Nicht montiert fanden sich in Privatbesitz dreizehn unbenutzte Rollen für eine zweite in Grisaille gedruckte Tapete aus der Werkstatt Dufour, «Amor und Psyche», die heute im Historischen Museum Basel aufbewahrt wird **ABB. 527**.[764] Das wandfüllende Format teilt diese Tapete mit den Panoramadarstellungen, doch handelt es sich um insgesamt zwölf Einzelbilder, die wie gerahmte Gemälde von antikischen Friesen einge-

fasst werden. Von der 1815 gedruckten ersten Auflage dieser Tapete, die bis ins 20. Jahrhundert Neudrucke erlebte, sind in Basel fünf Szenen vorhanden; sie beziehen sich auf den Roman «Der goldene Esel» des spätantiken Autors Apuleius.

Die sich seit den 1830er-/40er-Jahren stetig steigernde Nachfrage nach preisgünstigen Tapeten nötigte zu technischen Innovationen wie dem «Endlospapier», dem Kupferwalzendruck ab den 1830er-Jahren und schliesslich zum maschinellen Rotationsdruck mit Leimfarben. Die Elsässische Fabrik Zuber, bei der viele Basler Hausbesitzer einkauften, war diesbezüglich sehr fortschrittlich. Sie besass ab 1850 eine englische dampfbetriebene Druckmaschine für sechs Farben.[765] Bei Renovierungen und Umbauten Basler Häuser werden regelmässig ganze Schichtpakete von Tapeten aus der 2. Hälfte des 19. und aus dem 20. Jahrhundert entdeckt. Die Kantonale Denkmalpflege bewahrt über 500 Proben auf, die ergänzt werden durch die im Historischen Museum Basel erhaltenen 42 Stück.[766] Trotz erster Schritte in der Erfassung steht eine gründliche wissenschaftliche Bearbeitung dieser kulturhistorischen Dokumente noch aus.[767]

Stuck

Die Verwendung von Stuck als Material für plastische Dekoration von Wänden und Decken verlangt aus zwei Gründen die Behandlung in einem eigenen Kapitel. Erstens ist die Stuckdekoration Bestandteil der umfassenden Wandlung des Wohnambiente von den dunklen, holzvertäferten Stuben zu den hellen Salons der Barockzeit, und zweitens sind die Arbeiten bis in das 19. Jahrhundert hinein in der Regel von wandernden Meisterwerkstätten ausgeführt worden, die nur während der Ausführung ihrer Aufträge am Ort blieben und danach weiterzogen. Dadurch ist ein hohes Mass an überregionaler Vergleichbarkeit gegeben. Einen Überblick über die Schweizer Stuckdekoration verdanken wir der 1972 publizierten Forschung von Andreas Morel.[768] Die Basler Stuckproduktion ist wiederholt allgemein als reich und bedeutend charakterisiert worden, eine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung fehlt jedoch bislang.[769] Es sind nur wenige Namen von Meistern bekannt, Datierungen knüpfen sich stets an die Baugeschichte des Hauses, Einteilungen von kleinen Gruppen der Stuckdekorationen sind nur stilistisch möglich.

Die Tradition: Renaissancestuck

Stuck als Material für plastische Dekorationen ist sowohl in Innenräumen als auch am Aussenbau auf dem Gebiet der Schweiz seit der Karolingerzeit bekannt.[770] Im gotischen Kirchenbau, dessen Prinzipien der steinerne Skelettbau und grosse Wandöffnungen sind, trat Stuckdekoration nur rudimentär auf. Die Anfänge des Renaissancestucks nördlich der Alpen sind im fürstlichen Ambiente zu finden. Nach der Entdeckung römischer Stuckdekorationen in Neros Goldenem Haus und deren Rezeption durch Raffael, Giovanni da Udine und Giulio Romano ist als eine wichtige vermittelnde Station der *Palazzo del Te* in Mantua zu nennen, den Federico Gonzaga ab 1524 errichten liess. König Franz I. berief für die Innenausstattung seines ab 1528 errichteten Schlosses in Fontainebleau 1531 den italienischen Maler Rosso Fiorentino und 1532 Francesco Primaticcio, der schon am *Palazzo del Te* gearbeitet hatte.[771] Die Wände der grossen Galerie und des Schlafzimmers der Herzogin d'Etampes werden durch unbekleidete Männer- und Frauenfiguren geschmückt, die in architektonischem Sinne als Trägerfiguren eingespannt sind oder Bildfelder präsentieren; im letztgenannten Raum zeigt die stuckierte Decke eine enge Abfolge von Gemälden in Medaillons und Rundbogenfeldern, die von plastischen Girlanden, Masken und Figuren umgeben sind. Auch der bayerische Herzog Ludwig X. engagierte im Jahr 1536 Mantuaner Stuckateure in seiner Stadtresidenz in Landshut. Ihre Mitarbeit ist sowohl archivalisch belegt als auch anhand ihrer Werke zu erschliessen. Sie arbeiteten vorwiegend an dekorativen Ausschmückungen und fertigten ihre Friese mit Modeln, die reihenweise in die vorher angetragene Stuckmasse hineingepresst wurden, weshalb die Stuckateure in den Quellen auch als «Drucker» bezeichnet wurden. Gewisse Model sind sowohl in Mantua als auch in Landshut nachweisbar.[772] In Basel ist auf die Statue der Justitia hinzuweisen, die Daniel Heintz d.Ä. 1581 im Rathaus schuf. Sie ziert dort ein Wendeltreppengehäuse im Vorraum der Vorderen Ratsstube (heute Regierungsratssaal). Die Figur sowie auch die Masswerkbekrönung des Gehäuses sind aus Stuck gefertigt, der teilweise nach dem Aushärten bearbeitet wurde und aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist **Abb. 529**.[773] Auch an mehreren Epitaphien im Münsterkreuzgang bestehen einzelne Teile aus Stuck.

Im Gebiet der Schweiz finden sich Renaissancestuckaturen an Wänden und Decken zu Beginn des 17. Jahrhunderts vorwiegend in Kirchen der italienischsprachigen Landesteile, wie zum Beispiel in der Pfarrkirche in Comano (1625), der Muttergotteskapelle in der Pfarrkirche von Arogno (1630) oder der *Chiesa dell'Assunta* in Locarno (1636).[774] Dass auch in reformierten Kirchen wie der 1609–1614 umgebauten Zürcher Predigerkirche Deckenstuck zur Anwendung kam, zeigt, dass keine konfessionellen Vorlieben für Stuck bestanden.[775] Der grosse

Abb. 528 **Stuckdecke im Haus zum Goldenen Löwen, ehemals Aeschenvorstadt 4, um 1740. Foto Privatbesitz, Peter Heman, um 1958.**



528



529

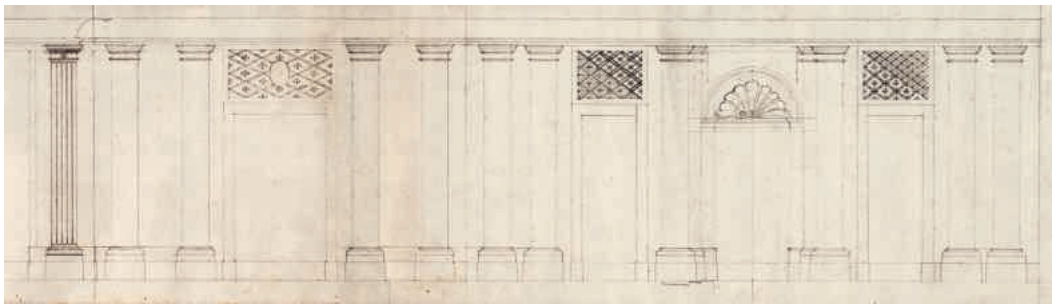
ABB. 529 Marktplatz 9. Rathaus. Im Vorsaal der Vorderen Ratsstube baute Daniel Heintz d. Ä. 1581 eine steinerne Wendeltreppe ein. An deren mit Masswerk geschmücktem Gehäuse schuf er die Stuckfigur einer Justitia (Gerechtigkeit). Die 82,5 cm grosse Figur mit ihren Attributen Schwert und Waage senkt den Kopf zur Seite, zur Eingangstür des Raums. Foto Tom Bisig, Basel, 2013.

Saal im Schloss Spiez wurde 1614 von Gian Antonio Castelli für den Schultheissen Franz Ludwig von Erlach stuckiert. Die flache Decke weist eine Einteilung in geometrische Felder auf, die hölzernen Kassettendecken nachempfunden ist.[776] Für die von Stuckateuren aus dem Tessin oder dem Misox ausgeführten Dekorationen im 1642–1648 erbauten «Palast» des Gardeobersts Kaspar Freuler in Näfels, besonders in der *sala terrena*, sind die internationalen Verbindungen und der Anspruch des Bauherrn verantwortlich zu machen.[777] Dieser überwiegend italienisch geprägten Dekorationsmode des 17. Jahrhunderts steht die in bürgerlichen Kreisen gepflegte Orientierung an französischer Architektur im 18. Jahrhundert gegenüber, obwohl der Stuck zunächst weiterhin hauptsächlich durch Werkstätten mit Heimatregionen südlich der Alpen ausgeführt wurden.

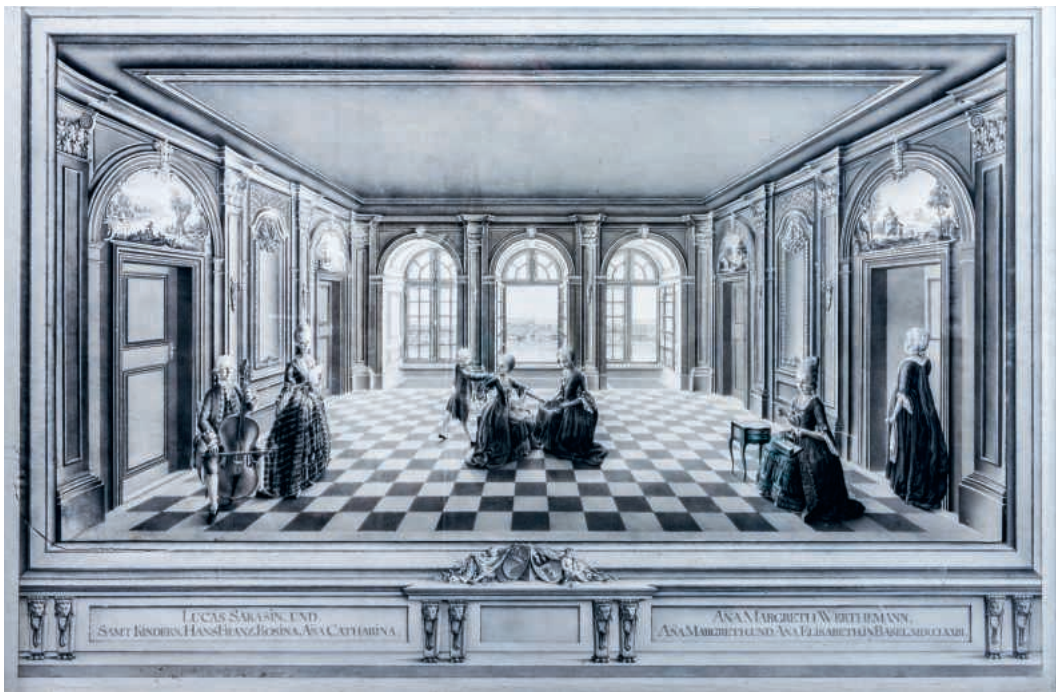
Künstler und Auftraggeber

Werkstätten aus dem Tessin und dem Misox prägten bis ins 18. Jahrhundert hinein die Stuckdekorationen in der Schweiz.[778] In den armen Regionen der Täler an der Alpensüdseite bot die Spezialisierung auf verschiedene Sparten des Bauhandwerks die Möglichkeit, Beschäftigung im Norden zu finden, wo eine allgemeine Belebung der Bautätigkeit nach dem Dreissigjährigen Krieg zu verspüren war. Einige Meister hatten in Italien Erfahrungen sammeln können. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass Stuckarbeiten immer von ganzen Equipen ausgeführt wurden, so dass vielfach Handwerkerfamilien oder Trupps aus dörflichen Nachbarschaften am Werk waren. Aus Basler Sicht sind folgende Grundzüge bedeutend: Im Unterschied zu Zürich und Schaffhausen ist in Basel keine lokale Stuckwerkstatt tätig geworden. Die Stuckdekoration beschränkt sich auf Profanbauten und setzt erst am Ende des 17. Jahrhunderts ein. Sie ist eng mit der im 18. Jahrhundert prägenden Hinwendung zur französischen Architektur verbunden, obwohl offenbar keine französischen Stuckateure in Basel tätig waren. Auftraggeber waren, abgesehen vom badischen Markgrafen, wohlhabende Bürgerfamilien, die untereinander vernetzt waren. Das Baubuch des Blauen Hauses verdeutlicht beispielhaft, wie die Auswahl der Stuckwerkstatt vonstattenging; zugleich sind mit dieser eher zufälligen Notiz nahezu alle Namen von in Basel tätigen Stuckateuren überliefert (siehe Kastentext). Die Herstellung der Gipsdecke wurde zunächst einem Gipser verdingt: Lukas Sarasin notierte, dass der Basler Gipser Emanuel Tschopp weisse Plafonds mit Hohlkehlen und Leisten offerierte.[779] Für die eigentliche Stuckdekoration stellten sich verschiedene Werkstätten vor: «Stoccator Arbeiter oder Gibser haben sich recommandiert Johann Schuhler in der Schmalzgruben in Zürich, sein Camerad ist Joseph Scharf beide Tyroler, haben bei Herrn Saml. Burckhardt in Neu Vorstadt gearbeitet und bei Wertmüller in Zürich.» – «Stuccator Arbeiter Carl Bozi et Franz Bozi in Castel St. Pietro bei Mendrisio hat Patent vorgewiesen wegen seines Wohlverhaltens etc., ist nach Bruxelles gereist um alldorten einige Zeit zu arbeiten.» – «Stoccator Arbeiter Hans Jacob Moosbrugger in Freyburg in der Schweiz hatt schöne Modell von geschliffenem und marmoriertem Gibs aufgewiesen und hatt noch ein Bruder so ein Zierrathen Bildhauer. NB. Fordert von dem Schuh Gibs zu marmorieren und zu schleifen ins Quadrat 1 fl.» – «Stoccator Arbeiter Johann Martin Frohweis von Bregenz hatt das Zimmer ebenfußes bey H. Schwager Samuel Ryhiner gemacht.»[780]

Aus den Aufzeichnungen zu den Kosten des Rollerhofs (Münsterplatz 20 VII 92) geht hervor,



530



531

ABB. 530 Samuel Werenfels. Entwurf für die stuckierte Wandgliederung im Musiksaal des Blauen Hauses, Rheinsprung 16. (StABS PLA W 2,66 Nr. 18 [Ausschnitt].)

ABB. 531 Rheinsprung 16. Blaues Haus VII 354. Blick in den Speisesaal im 1. Obergeschoss. Der Hausherr Lukas Sarasin liess die Zeichnung unter Zuhilfenahme der Pläne von Samuel Werenfels (siehe VII Abb. 411) durch dessen Gehilfen (Samuel?) Mäglin 1773 mit präziser Wiedergabe der Wandgliederung anlegen. Vollendet wurde das Werk erst 1791, nachdem die Maler Joseph Rutauer(?) und Joseph Augustin Golder die Figuren hinzugefügt hatten – so die handschriftliche Notiz Sarasins auf der Rückseite. (HMB Inv. 2022.73.)

dass Johann Martin Frohweis mit zwei Gesellen arbeitete und für einen grossen Raum mit Ofennische etwa fünf Wochen benötigte. Im Baubuch des Lukas Sarasin wurde er während dreier Jahre, von 1767 bis 1770, entlohnt. Ihm und seiner Werkstatt sind die meisten der namentlich gesicherten Werke in Basel zuzuschreiben, und zwar auch deshalb, weil Frohweis seine Werke zuweilen signierte.[781] Entwurfszeichnungen für Stuckdecken sind in Basel nicht erhalten. Zwar ist bekannt, dass Stuckateure Entwürfe für Decken und Wandgliederungen zur Akquisition von Aufträgen einreichten – einige Zeichnungen von Carlo Maria Pozzi wurden als Druck 1708 veröffentlicht[782] –, und sowohl in Paulus Deckers «Fürstlichem Baumeister» von 1711 als auch in Augustin Charles d'Avilers «Cours d'architecture» von 1720 und 1738 sind Vouten (*corniches*) und Plafonds von Stuckdecken abgebildet (vgl. **ABB. 539, 541**).[783] Doch ist es offenbar ebenfalls üblich gewesen, Fragmente verschiedener Dekorationen als Proben des Könnens vorzuweisen. Das System der Referenzen führte dazu, dass «sozusagen alle bedeutenden Wohnbauten [...] unter ganz wenige Stukkateurtrupps [...] verteilt» wurden.[784]

Auf der Baustelle scheinen die spezialisierten Stuckateure eine Sonderstellung gehabt zu haben. Darauf deutet jedenfalls Folgendes hin: Lukas Sarasin liess als Bauherr der Wohnhäuser Rheinsprung 16–18 VII 354 von Samuel Werenfels Entwurfszeichnungen für sämtliche Details anfertigen. Erhalten ist der Riss für die Wandgliederung seines Musiksaals und seines Speisezimmers **ABB. 530, 531**. Für den Deckenstuck ist hingegen weder hier noch in den übrigen Räumen ein einziger Entwurf erhalten oder durch Rechnungen überliefert. Der Stuckateur Johann Martin Frohweis, der die Wandgliederung getreu umsetzte, hatte bei der Decke offensichtlich freie Hand. Dies erklärt auch die florale Ornamentik im Musiksaal, die dem strengen Klassizismus der Wände wenig entspricht. Möglicherweise wurde von Frohweis kein Gesamtentwurf geliefert, sondern er wie auch andere Meister skizzierten die Formen



532

ABB. 532 **Vorzeichnung eines feuerspeienden Drachens in der Voute einer Stuckdecke im Haus zum Goldenen Löwen (ehem. Aeschenvorstadt 4), aufgenommen nach Abnahme des Stucks und vor Abbruch des Hauses. Foto Privatbesitz, Peter Heman, 1958.**

mit Blei oder Kohle direkt auf der blossen Gipsdecke. Solche Vorzeichnungen sind verschiedentlich aufgefunden worden **ABB. 532**.[785]

Stuckierte Räume

Die Ausstattung mit oder ohne Stuck, mit karger oder reicher Ornamentik eignet sich zur Hierarchisierung der Räume innerhalb des Hauses, was den Vorstellungen einer *distribution* nach französischem Vorbild entgegenkam. Zu den ausgezeichneten Räumen gehören die Repräsentationsgemächer, welche die Schnittstelle des familiären Ambiente zur Öffentlichkeit darstellten, also Vestibüle, Treppenhäuser, Gartensäle, Salons. Im Markgräflerhof (Hebelstrasse 2 IX) waren dies die mittlere Querachse mit der hofseitigen Eingangshalle und der Kapelle im Erdgeschoss sowie die strassenseitigen Enfiladen im 1. und 2. Obergeschoss (in Letzteren nicht vollständig erhalten). Diesem Prinzip folgen noch die Bauten in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie das Haus zum Raben (Aeschenvorstadt 15 IX) oder das Blaue und Weisse Haus (Rheinsprung 16–18 VII 354). Ergänzend können besondere Räume Stuckdecken erhalten, wie zum Beispiel der Gartensaal und das Speisezimmer im Flügelbau des Hauses zum Raben. Sofern Stuckdecken nicht in Neubauten französischer Machart zu finden sind, sondern nachträglich in bestehende Häuser eingefügt wurden, handelt es sich in der Regel um Räume an der Strassenfront, wie beim Haus zum Löwenzorn (Gemsberg 2–4 VIII 388), um 1718. Wandgliederung mit Stuck war den wichtigsten Räumen vorbehalten oder beschränkte sich auf die Ofennische oder den Kaminaufsatz, wo aus Brandschutzgründen keine textile Wandbespannung vorhanden sein sollte.

Aufbau der Stuckaturen im Raum

Bei den bis ins 16./17. Jahrhundert vorherrschenden und noch weiterhin vorzufindenden Balkendecken ist die Struktur durch die freiliegenden Balken und die schmalen, rechteckigen Dielenunterseiten dazwischen gegeben. Dies gilt auch für Beispiele, in denen die hölzernen Konstruktionsteile mit Putz ummantelt (und möglicherweise bemalt oder stuckiert) wurden.[786] Im Unterschied dazu müssen oder können Stuckdecken die gesamte zur Verfügung stehende Fläche des oberen Raumabschlusses gliedern – ähnlich wie die unterhalb der Balkenlage montierten hölzernen Kassettendecken, die im 16. Jahrhundert aufkamen. Verschiedene geometrische Anordnungssysteme erlauben es, die Basler Stuckdecken zu gruppieren. Ein älteres System, das in Basel von den 1678 entstandenen Decken im Brunschwilerhaus (Hebelstrasse 15 IX) vertreten wird, weist eine gewisse architektonische Logik auf **ABB. 533**: Der runde oder oblonge Mittelplafond, der von wulstigen Blumen- und Fruchtgirlanden umrahmt wird, «schwebt» nicht auf der Deckenfläche, sondern wird durch Leisten oder Trägerfiguren in der Diagonalen oder an den Seitenmitten visuell «befestigt». Eine gedankliche Nähe zu hölzernen Kassettendecken scheint im Hintergrund zu stehen. Entsprechende Systeme zeigen sowohl Wessobrunner Stuckdecken, zum Beispiel in der Schlosskapelle von Pruntrut – um 1678/79 von Michael Schmuzer[787] –, als auch Graubündner und

In Basel tätige Stuckateurwerkstätten

Name	*Herkunft*	*Werke*
Clerici, wohl Giuseppe Maria	Meride TI	Württembergerhof, St. Alban-Graben 14 (abgebrochen), 1752.
Johann Schuler, Joseph Scharf	Tirol	Holsteinerhof, Hebelstrasse 32, um 1760 IX.
Johann Martin Frohweis (oder Fröwis)	Lauterach bei Bregenz	Rollerhof, Münsterplatz 20, 1758/59 und 1763 VII 92. Zum Mittleren Ulm, St. Johanns-Vorstadt 5, 1759 IX. Rotbergerhof, Rittergasse 25, 1763 VII 171. Zum Raben, Aeschenvorstadt 15, 1766 IX. Wildt'sches Haus, Petersplatz 13, 1764–1770 IX. Blaues und Weisses Haus, Rheinsprung 16–18, 1767–1770 VII 354. Stadthaus, Stadthausgasse 13, 1774 VIII 88.



533



534



535

ABB. 533 Hebelstrasse 15. Brunschwilerhaus IX. Durch eine Zwischenwand beeinträchtigte Stuckdecke im 1. Obergeschoss. Foto Peter Schulthess, Basel, 2023.

ABB. 534, 535 Passau. Alte Residenz (links) und Lustschloss Hacklberg (rechts). Deckenstuck von Giovanni Battista Carlone, um 1690/92. Bildarchiv Foto Marburg, fmd100012870 und fmd100011220.

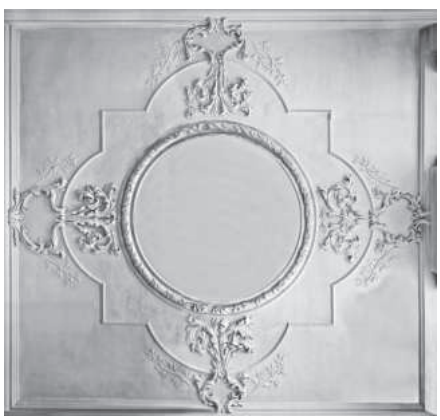
Tessiner Arbeiten, hier beispielsweise vertreten durch die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Decke der Alten Börse in Leipzig – 1686 durch Giovanni Simonetti aus Roveredo – oder die Stuckierung des Celler Schlosses durch Giovanni Battista Tornielli, der später mit Simonetti zusammenarbeitete. Sehr ähnlich sind auch die Stuckaturen in der Alten Residenz und im fürstbischöflichen Lustschloss Hacklberg bei Passau, um 1690/92, durch Giovanni Battista Carlone aus Scaria Val d'Intelvi nahe am Comer See **ABB. 534, 535**. Die Übereinstimmungen sowohl des Rahmensystems als auch der Akanthusranken und der Figurenbildung gehen sehr weit, so dass eine Autorschaft Carlones oder seines Umfelds im Brunschwilerhaus erwogen werden kann, obwohl sein bisher bekanntes Itinerar keinen Aufenthalt in Basel aufweist.[788]

Mit den um 1700 entstandenen Stuckdecken im Markgräflerhof (Hebelstrasse 2 IX) und den Decken aus dem 1. Viertel des 18. Jahrhunderts begann ein neues System, das der Deckenfläche mehr Raum bot und sie durch Gesimse und Leisten gliederte **ABB. 536, 537**. Der mittlere Plafond blieb leer oder konnte durch ein Gemälde gefüllt werden. Dieses Rahmensystem wurde erst in den 1760er-Jahren aufgegeben (siehe S. 389, 391f.). Der Übergang an der Wand geschieht vermittelst eines architektonisch ausgebildeten Gesimses und einer Voute, die nur schmal ausgeprägt sein kann oder raumgreifend. Besondere Aufmerksamkeit erfuhr sie in d'Avilers «Cours d'architecture» von 1720 als ein Bereich, der Ornament oder figürliche Reliefdarstellungen aufnehmen konnte **ABB. 539**. Durch die Voute wird der äusserste Rahmen des Plafonds oder Spiegels von der Wand abgerückt, was der Decke eine zusätzliche Eigenständigkeit verleiht.[789] In Basel wiesen die Decken im Haus zum Goldenen Löwen (ehem. Aeschenvorstadt 4) entsprechende Vouten auf, in deren Ecken Kartuschen sowie figürlicher und vegetabiler Schmuck zu finden waren **ABB. 540**.

Anhand der Rahmungen sowie des Verhältnisses von Rahmen und Ornamentmotiven können mehrere Gruppen von Stuckdecken zusammengestellt werden. Diese weisen auf die Arbeit von verschiedenen Stuckateurwerkstätten hin und formen zugleich eine Entwicklungslinie von den symmetrischen und



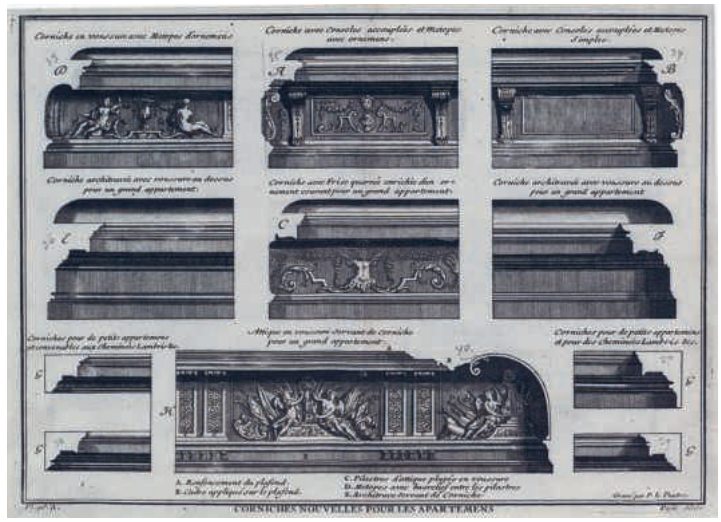
536



537



538



539



540



541



542



543

1. Gruppe: mehrfache Rahmung, Flächenfüllung **ABB. 544**
2. Gruppe: Bandelwerk **ABB. 545**
3. Gruppe: Rocaillen **ABB. 542**
4. Gruppe: aufgelöstes Rahmensystem **ABB. 543**



544



545

ABB. 536, 537 Hebelstrasse 2. Markgräflerhof. Zwei Stuckdecken mit jeweils doppeltem, unterschiedlich profiliertem Rahmen. Fotos KDBS.

ABB. 538 Nadelberg 6. Schönes Haus VIII 177. 1723 entstandene Decke im strassenseitigen Salon im 1. Obergeschoss. Foto/Montage KDBS, Erik Schmidt, 2007.

ABB. 539 In Augustin Charles d'Avilers 1720 erschienenem «Cours d'architecture» werden verschiedene *Corniches* den Raumtypen zugeordnet. Das einfache Wandgesims ist nur für *petits appartements* vorgesehen, die grosse Voute für ein *grand appartement*. (UB Heidelberg, Signatur L 2643 RES : 1.)

ABB. 540 Ehemals Aeschenvorstadt 4. Zum Goldenen Löwen. Die vor dem Abbruch des Hauses gemachte Aufnahme zeigt die um 1740/41 entstandene Voute eines Zimmers, rechts der feuerspeiende Drache, dessen Vorzeichnung in **ABB. 532** gezeigt wird. Foto Privatbesitz, Peter Heman, 1958.

ABB. 541 Augustin Charles d'Aviler. «Cour d'architecture», Auflage von 1720. Grosse Bedeutung kommt den Kartuschen in den Ecken zu, die scheinbar einen Einfluss auf die geometrische Form der inneren Profilrahmen nehmen. (UB Heidelberg, Signatur L 2643 RES : 1.)

ABB. 542 Nadelberg 24. Haus zur Platte VIII 208. Kräftige, undekorierte Voute. Dreifache Rahmengliederung mit differenzierten, teilweise architektonisch anmutenden Profilen. Mittelspiegel leer. Symmetrische und flächenfüllende Dekoration mit langstieligen Blumenranken. Entstanden 1727. Vergleichbar: Gemsberg 2–4 (1718) VIII 388; Rittergasse 25 (1730er-Jahre) VII 171; Gundeldingerstrasse 172 (1730?); Utengasse 11 (nach 1711) VI 323, Elisabethenstrasse 19 (1728) IX. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2009.

ABB. 543 Heuberg 5–7. Spiesshof VIII 325. Decke im Treppenvorplatz im 1. Obergeschoss des Barockbaus, entstanden 1724. Keine Voute, dreifache Rahmengliederung: mittlerer Rahmen aus flachen Bändern in symmetrischen und sich überschneidenden Schwüngen. Lockere und relativ flache Dekoration mit langstieligen Blumen- und Akanthusranken. Vergleichbar: Nadelberg 24 (1727) VIII 208; Nadelberg 8 (um 1740) VIII 185; Rheinsprung 7 (1. Hälfte 18. Jh.) VII 336; Rittergasse 7–9 (um 1732) VII 150. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2010.

ABB. 544 Spalenberg 2–4 (um 1759/60) VIII 272. Grosse Voute mit Kartuschen in Ecken und Seitenmitten, die Randleiste übergreifend. Grosse asymmetrische Rocaillen von den Ecken und Seitenmitten aus, bestückt mit Pflanzen, Vögeln, Früchtekörben und anderem. Vergleichbar: Leonhardsgraben 38 (1747/48) IX; Nadelberg 23A (1747, zerstört) VIII 164; ehem. Aeschenvorstadt 4, Zum Goldenen Löwen (1740–1741, abgebrochen); St. Johanns-Vorstadt 3 (um 1762) IX; Spalenberg 9, ehem. 11 (1760) VIII 264. Foto/Montage KDBS, Erik Schmidt, 2007.

ABB. 545 Nadelberg 10. Zerkindenhof VIII 189. Stuckdecke im Salon im 1. Obergeschoss, entstanden 1758. Grosse Voute, C-Schwünge zwischen Rocaillen in den Raumecken und den Seitenmitten anstelle der Rahmenleiste. Kleiner Mittelplafond mit Rocaillen. Vergleichbar: Blumenrain 32 (1760er-Jahre) VIII 59; Aeschenvorstadt 34 (1767, zerstört); Münsterplatz 20 (1758–1759) VII 95; St. Johanns-Vorstadt 3 (ca. 1760) IX. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 546 Petersplatz 12. Stuckdecke in einem strassenseitigen Eckzimmer im 1. Obergeschoss. Foto Serge Hasenböhler, Basel, 2017.



546

geometrisch geprägten Decken in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts hin zu den bewegten und asymmetrischen Motiven der Rokokozeit in der zweiten Jahrhunderthälfte und zu den klassizistischen Anklängen kurz vor und nach 1800. Wohl keine der Decken ist von einer lokalen Werkstatt geschaffen worden; anfänglich mögen es italophone Equipen gewesen sein, wie im Württembergerhof (ehem. St. Alban-Graben 14), doch sind der Aufbau und die Dekoration kaum eindeutig südlich zu bestimmen, eher gehen sie vermutlich ebenso auf französische Vorlagen zurück, wie sie von D'AVILER verbreitet wurden **ABB. 538, 541**.

Die folgende Gruppierung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern führt Tendenzen und Möglichkeiten der Stuckdekoration an Decken vor Augen. Zeitlich überschneiden sich die Gruppen, die jeweils nur von einem Bildbeispiel repräsentiert werden **ABB. 542–545**.

Der sehr vielfältige Stuck des 19. Jahrhunderts erhielt wiederum einen architektonischen Charakter, indem klassische Ornamente antiker Provenienz eingesetzt wurden, um Gesimse und Rahmenleisten zu dekorieren: Eierstab, Perlstab oder Palmettenfries kennzeichnen die Decken jener Zeit **ABB. 546**. Insgesamt blieb die Bautätigkeit im frühen 19. Jahrhundert, geprägt durch Helvetik und Kantonstrennung, hinter der Prachtentfaltung des 18. Jahrhunderts zurück und nahm erst wieder mit dem Villenbau nach dem Stadterweiterungsgesetz von 1859 Fahrt auf. In den historistischen Bauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sind teilweise aufwendige Imitationen barocker Deckensysteme und -dekorationen zu finden, wie zum Beispiel in der 1859 durch JOHANN JAKOB STEHLIN errichteten Villa von Karl Geigy, (St. Jakobs-Strasse 185) **ABB. 547**,[790] oder dem 1899–1901 errichteten Haus zum Ulrichsgärtlein (Rittergasse 11 VII 154).

Dekorationsmotive

Die Stuckdekorationen auf der gesamten Deckenfläche eines Raums oder an seinen Wänden werden einerseits durch Rahmensysteme gegliedert und andererseits durch ornamental gefüllte Zwischenräume bereichert. Bestimmte Bereiche sind bildlichen Darstellungen vorbehalten, nämlich die Supraporten und an der Decke der mittlere Plafond, in dem zuweilen Ölgemälde befestigt wurden, ausserdem die Kartuschen in den Raumecken. Hauptmotiv sind jedoch Pflanzen, welche die Fläche füllen oder als Ranken die architektonisch ausgebildeten oder abstrakten Rahmenprofile umspielen. Die spiraligen Akanthusranken des 17. Jahrhunderts im Brunschwilerhaus sind mit zeitgleichen Deckenmalereien in Grisaille oder Camaïeu direkt vergleichbar. Die symmetrischen Schwünge der Blumenranken in der Bandelwerkzeit hingegen entsprechen der Malerei wenig. Der Abstraktionsgrad des Rahmensystems wurde in diesen Fällen auf die Pflanzendekoration übertragen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts werden in Basler Decken Kartuschen in die Ecken platziert. Während die Rahmung des Mittelplafonds quasi ein Bilderrahmen ist, sind die Kartuschen – ursprünglich Rahmen von Inschriften, Wappen oder kleinen Bildern – vielgestaltig. Formale Anregungen konnten auch hier französische Musterbücher geben, wie zum Beispiel das «Livre d'ornements» von Juste-Aurèle Meissonnier, erschienen 1735 **Abb. 548**.

Während der Mittelplafond als gestaltetes Element im Laufe des 18. Jahrhunderts zurücktritt, werden die Eckkartuschen mehr und mehr ausgeformt. Zunächst sind sie noch weitgehend symmetrisch aufgebaut, wie im Holsteinerhof (Hebelstrasse 32 IX, um 1753) oder im Gartensaal des Hauses im Rosgarten (Leonhardsgraben 38 IX, 1747/48),[791] und werden von Gittermustern und Muschelformen begleitet **Abb. 549**. Nach dem Haus zum Goldenen Löwen (ehem. Aeschenvorstadt 4, 1740/41) gewinnen sie an Plastizität und zeigen die für das Rokoko typische Asymmetrie der Rocaille **Abb. 550, 551**.[792] Naheliegend ist, dass der Deckenstuck die Sphäre der Vögel ist. Vögel in den vier Raumecken symbolisieren teilweise die vier Jahreszeiten, werden aber auch beim Nestbau und bei der Nahrungssuche gezeigt, bei der sie hin- und herfliegen. Füllhörner, Blumenbouquets und -ranken sowie Schilf weisen auf den Überfluss der Natur. Neckisch sind kleine Drachen im Haus zum Goldenen Löwen, die mit langen Zungen nach Insekten schnappen und sich mit Vögeln streiten. Nur selten wurde eine deutliche Ikonografie gewählt, wie die des Pelikans, der sich die Brust aufhackt, um seine Jungen zu nähren – im Zerkindenhof (Nadelberg 10 VIII 189) –, offenbar auf Wunsch des Auftraggebers **Abb. 552**.

Eine besondere Würdigung muss das Werk des Vorarlberger Meisters Johann Martin Frohweis (oder Fröwis) erfahren, der zuerst um 1758 und bis mindestens 1774, als er die Stuckaturen im Stadthaus (Stadthausgasse 13 VIII 88) signierte, in Basel tätig war. Das Datum seiner Geburt in Lauterach bei Bregenz ist unbekannt, 1778 erhielt er das Bürgerrecht von Rheinfelden im Aargau und heiratete dort. Er starb 1795.[793] In mehreren Bauten arbeitete er mit dem Architekten Samuel Werenfels zusammen oder wurde von diesem den Bauherren empfohlen. Frohweis' Basler Stuckaturen zeichnen sich durch eine freie Linienführung aus, obgleich er seine Rocaillen in C-Schwüngen auch mit geraden Rahmenleisten zu verbinden verstand. Er stuckierte gerne Blütenranken, die sich um Profilstäbe winden, sowie Rosenblüten und schilfartige Grünpflanzen. Gekerbte oder strähnige Muschelmotive tauchen regelmässig auf sowie auch triefende Wasserläufe oder Eiszapfen und an züngelnde Flammen erinnernde



547



548

Abb. 547 St. Jakobs-Strasse 185. Villa Geigy. Stuckdecke und Supraporte im Salon. Foto Bruno Thüring, Basel, 2001.

Abb. 548 Juste-Aurèle Meissonnier. Kartusche aus dem «Livre d'ornements», 1735. Die Darstellung weist die wichtigsten Elemente auf, die für Basler Stuckkartuschen prägend waren: die von Wasserpflanzen flankierte gesprengte Form aus spangenartigen C-Schwüngen, die an ihrer Rückenseite von geripptem Muschelbesatz begleitet werden, die herabrinnenden oder herabhängenden Formen am oberen Rand, der Illusionismus des aus der Kartusche in Kaskaden herausfliessenden Wassers. Aus: Œuvre de Juste-Aurèle Meissonnier. Peintre Sculpteur Architecte &c. […]. Paris [um 1750]. (Bayerische Staatsbibliothek München, Rar. 2160.)



549



550

ABB. 549, 550 Eckkartuschen und Rocaillen. Links Nadelberg 8. Schöner Hof VIII 188 (entstanden um 1740/41), weist eine symmetrische Kartusche mit Bandelwerk auf. Der Rahmen der Kartusche ist in C-Schwünge aufgelöst, begleitet von Gitterwerk und einer Blumenschale. Rechts ehemals Aeschenvorstadt 4. Zum Goldenen Löwen (entstanden 1740/41): Bei der gleichzeitig entstandenen Decke ist die Kartusche asymmetrisch in mehrere Teil «zerlegt», und die Schwünge werden aussen mit gekerbten Muschelmotiven besetzt. Belebt wird die Komposition durch eine Blütengirlande, Vögel und Drachen, deren Stil der Decke vom Schönen Hof nahekommt, es mag also einen Werkstatt-Austausch gegeben haben. Fotos KDBS, Erik Schmidt, 2007/Privatbesitz, Peter Heman, um 1955.

ABB. 551, 552 Rocaillen. Links Blumenrain 32. Zum Brandis VIII 60 (entstanden in den 1760er-Jahren). Über der Öffnung des Plafondrahmens ist die eiförmige Rocaille befestigt, deren Rand ganz als Muschel gearbeitet ist. Begleitung bilden Pflanzen; neu ist die Auffassung der Rocaille als Bildrahmen für eine Landschaftsszene mit Architektur. Rechts Nadelberg 10. Zerkindenhof VIII 196 (entstanden 1758). Die Rocaille zeigt höchste Plastizität, eingebunden in das in C-Schwünge aufgelöste Rahmensystem. Muschelmotive und schilfartige Pflanzen umgeben den Rocaillerahmen, der zum Bildträger für einen sitzenden Putto und für einen Pelikan mit seinen Jungen wird. Fotos Peter Schulthess, Basel, 2016/KDBS, Erik Schmidt, 2007.

ABB. 553 Rittergasse 25. Rotbergerhof VII 171. Rocaille in der Ecke des Salons im 1. Obergeschoss des ehemaligen Hauses zum Engel, Nr. 23, von Frohweis signiert und datiert 1763. Ein Putto badet in dem Wasser eines Springbrunnens in einem Baumgarten. Das Wasser fliesst aus der Rocaille heraus und setzt sich in der Voute als Bach fort, der sich durch eine bäuerliche Landschaft mit Gebäuden, Bäumen und zwei Anglern schlängelt. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2000.



551



552



553



554

Besatzstücke der C-Schwünge. Ausgewählte Partien und Details wie beispielsweise Vögel treten fast vollplastisch hervor. Seine Spezialität war die Umsetzung von Bildern in Stuckreliefs, so zum Beispiel bei den Supraporten im Vestibül des Blauen Hauses (Rheinsprung 16 VII 354) und im «Literatenzimmer» des Weissen Hauses (Rheinsprung 18 VII 354) nach Vorlagen von Giovanni Battista Piranesi und Emanuel Büchel. In seinen Rocaillen und in deren Umgebung – meist in der Voute – sind oft Landschaftsdarstellungen mit Architektur und Staffagefiguren zu finden **abb. 553**.

Zur Frage der Farbigkeit

Vielerorts und auch in Basel trifft man den Deckenstuck weiss getüncht oder gestrichen an. Die Frage nach der einstigen Farbfassung ist nur schwer zu beantworten, da restauratorische Untersuchungen in vielen Fällen fehlen oder ein erster Anstrich, den die Stuckateure zum Schutz der Feinstuckoberfläche aufbrachten, für die originale Farbigkeit gehalten wurde und anschliessend sämtliche darauf liegenden Polychromieschichten entfernt wurden. Dies bemerkte schon Albert Knoepfli 1965, der allerdings auch konstatierte, dass es durchaus nur weiss gehaltene Decken gibt. Er folgte der Information des Basler Denkmalpflegers Fritz Lauber, dass «bei allen [...] Stuckwerken in Basler Bürgerhäusern», mit Ausnahme einer grau lasierten Decke in einem abgebrochenen Haus in der Sternengasse 33, «Blütenweiß» anzutreffen sei.[794] Mittlerweile ist der Nachweis von Farbigkeit an mehreren Stellen gelungen, so zum Beispiel durch freigelegte «intensiv farbige Partikel» im Wildt'schen Haus (Petersplatz 13 IX), anhand deren eine Rekonstruktion freilich nicht möglich war.[795] Die kräftige altrosa Fassung der Stuckornamente im Treppenhaus des «Raben» (Aeschenvorstadt 15 IX) entspricht dem Befund der originalen Farbigkeit **abb. 554**.[796] In den meisten Basler Häusern mit Deckenstuck des 18. Jahrhunderts besteht jedoch Ungewissheit über dessen ursprüngliche Farbigkeit.

abb. 554 **Aeschenvorstadt 15. Haus zum Raben IX. Im 1766/67 von Johann Martin Frohweis stuckierten Treppenhaus rahmen Rocaillen und Blumenranken in originaler Farbigkeit das Deckengemälde von Joseph Esperlin. Farbig akzentuierter Stuck in diesem Umfang und dieser Qualität ist in Basel selten. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2014.**

ABB. 555 Die Monatsdarstellung im Haus zum Langen Keller in Zürich zeigt einen Kachelofen mit Kuppelaufsatz aus dem frühen 14. Jahrhundert. SNM Inv. LM 19713.1-16.

ABB. 556 Kachelofen im Salon des Zerkindenhofs (Nadelberg 10 VIII 189), Detail. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.



555

Öfen

Hafnerwerkstätten sind in Basel seit dem 14. Jahrhundert bekannt, vor allem durch die Aufzeichnungen der Spinnwetternzunft, zu der dieses Handwerk gehörte.[797] Neu sind Funde von Kachelfragmenten aus der Siedlung am Petersberg, die zu zwei Öfen des 10. Jahrhunderts gehören und damit zu den frühesten Kachelöfen der Region zählen.[798] Bis in das 16. Jahrhundert hinein haben sich keine vollständigen Öfen erhalten. Zu rekonstruieren sind anfänglich gemauerte kastenförmige Öfen mit einfachem kuppelförmigem Aufbau, die mit napfförmigen Kacheln versehen wurden **ABB. 555**. Hiervon haben sich viele Fragmente und einzelne Kacheln des 13. Jahrhunderts in archäologischen Befunden erhalten, ein «sicherer Gemütlichkeitsanzeiger», wie Christoph Matt feststellte.[799] Eine Steigerung der Wohnqualität bedeuteten Kachelöfen nämlich nicht nur durch ihre verbesserte Heizleistung, sondern auch dadurch, dass sie in einem von der offenen Feuerstelle abgeteilten Raum aufgestellt wurden. Insbesondere die sogenannten Hinterlader, die vom Nebenraum zu beschicken waren, konnten den Raum, in dem sie standen, rauchfrei erwärmen. Kachelöfen und Stuben – die, wie beschrieben, in Basel im 13. Jahrhundert erstmals überliefert sind – bedingten sich also gegenseitig. Weil die Stuben in der Regel im Obergeschoss angeordnet waren und die Öfen bei einer Zerstörung des Hauses folglich abstürzten, sind archäologisch hauptsächlich Fragmente zu finden. In Winterthur konnte ein Ofen im Erdgeschoss eines auf 1208 datierbaren Hauses dokumentiert werden, das kein Obergeschoss besass.[800]

Neben den einfachen Kachelöfen ist in jener Zeit noch von offenen Feuerstellen in der Küche auszugehen sowie möglicherweise von weiteren Heizmöglichkeiten durch Kamine. Im 14./15. Jahrhundert waren Turmöfen verbreitet, die aus einem rechteckigen Unterbau und einem schmaleren, ebenfalls rechteckigen oder polygonalen Aufsatz – dem Turm – bestehen.

Typisch für die Öfen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts sind grün glasierte Reliefkacheln mit variationsreichen Motiven, die auch in späteren Zeiten noch auftauchen. Einen aussergewöhnlichen Fund stellen Kachelfragmente aus dem Haus zum Weissen Bären (Schlüsselberg 5–7 VII 114) dar, die 2012 publiziert wurden **ABB. 557**.[801] Vier Kacheln gehören zu einem Zyklus mit Darstellungen der sieben freien Künste (*artes liberales*), die Lehrgebiete der Artistenfakultät an der 1460 eröffneten Basler Universität waren. Der Kachelofen avancierte zu jener Zeit zum Bildmedium, das inhaltlich Berührungen mit Wandmalerei, Bildteppichen oder Schnitzwerk aufweisen konnte.

Schon im ausgehenden 15. Jahrhundert wurden jedoch auch rapportartig ornamentierte Kacheln hergestellt, die zusammengefügt eine durchgehende Verkleidung des Ofenkörpers bilden. Ab der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und bis in das beginnende 19. Jahrhundert hinein wurde die grün glasierte Zeichnung mittels Schablonen oder «Patronen» aus Ziegenleder aufgetragen, so dass die Kacheloberfläche ein leichtes Relief zeigt **ABB. 558**.

Der älteste vollständig erhaltene Kachelofen Basels befindet sich im sogenannten Condézimmer im Engelhof (Nadelberg 4 VIII 171) **ABB. 559**. Er ist inschriftlich 1570 datiert, gehört also nicht zu der ersten Ausstattung der Täferstube, die um 1500 eingerichtet wurde. Typisch ist seine Platzierung in der Raumecke und die Beheizung vom Nebenraum aus. An seiner Seite befindet sich eine stichbogige Wandnische, deren Sinn wohl darin bestand, einen geheizten Sitzplatz zu ermöglichen **ABB. 560**. Hierfür wurde zuweilen eine mehrstufige «Ofenkunst» erbaut. Das ist eine gekachelte Treppe, in der wärmender Rauch zirkulieren konnte, was häufig zu starken Russablagerungen und zu Bränden führte, weshalb diese Künste nur selten erhalten sind **ABB. 561**.[802] Im Schürhof (Münsterplatz 19 VII 83) hat sich ein Exemplar aus dem frühen 18. Jahrhundert bewahrt, mehrere weitere in den Riehener Wettsteinhäusern (Baselstrasse 30–34, einer der Öfen ist inschriftlich 1663 datiert).[803]

Mit den prächtigen Neubauten von Wohnsitzen der Seidenbandfabrikanten und Bankiers im 18. Jahrhundert wechselte sowohl der Typus der Kachelöfen als auch ihre Aufstellung. Zunächst muss

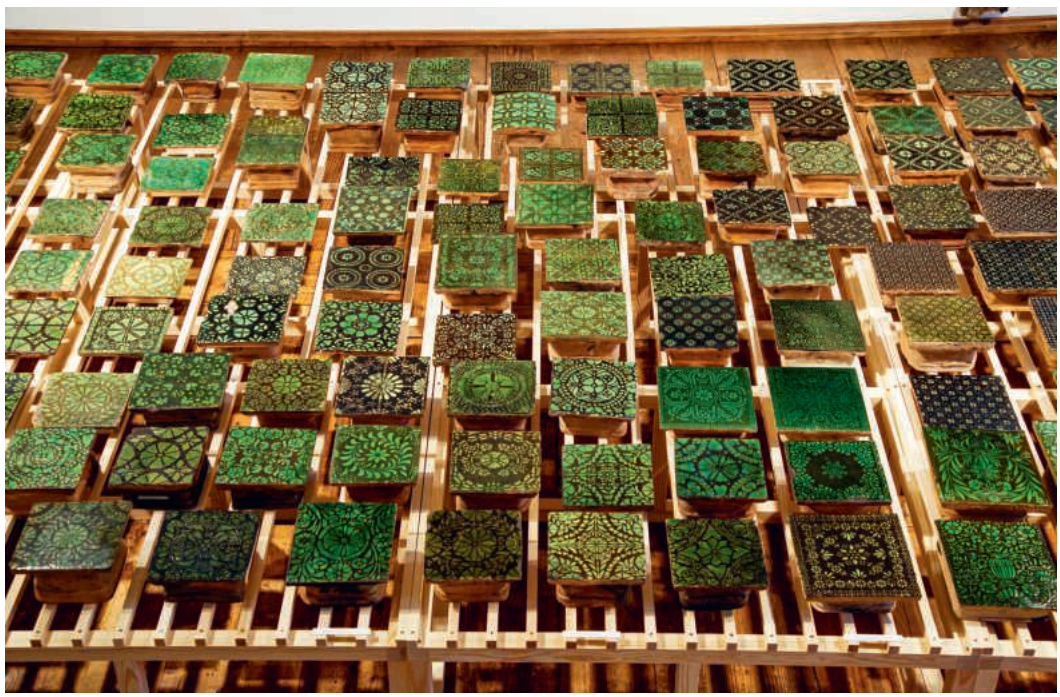


556



557

ABB. 557 Die Kacheln aus dem Haus zum Weissen Bären verbildlichen die Rhetorik, die Logik (die eigentlich nicht zu den sieben freien Künsten zählte), die Geometrie und die Arithmetik, jeweils durch einen Lehrer am Pult und einen Schüler. Die schwer entzifferbaren Inschriften geben oben das Fach an, unten den jeweiligen Gelehrten: links wohl Cicero, gefolgt von Aristoteles, Euklid und Boethius. Aus: JbAB 2012. Fotos Philippe Saurbeck, 2012.



558

ABB. 558 Die Vielfalt der Schablonendekore verdeutlichte eine Ausstellung mit Exponaten aus der Sammlung Rolf H. Schatz im Museum Kleines Klingental in Basel, 2011. Foto Flavio Karrer, 2011.

ABB. 559 Nadelberg 4. Engelhof VIII 171. Der inschriftlich 1570 datierte Ofen befindet sich in einer Nebenstube im 2. Obergeschoss. Seine Errichtung wird mit dem Aufenthalt des Antwerpener Glaubensflüchtlings Marco Perez im Engelhof in Verbindung gebracht. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2006.

jedoch bemerkt werden, dass Kachelöfen auch für wohlhabende Bauherren zu den kostspieligsten Ausstattungsstücken zählten. Nebenzimmer wurden in der Regel mit Eisenöfen beheizt, von denen sich nur wenige barocke Exemplare erhalten haben. Lukas Sarasin bestellte für das Blaue und das Weisse Haus (Rheinsprung 16–18 VII 354) mehr als fünfzig Eisenöfen bei der Firma Oschwald & Comp. in Hausach im Kinzigtal.[804] Ein sehr grosser Ofen steht noch im Musiksaal des Blauen Hauses, ein weiteres Exemplar im Salon des Schönen Hofs (Nadelberg 8 VIII 185).

Seit ca. 1600 waren bemalte Fayenceöfen zu haben. Zentren der Produktion waren in Winterthur die Werkstätten der Familien Erhart, Graf und Pfau. Im 18. Jahrhundert traten Produktionen aus Steckborn, Zürich, Muri AG und Bern hinzu. Fayencekacheln wurden bei einem ersten sogenannten Schrühbrand mit einer weissen Zinnglasur überzogen, anschliessend bemalt und ein zweites Mal gebrannt. In Basel sind bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hauptsächlich blau bemalte Zürcher Öfen vertreten, geliefert von Leonhard Locher oder Johann Heinrich Bachofen **ABB. 563**.[805] Auf den Kacheln finden sich zumeist niederländisch geprägte Landschafts- und Genredarstellungen. Vielfarbige Blumendekore verwirklichte die Strassburger Werkstatt von Franz Paul Acker mit dem Maler Paul Hannong, beispielsweise um 1753 mit dem aus dem Württembergerhof stammenden Blumenofen, der sich im Historischen Museum Basel befindet **ABB. 562**.[806] Die Malerei erfolgte hier auf der Glasur, wodurch mehr Farben und eine detailliertere Zeichnung möglich wurden.

Konkurrenz entstand den Zürcher und Strassburger Hafnerwerkstätten in erster Linie ab 1763 durch die Fayencemanufaktur von Franz Rudolf Frisching in Bern, für die der Hafner Daniel Herr-



559

ABB. 560 Nadelberg 6. Schönes Haus VIII 177. In der Ofennische im 1. Obergeschoss des Vorderhauses sind noch die Stufen eines gewärmten Sitzplatzes oder einer Ofenkunst zu erkennen, die zu dem heute nicht mehr vorhandenen Ofen gehörte. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2007.

ABB. 561 Nadelberg 10. Zerkindenhof VIII 189. Kastenofen des 19. Jahrhunderts mit einer vierstufigen Ofenkunst mit wiederverwendeten patronierten Kacheln. Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.

ABB. 562 Mit vielfarbigen Blumen bemalter Ofen aus dem Württembergerhof (ehem. St. Alban-Graben 14), Werkstatt Franz-Paul Acker, Dekor aus der Manufaktur Paul Hannong, Strassburg, 1753. (HMB Inv. 1932.359.) Foto Maurice Babey.

ABB. 563 Riehenstrasse 154. Haus zur Sandgrube. Ofen im 1. Obergeschoss im Alkovenzimmer der Hausherrin, möglicherweise aus der Werkstatt von Leonhard Locher in Zürich, um 1755. Foto Peter Schulthess, Basel, 2025.



560



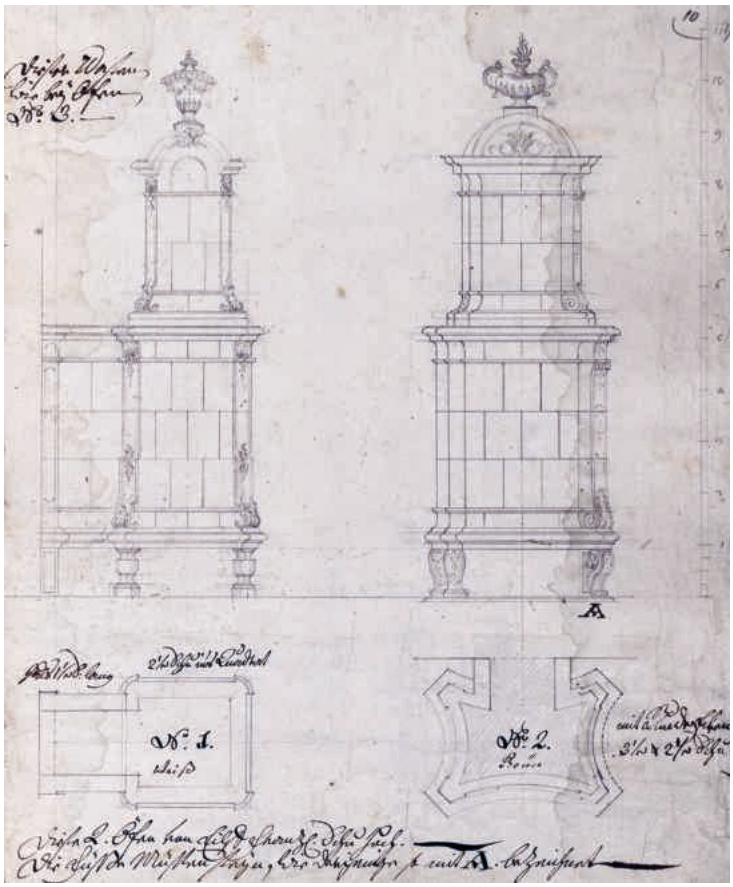
561



562



563



564



565

ABB. 564, 565 **Rheinsprung 16. Blaues Haus VII 354. Samuel Werenfels. Links Entwürfe zu zwei Kachelöfen. Rechts der nach nebenstehendem Entwurf angefertigte Ofen im Blauen Haus. (StABS PLA W 2, 74 Bl. 10.) / Foto Peter Schulthess, Basel, 2024.**

MANN arbeitete.[807] HERRMANN war durch seine Zusammenarbeit mit dem Maler NICLAUS GROOS in der Lage, auch farbig bemalte Kacheln herzustellen, und experimentierte, nachdem GROOS 1765 fortgezogen war, selbst mit Farbrezepten. Er erhielt Aufträge von Martin Bachofen, Lukas Sarasin, Jeremias Wildt und einer Reihe weiterer Basler Bauherren, die für ihn den Bannschilling beglichen – einen finanziellen Ausgleich für die heimischen Zünfte. Besonders ist, dass die Entwürfe zu den Öfen teilweise von den Baumeistern JOHANN JAKOB FECHTER und SAMUEL WERENFELS geliefert wurden **ABB. 564, 565**. Unter den Basler Hafnern, die im 18. Jahrhundert zuweilen das Aufsetzen der auswärts fabrizierten Öfen übernahmen und auch eigene Kreationen verkauften, sticht die Person des Hafners ALEXANDER MENDE hervor. Der Typus und die Detailformen seiner Öfen orientierten sich an Zürcher oder Berner Vorbildern, weshalb eine Zuschreibung in manchen Fällen unsicher ist.[808]

Im Unterschied zu den Stubenöfen des 16. und 17. Jahrhunderts stehen die grossen Kachelöfen des 18. Jahrhunderts nicht immer in einer Raumecke, sondern auch mittig an der Längswand eines rechteckigen Salons und häufig eingerückt in eine halbrunde und mit Kalotte abgeschlossene Ofennische. Mit ihrer Grösse sowie dem vielgestaltigen Umriss und ausschwingenden Details ziehen sie als wahre Raumskulpturen die Aufmerksamkeit auf sich.

Zeitgleich mit der Aufnahme französischer Architekturformen zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurden neben den Öfen Cheminées in Basler Bürgerhäusern eingeführt – zuweilen im selben Zimmer, das also doppelt heizbar war. Gemeint sind damit sandsteinerne oder marmorne Kaminrahmungen: Der französische Ausdruck verweist auf die geografische Herkunft dieses barocken Ausstattungselements, für das zahlreiche Entwürfe in entsprechenden Architekturbüchern publiziert wurden.[809] Die Cheminées befinden sich meist an einer Wandmitte, durchaus auch an der Aussenwand eines Hauses (beispielsweise im Spiesshof, Heuberg 5–7 VIII 325, um 1724). Der gemauerte Rauchabzug über der steinernen Feuerstelle springt aus der Wand hervor, und das Deckengesims verkröpft sich um ihn. Diese betonte Fläche wurde – wie ein Trumeau – oft mit Spiegeln oder Bildern versehen **ABB. 566**. Neben lokalen Produkten, wie zum Beispiel der mit dem Steinmetzzeichen des Basler CONRAD HERSPERGER versehene Kamin im Haus zum Löwenzorn von 1718 (Gemsberg 2–4 VIII 388), wurden in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts vorwiegend Marmorexemplare an-

ABB. 566 Heuberg 5–7. Spiesshof VIII 325. Das Haus beherbergt mehrere Cheminées aus der Zeit um 1724. Dieses Exemplar schmückt den Gartensaal im Erdgeschoss. Ob der Aufsatz einen Spiegel oder ein Gemälde zeigte, ist unbekannt. Die Bandelwerkornamente entsprechen dem Stil der zeitgleichen Stuckdecken. Foto KDBS, Erik Schmidt, 2010.

ABB. 567 Stadthausgasse 13. Stadthaus VIII 88. Im einstigen Sitz des Direktoriums der Kaufmannschaft wurden um 1774 zwei Öfen nach Entwürfen von Samuel Werenfels aufgestellt. Die Brennkammer und der Turm sind in der Form von kannelierten Säulenstümpfen gestaltet; Elemente des Louis-seize. zeigen die Girlanden und gerafften Schleifen. Foto Peter Schulthess, Basel, 2025.

ABB. 568 Der klassizistische Ofen aus dem Haus Totentanz 10 IX weist eine architektonische Strenge und Schlichtheit auf, die durch die vergoldeten Ornamente nur wenig gemildert wird. Er stammt von dem Strassburger Hafner Luc II. Walters. (HMB Inv. 1930.238.) Foto Maurice Babey.



566



567



568



569

ABB. 569 Freie Strasse 25. Schlüsselzunft VII 414. Am Ofen wurden aus der Sicht des späten 19. Jahrhunderts die Kernszenen der Basler Geschichte zusammengestellt. Allein im hier wiedergegeben Ausschnitt wird auf mehrere Zeiten und Begebenheiten angespielt. Identifikationsfiguren sind, oben in Medaillons, der Drucker Johannes Froben, der mythische Stadtgründer Lucius Munatius Plancus und der Konzilsteilnehmer und spätere Papst Pius II., Aeneas Silvius Piccolomini. Die grossen Kacheln zeigen links die Predigt Johannes Oekolampads im Münster zur Reformationszeit und rechts die Begebenheit, wie Rudolf von Habsburg 1273 in seinem Heerlager bei der Belagerung Basels durch einen Boten erfährt, dass er zum deutschen König gewählt wurde. Die Tugendallegorien der *Frugalitas* (Genügsamkeit), *Pax* (Frieden) und *Justitia* (Gerechtigkeit) sind die Stützen der Gesellschaft. Foto Peter Schulthess, Basel, 2017.

gekauft, so von dem überregional bekannten Steinmetzbetrieb MATTHEY-DORET in Vevey.[810] Schon im frühen 18. Jahrhundert wiesen die Kaminrahmungen entweder rechteckige Konturen mit geradem Gebälk oder geschweifte Formen der Öffnung auf, häufig mit einem zentralen Muschel- oder Blattmotiv. Bei den klassizistischen Louis-seize-Kaminrahmungen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts wurde ein strengerer architektonischer Typ bevorzugt.

Klassizistische Kachelöfen, deren Elemente als kannelierte Säulenstümpfe ausgebildet sind oder die als schlichte rechteckige Gehäuse mit flachem Satteldach in Erscheinung treten, wurden im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts angefertigt **ABB. 567, 568**. In grosser Zahl wurden ab 1819/20 schlichte zylindrische Öfen der Zürcher Firma RUDOLF BODMER (ab 1849 BODMER & BIBER) nach Basel geliefert. Bei der Schweizerischen Landesausstellung 1883 in Zürich stellte neben der Firma BODMER & BIBER die Hafnerei JOSEF KEISER aus Zug aus. Im Bericht zur Abteilung Keramik wurde ausgeführt, dass preiswerte deutsche Konkurrenz den Vertrieb von Neurenaissanceöfen dominiere und sich die Schweizer Hersteller auf die Tradition weisser bemalter Öfen besinnen sollten.[811] Die Firma KEISER lieferte ab 1887 eine grössere Anzahl vornehmlich im Neorokokostil gestalteter Öfen nach Basel – eine Spezialität der Werkstatt, für die sie auf den Weltausstellungen 1889 und 1900 in Paris Bronzemedaillen erhielt.[812] Während die ersten beiden Öfen aus dem Württembergerhof (ehem. St. Alban-Graben 14, 1887) nicht am Ort erhalten sind, gehören zu den in situ bestehenden Öfen derjenige in der Hausgenossenzunft (Freie Strasse 34 VII 449, 1894) oder im Blauen Haus (Rheinsprung 16 VII 354, 1897). Das Aufsetzen übernahmen lokale Hafner wie EDUARD SCHAERER[813] oder die Werkstatt KAUS & RYTZ. Mehrere Bestellungen und zugleich Entwürfe gingen von den Architekten EDUARD VISCHER & EDUARD FUETER aus. Diese orderten sowohl Turmöfen mit grünen patronierten Kacheln – so die Nachahmung des Engelhofofens im Saal der Schmiedenzunft (Im Schmiedenhof 10 VIII 430, 1890) – als auch weissgrundige Öfen nach Art der Winterthurer. Der prominenteste dieser Öfen befindet sich im Haus der Schlüsselzunft, stammt allerdings nicht von KEISER, sondern von der Allschwiler Tonwarenfabrik PASSAVANT-ISELIN, 1883–1886 **ABB. 569**. Der reiche bildliche Schmuck offenbart ein besonderes Geschichtsbewusstsein der Zunft durch die Kombination von historischen Begebenheiten, bedeutenden Bauwerken, Personen und staatstragenden Tugendallegorien.



570

Zum Abschluss

Unter den Karten, die in diesem Band publiziert sind, befindet sich eine zu den Denkmalwerten. Die Antwort, was genau das Stadtdenkmal Basel bedeutet und wie dieses zu erhalten ist, bleibt diese Karte freilich schuldig. Sie weist darauf hin, wo die einleitend angesprochenen *Werte* zu finden sind, jedoch kann sie nicht das darstellen, was das Verbindende zwischen ihnen ist, wie sie sich entwickelt haben und wie sie sich möglicherweise entwickeln können. In den vorangegangenen Kapiteln ist versucht worden, durch Beschreibung die Werte erkennen zu lassen, die in den bestehenden Bauwerken und ihrer Ausstattung konserviert sind. Dass ihnen auch andere Werte gegenüberstehen können, die sich aus veränderten gesellschaftlichen Positionen oder Nutzungsanforderungen ergeben, ist selbstverständlich. Dass beim Abwägen die historischen Werte geringer geachtet werden, ist eine häufige Erfahrung.

Die Denkmaltheorie hat im 21. Jahrhundert darauf reagiert, indem Alois Riegls lang bekannte, aber in der Praxis oft hintangestellte Überlegungen zum «modernen Denkmalkultus» in die Diskussion einbezogen wurden.[1] Die Berliner Kunsthistorikerin Gabi Dolff-Bonekämper griff Riegls Konzept der sozialen Bewertung von Denkmälern auf: Selbst der Alterswert, der historische Wert und der Erinnerungswert eines Denkmals seien – da auf die Erinnerung stets zurückgegriffen werde, um die Gegenwart und die Zukunft zu konstituieren – interpretierte Werte, die der steten Aushandlung bedürften. Sie führte zusätzlich den «Streitwert» des Denkmals ein, womit der Blick darauf gelenkt wird, wer den Denkmalwert aushandelt «und mit wem und zu welchen Konditionen».[2] Bewertungen von Denkmälern wären also auf die gesellschaftliche Akzeptanz angewiesen und wandelbar – wobei einzuschränken ist, dass, sofern das Ergebnis der Aushandlung in der Zerstörung des Denkmals besteht, dieses unwiederbringlich verloren und nicht wiederherzustellen ist.

Treffend ist die Beobachtung, die der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich – dessen Biografie keine besondere Bindung an Basel erkennen lässt – 1965 mitteilte. In seinem vielbeachteten Buch «Die Unwirtlichkeit unserer Städte» wird Basel im positiven Sinne erwähnt: «Man frage zum Beispiel nach der Baugesinnung, die die Rheinfront Basels zustande brachte. Der intensivste Eigensinn (wahrhaft protestantischer Qualität) und der intensivste Wille zum Eigennutz werden noch einmal von stadtbürgerlichen Obligationen in Schach gehalten, denen der Einzelne sich zu beugen hatte. Dieses althergebrachte Gefühl der gemeinsamen Verantwortung – bei Regierungsentscheidungen wie in Pestzeiten und unter der Bedrohung durch die



ABB. 570 **Panorama Basels vom Dach der Barfüsserkirche – von der Elisabethenkirche bis zum Münster. Foto KDBS, 2014.**

Nachbarn gewachsen – geht verloren mit der rapiden Ausweitung aller alten Städte. Der Stadtbürger großer Tradition fand seine Identität durch den Zwang, Verbindendes und Verbindliches, also den Kanon vom Kollektiv zugelassener Selbstdarstellung, einhalten und variieren zu müssen. Dabei durfte er nicht aus der Ästhetik der Gruppe fallen.»[3]

Mitscherlich formulierte dies in der Meinung, dass dieses «Gefühl der gemeinsamen Verantwortung» in seiner Zeit verloren sei. Ähnlich äusserte sich Edgar Salin in einem Vortrag über «Urbanität» 1960: «Die fruchtbare Symbiose von einst kehrt nicht wieder, die Tradition ist unwiderruflich abgebrochen, die Zeit des städtischen Patriziats ist vorbei, der Humanismus der Goethe-Zeit hat seine Kraft verloren, die industrielle Massengesellschaft von heute braucht – mehr als sie weiss – neue Formen, braucht andere als die der klassischen oder humanistischen Urbanität.» Für eine neue Formung der Stadt forderte er – Basel als leuchtendes Beispiel nennend – die politische Mitbestimmung aller Stadtbewohner, nur diese könne sie in Stadt*bürger* verwandeln: «Worauf es letztlich ankommt, ist die aktive Beteiligung, ist *das tätige politische Leben*.»[4]

Rund sechzig Jahre nach diesen Äusserungen kann man erkennen, dass dieser Wunsch – auf Basel bezogen – immerhin teilweise realisiert wurde. Gegen den Abbruch des Rosshofs und anderer Bereiche der Altstadt erhob sich Protest. Auf breiter gesellschaftlicher und auch politischer Ebene trat ein Wandel ein, als in den 1970er-Jahren der Fortschrittsglaube und die Erwartung stetigen Wirtschaftswachstums ihre Dämpfer erhielten. Bis dahin schien insbesondere dem Bauen die Kraft innezuwohnen, die Lebensbedingungen der Bürgerinnen und Bürger einer Stadt zu verbessern: Durch Strassenverbreiterungen für den Autoverkehr und durch Neubauten meinte man generell einen Mehrwert zu erzeugen. Gewandelt hat sich das Verhältnis zum Abbruch, zur Zerstörung historischer Bauten. Angesichts der Neubauvorhaben am Marktplatz (dem «Märthof») erhob sich die Frage «Verliert Basel seine Identität?»[5] – gemeint war hier die Identität Basels im Jahr 1973, bedroht waren Bauten aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Der Blick auf die Stadtbaugeschichte lehrt, dass sehr viel abgebrochen und verändert wurde, so dass dieser Wandel als charakteristisch für das städtische Leben gelten kann. Die Identität einer Stadt oder ihre identitätsstiftende Wirkung auf ihre Bewohnerinnen und Bewohner ist also durchaus nicht an die Unveränderlichkeit der Bauwerke gebunden. Wenige Jahrzehnte nach dem Stadterweiterungsgesetz von 1859 begann in der Talstadt Grossbasels mit den Verbreiterungen der Gerbergasse und der Freien Strasse sowie der Vergrösserung des Marktplatzes eine Abbruchwelle bisher nicht gekannten Umfangs, die sicherlich von Teilen der Bevölkerung als herber Verlust empfunden wurde. Für die Stadtväter bedeutete der Ausbau zur Geschäftscity – trotz vorangegangener Choleraepidemie und nur mühsam durch-

zusetzender Abwasserkanalisation – ein Bekenntnis zur Grossbasler Altstadt, die aufgewertet und nicht durch ein Bahnhofsviertel wie in Zürich ersetzt wurde. Verlor Basel damals seine Identität? Gewann es eine neue Identität – die, wie gesehen, 1973 heiss umkämpft war?

Wohl noch gravierender wäre Basels Altstadt durch den Grossbasler Korrektionsplan verändert worden, der 1949 vom Grossen Rat und von der Stimmbevölkerung beschlossen wurde. Hauptbestandteil war die sogenannte Talentlastungsstrasse, die im Bereich der Spiegelgasse schon realisiert war und nun bis zum Barfüsserplatz durch dicht bebautes Altstadtgebiet durchgebrochen werden sollte. Der Plan war demokratisch legitimiert. Ebenso demokratisch war auch seine Aufgabe 1974. Heute erscheint er als verhängnisvoller Irrweg, der dem Autoverkehr einseitig eine zu hohe Priorität einräumte. Auch hier ist wohl zu bemerken, dass Basels Identität bei vollständiger Durchführung der Talentlastungsstrasse kaum «verloren» gewesen wäre, aber sie wäre hässlicher geworden. Ein in heutigen Planungen zentraler Begriff ist die «Aufenthaltsqualität», die durch jene breite Autostrasse gelitten hätte. Aufenthaltsqualität misst sich an Elementen wie Ruhe, Schatten, Sauberkeit und Sicherheit, aber auch an Ästhetik, Vielfalt und Anregung. Die Jahrzehnte einseitiger und auf das Dogma des Fortschritts und des Wachstums ausgerichteter Planung haben gelehrt, dass sich Nutzungsanforderungen kurz- oder mittelfristig ändern können, dass Ansprüche und Vorlieben sich wandeln, dass Unvorhergesehenes integriert werden muss und dass es ein Zurückkommen auf Vorheriges gibt. Diesem Rechnung zu tragen, ist möglich durch eine Strategie, die Lucius Burckhardt unter das Motto «Der kleinstmögliche Eingriff» stellte.[6]

Ausgangspunkt dafür, sich beim Bauen auf ein Minimum von Veränderung – die zugleich Zerstörung des Bestehenden bedeutet – zu beschränken, ist die Betrachtung und das Verständnis dessen, was vorgefunden wird. Dazu kann sowohl der intellektuelle Weg der historischen Detektivarbeit beschritten werden, zu der die Mittelalterarchäologie und die Bauforschung entscheidene Beiträge geliefert haben, als auch die reine Beschreibung räumlicher Qualitäten. «Denn», so schreibt Romana Martić in einem Artikel «Über Atmosphäre», «Denkmäler oder Ortsbilder zu schützen, heisst nicht nur, ihre reine Substanz, sondern auch ihren ganz spezifischen, über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte gewachsenen, mitunter vielschichtigen Charakter und die daraus resultierende Atmosphäre zu bewahren. Dabei beispielsweise die Spuren der Zeit und die auf den ersten Blick vielleicht unwesentlichen Dinge, die jedoch für das Gesamte wesentlich sein können, zu erkennen und zu respektieren. Denn Denkmäler und schützenswerte Ortsbilder sollen uns und spätere Generationen erinnern. Und Erinnern geht mit Fühlen einher: Die Stimmung eines Orts oder eines Raums ist entscheidend dafür, welche Erinnerungen in uns geweckt werden.»[7]

Diese auf Wissen und Gefühl beruhende Wahrnehmung der Stadt ist in einen Dialog zu übertragen. Sobald die Veränderung der städtischen Räume – der gebauten, der freigehaltenen, der gedachten – zum Stadtgespräch wird, sind sowohl die politische Teilhabe als auch die Vielfalt der Aspekte garantiert. Identität oder identitätsstiftende Wirkung ergibt sich, so kann man formulieren, aus dieser Auseinandersetzung. ■

ABB. 571 **«Komitee zur Erhaltung von Wohnraum und schützenswerten Bauten». Plakat zur kantonalen Abstimmung am 3. März 1991. Druckerei Wassermann. (Plakatsammlung der Schule für Gestaltung, Basel, CH-000957-X:89439».)**


Schützenswerte Wohnhäuser
erhalten &
pflegen!
Erhaltung schützens-
werter Bauten
im Kanton Basel-Stadt
ja

571

Berufstopografie Basels um 1610/15

Grundlage ist eine Rekonstruktion des Stadtgrundrisses nach den Planveduten von Matthäus Merian d. Ä. um 1615/17 **abb. 29, 30**. Hierfür wurden als Ausgangspunkte die Vermessungen von Ludwig Heinrich Löffel und Rudolf Falkner aus den Jahren 1856 bis 1872 gewählt und diese nach Massgabe des Merian'schen Bildes zurückgeschrieben. Parallel dazu wurden die «Stadtbeschreibungen» von Felix Platter von 1610/11 in der Edition von Valentin Loetscher herangezogen. In vielen Fällen enthalten diese Listen die Angabe des Berufs, den die Hausbesitzer oder Hausbesitzerinnen ausübten; ergänzt wurden die Informationen durch Einträge im Historischen Grundbuch des Kantons Basel-Stadt im Staatsarchiv. Zeichnung Andreas Kettner, 2025.
Link: https://geo.bs.ch/Berufstopografie-1615




N
0
500 m

Berufstopografie Basels um 1860

Kartengrundlagen sind die Vermessungen von Ludwig Heinrich Löffel und Rudolf Falkner aus den Jahren 1856 bis 1872, auf das Datum 1860 korrigiert nach den Mutationen aus dem alten Kataster (1820–1865). Die Berufskategorien beruhen auf den Daten der Volkszählung von 1860, bearbeitet vom Bürgerforschungsprojekt Basel-Stadt. Ausgewählt wurde der Beruf der Bewohnerinnen oder Bewohner im Erdgeschoss. Zeichnung Andreas Kettner, 2025.
Link: https://geo.bs.ch/Berufstopografie-1860

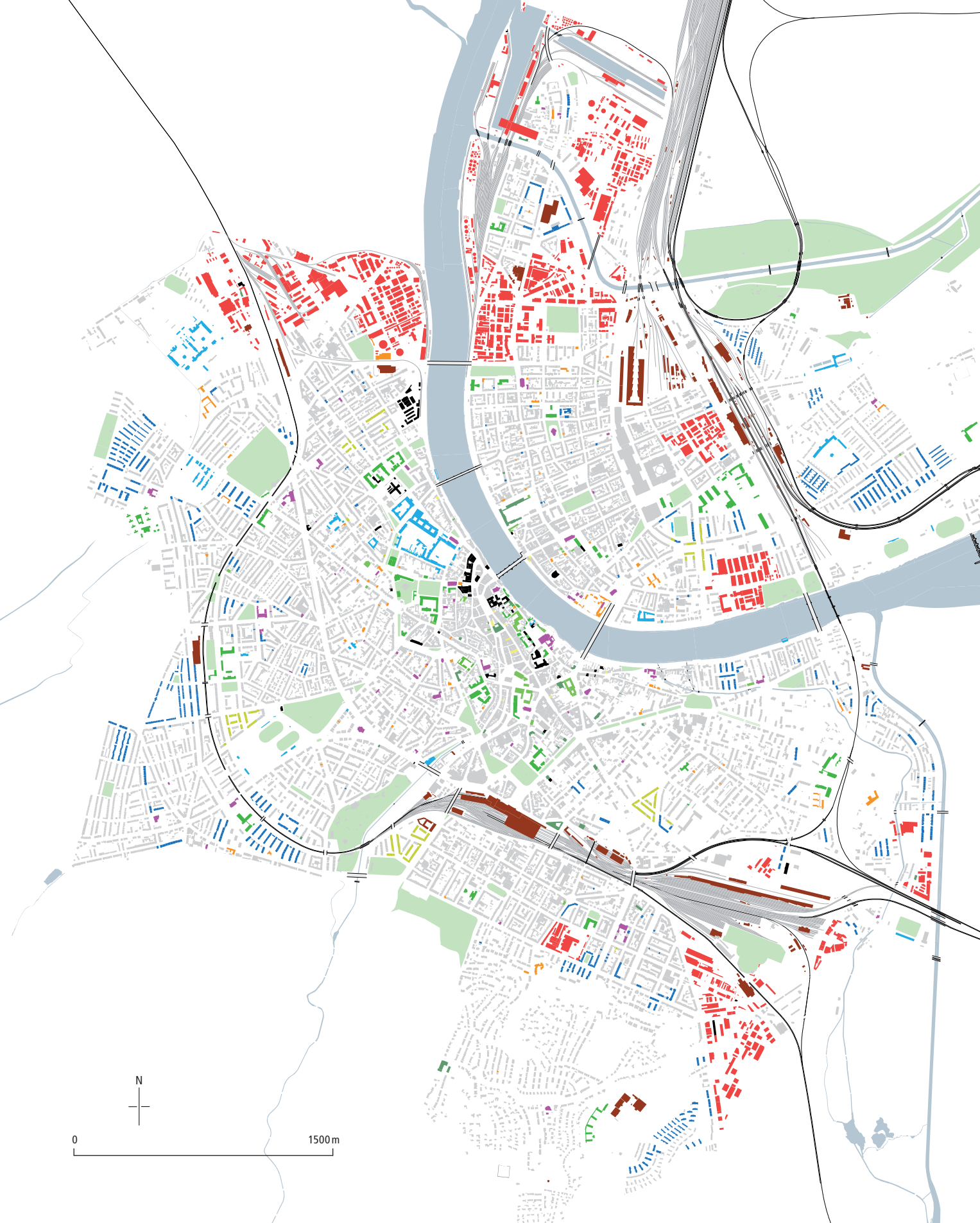



N
0
500 m

Stadtfunktionen Basels um 1961

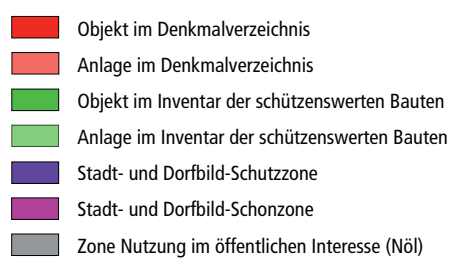
Grundlage für die Kartierung der Stadtfunktionen sind das Adressbuch der Stadt Basel von 1961, der Zonenplan von 1969 (insbesondere, was die Industrieareale betrifft) sowie eine Kartierung der Genossenschaftsbauten und der «Baumgartnerhäuser». Kartengrundlage: Geodaten Kanton Basel-Stadt, korrigiert auf das Datum 1961. Zeichnung Andreas Kettner, 2025. Link: https://geo.bs.ch/Stadtfunktionen-1961




N
0
1500 m

Denkschmalschutz in Basel 2025

Die Karte unterscheidet zwischen Objekten, die im Denkmalverzeichnis des Kantons Basel-Stadt eingetragen sind, den Bauten im «Inventar schützenswerter Bauten», das von der Kantonalen Denkmalpflege geführt und von der Vorsteherin des Bau- und Verkehrsdepartements bestätigt wird, ferner zwischen der «Dorf- und Stadtbild-Schutzzone», der «Dorf- und Stadtbild-Schonzone» sowie der Zone «Nutzung im öffentlichen Interesse» (Nöl) nach dem Bau- und Planungsgesetz. Quelle: Geodaten Kanton Basel-Stadt. Stand September 2025.
Link: https://geo.bs.ch/Denkmalschutz-in-Basel




N
0
1500 m

Anmerkungen

Alle Internetlinks wurden am 16.9.2025 überprüft.

Einleitung

1 www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-69114.html.
2 https://ekds.ch.

Das Stadtdenkmal: Gedacht, erforscht, dargestellt

1 Zwinger 1577. – Carlos Gilly. Zwischen Erfahrung und Spekulation. Theodor Zwinger und die religiöse und kulturelle Krise seiner Zeit. 1. Teil in: BZ 77, 1977, S. 57–137; 2. Teil in: BZ 79, 1979, S. 125–223. – Martin Möhle. Von der Reisewissenschaft zur Idealstadt. Ordnungsprinzipien in der Stadttheorie der Frühen Neuzeit. In: Schneller/Lassau 2021, S. 69–88.
2 Steffen Siegel. Wissen, das auf Bäumen wächst. Das Baumdiagramm als epistemologisches Dingsymbol im 16. Jahrhundert. In: Frühneuzeit-Info 14, 2004, S. 42–55.
3 Lucia Felici. Theodor Zwinger's Methodus Apodemica: An Observatory of the City as Political Space in the Late Sixteenth Century. In: Cromohs – Cyber Review of Modern Historiography 14, 2009, S. 1–18.
4 Franz Baco's Neues Organon. Übersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers versehen von Julius Hermann von Kirchmann (Philosophische Bibliothek 32). Berlin 1870, S. 55.
5 Yasmin Doosry (Hg.). Von oben gesehen. Die Vogelperspektive. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg vom 20. Nov. 2014 bis 22. Febr. 2015. Nürnberg 2014, insbesondere der Beitrag der Herausgeberin: «Also muss es von oben herab verstanden werden». Topographische Vogelschauansichten. Ebenda, S. 96–125.
6 Zeiller 1654, S. 7.
7 Alexander Freiherr von Reitzenstein. Die alte bairische Stadt in den Modellen des Drechslermeisters Jakob Sandtner, gefertigt in den Jahren 1568–1574 im Auftrag Herzog Albrechts V. von Bayern. München 1967. – Die Modelle von Straubing, München, Landshut, Ingolstadt und Burghausen befinden sich im Bayerischen Nationalmuseum München.
8 Isabelle Warmoes. Le musée des Plans-Reliefs. Maquettes historiques de villes fortifiées (Editions du patrimoine). Paris 1997.
9 Möhle JbKDBS 2018, S. 94–97. – Gudrun Piller. Die Basler Altstadt im Modell (Basler Kostbarkeiten 42). Basel 2021 [zum Modell von Karl Albert Bastady, 1913–1914, Inv. 1914.605.].
10 Möhle 2018 (2).
11 Kaufmann 1949, S. 10.
12 Gantner 1925.
13 Bruno Taut. Die Stadtkrone. Jena 1919.
14 Gantner 1925, S. 71.
15 Weber 2000, S. 3–5.
16 Wolfgang Braunfels kategorisierte, wie im Untertitel seines erstmals 1976 erschienenen Werks über die «Abendländische Stadtbaukunst» angegeben («Herrschaftsform und Baugestalt»), nach der Herrschaftsform. Braunfels 1987.
17 Weber 2000, S. 11. – Gruber 1952, S. 51 («Schweizerstadt»), S. 60 («Freiburg um 1200»), S. 72 («Lübeck, Vogelschau der Stadtmitte») und passim. – Vgl. auch die digitalen Rekonstruktionen von Freiburg i. Br. um 1200 durch Hans-Jürgen van Akkeren anlässlich der Ausstellung «Die Zähringer. Mythos und Wirklichkeit» 2018 in Freiburg: www.atelier-van-akkeren.de.
18 In Lübeck lässt sich nachweisen, dass selbst innerhalb der Berufsgruppe der *mercatores* im 12. Jahrhundert eine soziale Bandbreite herrschte, die sowohl Ministeriale als auch Altfreie sowie zugewanderte Fernkaufleute umfasste. Hammel-Kiesow 1998, S. 65–73. – Vgl. Michel Pauly, Martina Stercken. Stadtentwicklung im vormodernen Europa. Beobachtungen zu Kontinuitäten und Brüchen (Mediävistische Perspektiven 8). Zürich 2019, S. 50.
19 www.zaehringerstaedte.eu.
20 Jürgen Treffeisen. Die Legende vom Zähringerkreuz. In: Die Zähringer. Anstoß und Wirkung, Bd. 2. Sigmaringen 1986, Kat. 256, S. 294–296.
21 Conzen 2004. – Keith D. Lilley. Mapping the Medieval City: Plan Analysis and Urban History. In: Urban History 27, 2000, H. 1, S. 5–30. – Möhle 2018 (2).
22 Malfroy/Caniggia 2020 [zuerst 1986]. – Giancarlo Cataldi, Gian Luigi Maffei, Paolo Vaccaro. Saverio Muratori and the Italian school of planning typology. In: Urban Morphology 6, 2002, Nr. 1, S. 3–14.
23 Malfroy/Caniggia 2020, S. 134.
24 Angelika Schnell. Typologische Probleme (Nachwort zur dt. Übersetzung von «L'architettura della città»). In: Rossi 2015, S. 175–182, hier S. 178f. – Schnell 2019.
25 Von den Studenten publiziert: Sandro Cantoni, Bruno Keller, Orlando Pampuri, Riccardo Serena, Ivano Martini, Antonio Pisoni. Die Stadt Zürich. Zusammenhängende Bauaufnahme, typologische und morphologische Untersuchungen. Zürich 1976. – Neu publiziert und von Martin Illi mit Farbmarkierungen des Baualters versehen in: Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Hg.). tradieren & transformieren (Fachbericht Nr. 5). Zürich 2022, S. 18f. – An der ETH Zürich wurde das Projekt einer zusammenhängenden Grundrissaufnahme in digitaler Form weiterverfolgt. Werk, Bauen + Wohnen 82, 1995, H. 6, S. 86.
26 Anthony Vidler. The Third Typology. In: K. Michael Hays (Hg.). Oppositions Reader. Selected Readings from a Journal for Ideas and Criticism in Architecture 1973–1984. New York 1999 [zuerst 1977], S. 13–16, hier S. 14. – Wolfgang Kemp. Architektur analysieren. Eine Einführung in acht Kapiteln. München 2009, S. 352–354.
27 Unter dem Motto «Noth bricht Eisen» akzeptierte Sitte Abbrüche und Veränderungen «aus hygienischen und anderen zwingenden Rücksichten». Sitte 1889, S. 16.
28 Sitte 1889, S. III.
29 Brinckmann 1908, S. VI.
30 Gruber 1952. – Cord Meckseper begann seine «Kleine Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter» (Meckseper 1991) mit den Worten: «Eine Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter zu schreiben, bedeutet zunächst einmal, gegen Karl Grubers Buch ‹Die Gestalt der deutschen Stadt› anzuschreiben.» – Zur Person und zum Werk Grubers Andreas Romero. Baugeschichte als Auftrag. Karl Gruber, Architekt, Lehrer, Zeichner. Eine Biographie (Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie). Braunschweig 1990.
31 Grundlegend und umfassend: Hnilica 2012.
32 Heinrich Wölfflin. Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur. In: ders. Kleine Schriften (1886–1933). Joseph Gantner (Hg.). Basel 1946, S. 13–47.
33 Ebenda, S. 29.
34 Birkner 1981, S. 10.
35 Gegenargumente lieferte Bahrdt 1961, S. 12–35. – Vgl. Heide Berndt. Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern. Stuttgart/Bern, 2. Aufl. 1968. – Krämer 2012. – Beatriz Colomina. X-Ray Architecture. Zürich 2019.
36 Le Corbusier 2019, S. 260f.
37 Bernoulli 1942. – Vgl. Eisinger 2004, S. 54 und Huber 2018.
38 Gottfried Semper. Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten. In: ders. Kleine Schriften. Berlin/Stuttgart 1884, S. 215–258, hier S. 221. [zuerst 1834]. – Germann 1980, S. 249f.
39 Victor Hugo. Notre Dame von Paris. Frankfurt a. M. 1984, S. 111 und 115 [frz. zuerst 1831]. – Der Basler Architekt Hans Schmidt betrachtete übrigens 1924 vom mittlerweile errichteten Eiffelturm das «Chaos von Paris», das «jeder Stadt des 19. Jahrhunderts» eigen sei (Eisinger 2004, S. 27).
40 «We may live without her [i. e. architecture], and worship without her, but we cannot remember without her.» Ruskin 1855, S. 164. – Übersetzung nach John Ruskin. Die sieben Leuchter der Baukunst (Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung 1). Leipzig 1900, S. 333.

41 Ruskin 1855, S. 172.
42 «The thing is a Lie from beginning to end.» Ruskin 1855, S. 180.
43 Ruskin 1854, S. 14. – Choay 1997, S. 106f., 133.
44 Ruskin 1854, S. 15.
45 Hnilica 2012, S. 201.
46 Maurice Halbwachs. Les cadres sociaux de la mémoire. Paris 1976 [zuerst 1925]. – London: Maurice Halbwachs. La mémoire collective. Paris [posthum] 1950, S. 2f. – Vgl. Astrid Erll. «Mit Dickens spazieren gehen». Kollektives Gedächtnis und Fiktion. In: Gerald Echterhoff, Martin Saar (Hg.). Kontexte und Kulturen des Erinnerns. Maurice Halbwachs und das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses. Konstanz 2002, S. 253–266.
47 Rossi 2015, S. 117. – Schnell 2019, S. 316–327.
48 Jan Assmann. Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992.
49 Aleida Assmann. Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München, 5. Aufl. 2010 [zuerst 1999], S. 130–142. – Hnilica 2012, S. 210f. – Kultur- und Geschichtswissenschaftler bedienen sich hier der Begrifflichkeit einer rasant fortschreitenden Hirnforschung, in der verschiedene Arten der Erinnerung und deren Speicherung im Gehirn diskutiert werden. Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, Harald Welzer (Hg.). Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2010. – Pontus Wasling. Die Erinnerung. Vorwärts in die Zukunft und zurück in die Vergangenheit. In: JbKDBS 2018, S. 11–13. – Kritik am kollektiven Gedächtnis äusserte Erik Petry. Gibt es ein kollektives Gedächtnis? *Honest lie* und *false memory* in der Geschichtswissenschaft. In: Emil Angehrn, Joachim Küchenhoff (Hg.). Das unerledigte Vergangene. Konstellationen der Erinnerung. Weilerswist 2005, S. 31–45.
50 Horst Bredekamp. Wilhelm Pinders «Ungleichzeitigkeiten des Gleichzeitigen». In: Ana Ofak, Philipp von Hilgers (Hg.). Rekursionen. Von Faltungen des Wissens. München 2010, S. 115–124. – Falko Schmieder. Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Zur Kritik und Aktualität einer Denkfigur. In: Zs. für kritische Sozialtheorie und Philosophie 4, 2017, S. 325–363.
51 Reviel Netz, William Noel. Der Kodex des Archimedes. Das berühmteste Palimpsest der Welt wird entschlüsselt. München 2007.
52 Stephen Murray. The Gothic Facade Drawings in the «Reims Palimpsest». In: Gesta 17, 1978, H. 2, S. 51–55.
53 Thomas De Quincey. The palimpsest of the human brain. In: Patrick Madden (Hg.). Quotidiana. 1. Dez. 2006. http://essays.quotidiana.org/dequincey/palimpsest_of_the_human_brain. – Hnilica 2012, S. 226.
54 Conzen 2004 [zuerst 1977], S. 47–59, hier S. 51.
55 André Corboz. Das Territorium als Palimpsest. In: Corboz 2001, S. 143–165.
56 Assmann 2009, S. 18.
57 Assmann 2009, S. 15f.
58 Jörg Oberste, Susanne Ehrich. Einführung: Stadt, Stadtraum, Städtelandschaft – Räume als Analysekategorien der mediävistischen Städteforschung. In: dies. (Hg.). Städtische Räume im Mittelalter (Forum Mittelalter Studien 5). Regensburg 2009, S. 11f. – Vgl. auch den Sammelband von Cornelia Jöchner (Hg.). Räume der Stadt. Von der Antike bis heute. Berlin 2008. In der Einführung verweist die Herausgeberin auf den Soziologen Georg Simmel und auf «Raumtheoretiker» der Zwischenkriegszeit wie Albert Erich Brinckmann, Fritz Schumacher oder Herman Sörgel, welche die Grundlagen der Methode legten.
59 Zit. n. Tilmann Breuer. Stadtdenkmal und Landdenkmal als Grenzbegriffe der Baudenkmalkunde (1982). In: Norbert Huse (Hg.). Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten. München 1984, S. 231.
60 Choay 1997, S. 107.
61 Max Dvořák. Katechismus der Denkmalpflege. In: Conversaciones … con Georg Gottfried Dehio, Alois Riegl y Max Dvořák 5, 2018, S. 77–100, hier S. 86.
62 Diese von Georg Dehio geprägte Parole entzündete sich um 1900 an der Frage, wie mit dem 1693 zerstörten Heidelberger Schloss zu verfahren sei. Georg Dehio, Alois Riegl. Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900. Mit einem Kommentar von Marion Wohlleben und einem Nachwort von Georg Mörsch (Bauwelt Fundamente 80). Braunschweig/Wiesbaden 1988, S. 102. – Zur Wirkung in der Schweiz: Melchior Fischli, Daniela Mondini. Konservieren? Oder doch restaurieren? Kloster Allerheiligen in Schaffhausen und S. Nicolao in Giornico: Beispiele denkmalpflegerischer Praxis aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. www.peristyle.ch/sites/default/files/uploads/n-konservieren-oder-doch-restaurieren_8751.pdf.
63 Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907. In: Schweizerisches Bundesblatt 59, 1907, Nr. 54, S. 589–889, hier S. 779f., Artikel 702.
64 Bernoulli 1942. – Hans Bernoulli. Die Stadt und ihr Boden. Towns and the Land. Erlenbach-Zürich 1946.
65 Harald Bodenschatz, Tilman Harlander. 40 Jahre Stadterneuerung Bologna. In: Forum Stadt 2015, H. 4, S. 357–376.
66 Europäisches Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz 1975. In: SBZ 92, 1974, H. 38, S. 856f. – Zum Schweizer Plakat von Hans Erni: Das offizielle Plakat der Schweiz zum europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz 1975. Entwurf: Hans Erni. In: Heimatschutz 70, 1975, H. 2, S. 9–11.
67 https://corippoalbergodiffuso.ch/de.
68 Monica Bilfinger, Martin Fröhlich. Grossartige Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper …? Das Europäische Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz 1975 in der Schweiz – Fakten und Folgen. In: Falser/Lipp 2015, S. 224f. – Zum Thema, dass urbanistische Forschung in der Schweiz traditionell auf Kleinstädte fokussierte, vgl. Martina Stercken. Die urbane Schweiz als Forschungsthema. Eine Skizze. In: Pro Civitate Austriae. Informationen zur Stadtgeschichtsforschung in Österreich, N. F. 25, 2020, S. 41–52.
69 Falser/Lipp 2015, S. 554–568.
70 Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege (Hg.). Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz. https://doi.org/10.3929/ethz-a-010113545.
71 Siehe die Beiträge in dem Heft «INSA – Bilanz eines 30-jährigen Projekts», k+a 56, 2005, H. 3.
72 Falser/Lipp 2015, S. 227.
73 Sibylle Heusser-Keller. Das Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) und seine Abgrenzung zu anderen Inventaren. In: UKdm 28, 1977, H. 4, S. 315–333, hier S. 315 und 318.
74 Georges Descœudres. Archäologie und Bauforschung in der Schweiz. Entstehung, Situation und Perspektiven. In: ICOMOS Suisse (Hg.). Was kommt? Was bleibt? Baden 2016, H. 3/4, S. 7–15.
75 Untermann 2000. – Armand Baeriswyl. «Zähringerstädte». Ein städtebaulicher Mythos unter der Lupe der Archäologie. In: Jürgen Dendorfer, Heinz Krieg, R. Johanna Regnath (Hg.). Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200 (Veröff. des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 85). Ostfildern 2018, S. 125–140.
76 Richard Strobel, Felicitas Buch. Ortsanalyse. Zur Erfassung und Bewertung historischer Bereiche (Arbeitsh. 1, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg). Stuttgart 1986.
77 Rolf Hammel-Kiesow (Hg.). Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe. Beiträge zur fächerübergreifenden Zusammenarbeit am Beispiel Lübecks im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (Häuser und Höfe in Lübeck 1). Lübeck 1993.
78 Melanie Mertens. Stadtkreis Heidelberg (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Kulturdenkmale in Baden-Württemberg 2), 2 Bde. Ostfildern 2013. Beide Bände zusammen umfassen 1200 Seiten.
79 Thomas Gunzelmann. Stadt Bamberg. Stadtdenkmal und Denkmallandschaft (Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Oberfranken 3), Bd. 1. Berlin/München 2012, S. 47f. – Rezensiert von

Gerhard Vinken. In: Die Denkmalpflege 71, 2013, H. 2, S. 186–188.

80 Gustav Schaefer, C. H. Baer, Hans Koegler. Das Stadtbild von Basel. In: Baer KdS BS 1932, S. 83–142. – Die Basler Stadtbilder bis auf Matthäus Merian den Aeltern MDCXV. HAG (Hg.) (Mittheilungen der HAG, N. F. 4). Basel 1894. – Dazu eine Textbeilage von Wackernagel 1894.

81 Baer KdS BS 1932, S. 83.

82 Bernd Roeck. Stadtdarstellungen der frühen Neuzeit: Realität und Abbildung. In: Roeck 2006, S. 19–39, hier S. 33.

83 Roeck et al. 2013. Der Artikel über Basels Stadtbild (S. 219–224) wurde von Dorothee Huber verfasst: Huber 2013 (1). – Zuvor schon erschien: Behringer/Roeck 1999.

84 Ferdinand Opll. Die Stadt sehen. Städteatlanten und der Blick auf die Stadt. In: Wilfried Ehbrecht (Hg.). Städteatlanten. Vier Jahrzehnte Atlasarbeit in Europa (Städteforschung A 80). Köln/Weimar/Wien 2013, S. 3–31.

85 Erste Beschreibung Basels: Epistola Aeneae Sylvii, qui postea Pius II. pontifex fuit, urbis Basiliensis descriptionem continens [...]. In: Wurstisen 1577, [nach S. 308, neue Paginierung:] S. 1–26. – Zweite Beschreibung Basels: Eduard Preiswerk. Eine zweite Beschreibung Basels von Enea Silvio. In: BZ 4, 1905, S. 1–17. – Beide Texte: Alfred Hartmann. Basilea latina. Lateinische Texte zur Zeit- und Kulturgeschichte der Stadt Basel im 15. und 16. Jahrhundert. Basel 1931, Neudruck 1978, S. 38–62. – Text und Übersetzung: Hartmann 1951, S. 25–45.

86 Kugler 1986, S. 196–210.

87 Kugler 1986, S. 199–201. – Berthe Widmer. Enea Silvios Lob der Stadt Basel und seine Vorlagen. In: BZ 58–59, 1959, S. 111–138. Dies gilt auch im umgekehrten Fall: Widmer stellte fest, dass die 1494 verfasste Beschreibung Braunschweigs aus der Feder von Thilemann Rasche in ganzen Textpassagen die Basel-Beschreibung Piccolominis kopierte. Ebenda, S. 111. – Lucas 2017, S. 43–68.

88 Kugler 1986, S. 201.

89 Insbesondere bei den Bettelorden wurden Vorteile des städtischen Lebens, auch im geistlichen Sinne, hervorgehoben. Vgl. Hans Joachim Schmidt. Zur Wertung städtischer Lebensweise bei Berthold von Regensburg. In: Archiv für Kulturgeschichte 71, 1989, S. 261–296.

90 Kugler 1986, S. 36f.

91 Matthias Kirchhoff. Gedächtnis in Nürnberger Texten des 15. Jahrhunderts. Gedenkbücher, Brüderbücher, Städtelob, Chroniken (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 68). Nürnberg 2009.

92 Theodor Nolte. Lauda post mortem. Die deutschen und niederländischen Ehrenreden des Mittelalters (Europäische Hochschulschriften 562). Frankfurt a. M./Bern 1983, besonders S. 45–47.

93 Konrad Celtis. «Norimberga». Übersetzt und erläutert von Gerhard Fink. Nürnberg 2000.

94 Siehe **Abb. 29, 30**.

95 Vgl. die Ebstorfer Weltkarte vom Ende des 13. Jahrhunderts. Hartmut Kugler (Hg.). Die Ebstorfer Weltkarte. Kommentierte Neuausgabe in zwei Bänden. Berlin 2007.

96 Michael Matzke. Stadt im S(p)iegel. Basels älteste Stadtsiegel (Basler Kostbarkeiten 36). Basel 2015.

97 Rudolf von Ems. Weltchronik und erste Fortsetzung (sog. «Wernigeroder Handschrift»). München, Bayerische Staatsbibliothek, Signatur Cgm 8345, vv. 2249–2394.

98 Beide Drucke sind mit Monogrammen signiert und datiert: «MM 1609» und «HHG 1617» (KMB Mappe 133 und Bi.I.37). Kurioserweise gelten beide Werke als die ersten erhaltenen Drucke der jeweiligen Künstler, weswegen gewisse Ungeschicklichkeiten wie die teilweise spiegelverkehrten Jahreszahlen erklärlich sind.

99 Die Position dieser Liegenschaft entspricht ungefähr dem Leonhardsberg. Daher ist das Gebäude vermutlich identisch mit dem chronikal überlieferten «schlos Willdeck im Leimthall», das sich an der Stelle der späteren Leonhardskirche befunden haben soll (Grössere Basler Annalen, ca. 1414, BChr 5, S. 16). Der Sachverhalt ist unklar.

100 So zum Beispiel im Medium der Wandmalerei. Möhle JbKDBS 2015, S. 102–105.

101 Weitere Kopien dieses Bildes: Kolorierte Zeichnung auf Pergament, Privatbesitz, veröffentlicht in Wackernagel 1894, Blatt II. – Aquarell, Original unbekannt, Repro KDBS. – Johann Rudolf Huber, Öl auf Leinwand, Anfang 18. Jahrhundert, HMB Inv.-Nr. 1881.38. – Kolorierter Holzschnitt, 18. Jahrhundert, HMB Inv.-Nr. 1957.34. – Emanuel Büchel. Holzschnitt als Frontispiz der von Daniel Bruckner besorgten Neuausgabe von Wurstisens Basler Chronik, 1765, StABS Falk A 3. – Ders. Lavierte Federzeichnung «Nach dem uralten Original gezeichnet», 1771, StABS Falk A 2. – Im Jahr 1779 befand sich das Bild im Rathaus. Wurstisen/Bruckner 3 (1779), S. 36: «In der alten auf dem Rahthaus aufbehaltenen Tafel von den ersten Gebäuden der Stadt [...]». Möglicherweise ist hiermit jedoch die Kopie Hubers gemeint.

102 Regula Schmid. Turm, Tor und Reiterbild. Ansichten der Stadt in Bilderchroniken des Spätmittelalters. In: Roeck 2006, S. 65–83. – Dies. Die Stadtansichten in den Schweizer Bilderchroniken. In: Roeck et al. 2013, S. 37–49.

103 Tagebuch des Kaplans Hans Knebel, BChr 3, S. 85 und 477–479.

104 Zürich, Zentralbibliothek, Ms. A 5, fol. 764.

105 Bern, Burgerbibliothek, Mss.h.h.I.3, S. 840.

106 Luzern, Korporation Luzern, S 23 fol., S. 231.

107 Aarau, Aargauer Kantonsbibliothek, ZF 18, fol. 246r.

108 Aarau, Aargauer Kantonsbibliothek, MsWettF 16: 2, fol. 229v.

109 Pierre de Blarru. Liber Nancéidos. Saint-Nicolas-de-Port 1518; Hans Reinhardt. Eine unbekannte Basler Stadtansicht vom Jahre 1518. In: BZ 35, 1936, S. 355–360.

110 Luzerner Schilling: Luzern, Korporation Luzern, S 23 fol., S. 427. – Silberysen: Aarau, Aargauer Kantonsbibliothek, MsWettF 16: 1, S. 298.

111 Vgl. die schriftlichen Quellen zum nach 1356 erbauten Rathaus bei Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel. Geschichte und Beschreibung des Rathauses zu Basel (Mitteilungen der HAG, N. F. 3). Basel 1886, S. 4f.

112 Die Anekdote ist erstmals in Heinrich Brennwalds Schweizerchronik von 1516 überliefert. Rudolf Luginbühl (Hg.). Heinrich Brennwalds Schweizerchronik, Zweiter Band (Quellen zur Schweizer Geschichte, N. F., 1. Abt., Bd. 2). Basel 1910, S. 492. Zur Rezeption in Basel im 19./20. Jahrhundert Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 449 und Möhle 2014 (1), S. 26.

113 HMB Inv.-Nr. 1870.924.

114 Wackernagel 1894, S. 10.

115 Hans Koegler. Das Basler Stadtbild um 1535, ein Werk von Conrad Morand. In: Baer KdS BS 1932, S. 136–142. Koeglers Zuschreibung beruht darauf, dass ein 1545 bei Johannes Oporinus in Basel erschienener Holzschnitt mit der Ansicht der Stadt Thessaloniki spiegelverkehrt und vereinfachend auf die Zeichnung Basels zurückgeht. Diesen und einen weiteren Holzschnitt mit der Ansicht der griechischen Stadt Calydon hatte Koegler schon 1917 Morand zugeschrieben (Hans Koegler. Morandt, Conrad. In: Schweizerisches Künstler-Lexikon Suppl. 1917, S. 318–320). Die Ansicht Calydons geht allerdings auf einen Holzschnitt mit der Ansicht Münchens von Hans Sebald Beham zurück, und Megalopolis in demselben Buch ist das spiegelverkehrte Zürich. Dass Thessaloniki nach dem Vorbild Basels wiedergegeben wurde, beweist demnach nur, dass der Holzschneider die Zeichnung kannte, nicht dass er sie auch entworfen hatte. Der stilistische Vergleich wird wesentlich dadurch erschwert, dass von Morand lediglich Drucke und keine einzige Zeichnung erhalten sind. Die Autorschaft Morands für die Städte Griechenlands ist überhaupt in Zweifel zu ziehen, siehe folgende Anmerkung.

116 Landolt 1991, S. 72f. – Die jüngere Literatur folgt überwiegend Koegler in der Zuschreibung an Morand, so zum Beispiel Liliane Châtelet-Lange. Strasbourg en 1548.

Le plan de Conrad Morant. Strassburg 2001 oder Huber 2013 (1), S. 219, ohne jedoch neue Argumente hinzuzufügen.

117 An Schnitt dachte offenbar auch Landolt, ohne es auszusprechen. Sie verwies jedoch auf die von Frank Hieronymus veröffentlichte Zeichnung Schnitts mit dem Raub der Europa, die im Hintergrund die Stadt Phoenicia zeigt. Landolt 1991, S. 73; Hieronymus 1984, Abb. S. 741.

118 Hochaltare des Klosters Heiligenthal und der Lüneburger Lambertikirche. Hansjörg Rümelin. Das Einzelne im Ganzen. Das Bild der Hansestadt Lüneburg auf den Altartafeln des Hans Bornemann von 1446/47. In: Michael Goer et al. (Hg.). Rathäuser und andere kommunale Bauten (Jb für Hausforschung 60). Marburg 2010, S. 21–50.

119 Abegg/Barraud Wiener/Grunder KdS ZH 2007, S. 106–108, mit Literatur.

120 Hieronymus 1985. Der kolorierte Holzschnitt ist nur in einem einzigen Exemplar erhalten, das 2005 in den Besitz des Kunstmuseums Basel gelangte: JbKMB 2005, S. 20f. – Etwas jünger ist das Blatt in der UB Basel, Kartenslg. Schw Ml 3, bei dem die Titelvignette durch eine handschriftliche Notiz ersetzt ist: «Der Rauracher Land samt der Stadt Basel, nach geografischer Art beschrieben von Sebast. Münster». Vom selben Druckstock stammt ebenfalls die Karte in Christian Wurstisens Basler Chronik von 1580: Wurstisen 1580, als Faltblatt eingeheftet vor S. 1. Interessanterweise sind einige der Beschriftungstypen herausgefallen («... hoff» statt «Schindel hoff» und «... vorstat» statt «S. Johanns vorstat») oder ausgetauscht worden («Schützen Matten» statt dem ligierten «Schutzñ mattñ»).

121 Hieronymus 1985, S. 30, Anm. 34.

122 Wolfgang Behringer. Die grossen Städtebücher und ihre Voraussetzungen. In: Behringer/Roeck 1999, S. 81–93, besonders S. 82f.

123 Die etwas chaotische Beschreibung Basels befasst sich erstens mit der Herkunft des Namens «Basel» und zweitens mit dem Rhein, der die Stadt unterhöhle und daher zur Ursache wiederholter Erdbeben geworden sei. Allerdings beschere er der Stadt auch viel Gutes. In der schönen und mit Steinhäusern, Klöstern, Kirchen, einem Spital und anderen «einer statt nottuerftigen dingen» sowie einem Mauerring ausgestatteten Stadt gebe es auch noch viele alte Gebäude, die durch Alter, Missbau oder Erdbeben derart entstellt seien, dass ihre ursprüngliche Gestalt und ihr Zweck nicht erkennbar seien. Die Stadt sei aber nach dem Erdbeben von 1356 neu erbaut und es sei eine Hohe Schule gegründet worden. Abschliessend beschreibt Schedel die topografische Lage auf drei Hügeln sowie die grosse Anzahl von Kirchen. Zu den benutzten Quellen Schedels in Reske 2000, S. 44–79.

124 Ebenda, S. 184, mit Verweis auf die maschinenschriftliche Dissertation von Ingeborg Ramseger. Die Städtebilder der Schedelschen Weltchronik, ihre geistigen und künstlerischen Voraussetzungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Stadtvedute. Berlin 1943 (MS). – Allerdings fehlen die Vorwerke noch auf Conrad Schnitts Karte von 1538, so dass diesem Detail keine grosse Beweiskraft zukommt.

125 Stumpf 1548, Buch 12, fol. 389. Als Holzschneider oder Entwerfer sind Heinrich Vogtherr d. Ä., ein Monogrammist «VS» und Hans Asper belegt; von Letzterem stammen vermutlich die meisten Stadtansichten, zum Beispiel von Solothurn, jedoch wohl kaum diejenige von Basel. Auch dieser Holzschnitt hat eine Nachfolge erfahren. Er wurde bei Braun/Hogenberg für eine Doppelseite mit den Darstellungen der 13 eidgenössischen Orte verwendet, dabei allerdings erheblich verkleinert und vereinfacht (UB Basel, Kartenslg. Schw M 3).

126 Die bei Münster 1550 verwendete Darstellung wurde ein Vierteljahrhundert später aktualisiert und in zwei Basler Texten verwendet: Im Jahr 1577, im selben Jahr, in dem Zwingers «Methodus apodemica» erschien, veröffentlichte der Theologe und Mathematikprofessor Christian Wurstisen bei der Druckerei von Sebastian Henricpetri einen kleinformatigen Band mit der «Epitome historiae Basiliensis», einer kurzgefassten historischen Beschreibung Basels (Wurstisen 1577). Im Anhang enthielt dieses Buch die Erstedition der (ersten) Stadtbeschreibung Basels von Aeneas Silvius Piccolomini. Die Entdeckung dieses Textes gab offenbar auch den Anstoss für Paul Cherler, einen Schüler Wurstisens und Pfarrer in Binzen, ein lateinisches Lobgedicht auf die Stadt Basel zu verfassen, das unter dem Titel «Urbis Basiliae Encomium brevisque descriptio» ebenfalls 1577 bei Leonhard und Daniel Ostein erschien (Paulus Cherler. Urbis Basileae Encomium brevisque descriptio. Basel 1577. Zu den Gebrüdern Ostein Christoph Reske. Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing [Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 51]. Wiesbaden 2007, S. 88). Trotz des unterschiedlichen Verlags wurde beiden Druckwerken ein Holzschnitt mit einer Ansicht Basels aus der Vogelschau beigegeben (UB Basel Kartenslg. Schw Ml 2a). Der unbekannte Holzschneider fügte im Bild sowohl die zu seiner Zeit neu geschaffenen sechs Bollwerke sowie die älteren, bei Schnitt und Manuel weggelassenen Vorwerke der Tortürme hinzu.

127 Die UB Basel besitzt drei solcher Einzelblätter: zwei kolorierte Exemplare mit lateinischem Text und ein nicht koloriertes mit französischem Text, Kartenslg. Schw Ml 9a–c, darüber hinaus eine vierbändige lateinische Ausgabe des Gesamtwerks, erschienen in Köln 1577–1581, Signatur EUU I 8–11.

128 Den Begriff «Planvedute» prägte Zemp 1897, S. 211, und meint die Verbindung eines vermessenen Plans mit einer Stadtansicht. Franziska Kaiser. Die Planvedute der Stadt Basel von Matthäus Merian d. Ä. In: Kat. Wettstein 1998, S. 144–147.

129 Zu Merian in erster Linie Wüthrich 1963; Lucas Heinrich Wüthrich. Das druckgraphische Werk von Matthaeus Merian d. Ae. Bd. 1: Einzelblätter und Blattfolgen. Basel 1966; ders. Das druckgraphische Werk von Matthaeus Merian d. Ae. Bd. 4: Die grossen Buchpublikationen II. Die Topographien. Hamburg 1996; Wüthrich 2007. – Zur Zeichnung von 1615: Wüthrich 1975. – Zusammenfassend: Egger 2015, S. 12–24. – Möhle 2016, S. 72–86.

130 HMB Inv.-Nr. 1880.210. Sie ist auf mehrere unterschiedlich grosse, zusammengeklebte Papierbögen gezeichnet und war ursprünglich nur sehr sparsam koloriert, die Dächer zinnoberrot, die Schattenflächen blaugrau. Die Bäume wurden mit einer grünen Farbe angemalt, die im Laufe der Zeit einen chemischen Prozess durchmachte und sich zu braunen Flecken wandelte. Nachträglich wurde der Plan nicht sehr sorgfältig auf Leinwand aufgezogen und gefirnisst; hierauf geht die heutige Braun-/Gelbfärbung zurück: Wüthrich 2007, S. 59. Die Zeichnung wurde 1894 als «Faksimile» im Massstab 1:1, in neun Einzelblättern, publiziert: Facsimile des Planes der Stadt Basel von Matthaeus Merian MDCXV (Mitteilungen der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, N. F. 4). Basel 1894. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um eine fotografische Dokumentation, sondern um eine präzise Nachzeichnung des Originals. – 1975 erfolgte die erste echte Faksimilierung. Wüthrich 1975.

131 StABS Bild 1, 291; HMB Inv.-Nr. 1885.29.; KMB Kuka Inv. X.2118; UB Basel Kartenslg. Schw Ml 4e; Germanisches Nationalmuseum Nürnberg Inv. SP 267, Kapsel 1056d. Laut Wüthrich 2007, S. 64, Anm. 44, gibt es ein weiteres Exemplar im British Museum London sowie eines, das sich 1998 in Basler Privatbesitz (Alfred Weber-Oeri) befand. Wie viele noch in Privatbesitz existieren, ist freilich unbekannt.

132 Das StABS besitzt eine Version der vier zwar schon beschnittenen, aber noch nicht zusammengeklebten Blätter (StABS Bild 1, 291). In diesem Band werden ausschliesslich Scans dieser Ausgabe benutzt. Bei der digitalen Montage der Bögen (Andreas Kettner, GVA des Kantons Basel-Stadt) konnten Verzerrungen des Papiers korrigiert werden.

133 Wüthrich 2007, S. 84.

134 Wüthrich 2007, S. 64. – Im Vergleich der gezeichneten Planvedute mit der Radierung erscheint Erstere in vielen Details genauer und klarer, jedoch zeigen sich auch an wenigen Stellen Einzelheiten, die in der Radierung wirklichkeitsgetreuer wiedergegeben sind (zu den Abweichungen im Bereich des Nadelbergs Möhle 2016, S. 74). Daraus ergibt sich, dass die gezeichnete Planvedute nicht als Vorzeichnung für die Radierung diente und auch nicht umgekehrt, sondern dass beide Darstellungen auf eine dritte Quelle zurückgehen. Möglich ist, dass es als Brouillon eine weitere, von Merian geschaffene Gesamtansicht der Stadt gab. Diese ist allerdings nicht erhalten.

135 Terisio Pignati. [Einführung in] Jacopo de' Barbari. Perspektivplan von Venedig. Unterschneidheim 1976.

136 Merians 1618 erschienene Darstellung von Augsburg beruht auf Rogels Planvedute. Rolf Kiessling/Peter Plassmeyer. Augsburg. In: Behringer/Roeck 1999, S. 131–137.

137 Bei Meyer kam Merian auch in Kontakt mit Christoph Murer, dem Sohn des Jos Murer. Wüthrich 2007, S. 23–34.

138 Dürst 1997. – Stercken 2006.

139 So beim 1608 entstandenen Deckengemälde im Rechtstädtischen Rathaus von Danzig. Sergiusz Michalski. Vom Himmlischen Jerusalem bis zu den Veduten des 18. Jahrhunderts – Symbolik und Darstellungsparadigmen der Stadtprofilansichten. In: Behringer/Roeck 1999, S. 46–55, hier S. 47.

140 Egger 2015.

141 Zu Merians Ausbildung und insbesondere zu seiner Tätigkeit in Paris sowie zur grossen Pariser Planvedute Wüthrich 2007, S. 43–58 und Möhle 2016, S. 78f. – Pariser Planvedute, Radierung 1615: KMB Kuka, Inv.-Nr. X. 1376; Nachdruck 1620: Paris, Bibliothèque nationale de France, Réserve fol-QB-201 (21).

142 Im Begleitbrief Merians, mit dem er 1628 dem Rat der Stadt die Planvedute widmete, heisst es: «Ich [habe] mit sonderem fleyss vndt mühe diese Kaißerliche vnndt des Heyligen Reiches freye weittberühmbdte Wahl- vnndt Handelsstat Franckfurtth am Mayn abgebildet, aufgerissen vnndt inn grundt gelegt, vndt mit allen ihren plätzen, gassen vnndt gebäuwten, wie dieselbe heutigen tages stehet, inns kupffer gebracht vnndt zum truck verfertiget». Zit. n. Wüthrich 2007, S. 151.

143 Die Legende fehlt allerdings bei dem einzigen erhaltenen Exemplar von 1628 im Historischen Museum Frankfurt – dort werden übrigens auch die vier Kupferplatten aufbewahrt, die für spätere Auflagen stets verändert wurden. Wie beim Basler Plan von 1617 (HMB Inv. 1885.29.) befindet sich die Legende in einem unten am Bild angeklebten Papierstreifen, der zusätzlich einen Text zur Stadtgeschichte enthält. Die British Library besitzt ein Exemplar der späteren Fassung von um 1667, https://imagesonline.bl.uk/asset/199655.

144 Wüthrich datierte die Zeichnung «wohl 1615», sicher vor 1622, weil die St. Alban-Schanze fehle. Möglicherweise habe es sich ursprünglich um eine Bleistiftzeichnung gehandelt, die später in Tinte nachgezogen worden sei. Wüthrich 1963, S. 32, Nr. 5.

145 Zeillers Text dazu: «Und ist gedachter Plan oder Platz/ dessen Länge bey 289 und die Breyte von 155 Schuhen/ schön und anmuthig zum Spatzieren/ weilen er wie ein schöne Wiesen ist/ auff welchem Ulmen/ und Lindenbäum/ in der Zahl 144 und 2 Brunnen stehen/ daher man allerley Kurtzweil da anrichtet; Und ist zugleich auch ein Platz/ für die ArmbrustSchützen.» Zeiller 1654, S. 47. – Schon der Konzilsteilnehmer Andrea Gattaro bezeugte die Nutzung als Erholung und Ort für Spiele. Wackernagel 1885, S. 21.

146 HMB Inv.-Nr. 1870.1290.

147 Sébastien le Prestre de Vauban. Les forces de l'Europe, ou description des principales villes, avec leurs fortifications, cinquième partie, plan 5. Paris 1696.

148 Petri Schenkii Hecatompolis sive Totius orbis Terrarum Oppida Nobiliora Centum […]. Amsterdam 1702, fol. 18 und 19. – Kolorierte Einzelblätter: HMB Inv.-Nr. 1940.906. und 1940.907.

149 StABS SMM Inv. 1969.64.

150 Gabriel Bodenehr. Force d'Europe, oder Die Merckwürdigst- und Fürnehmste Vestungen [und] Staette […] in Europa, in 200 Grundrissen. Augsburg 1720/27. Einzelblatt: HMB Inv.-Nr. 1902.244.

151 Beat Trachsler. Das vielseitige Werk des Basler Zeichners Emanuel Büchel (1705–1775), verfaßt unter Benützung von Vorarbeiten von Rudolf Riggenbach †. Basel 1973. – Karl Martin Tanner. Emanuel Büchels Kanton Basel um 1750 (bild geschichten bl 8). Liestal 2017.

152 Grimms dt. Wörterbuch, Bd. 13, Sp. 2173.

153 Bruckner 1748–1763.

154 Herrliberger 1754–1773.

155 Alfred R. Weber. Was man trug anno 1634. Die Basler Kostümfolge von Hans Heinrich Glaser. Basel 1993.

156 StABS Bild 8, 204.

157 Michael Brix. Nürnberg und Lübeck im 19. Jahrhundert. Denkmalpflege Stadtbildpflege Stadtumbau (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts 44). München 1981, S. 22–27.

158 Annie Hagenbach. Basel im Bilde seiner Maler 1770–1870. Basel 1939. – Boerlin-Brodbeck 1995.

159 Während des Abbruchs retteten Kunstfreunde 23 Bild- und 3 Textfragmente, die meisten davon befinden sich heute im HMB. Egger 1990, S. 39f.

160 Johann Jacob Schneider. Das alte Basel. Eine Sammlung früherer städtischer Ansichten. Basel o. J. [1888–1889], 61 Text- u. 200 Bildtafeln in 5 Lieferungen. – Das StABS besitzt eine Sammlung von mehr als 242 Aquarellen (Bild Schn. 1–242 und weitere passim), im KMB ist ein Skizzenbuch erhalten und weitere existieren in Privatbesitz. – Christian Adolf Müller. Johann Jakob Schneider 1822–1889. In: Freiwillige Basler Denkmalpflege 1958–1960. Basel 1962, S. 17–47.

161 Paul Leonhard Ganz. Das Zeitalter der Bildpanoramen. In: Das Werk. Architektur und Kunst 50, 1963, H. 12, S. 478–482. – Siehe die Beiträge im Themenheft «Das Panorama», ZAK 42, 1985, H. 4. – Sylvain Malfroy. Der Blick auf die Stadt und ihre geographische Lage. Zur Genese des Stadtpanoramas aus dem Geiste der «Kosmographie». In: Ferdinand Opll (Hg.). Bild und Wahrnehmung der Stadt (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 19). Linz 2004, S. 301–324. – Britta Dümpelmann. Panoramen – Vermessene Welten. [Begleitheft zur Ausstellung] Kunstmuseum Basel, 2. Juni–7. Oktober 2012. Basel 2012.

162 H. Albert Steiger-Bay. Marquard Wocher und sein Panorama von Thun. In: ZAK 11, 1950, H. 1, S. 43–53.

163 Boerlin-Brodbeck 1995, S. 241.

164 Christine Sieber-Meier. Blick auf Basel. Die Längspanoramen von Anton Winterlin. In: ZAK 42, 1985, H. 4, S. 321–324.

165 Eugen A. Meier. Johann Friedrich Mähly und sein Vogelschauplan der Stadt Basel. Basel 1969. – Thomas Hofmeier. Der Mähly-Plan. Ein Abbild der Stadt Basel (Basler Kostbarkeiten 38). Basel 2017.

166 www.fotoarchive.org.

167 Bruno Thüring. «Gut, sagte ich, ich will mir Basel ansehen». Jakob Höflinger und der Beginn der Berufsphotographie in Basel. In: Basel. Archiv Höflinger. Ennetbaden 1987, o. P.

168 «Basel. 45 [bzw. 53] Kunstblätter in Lichtdruck», Folge 1 und 2. Basel o. J. und 1895.

169 Rudolf Kaufmann. Basel. Das Stadtbild nach den ältesten Photographien seit 1860. Basel 1936.

170 Clemens Klünemann. Welche Tradition zerstört die Haussmannisierung von Paris im Namen der Moderne? In: Virginie Pektas, Christoph Strosetzki (Hg.). La «Querelle des Anciens et des Modernes» dans la France du XIX^{e} siècle. Zur « Querelle des Anciens et des Modernes» im 19. Jahrhundert in Frankreich. Berlin/Boston 2025, S. 137–152.

171 Merian kehrte im März 1615 aus Paris nach Basel zurück und übergab am 6. Mai 1615 dem Rat die erste Fassung der Planvedute als kolorierte Zeichnung. Zum ersten Datum

Wüthrich 2007, S. 58. – Zum zweiten Datum: StABS Protokolle Kleiner Rat 14, fol. 160.

172 Paul Schweizer. Jos Murers Bittschrift an den Zürcher Rat 1574. Nachtrag zu dem Artikel über Murers Plan der Stadt Zürich. In: ASA 27, 1894, H. 3, S. 366–369, hier S. 367. – Dürst 1997, S. 24. – Stercken 2006.

173 Fischer 2007, S. 70. – Fischer 1996.

174 Heyer KdS BL 1969, S. 366–368.

175 Elisabeth Landolt. Materialien zu Felix Platter als Sammler und Kunstfreund. In: BZ 72, 1972, S. 245–306, hier S. 278f. – StABS Protokolle Kleiner Rat 1, S. 44 (1. April 1588).

176 Rickenbacher 2015, S. 59f.

177 Bachmann 1969, S. 6. – Zum Colmarer Plan: Xavier Mossmann. Un ancien plan de la banlieue de Colmar. In: ders. Mélanges Alsatiques. Colmar 1892, S. 129–138. Über die Vollendung des Plans entstand ein bis 1616 andauernder Zwist zwischen dem Colmarer Rat und Bock; der Plan ist nicht erhalten.

178 Zuerst bei Fritz Burckhardt. Über Pläne und Karten des Baselgebietes aus dem 17. Jahrhundert. In: BZ 5, 1906, S. 291–360, hier S. 294 und 306.

179 StABS PLA T 4. – Büchi 2021.

180 Büchi 2021, S. 76.

181 StABS PLA A 1, 113, Nr. 1.

182 Martin Rickenbacher. Napoleons Karten der Schweiz. Landesvermessung als Machtfaktor 1798–1815. Baden 2011, S. 56.

183 Markus Lutz. Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aarau 1812, S. 448. – Bachmann 1969, S. 10.

184 StABS Gerichtsarchiv X 30 (1819–1821). – Kettner o. J., S. 12. – https://map.geo.bs.ch – Thema: Historische Karten > Historische Übersichtspläne > Basel > Übersichtsplan 1820/22 (Hoferplan).

185 Bachmann 1969, S. 29–32. – Kettner o. J., S. 26–53.

186 https://map.geo.bs.ch – Thema: Historische Karten > Historische Übersichtspläne > Basel > Übersichtsplan 1862.

187 https://map.geo.bs.ch – Thema: Historische Karten > Historische Katasterpläne > Grundbuchplan Basler Innerstadt 1865–72.

Entstehung, Vergrösserung, Veränderung der Stadt

1 Den jüngsten Forschungsstand zu den Anfängen Basels bis zur Karolingerzeit geben folgende Publikationen wieder: Martin Steinmann. Von der frühen Besiedlung bis zur ersten Blüte der Stadt. In: Kreis/von Wartburg 2000, S. 12–36. – Unter uns 2008. – Zum Münsterhügel: Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019. – Matt 2021, S. 19–32. – Stadt.Geschichte.Basel 1.

2 Guido Helmig. Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Münsterhügels. In: Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 16–20, hier S. 16. – Guido Lassau. Die Bronzezeit. In: Unter uns 2008, S. 87–105, hier S. 95–98. – Ders. Frühe Siedlungsspuren. In: Stadt. Geschichte.Basel 1, S. 37–65, hier S. 63f.

3 Helmut Jäger. «Zentraler Ort, Zentralität» in: LexMA 9, Sp. 541–543. – Auf die Geschichte des von dem Geografen Walter Christaller 1933 geprägten Begriffs kann hier nicht eingegangen werden.

4 Lars Blöck et al. Die spätlatènezeitliche Siedlungslandschaft am südlichen Oberrhein. In: Martin Schönfelder, Susanne Sievers (Hg.). Die Eisenzeit zwischen Champagne und Rheintal. Mainz 2012, S. 381–418. – David Brönnimann et al. Die jüngerlatènezeitliche Zentralsiedlung Basel-Gasfabrik im Fokus. In: JbAB 2021, S. 117–151.

5 Hagendorn 2008. – Siehe S. 263.

6 Johannes Wimmer, Hannele Rissanen, Norbert Spichtig. Die Eisenzeit. In: Stadt. Geschichte.Basel 1, S. 49–143, hier S. 105.

7 Andrea Hagendorn, Johannes Wimmer. Colonia Raurica: Die Unvollendete. In: Stadt. Geschichte.Basel 1, S. 140f.

8 Max Martin. «… munimentum … prope Basiliam quod appellant accolae Robur …» (Amm. Marc. 30, 3, 1). In: Mille fiori. Festschrift für Ludwig Berger (Forschungen in Augst 25). Augst 1998, S. 141–145.

9 Mayer 2024, S. 244.

10 Sophie Hüglin. Latrine und Mörtelmischmaschine. Hochmittelalterliche Befunde und Funde der Grabung Martinsgasse 6+8, Basel. In: Jb Archäologie Schweiz 102, 2019, S. 77–122, hier S. 92–96.

11 Guido Helmig. Frühmittelalterliche Grubenhäuser auf dem Münsterhügel. In: Archäologie der Schweiz 5, 1982, H. 2, S. 153–157. – Katrin Leuch-Bartels. Frühmittelalterliche Grubenhäuser auf dem Basler Münsterhügel. In: JbAB 2005, S. 93–162. – Matt 2021, S. 23.

12 Reto Marti. Die Anfänge des Bistums: eine Geschichte in Fragmenten. In: Rebetez 2006, S. 29–45, hier S. 36f. – Guido Faccani. Die Dorfkirche St. Gallus in Kaiseraugst/AG. Die bauliche Entwicklung vom römischen Profangebäude zur heutigen christkatholischen Gemeindekirche (Forschungen in Augst 42). Augst 2012, S. 141–144. Der Autor meldet grundsätzliche Zweifel am Wert der schriftlichen Überlieferung an.

13 Reto Marti. Kirche und Raum: Basel und die Christianisierung des Hinterlandes. In: Rebetez 2006, S. 46–63, hier S. 51.

14 Marco Bernasconi. Vorgängerbauten. In: Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 78.

15 Marco Bernasconi, Johann Savary, Roman Schmidig. Mit Beiträgen und einem Katalog von Sarah Wicki. Die Freie Strasse – Ein Weg durch 2000 Jahre Basler Geschichte. In: JbAB 2022, S. 115–151.

16 Sophie Hüglin in Stadt.Geschichte.Basel 1, S. 270. – Vgl. auch Ludwig Berger-Haas. Spätrömisches Castrum und bischöflicher Immunitätsbezirk in Basel. In: BZ 65, 1965, S. 157–163. – Heusler vermutete, dass Karl der Grosse das Immunitätsprivileg an Bischof Haito verliehen habe. Heusler 1860, S. 7–9.

17 Marti vermutete eine Kirche im Bereich des heutigen Kirchenbaus, der archäologisch nicht untersucht ist. Reto Marti. Frühmittelalter 467–1000 n. Chr. In: Unter uns 2008, S. 239–261, hier S. 254. – Ein mit der C14-Methode datiertes Steinplattengrab in der Nähe der Kirche lässt vermuten, dass ein Sakralbau schon im 9./10. Jahrhundert bestanden hatte, so Marco Bernasconi. Der Münsterhügel wird zum Bischofssitz. In: Archäologie Schweiz 38, 2015, H. 2, S. 42–45, hier S. 43. – Die erste Erwähnung der Kirche fällt in die Jahre 1101/03 IV 312.

18 Cornel Doswald. Historische Verkehrswege im Kanton Basel-Stadt (Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz). Bern 2004, S. 13. – Mayer 2024, S. 252f.

19 Jean-Claude Rebetez. La formation des territoires du diocèse et de la principauté épiscopale de Bâle du haut Moyen Âge au XII[e] siècle. In: Sebastian Brather, Jürgen Dendorfer (Hg.). Grenzen, Räume und Identitäten. Der Oberrhein und seine Nachbarregionen von der Antike bis zum Hochmittelalter (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 22). Ostfildern 2017, S. 359–381.

20 Gertrud Kuhnle. Strassburg: Kontinuitätslinien von der Spätantike zum Frühmittelalter. In: Michaela Konrad, Christian Witschel (Hg.). Römische Legionslager in den Rhein- und Donauprovinzen – Nuclei spätantik-frühmittelalterlichen Lebens? (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Abhandlungen N. F. 138). München 2011, S. 287–306. Gemeint ist die Kirche St. Stephan in der Ostecke des Legionslagers. – Zu Konstanz, Strassburg, Basel und Regensburg Ralph Röber. Zwischen Antike und Mittelalter. Thesen zur Ausgestaltung und räumlichen Entwicklung ausgewählter Bischofssitze an Rhein und Donau. In: Uwe Gross, Aline Kottmann, Jonathan Scheschkewitz (Hg.). Frühe Pfalzen – Frühe Städte. Neue Forschungen zu zentralen Orten des Früh- und Hochmittelalters in Süddeutschland und der Nordschweiz. Ergebnisse eines Kolloquiums am 28. und 29. April 2009 im Rathaus zu Ulm (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 58). Stuttgart 2009, S. 103–136.

21 Peter Eggenberger, Jean Terrier. Kirchen und Klöster. In: SPM 7 2014, S. 174–196, hier S. 174f. – Gérard Deubner. Die Kathedrale

Saint-Pierre in Genf (Schweizerische Kunstführer GSK 721–722). Bern 2022.

22 Reto Marti, Robert Fellner. Stadt und Land: die Siedlungen. In: SPM 6. Frühmittelalter – Haut Moyen-Âge – Alto Medievo. Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter. Vom Neandertaler bis zu Karl dem Grossen – La Suisse du Paléolithique à l'aube du Moyen-Âge. De l'Homme de Néandertal à Charlemagne – La Svizzera da Paleolitico all'Alto Medioevo. Dall'uomo di Neanderthal a Carlo Magno. Basel 2005, S. 96–118, hier S. 97f.

23 Baer KdS BS 1941, S. 8. – Hirschmann 1998, S. 369. – Hans-Jörg Gilomen. Die Gründung des Klosters St. Alban. In: Stadt.Geschichte. Basel 2, S. 166–169.

24 Hirschmann 1998, S. 369.

25 BUB 1, S. 2, Nr. 3 (30. Mai 788). – Lutz KdS BS 2004, S. 19f.

26 Lutz KdS BS 2004, S. 20.

27 Rolf d'Aujourd'hui, Christian Bing. St. Theodor: Leitungsgrabungen vermitteln neue Aufschlüsse zur Geschichte Kleinbasels. Vorbericht über die Ausgrabungen am Theodorskirchplatz (1984/33). In: JbAB 1985 in BZ 86, 1986, S. 240–252. – Rolf d'Aujourd'hui. St. Theodor, eine Schlüsselstelle für die Geschichte Kleinbasels. In: BStb 1985, S. 201–210.

28 Maurer KdS BS 1966, S. 322f.

29 Billo et al. JbAB 2017. – Simon Graber. Basel, 1100 n. Chr. Ein Lebensbild zur hochmittelalterlichen Siedlung am Petersberg. In: JbAB 2018, S. 131–147.

30 Maurer KdS BS 1966, S. 28–46. – Meles 2010. – Die dort genannten Datierungen wurden durch C14-Untersuchungen leicht korrigiert: Marco Bernasconi, Benedikt Wyss. Petersgasse 54, «St. Peter». In: JbAB 2021, S. 66f.

31 Heinrich Weiss. Versuch einer kleinen und schwachen Beschreibung der Kirchen und Klöster in der Stadt und Landschaft Basel. Basel 1834, S. 4. – Fechter 1856, S. 93. – Maurer KdS BS 1966, S. 15.

32 d'Aujourd'hui/Schön 1988, S. 240–246.

33 Ebenda, S. 245.

34 BUB 1, S. 111, Nr. 160 (3. Nov. 1241).

35 Casimir Hermann Baer. Des heiligen Brandan Kapelle und Legende in Basel. In: BJb 1939, S. 31–62. – Baer KdS BS 1941, S. 283–289.

36 Matt 2021, S. 25f. – d'Aujourd'hui 1990, S. 17 und der Plan Abb. 22, auf dem der Fischmarkt in der «frühstädtische[n] Phase (9.–10. Jh.)» eingezeichnet ist.

37 Möhle KdS BS 2016, S. 74 und S. 456, Anm. 153. Die präzise Lokalisierung der Fronwaage ist jedoch fraglich.

38 Matt 2015, S. 59f. und 66.

39 Wackernagel 1959, S. 327–335.

40 Bernasconi/Savary/Schmidig JbAB 2022, S. 114–151.

41 Maurer KdS BS 1961, S. 141–294. – von Scarpatetti 1974. – Habicht/Matt 2008. – Ackermann/Wollmann 2009 (1), S. 78–93.

42 Ackermann/Wollmann 2009 (1), S. 78–93. – Die Kanoniker eines regulierten Augustiner-Chorherrenstifts lebten wie Mönche gemeinsam, weshalb St. Leonhard auch als Kloster bezeichnet wird.

43 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 98–100.

44 Ebenda. Meier formuliert, dass «in der Zeit nach 1100 eine Doppelturmfassade mit einem Zwischentrakt geplant war, ein Konzept, von dem nur die ersten drei Geschosse des Nordturms mit Sicherheit und zumindest Teile des Zwischentrakts wahrscheinlich ausgeführt wurden» (S. 98–100).

45 Der Mauerbau wird in dem sogenannten Älteren Gründungsbericht des Klosters St. Alban erwähnt (BUB 1, S. 8–11, Nr. 14 A). Nach einer Überprüfung der Quellenlage gelangte Florian Lamke. Cluniacenser am Oberrhein. Konfliktlösungen und adlige Gruppenbildung in der Zeit des Investiturstreits (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 54). Freiburg i. Br./München 2009, S. 273–365, zu der Einschätzung, dass dieser Bericht schon kurz nach der Klostergründung um 1083 verfasst und um 1098/1102 lediglich kopiert worden war.

46 Flatscher/Graber 2020, S. 179f.

47 Thomas Biller. Die mittelalterliche Stadtbefestigung im deutschsprachigen Raum. Ein Handbuch, I. Systematischer Teil. Darmstadt 2016, S. 191–194. Als Schweizer Beispiele werden die Burg Thun, Burgdorf, Zug, Rheinfelden u. a. genannt.

48 Hans Conrad Peyer. Die Stadtmauer in der Geschichte. In: Stadt- und Landmauern 1, S. 9–14. Peyer nennt Cambrai um 1090; seine Kenntnis der Burkhard'schen Stadtmauer in Basel ist durch jüngere Arbeiten überholt.

49 Heusler 1860, S. 20–25.

50 Schätzungsweise dauerten der Grabenaushub und die Errichtung der Mauer ca. 8 Jahre bei Beschäftigung von ca. hundert Arbeitern. So Rolf d'Aujourd'hui, Christian Bing. Hochmittelalterliche Stadtbefestigung und Entwicklung der Bebauung zwischen Leonhardsgraben und Spalenvorstadt/Heuberg. In: JbAB 1987 in BZ 88, 1988, S. 261–300, hier S. 299. – Um 1270 gestattete der Bischof der Stadt, Bürger und mit spezieller Erlaubnis sogar das Gesinde der Geistlichen zum Mauerbau heranzuziehen. RQu 1, S. 7; Fouquet 1999, S. 135.

51 BUB 1, S. 17, Nr. 21 (2. Nov. 1118), aus dem 1295 geschriebenen Kartular StABS Klosterarchiv St. Leonhard H, fol. 1a. – Beat von Scarpatetti wandte sich gegen dieses erschlossene Datum 1118 und vermutete eine ursprüngliche Fassung des Gründungsberichts im 13. Jahrhundert, siehe von Scarpatetti 1974, S. 19 und 43.

52 Christoph Philipp Matt, Claudius Sieber-Lehmann. Basilea – eine Bischofsstadt findet ihren Platz. In: Marc Fehlmann, Michael Matzke, Sabine Söll-Tauchert (Hg.). Gold & Ruhm. Kunst und Macht unter Kaiser Heinrich II. [Ausst.-Kat. HMB]. München 2019, S. 272–279, hier S. 275.

53 Dieter Demandt. Stadtherrschaft und Stadtfreiheit im Spannungsfeld von Geistlichkeit und Bürgerschaft in Mainz (11.–15. Jahrhundert) (Geschichtliche Landeskunde 15). Wiesbaden 1977, S. 24–31.

54 Gerold Bönnen. Gemeindebildung und kommunale Organisation in Worms und Speyer (1074 bis ca. 1220). In: Rheinische Vierteljahrsblätter 74, 2010, S. 19–56, hier S. 28. – Manfred Groten. Die deutsche Stadt im Mittelalter. Stuttgart 2013, S. 79–85.

55 Bernasconi/Savary/Schmidig JbAB 2022.

56 JbAB 2021, S. 48–50.

57 Dorothee Rippmann et al. Eine Stadt um 1100. Spurensuche und Einladung zur Stadtbesichtigung. Sigmaringen 1991. – Zur Kritik Rolf d'Aujourd'hui, Christoph Philipp Matt. Zum Stand der Stadtarchäologie in Basel im Hinblick auf die Entwicklung der Grundstücks- und Bebauungsstrukturen der mittelalterlichen Stadt. In: Manfred Gläser (Hg.). Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum. Festschrift für Günter P. Fehring (Schriften des Kulturhistorischen Museums Rostock 1). Rostock 1993, S. 231–242, hier S. 241, Anm. 1.

58 Bernasconi/Savary/Schmidig JbAB 2022.

59 Gschwind 1977, S. 172.

60 Claudius Sieber-Lehmann. Mit Wackernagel weiter kommen. In: BZ 112, 2012, S. 19–31.

61 Enno Bünz, Gabriel Zeilinger. Städtelandschaften in Mittelalter und Früher Neuzeit: Sachsen / Das Elsass. In: Werner Freitag et al. (Hg.). Handbuch Landesgeschichte. Berlin/Boston 2018, S. 442–469.

62 Igel et al. 2013. – Michaela Jansen. Stadtumgestaltung zwischen Stadtherr und Kommune. Die hochmittelalterlichen Stadtumstrukturierungen und ihre Initiatoren und Organisatoren. In: Archäologischer Kontext und soziale Interpretation (Mitteilungen der DGAMN 25). Paderborn 2013, S. 43–54. – Dies. Stadtumgestaltung im Hochmittelalter. Die Städte Esslingen, Breisach und Zürich im Vergleich (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 35). Darmstadt 2014. – Die konstruierte Landschaft. Befunde und Funde zu anthropogenen Geländeveränderungen in Mittelalter und früher Neuzeit (Mitteilungen der DGAMN 33). Paderborn 2020.

63 Karsten Igel. Gesellschaftlicher Wandel – städtischer Wandel? Zur Formierung urbaner Gesellschaften im 12. Jahrhundert. In: Igel et al. 2013, S. 31–46.

64 Martina Stercken. Stadtvorstellungen im hohen Mittelalter. In: Sebastian Brather,

Jürgen Dendorfer (Hg.). Neue Rahmungen – Die Anfänge Freiburgs im europäischen Kontext. Archäologische und historische Perspektiven (Archäologie und Geschichte 23). Ostfildern 2023, S. 413–430.

65 Wackernagel Geschichte 1, S. 20–22. Das Privileg von 1212 ist nur durch die ändernde Bestimmung von 1218 zu erschliessen: BUB 1, S. 61–63, Nr. 92 (13. Sept. 1218).

66 BUB 1, S. 240, Nr. 329 (30. Juli 1257). – Wackernagel 1959. – Möhle 2014 (1).

67 Berger 1963, S. 10. – Matt JbAB 1996, S. 48f. – Kritisch dazu: Billo 2020, S. 84.

68 d'Aujourd'hui 1990, S. 17 verbindet diese Massnahmen mit dem Bau der Rheinbrücke 1225, doch spricht die Erwähnung der Eisengasse für eine frühere Datierung. Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 379. Neuzeitliche Veränderungen haben den umfassenden archäologischen Nachweis freilich bislang unmöglich gemacht, vgl. JbAB 2022, S. 126.

69 Meckseper 1991, S. 115–125.

70 Christoph Philipp Matt. «Mit maneger burc vil schone». Turmbau zu Basel? In: Mille Fiori. Festschrift für Ludwig Berger zu seinem 65. Geburtstag (Forschungen in Augst 25). Augst 1998, S. 303–311.

71 BUB 1, S. 34–36, Nr. 49 (Mitte April 1180).

72 Guido Helmig, Christoph Philipp Matt. Inventar der Basler Stadtbefestigungen – Planvorlage und Katalog. 2. Die rheinseitigen Grossbasler Befestigungen. In: JbAB 1990, S. 153–222, hier S. 195–198.

73 Fischer 2007, S. 24f.

74 Werner Meyer. Die zähringisch-bischöfliche Auseinandersetzung um Kleinbasel. In: JbAB 1980 in BZ 81, 1981, S. 304–310.

75 BUB 1, S. 75f., Nr. 106 (1225).

76 Lutz KdS BS 2004, S. 21–23.

77 BUB 3, S. 353, Nr. 29 (24. Juni 1250).

78 Matt/Rentzel JbAB 2002, S. 132 und passim.

79 Lutz KdS BS 2004, S. 20.

80 Lutz KdS BS 2004, S. 60 und 120f.

81 Bernard Jaggi. Ein Stadtmauerbefund im Kleinen Klingental (Unterer Rheinweg 26, 1988/30). In: JbAB 1990, S. 85–87.

82 JbAB 2001, S. 75f.

83 Matt 2004, S. 46.

84 Ebenda, S. 45.

85 Gilomen 1995. – Baeriswyl 2010.

86 Cord Meckseper. Stadtplan und Sozialstruktur in der deutschen Stadt des Mittelalters. In: Stadtbauwelt 33, 1972, S. 52–57, hier S. 55.

87 Stumpf 1548, Buch 12, Kap. 25, 2. Paginatur fol. 393r. – Baer KdS BS 1941, S. 208.

88 «Als Klostergründer galt den Nonnen Burchard Vitztum, der 1251 dem Kloster Hofstätten an den Steinen ‹for unsers closters tor› im Sturgau vergabte.» Petra Zimmer. Basel, St. Maria Magdalena an den Steinen. In: Helvetia Sacra IV, 5/2, 1999, S. 585. – Ackermann/Wollmann 2009 (1), S. 94. – Die Gründung durch Vitztum ist jedoch unsicher und nur aus der Güterschenkung 1251 abgeleitet. BUB 1, S. 181, Nr. 247 (14. Febr. 1251).

89 Walther Merz. Die Burgen des Sisgaus. Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft in Basel und in Verbindung mit mehreren Mitarbeitern. Walther Merz (Hg.), Bd. 3. Aarau 1909–1914, S. 230 und Stammtafel nach S. 232. – August Burckhardt. Die Basler Bürgermeister von 1252 bis zur Reformation. In: BZ 23, 1925, S. 1–29.

90 StABS KA Klingental Urk. 78 (19. März 1278). – Gilomen 1995, S. 55. – In anderen Städten ist der Zusammenhang mit der Finanzkraft eines Klosters freilich durchaus überliefert: Baeriswyl 2010, S. 37f.

91 Rippmann et al. 1987.

92 BUB 3, S. 353, Nr. 29 (24. Juni 1250): «convocatis ecclesie nostre canonicis advocato sculteto consulibus et universis civibus Basiliensibus de voluntate et consensu eorum predictis Minoribus fratribus aream infra muros in loco, qui dicitur Wassertor vulgariter et almenda reputabatur [...] super eadem area ecclesiam et mansionibus sibi expedientes liceat edificare.»

93 Rippmann et al. 1987, S. 52–138. – Flatscher/Graber 2020, S. 180f.

94 Flatscher/Bernasconi 2020, S. 138–173.

95 Dorothee Rippmann, Katharina Simon-Muscheid. Quellen aus dem Basler Heilig-Geist-Spital. In: Martin Scheutz et al. (Hg.). Quellen zur europäischen Spitalgeschichte in Mittelalter und Früher Neuzeit (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 5). München 2010, S. 352–422.

96 Baer KdS BS 1941, S. 168.

97 StABS PLA Privatarchiv 201 D 9 Nr. 6 (Fundamentplan) und Nr. 4 (Hoffassade). – Baer KdS BS 1941, S. 182.

98 Baer KdS BS 1941, S. 163f.

99 Hieronimus 1938, S. 290–293.

100 BUB 1, S. 80–82, Nr. 113 (14. Sept. 1230).

101 Wackernagel Geschichte 2, S. 627.

102 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 100–115,

103 Bruckner et al. 1972, S. 173. – Romain Juriot. Ludwig von Frohburg. In: HLS, Version vom 5.6.2007, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/012622/2007-06-05, übersetzt aus dem Französischen. – Thomas Zotz. Beziehungen der Bischöfe von Basel, der Zähringer und der Staufer. In: Stadt.Geschichte.Basel 2, 2024, S. 258–264, hier S. 260.

104 Bruckner et al. 1972, S. 172.

105 BUB 1, S. 39f., Nr. 55 (1180). Zur Datierung Peter Rück. Die Urkunden der Bischöfe von Basel bis 1213 (Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 1). Basel 1966, S. 128f. – Sieber-Lehmann/Schwarz in Stadt.Geschichte.Basel 2, S. 189f.

106 Der Text aus den 1260er-Jahren ist nicht erhalten, kann aber rekonstruiert werden. Claudius Sieber-Lehmann, Peter-Andrew Schwarz. Neue Verhältnisse. In: Stadt.Geschichte.Basel 2, S. 279–297, hier S. 287f.

107 BUB 2, S. 79f., Nr. 146 (25. Aug. 1274). Erwähnt werden der Bürgermeister, vier Ritter, acht Burger und fünfzehn Mitglieder «dez râtes von den zünften».

108 Heusler meinte, «an dauernden Beisitz der Zünfte im Rath zu denken, [sei] unzulässig schon wegen der damaligen socialen Stellung der Zünfte überhaupt» (Heusler 1860, S. 131). Wackernagel Geschichte 1, S. 67f., betonte, dass die Nachfolger Bischof Heinrichs die Handwerker nicht mehr in den Kleinbasler Handfesten anführten. Hans Planitz. Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen. Weimar, 5. Aufl. 1980, S. 330, behauptete, dass noch 1337 die Zunftratsherren nur in wichtigen Fällen zur Beratung hinzugezogen wurden.

109 BUB 4, S. 125, Nr. 134 (21. Juni 1337).

110 StABS Ratsbücher A 1, S. 7. – Paul Koelner. Basler Zunftherrlichkeit. Ein Bilderbuch der Zünfte und Gesellschaften. Basel 1942, S. 12.

111 Heusler 1860, S. 165. – Manuela Brüstlein Komai. Vom Gewerf zum Ungeld. Das Hoch- und Spätmittelalter in Basel aus dem Blickwinkel der Steuern. Basel 2019, S. 17–21.

112 Heusler 1860, S. 186. – StABS KA St. Maria Magdalena Urk. 26 (28. Jan. 1301): «Der Bürgermeister und der Rat der Stadt verkünden den Urteilspruch der Fünfer in den Misshelligkeiten zwischen dem Kloster an den Steinen und dem Spital der Dürftigen von Basel wegen der Mauer, die zwischen dem erwähnten Kloster und dem Kirchhofe des Spitals zu St. Elisabethen steht.»

113 Heusler 1860, S. 166.

114 Heusler 1860, S. 165 mit Verweis auf Trouillat 1, S. 491: Der Bischof verleiht den Zoll von Lasttieren und Wagen.

115 BUB 1, S. 79f., Nr. 111 (12. Nov. 1227).

116 Meyer-Hofmann 1967 (auch zum Folgenden).

117 Die Chronik des Mathias von Neuenburg, übersetzt von Georg Grandaur (Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe, 14. Jh., 6. Bd.). Leipzig 1899, S. 11. – Meyer-Hofmann 1967 zählt die Grafen von Pfirt zu den Psitticherm (ebenda, S. 14).

118 Wackerngael Geschichte 2, S. 223–227.

119 Wackernagel Geschichte 2, S. 380.

120 Sommerer 2004, S. 31–36.

121 HLS. Gotthardpass. In: HLS, Version vom 30.8.2016, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007466/2016-08-30, übersetzt aus dem Italienischen.

122 Allensbacher Privileg, BUB 3, 347. Wackernagel Geschichte 1, S. 106.

123 Wackernagel Geschichte 1, S. 106. – Claudius Sieber-Lehmann, Peter-Andrew

Schwarz. Aussen und Innen. In: Stadt.Geschichte.Basel 2, S. 178–247, hier S. 197.

124 Alioth/Barth/Huber 1981, S. 33f.

125 Möhle 2014 (1), S. 28.

126 «Herrenzunft» erst nach der Reformation: Geering 1886, S. 30.

127 Lehenbuch um 1200, Wilhelm Wackernagel. Das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des XIII. Jahrhunderts. Basel 1852, S. 11f.

128 BUB 1, S. 76–78, Nr. 108 (22. Sept. 1226). – Übersetzung in: Paul Koelner. Die Kürschnernzunft zu Basel. Basel 1926, S. 38f.

129 Egger 2005, S. 15.

130 Knut Schulz. Zunft, -wesen, -recht. In: LexMA 9, Sp. 686–691, hier Sp. 687.

131 Zur Unterscheidung zwischen politischen und gewerblichen Zünften Sabine von Heusinger. Die Zunft im Mittelalter. Zur Verflechtung von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in Straßburg (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 206). Stuttgart 2009, S. 47–61.

132 Egger 2005, S. 41.

133 Simon-Muscheid 2003. – Knut Schulz. Zünfte am Oberrhein im Spätmittelalter. Selbstdarstellung und Ausstrahlungen. In: Peter Kurmann, Thomas Zotz (Hg.). Historische Landschaft – Kunstlandschaft? Der Oberrhein im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 68). Ostfildern 2008, S. 307–343.

134 Heusler 1860, S. 170f.

135 Ebenda, S. 176.

136 Alder/Matt 2010, S. 19f., stellen die These auf, dass schon Bischof Burkhard beim Bau der Stadtmauer und des St. Albanklosters im 11. Jahrhundert auf die Finanzierung durch jüdische Geschäftsleute angewiesen gewesen sei.

137 Dies dokumentieren zwei Urkunden von 1293 (Trouillat 2, S. 543f.) und 1329 (A[ugust] Bernoulli. Eine Urkunde von 1329 über die Juden in Basel. In: Anzeiger für schweizerische Geschichte 8, 1901, H. 1, S. 274–276).

138 Alder/Matt 2010, S. 19f.

139 Ebenda.

140 Annalen und Chronik von Kolmar. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Dr. H. Pabst. 2. Aufl., bearb. v. W. Wattenbach (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 2/75). Leipzig 1897, S. 89. – «gewiss eine blanke Übertreibung», urteilte Fouquet 1999, S. 415.

141 Fouquet 1999, S. 415.

142 Gschwind 1977, S. 172.

143 Gschwind 1977, S. 156.

144 Generell zur Epoche: Spätmittelalter am Oberrhein 2001.

145 Aus der umfangreichen Literatur zu diesem Ereignis seien nur die wichtigsten Titel herausgegriffen: Wackernagel 1856, S. 211–251. – Wilhelm Wackernagel. Zur Geschichte des grossen Erdbebens. In: Basler Taschenbuch 1862, S. 233–248. – Ludwig Sieber. Neue Nachrichten über das Erdbeben von 1356, vorgetragen in der Zusammenkunft der historischen und der antiquarischen Gesellschaft den 11. October 1874. Separatdruck aus den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte. Bd. 4, 1875, S. 3–18. – Ders. Zwei neue Berichte über das Erdbeben von 1356. In: Ebenda. Bd. 12, 1888, S. 115–122. – Andreas Staehelin. Das Erdbeben von Basel. In: BJb 1956, S. 12–16. – Elisabeth Wechsler. Das Erdbeben von Basel 1356. Teil 1: Historische und kunsthistorische Aspekte (Publikationsreihe des Schweizerischen Erdbebendienstes ETH-Zürich 102). Zürich 1987. – Werner Meyer. Das Basler Erdbeben von 1356 und die angerichteten Schäden. In: UKdm 41, 1990, H. 2, S. 162–168. – Ders. Brand- und Erdbebenkatastrophen im mittelalterlichen Basel. In: Journal Geschichte 4, 1990, S. 20–27. – Meyer 2006. – Monika Gisler, Donat Fäh, Domenico Giardini (Hg.). Nachbeben. Eine Geschichte der Erdbeben in der Schweiz. Bern/Stuttgart/Wien 2008, S. 42–49. – Donat Fäh et al. The 1356 Basel earthquake: an interdisciplinary revision. In: Geophysical Journal International 178, 2009, S. 351–374. – Fouquet/Zeilinger 2011, S. 61–73. – Bernasconi/Löbbecke 2019, S. 1–24.

146 StABS Ratsbücher A 5, zit. n. BChr 4, S. 17. «Lukas und ‹Cliccum› geben dir das Erdbeben bekannt».

147 HMB Inv.-Nr. 1870.896.

148 Emil Major. Ein Gemälde aus der Basler Konzilszeit. In: JbHMB 1926, S. 38–49. – Lucas 2017, S. 78–85.

149 Hartmann 1951, S. 25.

150 StABS Ratsbücher A 1 (Rotes Buch); BChr 4, S. 17.

151 Bernasconi/Löbbecke 2019, S. 1–24.

152 BChr 4, S. 17.

153 Bernard Jaggi, Daniel Reicke. Die baugeschichtlichen Untersuchungen im Lohnhof von 1997–2000. In: JbAB 2001, S. 209–264, hier S. 214, 225f.

154 JbKDBS 2012, S. 33f.

155 BChr 5, S. 57.

156 StABS Ratsbücher A 1 (1357–1493).

157 BUB 3, S. 306, Nr. 559 (13. Sept. 1300).

158 Im Juni 1357 bestimmt der Rat, dass alle Märkte wieder in der Stadt abzuhalten seien und dass die provisorischen Hütten auf dem Petersplatz und in den Vorstädten bis zum 15. August beseitigt werden müssen. StABS Ratsbücher A 1, auszugsweise in BChr 4, S. 151f. (24. Juni 1357). – Meyer 2006, S. 126 und 192.

159 Felix Fabri. Svevicarvm Rervm Scriptores Aliqvot Veteres. Frankfurt a. M. 1605, S. 161.

160 Matt 2008, S. 300. – Meyer 2006, S. 128, berichtet von verfüllten Kellern. Zu den Beispielen Fischmarkt 3 und Gerbergasse 28 Bernasconi/Löbbecke 2019, S. 17f., siehe auch Spalenberg 53, JbAB 1998, S. 262f.

161 StABS Ratsbücher A 1, zit. n. Meyer 2006, S. 192f.

162 StABS Ratsbücher A 1, Meyer 2006, S. 137–139.

163 StABS Ratsbücher A 1, S. 6, Meyer 2006, S. 139. – Zum Begriff: Grimms dt. Wörterbuch, www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=fuerschopf.

164 StABS KA St. Alban Urk. 120 (8. Nov. 1362) und 176 (17. Nov. 1362).

165 StABS KA Domstift Nr. 99 (26. Nov. 1356); Nr. 111 (19. April 1359); Nr. 121 (21. Juli 1360). – Vgl. Wackernagel 1856, S. 224f.; Meyer 2006, S. 129, 131.

166 Frank Löbbecke. Das Beben und das Münster. Bauforschung während der Restaurierung am Nordquerhaus des Basler Münsters. In: JbKDBS 2016, S. 66–69.

167 Wurstisen ed. Wackernagel 1888, S. 482. – Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 29.

168 BChr 4, S. 151f.

169 BChr 4, S. 18f.

170 Meyer 2006, S. 140.

171 Helmig/Matt JbAB 1989, S. 70f. – d'Aujourd'hui 1996.

172 Das Jahr 1400 ist dendrochronologisch am Turmhelm des Spalentors gesichert, vgl. Möhle 2002, S. 62.

173 Matt JbAB 1996, S. 46f. und 54. – Zur Steinenvorstadt Conradin Badrutt. Blick zurück auf die mittelalterliche Steinenvorstadt. Steinenvorstadt 40–46. In: JbKDBS 2017, S. 54–57.

174 Matt 2004, S. 44–46.

175 André Salvisberg. Die Basler Strassennamen. Basel 1999, S. 203.

176 Helmig/Matt JbAB 1989, S. 144f.

177 Baer KdS BS 1941, S. 345–359.

178 Untermann 2000, S. 25.

179 Vgl. d'Aujourd'hui 1996, S. 58.

180 Habicht/Matt 2015, S. 32.

181 Hartmann 1951, S. 28.

182 Helmig/Matt JbAB 1989, S. 139–149.

183 Text bei Helmig/Matt JbAB 1989, S. 152f.

184 StABS Ratsbücher A 1, Rotes Buch, Register: Nr. 37 Bauverbot ausserhalb der Mauer und auf dem Rondenweg (1366/68); Nr. 38 Freier Weg innerhalb der Mauer (1369/70). – Die von d'Aujourd'hui 1990, S. 22, formulierte These, dass die Aufschüttung zwischen den beiden älteren Mauerringen als Rondenweg benutzt worden sei und dass dieser gar das Motiv für die Anlage der Inneren Mauer gewesen sei, darf als überholt gelten.

185 Barbara Luczak, Thomas Hofmeier, unter Mitarbeit von Christoph Sempach. Herein! Die Basler Stadttore. Basel 2016, S. 68.

186 Baer KdS BS 1932, S. 237–244 (St. Albantor), 244–284 (Spalentor), 285–298 (St. Johannstor).

187 Maurer KdS BS 1971, S. 744–746 (Spalentor).

188 KDBS XB-175 (Burghard Lohrum), Möhle 2002, S. 62.
189 Zu Jean Hym: Bianca Burkhardt. Basel, Strassburg, Köln retour – wie Petrus und Paulus ans Basler Münster kamen. In: Freunde der Basler Münsterbauhütte. Jb 2016, S. 42–55, hier S. 53f.
190 Thomas Lutz. «Im neuen Glanze erstrahlen» soll's eben nicht! Zur Instandsetzung des Spalentors, Spalenvorstadt 46. In: JbKDBS 2013, S. 42–47.
191 Der Grund für diese Einschätzung liegt in folgender Beobachtung: Die Mauerfläche hinter den Figuren ist sorgfältig geflächt und weist nicht die in anderen Partien üblichen Bossen auf. Zangenlöcher belegen, dass diese Bearbeitung nicht erst nachträglich vorgenommen wurde. Die Mauerfläche war demnach von Anfang an als eine Art Schauwand an der Feldseite des Tors konzipiert. Conradin Badrutt. KDBS, Dossier 2012 / 372.
192 Maurer KdS BS Nachträge 1971, S. 744f.
193 Conradin Badrutt. KDBS, Dossier 2012 / 372.
194 Helmi Gasser, Fritz Lauber. St. Alban-Tor einst und jetzt. Basel 1977.
195 Hans Ritzmann. Wie alt ist das St. Alban-Tor? Präzisierungen aufgrund neuer Bauuntersuchungen. In: JbKDBS 2014, S. 63–65.
196 Atelier d'archéologie médiévale Moudon, Archiv KDBS XB-2297 und 2298 (Dossier 1983/9).
197 Möhle KdS BS 2016, S. 322–377.
198 Wackernagel Geschichte 2, S. 253. – Falter 1984, S. 24f. (zu 1596).
199 Wackernagel Geschichte 2, S. 256f.
200 Heusler 1860, S. 222.
201 Cornel Doswald. Die Entwicklung von Basels Fernstrassennetz im Mittelalter. In: Historische Verkehrswege im Kanton Basel-Stadt (ivs Inventar Historischer Verkehrswege der Schweiz). Bern 2004, S. 22f.
202 Matt 2021, S. 19–32.
203 BUB 1, S. 44f., Nr. 65 (1. März–31. Aug. 1193): «Chunradus de Chornmergit».
204 BUB 3, S. 90, Nr. 162 (16. März 1294) und S. 211, Nr. 396 (2. Jan. 1298).
205 BUB 2, S. 249, Nr. 434 (7. Jan. 1284).
206 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 495.
207 Vgl. etwa Nürnberg und Regensburg, wo Plätze durch Abbruch von Häusern aus jüdischem Besitz geschaffen wurden. Siehe auch den Tagungsband Jäggi/Rumo/Sommerer 2021.
208 Erschlossen durch den Namen jenes «Chunradus de Chornmergit». d'Aujourd'hui 1990, S. 17. – Matt/Bargetzi JbAB 2006, S. 106.
209 Wackernagel 1959. Dass das Rathaus am Kornmarkt stand, ist urkundlich erstmals 1290 belegt (ebenda, S. 329, Anm. 5).
210 BUB 1, S. 81, Z. 38 (14. Sept. 1230).
211 Matt/Bargetzi JbAB 2006, S. 102. Der dort postulierten Lage der Brücke in der Verlängerung der Hutgasse stehen die Nachbarschaftsangaben zum Haus zum Riesen, siehe S. 423, Anm. 218, gegenüber. – Vgl. Billo/Savary/Bernasconi JbAB 2019, S. 104–107.
212 1369 das Haus zum Riesen (StABS St. Urk. 382, 22. Juni 1369), 1349 das Haus zum Neuenburg und sein Nachbarhaus (StABS KA St. Peter Nb, fol. 2 und 10), 1321 das Haus zum Neuenburg (StABS KA St. Peter E, fol. 71v und 78), 1330 das Haus Ystein (im Besitz der Weinleutenzunft) (StABS KA Domstift A, Jan. 12 [1]). Wohl auf spätere Einträge gehen die Nennungen zweier weiterer Häuser zu 1233 zurück (StABS KA Domstift W, HGB Marktplatz 5 neben 6 und Teil von 6 neben 5).
213 Möhle 2014 (1).
214 BChr 5, S. 31.
215 Harms 2 zu 1379/80, S. 22, Z. 69 bis S. 23, Z. 12. – Die Summen liegen meist zwischen 20 und 57 Pfund. Zwei erhielten lediglich 8 Pfund, und nur die Zahlung an Ludewig von Amoltern schoss mit 96 Pfund aus der Preiskategorie heraus.
216 Harms 1 zu 1379/81, S. 15, Z. 6–9.
217 StABS Finanz X 5.1.
218 Und zwar anstelle eines Turms oder Turmhauses, BUB 1, S. 264f., Nr. 359 (6. April 1259). Eigentümer waren 1377 die Edelknechte Cuntzman und Lutolt, Brüder von Mulnheim, die nach Angabe der Jahresrechnungen 44 Gulden bzw. 35 Pfund 4 Schilling erhielten. BUB 4, S. 431, Nr. 447 (27. Juli 1379) und Harms 2, S. 22f. – Matt 2015, S. 56f., verortet das Haus zum Riesen neben dem Kornmarktbrunnen, der mit einer Christophorusfigur geschmückt war. Eine steinerne Brunnensäule ist 1380 erstmals überliefert (BChr 5, S. 33). Fechter behauptete, zuvor (schon seit dem 13. Jh.?) habe eine an die Rückwand des Brunnens gemalte Christophorusfigur existiert, von der es freilich keine weitere Nachricht gibt (Fechter 1856, S. 75).
219 StABS St. Urk. 401 und 402 (22. und 27. Okt. 1371). In den Jahresrechnungen wurde [Eptingen zu] Klingental mit fast 37 Pfund abgefunden, Harms 2, S. 22.
220 Matt/Bargetzi JbAB 2006, S. 95–110. – Schon 1972 war vor dem Haus Marktplatz 11 ein Sparhafen aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts ergraben worden, Christine Keller. Gefässkeramik aus Basel. Untersuchungen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gefässkeramik aus Basel. Typologie, Technologie, Funktion (Materialhefte zur Archäologie in Basel 15). Basel 1999. – Bernasconi/Savary/Schmidig JbAB 2022, S. 135f.
221 BUB 5, S. 222, Nr. 219 (5. Nov. 1395).
222 Golder 1995, S. 76–85. Matt/Bargetzi JbAB 2006, S. 106. – Eine 2019 unternommene Grabung auf dem Marktplatz förderte Mauerpartien des Birsiggewölbes am Südrand des Marktplatzes zutage, auf denen eine Brandschicht lagerte, die möglicherweise zum Datum 1377 gehört. Die Befundlage ist jedoch zu uneindeutig, um weitere Schlüsse zu ziehen. Bernasconi/Savary/Schmidig JbAB 2022, S. 108. Für mündliche Mitteilungen danke ich Johann Savary und Sven Billo.
223 BChr 5, S. 33.
224 Beispielsweise die Nutzung des 1310 erstmals genannten Ammerbachs in Tübingen.
225 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 493–497.
226 Matt/Rentzel JbAB 2002, S. 185–191.
227 Flatscher/Graber 2020, S. 180f. – Matt 2021, S. 28f.
228 Christoph Philipp Matt, Christian Bing. Die archäologischen Untersuchungen im Bereich des Energieleitungstunnels (ELT) Gerbergasse – Barfüsserplatz – Steinenberg, 1991/2. Vorbericht. In: JbAB 1992, S. 85–105, hier S. 99–103.
229 Der Rossmarkt als Teil der Theaterstrasse etablierte sich erst nach der Reformation.
230 Schneller/Lassau 2019, mit Literatur. – Zu den Bränden in Basel: Martin Möhle. Feuer in Basel. In: ebenda sowie www.peristyle.ch/publication/10018-feuer- basel.
231 BChr 4, S. 26. «Anno ec. 1417 [...] verbrant unser ober statd von Manheits badstub ufhin gen Eschemerthor, und des umbehin an daz munster, und des durchuszhin die vorstat sant Alban und das closter sant Alban gerwe, uszgenommen allein die kilch sant Alban und wol vier huser in der vorstat, die nit schindelnzschöpfe hettent und mit ziegeln getecket worent. und waz der summe der huser bi 250 hofstette.» Unter «schindelnzschöpfe» sind Vordächer zu verstehen (Schweizerisches Idiotikon 8, Sp. 1076), doch legt der Zusammenhang nahe, dass auch die Hausdächer überhaupt gemeint sind. Eine Brandgefahr von schmalen Vordächern kann kaum als gross angesehen werden.
232 RQu 1, S. 104.
233 StABS Ratsbücher J 1 [Rufbuch I], fol. 3.
234 Ebenda.
235 StABS Ratsbücher J 1 [Rufbuch I], fol. 45ar; Wackernagel Geschichte 2, S. 291; Fouquet 1999, S. 395. – Bei dem auch als Gluthaube oder Feuerstülpe bekannten Objekt handelt es sich um eine Haube aus Keramik oder Metall, die über die Feuerstelle gestülpt werden konnte. In Basel wurden sechs Exemplare in der St. Alban-Vorstadt 28 gefunden. Guido Helmig et al., mit einem Beitrag von Beatrice Schärli. Lörtscher's des Schindlers Hus – Untersuchungen an der St. Alban-Vorstadt 28, 1995/1. In: JbAB 1995, S. 100f. und 115f.
236 RQu 1, S. 106f.
237 StABS Ratsbücher J 1 [Rufbuch I], fol. 19: «Sunder all schindelwend ganz abzebrechende. Und die mit gips od leymen [Lehm-] wenden oder aber mit tylen [Dielen, Bohlen] zu uslahende [herauszuschlagen].» Das Wort «uslahende» hat zu Missverständnissen Anlass gegeben. Bei Wackernagel Geschichte 2, S. 290, liest man: «Er [der Rat] befahl die

Ersetzung der Holzwände durch Wände von Kalk oder Lehm.» Fouquet 1999, S. 427, übersetzte: «Die Schindelwände zwischen den Häusern sollten abgebrochen werden, mit Bohlen ausgeschlagene Gips- und Lehmwände waren an ihrer Stelle zu errichten.» Der Zusammenhang, dass nämlich ein zusätzlicher Ziegelhof eingerichtet wurde, macht deutlich, dass die Wände durch Steinmauern ersetzt werden sollten.

238 StABS Ratsbücher J 1 [Rufbuch I], fol. 19.

239 StABS Ratsbücher B 1, fol. 53v; B 2, fol. 3v; B4, fol. 79v und 119r; Fouquet 1999, S. 395f.

240 StABS Bau TT 1; Fouquet 1999, S. 428.

241 Sicher ist richtig, dass Ziegeldächer aus Gründen der Wasserdichtigkeit steiler sein müssen als Schindeldächer. Daniel Reicke. Schriftquellen und baugeschichtliche Befunde zu frühen Basler Dächern. In: Dächer der Stadt Basel 2005, S. 225, nannte als Mindestneigung 25°. Offensichtlich waren um 1417 in Basel entweder schon viele Schindeldachkonstruktionen steiler, oder man belegte auch flachere Dächer mit Ziegeln.

242 Daniel Reicke. Das Haus «zum Vergnügen» und seine Vorgeschichte. Baugeschichtliche Untersuchungen an der Bäumleingasse 14. In: JbAB 1997, S. 27–46, hier S. 36f.; Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 228.

243 StABS Gerichtsarchiv A 14, S. 117 (25. Juli 1419).

244 StABS Gerichtsarchiv B 1, S. 38 (30. Okt. 1420), HGB St. Alban-Vorstadt 1 (Ecke), 15, 17 (3 Vorgängerbauten), 19 (2 Vorgängerbauten), 21, 23, 25 (2 Vorgängerbauten), 27, 31.

245 Hartmann 1951, S. 39.

246 Fechter 1856, S. 28.

247 Lucas 2017.

248 Siehe hierzu das Kapitel Infrastruktur S. 252–276.

249 BUB 6, S. 176f., Nr. 178 (10. April 1424), Übersetzung im «Konziliumbuch», StABS Politisches C 1, fol. 2. – Wackernagel Geschichte 1, S. 476f. – Widmer 1992, S. 10–12. – Sieber-Lehmann 2007, S. 178, Anm. 23.

250 StABS Politisches C 1, Schenk 2012, S. 396.

251 Helmrath/Lauener 2016. – Sieber-Lehmann 2007, S. 182, geht von 300–400 gleichzeitig anwesenden Konzilsteilnehmern aus, unter Berufung auf die Publikation von Johannes Helmrath. Das Basler Konzil 1431–1449. Forschungsstand und Probleme (Kölner historische Abhandlungen 32). Köln 1987.

252 Wackernagel Geschichte 1, S. 498.

253 Helmrath/Lauener 2016.

254 Schenk 2012, S. 409.

255 Wackernagel Geschichte 1, 1907, S. 635, Anm. zu S. 485. – Sieber-Lehmann 2007, S. 184–186. Nach Sieber-Lehmanns Angaben befanden sich die vermieteten Unterkünfte im Kloster St. Maria Magdalena. Unter dem Hausnamen firmieren: Marktplatz 9 [recto 1, 2. Haus von Nr. 2], Petersberg 37, Rheingasse 45/47, Schwanengasse 4.

256 JbAB 1999, S. 249; Berkemeier-Favre 2004, S. 22f. – Lutz KdS BS 2004, S. 102.

257 Bonjour 1960, S. 30–34. – Enno Bünz, Alexander Sembdner. Studentischer Konsum in Universitätsstädten des späten Mittelalters. Das Beispiel Leipzig. In: Stephan Selzer (Hg.) Die Konsumentenstadt. Konsumenten in der Stadt des Mittelalters (Städteforschung A 98). Köln/Weimar/Wien 2018, S. 179–225, hier S. 180.

258 Bonjour 1960, S. 70.

259 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 339–343. – Martin Möhle. Alte Universität Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 795). Bern 2006.

260 Bonjour 1960, S. 74–76.

261 Die Lokalisierung ist nicht klar. Laut Zwinger 1577, S. 178, befand sich die Pariser Burse in einem ehemaligen Beginenhaus am oberen Spalenberg, nahe dem Spalenschwibbogen. Als Beginenhaus ist hier lediglich der Kraftshof erwähnt, Heuberg Teil von 32 neben 30, doch ist dort im Historischen Grundbuch keine Burse verzeichnet.

262 Bonjour 1960, S. 75.

263 Möhle KdS BS 2016, S. 61.

264 StABS RStR Kirchspiel St. Martin, fol. 3r (Freie Strasse, Teil von Nr. 20 an der Ecke = RStR M021). Im Reichssteuerrodel werden, wohl weil sie nicht steuerpflichtig waren, insgesamt nur 26 Studenten erwähnt. Vgl. Forschungsunterlagen Dr. Brigitte Degler-Spengler, StABS PA 1203a (1974), hier die Kennzeichnung nach Kirchspiel (A, L, M, P) und laufender Nummer.

265 RStR P206.

266 1844 wurde ein als Stiftung neu gegründetes Alumneum in der Elisabethenstrasse 26 IX eröffnet, 1852 durch ein Haus in der St. Johanns-Vorstadt 41 IX erweitert und 1854 in die Hebelstrasse 17 IX verlegt. Heinrich Frei. Das theologische Alumneum in Basel 1894–1944. Zur Feier des hundertjährigen Jubiläums seiner Neugründung. Basel 1944.

267 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 41, mit Verweis auf Helvetia Sacra I/1, S. 277–283.

268 Daniel Albert Fechter. Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst (41. Neujahrsblatt für Basels Jugend). Basel 1863, S. 4–11. – Wackernagel Geschichte 2, S. 535–537.

269 Wackernagel Geschichte 2, S. 481f. – Fürstenberger/Ritter 1971. – Davina Benkert. Messbücher und Messrechnungen. Zur Geschichte der Basler Messen bis 1647. In: Peter Rauscher, Andrea Serles (Hg.). Wiegen Zählen Registrieren. Handelsgeschichtliche Massenquellen und die Erforschung mitteleuropäischer Märkte (13.–18. Jahrhundert) (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 25). Innsbruck/Wien/Bozen 2015, S. 69–90.

270 Wim Blockmans. Das westeuropäische Messenetz im 14. und 15. Jahrhundert. In: Hans Pohl unter Mitarbeit von Monika Pohle (Hg.). Frankfurt im Messenetz Europas. Erträge der Forschung (Brücke zwischen den Völkern. Zur Geschichte der Frankfurter Messe. Rainer Koch [Hg.], Bd. 1). Frankfurt a. M. 1991, S. 37–50, hier S. 48. – Franz Irsigler. Zur Hierarchie der Jahrmärkte. In: Spätmittelalter am Oberrhein 2001, Teil 2, Bd. 2, S. 89–99.

271 Fürstenberger/Ritter 1971, S. 42–49.

272 Philippe Broillet et al. Les monuments d'art et d'histoire du Canton de Genève I. La Genève sur l'eau (Les monuments d'art et d'histoire de la Suisse 89). Basel 1997, S. 267–275 (Isabelle Brunier).

273 StABS Handel und Gewerbe N 2a und 2b.

274 Fürstenberger/Ritter 1971, S. 52.

275 Das Haus wurde 1590 abgebrochen. Vgl. Triet/Nagel/Leuenberger 2006, S. 20.

276 Siehe Rolf Soiron. Glieder einer langen Kette. Die Menschen in der «Augenweide» am Basler Rheinsprung. Basel 2007, S. 21–24.

277 Harms 1, S. 130, 132f., 136f. Seit dem Katharinentag 1433 ging man dazu über, das Weinungeld von Steuereinnehmern sammeln zu lassen, so dass seit dieser Zeit die Wirte und Wirtshäuser nicht mehr einzeln aufgeführt werden (ebenda, S. 136).

278 Hersberger-Girardin/Hersberger-Lienhard 1968, S. 57–65. – Triet/Nagel/Leuenberger 2006, S. 18.

279 StABS Ratsbücher A 6, fol. 175v–176v. – 1526 versuchte die Weinleutenzunft, die Zahl der bei ihr nicht zünftigen Herrenwirte einzudämmen, und rechnete dem Rat dreizehn Gasthäuser vor. Allerdings bezeichneten die Weinleute all jene als «Herrenwirte», die Wein bei sich einlagerten, also auch jene Mittelwirte, die dies ohne Erlaubnis taten. Hersberger-Girardin/Hersberger-Lienhard 1968, S. 59.

280 Desiderii Erasmis von Rotterdam Colloquia familiaria oder Gemeinsame Gespräche [...]. Übersetzt von Friederich Romberg. Berlin, 2. Aufl. 1705, S. 357–367.

281 Vgl. zum Folgenden Katharina Simon-Muscheid. Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag (Oberrhein, 14. bis 16. Jahrhundert) (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 193). Göttingen 2004, S. 247–255.

282 Vgl. R. Johanna Regnath. Das Schwein im Wald. Vormoderne Schweinehaltung zwischen Herrschaftsstrukturen, ständischer Ordnung und Subsistenzökonomie. Ostfildern 2008.

283 StABS HGB Blumenrain 3–5.

284 HGB Trillengässlein 4/Schnabelgasse 8 zu 1331 und Gerbergasse 16 zu 1432.

285 Wackernagel Geschichte 2, S. 286.

286 Möhle KdS BS 2016, S. 322.

287 HGB Pfluggässlein 3 zu 1290 und Pfluggässlein 5, Nachbarschaftsangabe 1391 (letztmalige Nennung als Badestube). – BUB 3, S. 139f., Nr. 256 (11. Febr. 1296): Badestube unter dem Kremern. Vgl. Möhle KdS BS 2016, S. 234.

288 Harms 2 und 3, ab 1447/48, S. 245, durchgängig bis zum Ende der Bearbeitungsperiode um 1535. Boten und Spielleute: Harms 2, S. 274, Z. 76–80 (1453/54).

289 Fechter 1856, S. 82. Vgl. Carl Haltaus (Hg.). Das Liederbuch der Clara Hätzlerin aus der Handschrift des Böhmischen Museums zu Prag. Quedlinburg/Leipzig 1840, S. 271–273.

290 Vgl. Albin Kaspar et al. Häuser in Riehen und ihre Bewohner, H. 4. Riehen 2022.

291 Alfred Martin. Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen nebst einem Beitrage zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde. Jena 1906. – Margrit Rageth-Fritz. Die Niedere Badstube zu Burgdorf. In: Burgdorfer Jb 36, 1969, S. 29–72 und 37, 1970, S. 17–89. – Birgit Tuchen. «… wolher ins bad reich und arm …». Die «Obere Badstube» zu Wangen im Allgäu. Archäologie-Museum (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 26). Stuttgart 1994. – Johannes Cramer. Bauarchäologie in Badstuben. In: Dirk Schubert (Hg.). Bauforschung und Archäologie. Stadt- und Siedlungsentwicklung im Spiegel der Baustrukturen. Berlin 2000, S. 163–184. – Birgit Tuchen. Öffentliche Badhäuser in Deutschland und der Schweiz im Mittelalter und der Frühen Neuzeit. Petersberg 2003. – Andrea Nold. Die Krutbadstube – Geschichte und Befunde. In: Archäologische Ausgrabungen im Garten des Palais Besenval in Solothurn (Beiträge zur Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn). Solothurn 2009. – Reto Bucher. Die Obere Badestube von Zofingen wiederentdeckt. In: Heimatkunde Wiggertal 77, 2020, S. 172–179.

292 KMB Inv. 87.

293 Fechter 1856, S. 82. – Wackernagel Geschichte 1, S. 490.

294 RQu 1, S. 41 (1384): Der Rat begrenzte die Provision der «Kuppelmütter» auf ein Drittel der Einkünfte der Prostituierten. Dadurch sollte eine Verschuldung der Frauen und entsprechend ein langes Verweilen unterdrückt werden. Vgl. Arndt Daumen. Städtische Prostitution. In: Spätmittelalter am Oberrhein 2001, Teil 2, Bd. 2, S. 329–334, hier S. 330.

295 1432/33 «Item geben Clewin Hötzlin CXLIIII lb umb daz huse by Rintschuchs thurn da die hupschen frowen in sitzen sollent. Item geben Clewin ze Frödenow CLX guldin ouch daselbs umb zwey huselin da die hupschen fröwen in sitzen sollent, facit CXCII lb» (Harms 2, S. 188, Z. 22–29). HGB Leonhardsgraben alt 367a und b.

296 1431 forderten Abgesandte des Konzils, dass «den Weibspersonen [zu] verbieten [sei], nicht in die Häuser zulauffen, noch auff der Gassen herumb zuschweiffen» (Wurstisen 1580, S. 252), weshalb sie in Häusern unterzubringen waren. – Wackernagel Geschichte 1, S. 490. – In Konstanz ermittelte der mit der Zählung beauftragte Chronist Ulrich Richental eine Zahl von 700 Prostituierten! (Buck/Kraume 2013, S. 220–223).

297 Widmer 1992, S. 74.

298 Buck/Kraume 2013, S. 219.

299 1459/60 «Item Andresen Wiler LXX lb umb das frowenhuse zu der Axen» (Harms 2, S. 300, Z. 42–43). – 1497 zahlten hier neun Frauen neun Schilling Reichssteuer (RStR L371). – HGB Leonhardsgraben Teil von 20, alt 368.

300 RQu 1, S. 203 (1480): Die Prostituierten sollen an den Kohlenberg, auf die Lyss, in die Malzgasse oder zur «Spittelschuren». – Ochs 5, S. 177f., nennt als Datum 1501.

301 Zwinger 1577, S. 173 und 178.

302 Wackernagel Geschichte 2, S. 347. – Falter 1984, S. 26f.

303 Aeneas: Hartmann 1951, S. 29f. – Gattaro: Wackernagel 1885, S. 20f. – Wackernagel Geschichte 2, S. 347. – Siehe S. 245.

304 Sieber-Lehmann 2007, S. 179.

305 Iselin 1869. – Kachler 1975, S. 96–108.

306 Schenk 2012, S. 391.

307 Die Trinkstube zum Brunnen war «wahrscheinlich in Folge der Wirren der 1440er Jahre» geschlossen worden, so Wackernagel Geschichte 2.1, S. 380. – Billo et al. JbAB 2017, S. 108–111.

308 Simon-Muscheid 2003, S. 154f.

309 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 123.

310 von Heusinger 2010, S. 39. Weitere Bereiche der Zunft waren die Bruderschaft und die militärische Einheit, siehe hierzu S. 91f., 132.

311 So jedenfalls in Strassburg, vgl. von Heusinger 2010, S. 50.

312 Martin Möhle. Rathaus – Zunfthaus – Kaufhaus in Basel. In: Rathäuser und andere kommunale Bauten (Jb. für Hausforschung 60). Marburg 2010, S. 307–319, hier S. 309–314.

313 Geering 1886, S. 270–273.

314 Arnaud 2018.

315 In Lübeck wurde die Marktgerechtigkeit um 1300 auf die gesamte Stadt ausgedehnt (Margrit Christensen. Zur Bebauung und zur Handels-, Produktions- und Wohnnutzung des Marktes bis um 1800. In: Horst H. Siewert [Hg.]. Zehn Jahre Weltkulturerbe [Denkmalpflege in Lübeck 2]. Lübeck 1998, S. 46–61, hier S. 47). In Freiburg i. Br. wurde sie 1568 für bestimmte Berufsgruppen gewährt (Ulrich P. Ecker. Gegen «merglich Beteuerung in allen essenden Dingen zu Freiburg». Der Münstermarkt bis zum 19. Jahrhundert. In: eichen wiegen messen um den Freiburger Münstermarkt. Ausst.-Kat. Augustinermuseum Freiburg. Freiburg i. Br. 2003, S. 6–17, hier S. 9).

316 Wackernagel Geschichte 2, S. 420f.

317 Wackernagel 1885, S. 19.

318 HGB Marktplatz, Bauten auf der Allmend, Kramläden (1488–1501).

319 Geering 1886, S. 272. – Zur Safranzunft vgl. auch StABS Bau PP 9 (15. Jh., o. J., hier ist von fünf Läden die Rede).

320 BUB 1, S. 81 (14. Sept. 1230): «[…] *ad superiores macellos*».

321 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 384.

322 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 471–473. Erstmals erwähnt wird das Gewölbe über dem Birsig 1480/81, siehe ebenda.

323 Geering 1886, S. 159f. – Erstmals erwähnt wird der Salzturm als Zollstelle 1362. Nach Eröffnung des Kaufhauses in der Freien Strasse beschränkte sich der Warendurchsatz im 15. Jahrhundert auf das Salz, doch blieben beide Institutionen unabhängig voneinander bestehen, vgl. Weissen 2019, S. 102.

324 Weissen 2019, S. 103.

325 Hans Rudolf Sennhauser. Zurzach – Lage, Dorfbild und historische Bauten. In: Albert Sennhauser, Hans Rudolf Sennhauser, Alfred Hidber (Hg.). Geschichte des Fleckens Zurzach. Zurzach 2004, S. 15–40, hier S. 26–29.

326 Vgl. Julia von Ditfurth. Spätmittelalterliche Kaufhäuser und ihre Architektur als Mittel zur Repräsentation. In: Ochs/Zeilinger 2019, S. 113–144, hier S. 129. Die Verfasserin meint jedoch das Basler Kaufhaus typologisch von den *Fondaci* unterscheiden zu müssen.

327 Wackernagel Geschichte 2, S. 921.

328 Wackernagel Geschichte 2, S. 313ff. und 921ff. – Hans-Rudolf Hagemann. Basler Rechtsleben im Mittelalter, Bd. 1. Basel 1981, S. 187–196. – Egger 2012, S. 18–31.

329 Baer KdS BS 1941, S. 477–479, 487–490. – Reicke/Vonder Mühll 2008. – Entgegen der in der Literatur vertretenen Auffassung, dass die Strebepfeiler anlässlich der Einwölbung nachträglich angefügt wurden, konnte 2011 festgestellt werden, dass diese im Mauerverband mit den Wänden stehen und somit von Anfang an vorhanden waren.

330 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019.

331 Baer KdS BS 1941, S. 419–422. – Cornelia Alder et al. Eine romanische Kirche unter der ehemaligen St. Johanneskapelle am Münsterplatz. In: JbAB 2002, S. 79–95, hier S. 89f.

332 Harms 2, S. 66, Z. 64f. und S. 71, Z. 14f. (1395/96 und 1397/98).

333 Baer KdS BS 1941, S. 174. – Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 282–293.

334 Maurer KdS BS 1961, S. 316–320. – Werner Stöckli, Daniel Reicke. Die bauanalytischen Untersuchungen der Martinskirche von 1982. In: JbAB 1999, S. 269–286.

335 Maurer KdS BS 1966, S. 419–422.

336 Baer KdS BS 1941, S. 323. – Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 179–184.
337 Maurer KdS BS 1966, S. 3–201. – Meles 2010.
338 Maurer KdS BS 1961, S. 141–294. – Habicht/Matt 2008. – Anne Christine Brehm. Hans Niesenberger von Graz. Ein Architekt der Spätgotik am Oberrhein. Basel 2013, S. 246–263.
339 Baer KdS BS 1941, S. 218. – Marc Fehlmann, Thomas Hofmeier. Die Barfüsserkirche (Basler Kostbarkeiten 39). Basel 2018. – Frank Löbbecke. Fassade im Wandel. Die Westfassade der Barfüsserkirche. In: JbKDBS 2018, S. 58–61. – Flatscher/Bernasconi 2020, S. 138–147.
340 Maurer KdS BS 1961, S. 295–300.
341 Baer KdS BS 1941, S. 92–97. – Bernard Jaggi, Daniel Schneller. Die St. Alban-Kirche: Basels älteste Klosterkirche erwacht aus dem Dornröschenschlaf. In: JbKDBS 2012, S. 29–35. – Bernard Jaggi. Auf den Spuren der ältesten Klosterkirche Basels. In: JbKDBS 2013, S. 58–61.
342 Baer KdS BS 1941, S. 345–350.
343 Baer KdS BS 1941, S. 363–365. – Brigitte Degler-Spengler. Das Klarissenkloster Gnadental in Basel 1289–1529 (Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 3). Basel 1969, S. 22–29.
344 Maurer KdS BS 1966, S. 214f. – Rudolf Moosbrugger-Leu et al. Die Predigerkirche in Basel (Materialhefte zur Archäologie in Basel 2). Basel 1985. – JbAB 2005, S. 339–341.
345 Baer KdS BS 1941, S. 430.
346 Maurer KdS BS 1961, S. 13–139. – Dorothea Schwinn, Bernard Jaggi. Das Kloster Klingental in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 473). Bern, 3., vollst. überarb. Aufl. 1990. – Bernard Jaggi. Kloster Klingental. Die Baugeschichte des Gründungsbaus als Lehrpfad am Objekt [Begleitbroschüre zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Kleines Klingental]. Basel 2002.
347 Harms 2, S. 68, Z. 85f. (1396/97). – Baer KdS BS 1941, S. 308. – Conradin Badrutt. Claraplatz 6, Basel – Clarakirche (2005/814). In: JbAB 2005, S. 172–175. – Ackermann/Wollmann 2009 (2).
348 Maurer KdS BS 1966, S. 328–330. – Conradin Badrutt. Theodorskirchplatz 5 – Theodorskirche (2917/764). In: JbAB 2007, S. 257–260.
349 Lucas 2017, S. 126. – Auf das Gewölbe von 1488 trifft diese Aussage jedoch nicht zu.
350 Baer KdS BS 1941, S. 452, Anm. 2, verweist darauf, dass eine Auflistung der nicht-baslerischen Donatoren noch nicht geschrieben sei. – Vgl. Lucas 2017, S. 123–177.
351 Baer KdS BS 1941, S. 525–531 und 540–552.
352 Baer KdS BS 1941, S. 29f.
353 Platter ed. Lötscher 1987, S. 75.
354 Baer KdS BS 1941, S. 401. – Vgl. Martin Illi. Sterben, Tod und Friedhof. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Ausst.-Kat. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Stadt Zürich (Hg.). Stuttgart 1992, S. 471–479.
355 Hartmann 1951, S. 25.
356 Möhle 2014 (1) und Möhle 2014 (2).
357 Karl Stehlin. Baukunst, Bildhauerei. In: Festschrift zum 400. Jahrestage des Ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen 13. Juli 1901. Basel 1901, S. 329. – Der Verweis auf die Vorhalle des karolingischen Klosters Lorsch, den Andreas Beyer 2014 anlässlich eines Symposions im Basler Rathaus gab, zeigt formale Parallelen der Proportionierung und Gliederung auf.
358 Albrecht 2004, S. 255.
359 Jürgen Paul. Die mittelalterlichen Kommunalpaläste in Italien. Diss. Freiburg i. Br. Köln 1963.
360 Möhle 2014 (1), S. 16.
361 Albrecht 2002.
362 Arnaud 2018.
363 Michael Schmidt. *reverentia* und *magnificentia*. Historizität in der Architektur Süddeutschlands, Österreichs und Böhmens vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. Regensburg 1999.
364 Bonjour 1951, S. 147–379. – Werner Meyer. Basel 1501: Die Reichsstadt wird Mitglied in der Eidgenossenschaft. In: Basel 1501–2001 Basel (179. Njbl. der GGG). Basel 2001, S. 11–52.
365 Heusler 1860, S. 427–431.
366 Auf die Diskussion, ob damit die «Frühe Neuzeit» eingeläutet wurde, kann hier nicht eingegangen werden. Vgl. Wolfgang Behringer. Frühe Neuzeit. In: Friedrich Jaeger (Hg.). Enzyklopädie der Neuzeit Online, 2019, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_267907.
367 Heinz Schilling, Stefan Ehrenpreis. Die Stadt in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie Deutscher Geschichte 24). Berlin/Boston, 3., um einen Nachtrag erw. Aufl. 2015, S. 37–48.
368 Gabriele Mentges. Kleiderordnung. In: Friedrich Jaeger (Hg.). Enzyklopädie der Neuzeit Online, 2005–2012, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_293224. Im Zeitraum 1550–1650 sei die Anzahl der Kleiderordnungen, die im Unterschied zu den mittelalterlichen generellen Luxusverboten sozial distinguierenden Charakter hatten, besonders gross gewesen. – Zu den Basler Kleiderordnungen Margret Ribbert. Auf Basler Köpfen. Kulturgeschichtliche Aspekte von Hüten, Hauben, Mützen … (181. Njbl. der GGG). Basel 2003, S. 28–31.
369 StABS STA Bf 1 A (1452–1797).
370 StABS STA Bf 1 A 1-17 (1. April 1529) und STA Bf A 4-79 (26. April 1637).
371 Christoph Kampmann et al. Einleitung. In: dies. (Hg.). Neue Modelle im Alten Europa. Traditionsbruch und Innovation als Herausforderung in der Frühen Neuzeit. Köln/Weimar/Wien 2012, S. 7–17.
372 von Greyerz 2000, S. 92.
373 Bonjour 1951, S. 151.
374 Burckhardt 1957, S. 31.
375 Bonjour 1951, S. 172.
376 Martin Steinmann. Basel und die Basler – Eine historische Einführung, vor allem zum 16. bis 18. Jahrhundert. In: Goer et al. 2018, S. 11–16, hier S. 16.
377 Braunfels 1987, S. 72. – Zu Zürich heisst es: «Die ganze Stadt erstarrte zur gepflegten Stube» und «Gäbe es Analysen für die Neurosen von Städten – Zürich wäre ein interessantes Beispiel für die Wendung aller Kulturanstrengungen nach innen, wo alles nach außen Gerichtete mißdeutet wurde» (ebenda, S. 69).
378 «Namentlich in den oligarchisch regierten Reichsstädten standen umfassenderen planerischen Eingriffen zahlreiche Hindernisse entgegen, so vor allem das freie Besitzrecht an Grundstücken und Häusern.» Bernd Roeck. Lebenswelt und Kultur des Bürgertums in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie Deutscher Geschichte 9). München, 2., um einen Nachtrag erw. Aufl. 2011, S. 7.
379 Barraud Wiener/Jezler KdS ZH 1999, S. 291 und 293.
380 Schweizer 1910, S. 185.
381 Rudolf Wackernagel. Das Kirchen- und Schulgut des Kantons Basel-Stadt. In: Beiträge zur vaterländischen Geschichte 13, 1893, S. 83–139. – Schweizer 1910.
382 Wackernagel Geschichte 3, S. 395. – Baer KdS BS 1941, S. 215, Anm. 2.
383 Reformationsordnung (Mandat vom 1. April 1529), StABS STA Bf 1 A 1-17. Abgedruckt in: Ernst Staehelin (Hg.). Das Buch der Basler Reformation. Zu ihrem vierhundertjährigen Jubiläum im Namen der evangelischen Kirchen von Stadt und Landschaft Basel herausgegeben. Basel 1929, S. 192–213, hier S. 199.
384 Ein «Pfrundhaus» ist in diesem Fall die einem Kaplan zur Verfügung gestellte, zu der Pfründe an einem Altar gehörende Amtswohnung. Der Begriff kann auch die zweite Bedeutung eines zu einem Kloster oder Spital gehörenden Betagtenwohnhauses haben, in dem Personen lebten, die sich mit einer Geldsumme (Pfründe) ein Wohnrecht auf Lebenszeit gekauft hatten. DRW, https://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige?index=lemmata&term=Pfruendhaus.
385 Zwinger 1577, S. 173, 177 und 195.
386 Peter Roth. Das Almosen im Kreuzgang. In: 1000 Jahre Basler Geschichte 2020, S. 94–111, hier S. 97.
387 BChr 1, S. 485.
388 BChr 1, S. 106. – Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 495.
389 Harms 3, S. 398 (1529/30).

390 Beat Rudolf Jenny. Humanismus und städtische Eliten in Basel im 16. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Basler Lateinschulen von 1529–1589. In: Werner Meyer, Kaspar von Greyerz (Hg.). Platteriana. Beiträge zum 500. Geburtstag des Thomas Platter (1499?–1582) (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 175). Basel 2002, S. 77–121. – Frank Löbbecke. «Mit schwerem costen zugericht». Das Gymnasium am Münsterplatz – Neue Erkenntnisse zu einer alten Schule. In: JbKDBS 2014, S. 60–62.

391 Bonjour 1960, S. 145f.

392 Anne Nagel, Hans Ritzmann. Eine wiederentdeckte Kirchenfassade. Haus zum Erker, Spalenvorstadt 6. In: JbKDBS 2013, S. 62–65.

393 Baer KdS BS 1941, S. 218–220.

394 Robert Jütte. Klimabedingte Teuerungen und Hungersnöte. Bettelverbote und Armenfürsorge als Krisenmanagement. In: Wolfgang Behringer, Hartmut Lehmann, Christian Pfister (Hg.). Kulturelle Konsequenzen der «Kleinen Eiszeit». Cultural Consequences of the «Little Ice Age» (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 212). Göttingen 2005, S. 225–237.

395 Gilomen 1984, S. 134–140.

396 Wackernagel Geschichte 3, S. 397.

397 RQu 1, S. 370–373, Nr. 165. – Wackernagel Geschichte 3, S. 393. – Der Quellenbegriff ist «zu einem erbe» oder «in emphiteosim» (BUB 3, S. 179 und 309; St. Peter Urk. 653). P. Toubert. Emphyteusis, Erbleihe. In: LexMA 3, Sp. 1892–1895.

398 Gilomen 1984, S. 140.

399 RQu 1, S. 370 (26. Nov. 1527). – Kaufmann 1949, S. 54.

400 RQu 1, S. 256 (1. Mai 1526).

401 «Weliche ire hüser oder gůter nit in eeren halten und gůtem buw, also das sy die nit besorgen nach gůter noturft, dero ieder verbesseret zehen pfunt.» RQu 1, S. 303 (15. Juni 1534). «Verbessern» bedeutet in alter Rechtssprache «durch Strafzahlung sühnen», vgl. Grimms dt. Wörterbuch, Bd. 25, Sp. 107.

402 1518/19 «Item IIIIcXLIX lb XVII ß X d geben umb die acht huszlin so in der Maltzgassen ligend erkoufft sind. Item XLII lb XII ß IIII d an denselben huszlin verbuwen.» Harms 3, S. 284. – Kaufmann 1949, S. 83.

403 Gönnenwein 1948, S. 103. – LexMA 1, Sp. 1670: Bauordnung (Baurecht): «Durch Brand oder Abbruch entstandene Baulücken mussten in kurzer Frist geschlossen, oder das Grundstück musste an einen baufähigen Bürger abgegeben werden.» – Isenmann 2014, S. 464f., nennt als Beispiel die Windsheimer Reformation von 1521, welche die Verwahrlosung der Häuser als moralischen Fehler des Eigentümers wertete.

404 Renate Pieper. Preisrevolution. In: Michael North (Hg.). Von Aktie bis Zoll. Ein historisches Lexikon des Geldes. München 1995, S. 312–315, hier S. 315. – Rainer Metz. Preisrevolution. In: Friedrich Jaeger (Hg.). Enzyklopädie der Neuzeit Online, 2019, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_SIM_330646.

405 «Item man sol dhein ligend gůt nit verkoufen one der eignen hand wüssen, deren darzů verkunt sol werden, und sol alles vor gricht geschechen. Wer das nit halt, der verbessert drü pfunt und sol der kouf nit craft han.» RQu 1, S. 303 (15. Juli 1534).

406 Hans Füglister. Handwerksregiment. Untersuchungen und Materialien zur sozialen und politischen Struktur der Stadt Basel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 143). Basel/Frankfurt a. M. 1981, S. 16. Füglister folgert, dass mit diesem Erlass offenbar nur eine schon geübte Praxis rechtlich verbindlich wurde.

407 StABS GA W.

408 Uwe Schultz. Erasmus von Rotterdam. Der Fürst der Humanisten. Ein biographisches Lesebuch. München 1998, S. 119.

409 «Von der wunderbarlichen Jnnsel Utopia genant das ander Buoch». Basel 1525. – Guido Kisch. Claudius Cantiuncula. Ein Basler Jurist und Humanist des 16. Jahrhunderts. Basel 1970.

410 Sämtliche Druckerzeugnisse aus den Jahren 1468–1830 werden im «Index typographorum editorumque Basiliensium» (ITB) erfasst: https://ub.unibas.ch/de/historische-bestaende/index-typographorum-editorumque-basiliensium.

411 Lorenz Heiligensetzer. Die Geschenke der Basler Drucker. In: Heiligensetzer et al. 2005, S. 121f.

412 Rudolf Wackernagel. Rechnungsbuch der Froben & Episcopius, Buchdrucker und Buchhändler zu Basel 1557–1564. Basel 1881.

413 Steinmann 2010, S. 80.

414 Johan Gerritsen. Printing At Froben's: An Eye-Witness Account. In: Studies in Bibliography 44, 1991, S. 144–163.

415 Index Avctorvm, Et Librorum, qui ab Officio Sanctae Rom. & Vniuersalis Inquisitionis caueri ab omnibus et singulis in uniuersa Christiana Republica mandantur [...]. Rom 1559, o. P.

416 Steinmann 2010, S. 97.

417 Röthlin 1986, S. 13–25.

418 Ochs 6, S. 492. – Geering 1886, S. 446.

419 Burckhardt 1957, S. 47.

420 Wackernagel Geschichte 2, S. 395 und 418. – Burckhardt 1957, S. 48.

421 Burckhardt 1957, S. 49.

422 Wolfgang Wüst. Die süddeutsche Textillandschaft 1500–1800. In: Karl Borromäus Murr et al. (Hg.). Die süddeutsche Textillandschaft. Geschichte und Erinnerung von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart (Franconia 3, Beihefte zum Jb für fränkische Landesforschung). Augsburg 2010, S. 9–38, hier S. 11.

423 Geering 1886, S. 492.

424 Mandate vom 2. Juni 1574: StABS Bf A 1-56, vom 9. April 1636: Bf 1 A 4-77, vom 15. Juni 1707: Bf 1 A 7-10. – Vgl. Leonhard Oser. Die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung der Stadt Basel. In: Beiträge zur vaterländischen Geschichte 1, 1839, S. 212–245, hier S. 233.

425 StABS Hausurkunden 76 (29. Okt. 1571).

426 Thomas Lutz in Nagel KdS BS IX (in Vorbereitung).

427 Pfister 1984. – Hess/Loescher 2012, S. 114 und 280f. – Wolfgang Loescher. Der Kunstschrank aus dem Museum Faesch (Basler Kostbarkeiten 33). Basel 2012.

428 Kat. Wettstein 1998, S. 22.

429 Röthlin 1986, S. 15f. und 88–168.

430 Amy Nelson Burnett. Ausbildung im Dienst der Kirche und Stadt. Die Universität Basel im Zeitalter der Renaissance und Reformation. In: Martin Wallraff (Hg.). Gelehrte zwischen Humanismus und Reformation. Kontexte der Universitätsgründung in Basel 1460 (Litterae et Theologia 2). Berlin/Boston 2011, S. 47–71.

431 Bonjour 1960, S. 144. – https://unigeschichte.unibas.ch/aufbrueche-und-krisen/aufschwung-und-internationalisierung-im-16-jh.

432 Möhle/Möhle 2005, S. 87–91. – Lorenz Heiligensetzer. Die Klosterbibliotheken. In: Heiligensetzer et al. 2005, S. 122–125.

433 Andreas Staehelin. Geschichte der Universität Basel 1632–1818. Basel 1957, S. 434–439 – Beat Schmid. Von Kugeln, Kästlein und einem Sack: Ballotieren in Basel – Ein Verfahren und seine Wirkung. In: Tina Asmussen et al. (Hg.). Materialized Histories. Eine Festschrift 2.0, 16.9.2021, https://mhistories.hypotheses.org/4517. – 1718 wurde schliesslich ein Losverfahren eingeführt, Katja Rost, Malte Doehne. «Die Wahl zu Dreyen». Die Zufallswahl von Professoren an der Universität Basel im 18. Jahrhundert. In: Zs. Führung und Organisation 88, 2019, H. 3, S. 169–174.

434 Bonjour 1960, S. 242–257.

435 Franz-Josef Sladeczek. «Cabinet mit Bibliothec und übrigen Raritäten ...». Basels frühe Rolle als Kunststadt im Spiegel seiner Privatsammlungen. In: Die grosse Kunstkammer 2011, S. 16–28, hier S. 21f. – Lothar Schmitt. Der Nachlass des Erasmus von Rotterdam. Grundstock des Amerbach-Kabinetts. In: ebenda, S. 30–40. – Sabine Söll-Tauchert. «ein ansehnlicher Schatz von allerley alten Münzen, Kunst und Rariteten». Das Amerbach-Kabinett. In: ebenda, S. 42–58.

436 Johannes Stoffler. Der Garten der Alten Universität Basel. Vom Hortus medicus zum neuen Lustgarten. In: k + a 67, 2016, H. 3, S. 4–10. – Allgemein Falter 1984, hier S. 20–30.

437 https://herbarium.unibas.ch/de. Caspari Bauhini. Basil. Archiatri Catalogus plantarum circa Basileam. Basel 1622.

438 Rieder/Rieder/Suter 1979.

439 «In suburbio S. Ioannis, Ioan. Iacobus Loss uir magnificus hortum se dignum colit: in quo Citrorum arborum generis differentias aliquas uidi, ut Arantias & Limones adultas & Prunos Vngaricas: & Libonatidis coronariae plantas pulchre digestas & acetosam Gallicam &c.» Conrad Gessner. Horti Germaniae. In: Valerius Cordus. In hoc volumine continentur Valerii Cordi Simesusii annotationes in Pedacii Dioscoridis Anazarbei de medica materia libros V. Strassburg 1561, fol. 236–287, hier fol. 238v.

440 Hans Bock d. Ä. Bildnis des Felix Platter, 1584. KMB Inv. 84.

441 Jaggi/Nagel JbKDBS 2012. – Lea Dauwalder, Luc Lienhard. Das Herbarium des Felix Platter. Bern 2016.

442 Das von Platter erstellte Verzeichnis seiner Einnahmen 1558–1612 enthält Beträge «Mein cabinet und garten zezeigen» sowie «vom veltbau in gelt aus pomerantzen, limonen beumen in gelt 1255 lb 6 ß 8 d, öpfel (on die aquam ex foliis) in gelt 27 lb 11 ß 10 d, aus rosmarin in gelt 265 lb 12 ß 8 d, aus plantis in gelt 502 lb 5 ß 9 d». Platter ed. Lötscher 1976, S. 528 und 530. – Eeva Ruoff. Basler Gärten im Mittelalter. In: [Ausst.-Katalog] Gärten in Basel. Geschichte und Gegenwart. Stadt- und Münstermuseum Kleines Klingental Basel, 26.4.–28.9.1980, S. 7–12, hier S. 10. – Gudrun Piller. «viel tausendt Kunststücke unnd Wunderwerck der Natur». Die Sammlung des Stadtarztes Felix Platter (1536–1614). In: Die grosse Kunstkammer 2011, S. 70–80, hier S. 73.

443 Barbara Brauckmann. Zürich und Basel in der Mitte des 16. Jahrhunderts: Massnahmen der Ärzte Gessner, Zwinger, Platter und Paracelsus gegen den «Schwarzen Tod». In: Urs B. Leu, Peter Opitz (Hg.). Conrad Gessner (1516–1565). Die Renaissance der Wissenschaften/The Renaissance of Learning. Berlin/Boston 2019, S. 237–252. – Josef Anton Häfliger. Das Apothekenwesen Basels. In: BZ 36, 1937, S. 2–205 und 37, 1938, S. 2–146.

444 HMB Inv. 2019.357. – Möhle 2020, S. 64f. – Susanna Burghartz. Die Wappenscheibe der Medizinischen Fakultät aus dem Jahr 1613. In: JbHMB 2019, S. 27–31.

445 StABS GA J 9, S. 64 (16. Aug. 1682); Brand G 5, Nr. 1248/1248A (1830).

446 Paris, Bibliothèque nationale de France. Réserve Fol-Qb-201 (21).

447 1682 wurde die Liegenschaft Malzgasse 30 aus der Hand des Buchhändlers Johannes Brandmüller an den Handelsmann Gedeon Sarasin verkauft. Ältere Nachrichten enthält das Historische Grundbuch nicht.

448 Platter ed. Lötscher 1987, S. 226, Nr. 912. – 1650 wurde die Liegenschaft verkauft, und zwar mit Behausung, Schüren, Stallung, Baum- und Krautgarten. StABS HGB Sternengässlein 17, 19, 21. – Das Gebäude findet sich nur auf der Radierung von 1617, nicht auf der gezeichneten Version der Planvedute von 1615.

449 Boerlin 1976, S. 122–125.

450 Michael Raith. Basel und seine Landgemeinden Riehen, Bettingen und Kleinhüningen. In: Kreis/von Wartburg 2000, S. 355–359, hier S. 357, mit Verweis auf StABS Gemeinden R 6, Nr. 18. – Nagel/Spechtenhauser 2014, S. 4.

451 Clewin Zaeslein. Zur Soziologie baslerischer Landsitze. In: BJb 1972, S. 58–71, hier S. 58.

452 Heyer KdS BL 1969, S. 232.

453 Heyer KdS BL 1969, S. 217.

454 Heyer KdS BL 1969, S. 237.

455 Heyer KdS BL 1969, S. 366.

456 «han 4. vaccas, 4. vitulos, et asinum, domi duas capras, duos anseres, octo sues, foris gallinas circiter 30. gallos 2. columbas 14. müss und ratzen weiss nit wie vill.» Achilles Burckhardt (Hg.). Thomas Platters Briefe an seinen Sohn Felix. Basel 1890, S. 33.

457 Thomas Platter. Lebensbeschreibung. Mit einem Vorwort von Walter Muschg. Alfred Hartmann (Hg.). Basel 1944, S. 139f. – Platter ed. Lötscher 1987, S. 119–121.

458 Heyer KdS BL 1969, S. 249–266.

459 Vitruvius – Des aller namhafftigisten unnd Hocherfarnesten Römischen Architecti unnd Kunstreichen Werck oder Bawmeysters Marci Vitruvii Pollionis Zehen Bücher von der Architectur und künstlichem Bawen [...]. Basel 1575. – Das Exemplar aus der Bibliothek des Andreas Ryff befindet sich heute in der UB Basel: UBH CH II 47.

460 Strübin Rindisbacher 2002, S. 74.

461 Becker 1994. – Möhle 2018 (1), S. 17–30.

462 E. A. Gessler. Basler Wehr- und Waffenwesen im 16. Jahrhundert (116. Njbl. der GGG). Basel 1938. Zu den Wachordnungen S. 13–17. – Frauchiger/Starck 2022.

463 Beat von Scarpatetti. Basels Stadtregiment im 16. Jahrhundert im Spiegel seiner Wochenausgaben-Bücher: ein Profil seiner Prioritäten. In: Schneller/Lassau 2021, S. 47–54.

464 Stachelschützenhaus (Petersplatz 10), anstelle eines Vorgängergebäudes 1519/20 neu erbaut IX. Schützenhaus (Schützenmattstrasse 56), inschriftlich 1561 datiert, Strübin Rindisbacher 2002, S. 134–137.

465 Wurstisen/Bruckner 3 (1779), S. 56. – Sandra Fiechter. Das grosse Gesellenschiessen in Basel 1605 (Basler Kostbarkeiten 11). Basel 1990.

466 Werner Meyer. Wettkampf, Spiel und Waffenübung in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft. In: Schweizer Beiträge zur Sportgeschichte 1, 1982, S. 9–18.

467 Valentin Groebner. Pensionen. In: HLS, Version vom 3.11.2011, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010241/2011-11-03. – Philippe Henry, Philipp Krauer. Fremde Dienste. In: ebenda, Version vom 31.10.2023, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008608/2023-10-31. – von Greyerz 2000, S. 89.

468 Chronik des Fridolin Ryff 1514–1541, BChr 1, S. 117f.

469 Büchi 2021, S. 55–57.

470 Fischer 1996. – Büchi 2021.

471 StABS Bau Z 1, ediert von Büchi 2021, S. 123–145. Die vier Pläne: StABS PLA T 4, ediert ebenda, S. 147–219.

472 Ulrich Barth. Die Grossbasler Rheinmauer zwischen Wettsteinbrücke und Mittlerer Brücke. In: BStb 1987, S. 149–158.

473 Eine ausführliche Darlegung der Bau- und Planungsgeschichte bietet Büchi 2021.

474 Andreas Heusler. Mittheilungen aus den Basler Rathsbüchern aus den Zeiten des dreissigjährigen Krieges. In: Beiträge zur vaterländischen Geschichte 8, 1866, S. 173–343, hier S. 206f.

475 Büchi 2021, S. 98.

476 Robert Stritmatter. Die Stadt Basel während des Dreissigjährigen Krieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen (Europäische Hochschulschriften III 84). Bern/Frankfurt a. M./Las Vegas 1977, S. 61–78.

477 Nicht eindeutig ist, ob dieses Bastionen waren, wie sie Merian in der «Topographia Helvetiae» 1642 darstellte, oder von der Mauer losgelöste Ravelins ausserhalb des Grabens, wie eine Karte um 1680 zeigt. Büchi 2021, S. 78f.

478 Büchi 2021, S. 99. Ein Argument dafür, dass die «Kartäuserbastion» doch gebaut wurde, ist die Darstellung auf dem Plan Georg Friedrich Mayers aus den 1680er-Jahren (StABS PLA A 1, 113 Nr. 1). Auf Emanuel Büchels Rheinansicht von 1743 ist davon jedoch keine Spur zu sehen (British Museum London, Inv. 1958,0712.951).

479 Büchi 2021, S. 118f.

480 Franz Egger, Brigitte Meles. Der Bauernkrieg von 1653. In: Kat. Wettstein 1998, S. 206–209.

481 Christian Wurstisen. Epitome Historiae Basiliensis, Praeter Totivs Ravricae Descriptionem, Vrbis Primordia, Antiquitates, res memorandas, clarorum ciuium monumenta, caeteraq[ue]; his similia complectens: una cum Episcoporum Basiliensium catalogo. Basel 1577. – Christian Wursteisens Kurzer Begriff der Geschichte von Basel, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehret von Jakob Christoph Beck. Basel 1757.

482 Wurstisen 1580.

483 Felix Platter. Der Stat Basell Beschreibung. MS 1611. UB Basel, A lambda III 3:6b . – Ders. Siben Regierende Pestelentzen, oder Sterbendt, ze Basel, die ich erlebt hab, vnd darby gewesen, auch in fünf letzten, als ein Artzet vilen gerathen vnd [...]. MS 1611. UB Basel, A lambda III 5a.

484 Platter ed. Lötscher 1987. – Nicht übereinstimmend mit dem Buchtitel «Beschreibung der Stadt Basel 1610 und Pestbericht 1610/11», datiert Lötscher in der Einleitung S. 2f. die Abfassung beider Manuskripte «nach März 1611» bis Juli 1611.

485 StABS Handel und Gewerbe RR 10. – Rott 1936, S. 131f.

486 Brief von Erasmus an Pieter Gillis vom 29.8.1526. In: Helen Mary Allen, Percy Stafford Allen. Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami. Denuo recognitum et actum, Bd. 6. Oxford 1926, S. 392. Jochen Sander. Hans Holbein d. J. Tafelmaler in Basel 1515–1532. München 2005, S. 20.

487 Stefan Hess. Die Suche nach dem Stadtgründer (198. Njbl. der GGG). Basel 2020, S. 93–100.

488 Elisabeth Landolt. Die Statue des Munatius Plancus und der Bildhauer Hans Michel. In: BStb 1980, S. 235–240. – Martin Möhle. Göttinnen vom Nadelberg. Brunnenfiguren von Hans Michel und Balthasar Hüglin. In: JbHMB 2008, S. 35–56, hier S. 39f. – Stephan Gasser. Die Renaissanceskulptur nördlich der Alpen auf dem Gebiet der heutigen Schweiz. In: ZAK 73, 2016, H. 1–2, S. 25–44, hier S. 31–34.

489 Brigitte Meles. Die Statue der Justitia, früher Maria mit dem Kind. In: Kat. Wettstein 1998, S. 156–159.

490 Andreas Staehelin, Ulrich Barth. Der Baselstab. In: BStb 1975, S. 148–178.

491 HMB Inv. 1875.78.

492 «Erdbebenbild», HMB Inv. 1870.896. – Lucas 2017, S. 78–83.

493 Schedel 1493, fol. 244.

494 StABS Ratsbücher A 1, fol. VIIIv, BChr 4, S. 149–151.

495 HMB Inv. 1916.425. – Laut Habicht/Matt 2015, S. 120, befand sich das Wappenrelief ursprünglich am Zeughaus.

496 HMB Inv. 1899.274.

497 Möhle 2014 (1), S. 24f.

498 Susanna Burghartz. Das 17. und das 18. Jahrhundert. In: Kreis/von Wartburg 2000, S. 115–147, hier S. 133–136.

499 Burckhardt-Werthemann 1914, S. 3–44.

500 Basler Bauten des 18ten Jahrhunderts. Ingenieur- & Architekten-Verein Basel (Hg.). Basel 1897, S. 3f. – Zum Basler Baugewerbe im 18. Jahrhundert Müller 1971, S. 21–29.

501 Röthlin 1986, S. 27f.

502 Dazu Wilhelm Theodor Streuber 1854: «1715 und 1725 wurden für Stadt und Land sogen. Reformations- und Polizei-Ordnungen erlassen, von denen vorauszusehen war, dass ihnen wegen der Strenge und der Umständlichkeit der Vorschriften nicht nachgelebt werden würde. Noch 1780 liess der Rath mit lächerlicher Pedanterie Aufwandgesetze und Kleiderordnungen erneuern, als bereits kein menschliches Machtgebot mehr den aus Frankreich einreissenden Moden Halt zu gebieten vermochte» (Streuber 1854, S. 166).

503 Jan de Vries. The Industrious Revolution. Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present. Cambridge u. a. 2008. – Burghartz/Herren 2021, S. 85–87.

504 Max Weber. Die protestantische Ethik und der «Geist» des Kapitalismus. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 20 (N. F. 2), 1905, S. 1–54 und 21 (N. F. 3), 1905, S. 1–110.

505 Arthur Vettori. Finanzhaushalt und Wirtschaftsverwaltung Basels (1689–1798). Wirtschafts- und Lebensverhältnisse einer Gesellschaft zwischen Tradition und Umbruch. Basel/Frankfurt a. M. 1984, S. 253–262.

506 Germann 1980, S. 173–188.

507 Meyder 2010.

508 Online: https://doi.org/10.3931/e-rara-90. – Köhler 1997. – Die Rezeption im deutschsprachigen Raum förderte die 1699 erschienene Übersetzung des an der Wolfenbütteler Ritterakademie lehrenden Mathematikers und Baumeisters Leonhard Christoph Sturm (ebenda, S. 78).

509 Köhler 1997, S. 139–149. – Meyder 2010, S. 54–60.

510 Zuerst bemerkt von Karl Stehlin, siehe Roth 1912, S. 195–245. – Burckhardt-Werthemann 1914, S. 14. – Bürgerhaus BS 2, S. 32–35. – Gampp 2012, H. 1, S. 77–92.

511 Briseux 1728. – Der Buchtitel «Architecture moderne» bezieht sich auf die «*Querelle des Anciens et des Modernes*» an der Pariser Académie.

512 Norbert Elias. Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 423). Frankfurt a. M., 6. Aufl. 1992, S. 68–101 [zuerst 1969].

513 Hans-Georg Gadamer. Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1960, S. 32f.

514 Rott 1917, S. 150–160 und passim. – Renner 1938. – Gampp 2012, S. 78, Anm. 10, zweifelt ohne vernünftigen Grund an der Herkunft Lefèbvres aus Brüssel. Offenbar hegte Lefèbvre Ressentiments gegen Franzosen, da Familiengüter beschlagnahmt worden waren (Rott 1917, S. 131, Anm. 3 und 150).

515 Renner 1938, S. 214.

516 Hierzu und zu Folgenden Roth 1912, S. 216–224.

517 Thieme-Becker 27/28, S. 364.

518 Müller 1971, S. 23.

519 Wolfgang Loescher. Zwischen Fürstenhof und Zunftgesellschaft. Der Basler Ebenist, Markgräfliche Baumeister und Hofschreiner Johannes Tschudy (1672–1736). In: JbHMB 2007, S. 13–26, hier S. 15.

520 Lebensdaten: 1669–1748. Faesch war Jurist, ab 1669 in baden-durlachischen Diensten, später Minister des Herzogs von Württemberg in Paris. F. A. Stocker. Das Geschlecht der Fäsch zu Basel. Aus dem Fäsch'schen Familienbuch. In: Vom Jura zum Schwarzwald. Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz 6, 1889, S. 241–263, hier S. 251. – Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Baumeister und Ingenieur in sächsischen Diensten (1680–1749). Samuel Schüpbach-Guggenbühl. Johann Rudolf Faesch. In: HLS, Version vom 10.11.2004, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/023667/2004-11-10.

521 Adolf Reinle. Kunstgeschichte der Schweiz. Die Kunst der Renaissance, des Barock und des Klassizismus (Joseph Gantner, Adolf Reinle. Kunstgeschichte der Schweiz von den Anfängen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts 3). Frauenfeld 1956, S. 274f.

522 Möhle KdS BS 2016, S. 463, Anm. 445.

523 Nagel/Spechtenhauser 2014, S. 41 und 45f.

524 Huggel 2004, S. 18.

525 Huggel 2004, S. 14. – Ulrich Schütte. Architekt und Ingenieur. In: «Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg & Frieden» (Ausst.-Kat. der Herzog-August-Bibliothek 42). Wolfenbüttel 1984, S. 18–27, hier S. 22–24.

526 So zum Beispiel am Rollerhof (Münsterplatz 20 VII 92), Huggel 2004, S. 139.

527 Müller 1971, S. 142.

528 A. Bernus. La Famille parisienne des Formont dans le Refuge. In: Bulletin historique et littéraire (Société de l'Histoire du Protestantisme Français). Vol. 39, No. 11 (15. Nov. 1890), S. 609–611.

529 Albert Burckhardt-Finsler. Mitteilungen aus einer Basler Chronik des beginnenden XVIII. Jahrhunderts. In: BJb 1892, S. 165–196, hier S. 191f.

530 StABS Bild Falk Fa 2, 5.

531 Winiger-Labuda KdS GE 2023, S. 100–113 und 214–223.

532 Müller 1971, S. 106.

533 Falter 1984, S. 23.

534 Hirschfeld 1785, S. 75–77. – Falter 1984, S. 25.

535 Zur Datierung der grossen Stadtansichten Büchels Beat Trachsler/KMB. Emanuel Büchel 1705–1775. Katalog zur Gedenkausstellung anlässlich des 200. Todestages des Basler Zeichners. Basel 1975, S. 10.

536 Romana Anselmetti. Rheinfelderstrasse 41. In: Inventar der schützenswerten Bauten Basel – Quartier Wettstein. Basel 2014 (MS). – Die von Burckhardt-Finsler zitierte Textstelle aus der Chronik Wilhelm Linders, dass ab 1748 der neue Eigentümer des Guts dieses «mit vielen artigen Gebäuden und Land» vergrösserte, darf nicht zur Datierung der Hauptgebäude herangezogen werden. Büchel zeichnete diese schon zwischen 1743 und 1747. Albert Burckhardt-Finsler. Eine Kleinbasler Chronik des 18. Jahrhunderts. In: BJb 1907, S. 193–237, hier S. 209.

537 Briseux 1728, Bd. 2, *distribution* Nr. 23.
538 Bürgerhaus BS 2, S. LVI–LVIII und Taf. 110–116. – Ganz 1961. – Huggel 2004, S. 118–121. – Burghartz/Herren 2021.
539 Charles Etienne Briseux. L'Art de Bâtir des Maisons de Campagne. Paris 1743.
540 Müller 1971, S. 90. – Nagel/Spechtenhauser 2014, S. 41.
541 Hirschfeld 1785, S. 77.
542 d'Aviler 1691, Bd. 2, S. 656.
543 Ganz 1961, S. 21.
544 Paul Leonhard Ganz. Das Wildt'sche Haus von 1762 bis 1943. In: Das Wildt'sche Haus am Petersplatz zu Basel. Hg. zu seiner Einweihung als Stätte akademischer Arbeit und Geselligkeit. Basel 1955, S. 13–66, hier S. 21f. – Staehelin/Meles 1995. – Huggel 2004, S. 131–136.
545 Nagel 2022, S. 22f.
546 Winiger-Labuda KdS GE 2023, S. 63–67.
547 StABS Univ. Archiv C 3, S. 594 (17. Sept. 1761).
548 StABS Hausurkunden 821, 59 (23. Juni 1743).
549 Zum Folgenden vgl. Christof Baier, Ulrich Reinisch. Schußlinie, Sehstrahl und Augenlust. Zur Herrschaftskultur des Blickens in den Festungen und Gärten des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: Horst Bredekamp, Pablo Schneider (Hg.). Visuelle Argumentationen. Die Mysterien der Repräsentation und die Berechenbarkeit der Welt. München 2006, S. 35–59.
550 Winiger-Labuda KdS GE 2023, S. 182–210.
551 StABS Bild Falk Fa 1, 2, in Anlehnung an Merian betitelt «Ein sehr schöner Prospect des Münsters und der Rheinbrücken zu Basel», 1739.
552 Herrliberger 1754–1773.
553 StABS Bau M 10 (11. Nov. 1761).
554 Huggel 2004, S. 63.
555 StABS Bau J 1 (1764–1787). – Streuber 1854, S. 346.
556 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 126–130. Die genannten Verbreiterungen im 18. Jahrhundert fand auch Peter Ochs bemerkenswert: Ochs 8, S. 82.
557 Während in Bern mehrere Beispiele einer Auskernung alter Häuser mit im 18. Jahrhundert neu eingebrachten Geschossbalkenlagen bekannt sind (Mitteilung von Armand Baeriswyl), sind derartige Befunde in Basel rar. Meistens wurden die Balkenlagen nicht angetastet, sondern eher schwierige Verhältnisse der Befensterung in Kauf genommen, so schneiden beispielsweise die Fenster des Salons im Zerkindenhof (Nadelberg 10 VIII 189) in die Voute der Stuckdecke ein. Ein spätes Beispiel um 1860 ist das Haus Heuberg 40 VIII 366, wo die Geschossdecken im oberen Bereich der Fenster von aussen sichtbar sind.
558 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 30.
559 Huggel 2004, S. 105.
560 StABS Bau CC 72a II, Bd. 1, S. 451 (22. Febr. 1766). – Stehlin 1914, S. 113. – Diese überaus bedeutende Schriftquelle ist im «Digitalen Lesesaal» des Basler Staatsarchivs online einsehbar: https://dls.staatsarchiv.bs.ch.
561 Staehelin 1970, S. 14: «der ofen soll oval, sonsten nach des Hr. Sarasins Riss seyn.»
562 Zit. n. Higy 2017, S. 82.
563 Vgl. die Geschehnisse um den «Werksspion» Hans Peter Thommen: Ochs 8, S. 73 sowie Burghartz/Herren 2021, S. 79f.
564 Nagel 2011.
565 von Roda/Schubiger 1995, S. 24 – Thieme-Becker 29/30, S. 125f.
566 Ausführlich: Boerlin-Brodbeck 1995. – Stephan Brakensiek, Anja Eichler (Hg.). Mythos Wille. Johann Georg Wille/Jean Georges Wille (1715–1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris. Petersberg 2018.
567 Möhle 2010 (2).
568 Hermann von Fischer. Fonck à Berne. Möbel und Ausstattungen der Kunsthandwerkerfamilie Funk im 18. Jahrhundert in Bern. Bern 2001, S. 180f.
569 Im Hof 1982.
570 Clemens Albrecht. Geselligkeit. In: Enzyklopädie der Neuzeit Online, 2019, https://doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_272736.
571 Lebensdaten 1755–1805: Sächsische Biographie, https://saebi.isgv.de/biografie/Karl_Gottlob_K%C3%BCttner_(1755-1805).
572 Küttner Bd. 3, 1786, S. 196f.
573 Küttner Bd. 2, 1785, S. 219.
574 Lebenserinnerungen des Lukas Forcart-Respinger, StABS PA 678 C 1, S. 14.
575 Riedo 2015, S. 51–57.
576 Wölfflin 1860. – Veronika Gutmann. Musik in Basel um 1750. Die Familie Emanuel Ryhiner-Leissler auf zwei Gemälden von Joseph Esperlin, 1757 (Basler Kostbarkeiten 24). Basel 2003.
577 Im Wildt'schen Haus (Petersplatz 13 IX) wird ein Raum im 1. Obergeschoss durch geschnitzte Trophäen, die Musikinstrumente zeigen, als Musikzimmer charakterisiert, so Staehelin/Meles 1995, S. 32 und Paul H. Boerlin. Jeremias Wildt, der Bauherr des «Wildt'schen Hauses» in Basel, als Musikfreund. In: BZ 101, 2001, S. 51–77, hier S. 53. Eine strenge Festlegung der Raumnutzung ist damit jedoch kaum gegeben.
578 Lebenserinnerungen des Lukas Forcart-Respinger, StABS PA 678 C 1, S. 13. Rätselhaft bleibt, was nach damaliger Auffassung unter «akustisch gebaut» zu verstehen ist. – Riedo 2015.
579 Iselin 1869, S. 266.
580 Simone Gojan. Konrad Ernst Ackermann. In: Andreas Kotte (Hg.). Theaterlexikon der Schweiz, Bd. 1. Zürich 2005, S. 26f.
581 Wölfflin 1860, S. 363.
582 Baden besass 1675 einen eigenen Theatersaal, in Luzern wurde 1740 das Jesuitentheater zum «Obrigkeitlichen Comödienhaus» umgewandelt: Dorothea Baumann. Musiktheater. In: HLS, Version vom 4.4.2016, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011882/2016-04-04.
583 Kachler 1975. – Stefan Koslowski. Stadttheater contra Schaubuden. Zur Basler Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts (Theatrum Helveticum 3). Zürich 1998.
584 Zur Kaffeehauskultur Wolfgang Schivelbusch. Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel. München/Wien 1980 [Taschenbuchausgabe Frankfurt a. M. 1990].
585 StABS HGB Blumenrain 12, alte Nr. 111. – Wie subjektiv die Urteile der Auswärtigen sein können, demonstrieren folgende Textstellen: Küttner Bd. 3, 1786, S. 211: «die Kaffeehäuser, deren es in der Schweiz überall nur sehr wenige giebt, sind auf einen höchst elenden Fuss, und man findet da keineswegs eine Gesellschaft, wie man sie wünschen könnte.» – August Siegfried von Goué. Ueber das Ganze der Maurerey. Aus den Briefen der Herren von Fürstenstein und von Stralenberg, die sie auf ihren Reisen durch Deutschland, eines Theils Frankreichs, der Schweiz und Hungarns gewechselt gezogen. Leipzig 1787, S. 221f.: «Ein hiesiger Handwerker lebt besser, wie ein angesehner Bedienter deutscher Fürsten. [...] Die Werk-Tage hindurch, theilt er am Morgen, nach genommenem Frühstück die Arbeit aus. Dann geht er auf das Caffee-Haus, bis zur Mittag-Mahlzeit; und nachdem er diese eingenommen, wieder auf ein Caffee-Haus, und von da in ein Weinhaus, bis zur Abend-Mahlzeit [...].»
586 StABS HGB Freie Strasse 64, alte Nr. 1192, Zum Ortenberg [1908 abgebrochen], Nachrichten von 1730–1847. – Fritz Mangold. Das Basler «Avis-Blatt» (1729–1844). In: BJb 1897, S. 187–225. – http://avisblatt.ch.
587 Küttner Bd. 1, 1785, S. 240 (Brief vom 1. Febr. 1777). – Importierter Tabak wurde in Basel seit 1670 verarbeitet und genossen. Vgl. Rieder/Rieder/Suter 1979, S. 124f.
588 Christian Simon. Die Basler Revolution 1798. In: Museum der Kulturen et al. (Hg.). Basel 1798. Vive la République Helvétique. Basel 1998, S. 13–60, hier S. 26.
589 Iselin 1769.
590 Ebenda, S. 49.
591 Ebenda, S. 79f.
592 Siehe das Verzeichnis bei Im Hof 1982, S. 259–263. – Sara Janner. GGG 1777–1914. Basler Stadtgeschichte im Spiegel der «Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige» (193./194. Njbl. der GGG). Basel 2016.
593 Doris Huggel. Das Haus der Allgemeinen Lesegesellschaft in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 598). Bern 1996.
594 Emil Erne. Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz. Zürich 1988, S. 250–252. – Max Geiger.

Basel, Christentumsgesellschaft. In: Theologische Realenzyklopädie. Horst Robert Balz et al. (Hg.), Bd. 5. Berlin 1980, S. 276–278.

595 Die Zürcher Loge «La Concorde» meldete am 18. Januar 1744 der Loge «Zur Einigkeit» in Frankfurt a. M., dass sich in Basel eine Loge bilde, von Roda 2020, S. 39.

596 von Roda 2020. – Burkard von Roda. Das Projekt eines Freundschaftstempels und andere freimaurerische Elemente im Haus zum Kirschgarten in Basel. In: von Roda/Schubiger 1995, S. 113–133. – Nagel 2022.

597 Möhle 2017.

598 Bruckner 1748–1763.

599 Müller 1773–1783.

600 Gramaccini 2012, S. 17.

601 HMB Inv. 1910.104.

602 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 138.

603 Karl Stehlin. Baugeschichte des Basler Münsters. Basler Münsterbauverein (Hg.). Basel 1895, S. 319. – Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 138.

604 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 139.

605 StABS Brandversicherung F. – Rathschlag und Gesetzentwurf Nr. 80 über eine revidirte Brandversicherung (5. Nov. 1834).

606 Franziska Gross. Die Basler Stadtcasinobauten und ihre Projektierung im 19. Jahrhundert. In: ZAK 40, 1983, H. 4, S. 269–294.

607 Die übergreifende Literatur zur baulichen Entwicklung Basels im 19. und 20. Jahrhundert ist umfangreich. Die wichtigsten Titel sind (in chronologischer Reihenfolge): Reese 1881. – Reese 1897. – Burckhardt-Finsler 1901, 1903. – Kaufmann 1949. – Rolf Brönnimann. Basler Bauten 1860–1910. Basel/Stuttgart 1973. – Birkner 1981. – INSA Basel 1986. – ISOS BS 2012. – Huber 2014. – Ferner existiert ein umfangreiches unvollendetes Manuskript «Basels Planungs- und Stadtbaugeschichte seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1990», das als Vorarbeit für einen geplanten Historischen Städteatlas Basel in den Jahren 1997–2002 entstand. Es enthält Beiträge von Roland Zaugg, Othmar Birkner – zit. als Birkner (MS) – und Dorothee Huber.

608 Siehe das Pariser Munizipalgesetz vom Dezember 1789 oder die «Ordnung für sämmtliche Städte der Preußischen Monarchie [...]» von 1808. – Hellmut Wollmann. Stadt im Blick der Kommunalwissenschaft. In: Harald A. Mieg, Christoph Heyl (Hg.). Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart/Weimar 2013, S. 174–184. – In Basel lag die Bauverwaltung bei der 1803 geschaffenen Stadtgemeinde und ging 1858 grösstenteils an den Kanton Basel-Stadt über. Bernard Degen et al. Basel-Stadt. In: HLS, Version vom 30.5.2017, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007478/2017-05-30.

609 Richard Bauer (Hg.). Geschichte der Stadt München. München 1992, S. 270f.; Harald R. Stühlinger (Hg.). Vom Werden der Wiener Ringstrasse. Wien 2015, S. 43–46.

610 Hermann Siegfried. Die Bedeutung der Festungswerke von Genf, [...] politisch beurtheilt von James Fazy. Genf 1850, S. 36. – Lescaze 1998. – Ripoll KdS GE 2024.

611 Die Vorbildfunktion ist auch durch persönliche Beziehungen gefestigt worden. Aus den genannten Städten wurden Fachleute nach Basel gerufen (z. B. Karl Effner und Max Josef von Pettenkofer aus München), oder Basler Architekten und Ingenieure absolvierten dort einen Teil ihrer Ausbildung (z. B. Amadeus Merian in München, Johann Jakob Stehlin d. Ä. in München, Wien, Berlin und Hamburg, sein Sohn Johann Jakob Stehlin d. J. in Paris und Berlin).

612 Corboz 2001, S. 75–122.

613 Anne-Marie Dubler, Tobias Kästli. Biel (BE, Gemeinde). In: HLS, Version vom 23.1.2018, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/000222/2018-01-23.

614 StABS PLA G 5,1–5,27. Siehe auch den georeferenzierten Layer auf https://map.geo.bs.ch.

615 Gesetz über Hochbauten vom 4. April 1864. In: Slg. Gesetze 16, 1869, S. 29–38. – In § 1 wird die zulässige Fassadenhöhe in Abhängigkeit von der Strassenbreite geregelt.

616 Das Adressbuch 1862 verzeichnet auf S. 366f. insgesamt 34 Bandfabrikanten in der Stadt.

617 Carl Wolff, Robert Jung. Die Baudenkmäler in Frankfurt am Main. Bd. 2: Weltliche Bauten. Frankfurt a. M. 1898, S. 115–118.

618 Paul Hofer. Die Wehrbauten Berns. Bern 1953, S. 67.

619 Abbruch der Schanzen 1833–ca. 1841, Karl Grunder. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Neue Ausgabe IV. Die Stadt Zürich IV. Die Schanzen und die barocken Vorstädte (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 105). Bern 2005, S. 61–65.

620 Abbruch des Sentitors und der Sentimauer 1833, Adolf Reinle. Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern II. Die Stadt Luzern I. Teil (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 30). Basel 1953, S. 36. – Roger Barmettler. Die Entfestigung der Stadt Luzern. BA-Arbeit Hist. Sem. Univ. Luzern 2011 (MS).

621 Emanuel Dejung, Richard Zürcher. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich VI. Die Stadt Winterthur (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 27). Basel 1952, S. 28. – Alfred Bütikofer, Regula Michel, Daniel Schneller. Die Altstadt Winterthur. Eine kulturgeschichtliche Entdeckungsreise (Schweizerische Kunstführer GSK 712/713). Bern 2002, S. 33.

622 Franz Xaver Kraus. Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Freiburg i. Br. 1887, S. 101.

623 Rita Stöckli. Neuenburgerhandel. In: HLS, Version vom 15.6.2020, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008923/2020-06-15.

624 Frauchiger/Starck 2022, S. 72f. Abgebildet wird eine Karte von 1916 mit Einzeichnung der Befestigungen von 1857.

625 Stutz 1983, S. 13.

626 Rathschlag Nr. 132 betreffend Concessionsertheilung zu Verlängerung der Strassburg-Baseler Eisenbahn bis in die Stadt Basel (14. Jan. 1841), S. 8.

627 Rathschlag Nr. 145 betreffend Concessions-Ertheilung zu Verlängerung der Strassburg-Basler-Eisenbahn bis in die Stadt Basel (3. April 1843).

628 Huber/Huggel/AM 2001, S. 210 (Dorothee Huber). – Die Entwürfe: StABS PLA A 2, 27–2, 38.

629 Stutz 1983, S. 109 und 119–122. Ein provisorisches Aufnahmegebäude brannte im April 1845 ab und wurde durch den im Dezember 1845 eröffneten Bau ersetzt. – Huber/Huggel/AM 2001, S. 209f. (Dorothee Huber). – Huber 2004, S. 6.

630 Stutz 1983, S. 119–122.

631 Burckhardt 1957, S. 266f. – Zur Waldshut-Koblenzer Brücke siehe Edith Hunziker, Thomas B. Manetsch, Susanne Ritter-Lutz. Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau XII. Der Bezirk Zurzach I. Aaretal, Surbtal, Kirchspiel Leuggern (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 148). Bern 2024, S. 270–272.

632 Zum Vergleich der stichbogigen Arkaden ist auf die Baden-Badener Trinkhalle verwiesen worden, die Weinbrenners Nachfolger in Karlsruhe, Heinrich Hübsch, 1839–1842 erbaut hatte. Dieser fehlt jedoch die barocke Anmutung. Zu Berckmüller vgl. Elisabeth Spitzbart. Karl Joseph Berckmüller 1800–1879. Architekt und Zeichner (Friedrich Weinbrenner und die Weinbrenner-Schule 3). Karlsruhe 1999, S. 168–174. – Stutz 1983, S. 153–156 mit Abb. 69, weist auf eine Skizze Melchior Berris, die Berckmüller möglicherweise zur Verfügung stand. – Huber/Huggel/AM 2001, S. 232f. (Dorothee Huber). – Erik Roth. Empfangsgebäude des Bahnhofs Konstanz, Endpunkt der Badischen Hauptbahn. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2007, H. 1, S. 67f.

633 Burckhardt 1957, S. 263–266.

634 Carl Etzel. Zur Frage des definitiven Bahnhofs der schweizerischen Centralbahn mit ihren Anschlüssen an die französische Ostbahn in Basel. Basel 1856.

635 Rathschlag Nr. 230 und Entwurf einer Vereinbarung betreffend Verlegung des Centralbahnhofes vor das St. Elisabethen-Bollwerk (22. Juni 1857).

636 Huber 2004, S. 10–12. – Die hölzerne Perronhalle wurde 1902 an den Bahnhof Olten versetzt, 2012–2015 dem Dampfbahn-Verein Zürcher Oberland überlassen und in Bauma

ZH wieder aufgebaut. https://dvzo.ch/infrastruktur-und-immobilien/bahnhof-bauma. Zu den Bezügen zur Münchner Architektur Sonja Hildebrand. Werkverzeichnis. In: Winfried Nerdinger (Hg.). Leo von Klenze. Architekt zwischen Kunst und Hof 1784–1864. München/London/New York 2000, S. 297–303 und 428–431. Der Erbauer des Münchner Bahnhofs und spätere Architekt der Maximilianstrasse, Friedrich Bürklein, war ein Schüler Gärtners. – Rose Schulz-Rehberg. Architekten des Klassizismus und Historismus. Bauen in Basel 1780–1880. Basel 2015, S. 176, nennt als mögliches Vorbild zudem den Bahnhof von Leipzig. Dessen Arkadenfront zierte nicht die Empfangshalle, sondern die Gleisausfahrt.

637 Achilles Thommen. Gutachten über einen neuen Güter- und Rangierbahnhof der Schweizerischen Centralbahn in Basel, erstattet im Oktober 1874, StABS DS BS 9, 1032. – Ders. 2. Gutachten über einen neuen Güter- und Rangierbahnhof der Schweizerischen Centralbahn in Basel, erstattet im November und Dezember 1874, StABS DS BS 9, 1034.

638 Gschwind 1977, S. 148.

639 General-Bericht des Cholera-Ausschusses an den E. Kleinen Rath. Basel 1856.

640 Georg Kreis. Der Abbruch der Basler Stadtmauern. In: Stadt- und Landmauern 1, S. 135–143.

641 Werner Kundert. Der Basler Schanzenstreit von 1859/62. In: BZ 73, 1973, S. 157–194. – In diesen Zusammenhang gehören die präzisen Pläne der Stadtbefestigung von Isaak Pack, Messtischblätter und Reinzeichnungen, StABS PLA K 1,3–1,35 (1831–1832).

642 Baer KdS BS 1932, S. 170.

643 INSA Basel 1986, S. 86f. – Hans-Jakob Wittwer. Ludwig Marings «Generalplan der Stadt Basel» von 1857. In: BStb 1987, S. 159–164.

644 HBLS 5, S. 28.

645 Christian Koller. Juste-Milieu. In: HLS, Version vom 9.10.2008, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/043197/2008-10-09.

646 Reese 1881, S. 15.

647 Rathschlag Nr. 247 und Gesetzes-Entwürfe: 1) über Erweiterung der Stadt, 2) über Anlage und Correction von Strassen und über das Bauen an denselben (6. Juni 1859).

648 Panerai/Castex/Depaule 1985, S. 14. – Auch James Fazy finanzierte in Genf den Stadtumbau sowohl durch den Verkauf von Grundstücken des einstigen Befestigungsrings als auch durch Staatsanleihen, Lescaze 1998, S. 49. – Ripoll KdS GE 2024, S. 41, 79f.

649 Karl Effner. Bericht und Vorschläge über die Promenaden und Anlagen von Basel und Umgebung. Basel 1860. – Falter 1984, S. 30–38 und 42–49.

650 Berlin: Vittorio Magnago Lampugnani. Die Stadt von der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Berlin 2017, S. 287–291. – München: Christine Rädlinger. Historisches Grün in München. Altstadt und Umgebung. Hg. von der Landeshauptstadt München, Referat für Stadtplanung und Bauordnung. München 2020, S. 29–31. Lennés Plan ist verschollen, doch durch eine Beschreibung und eine Kopie von 1858 überliefert (ebenda, S. 54, Anm. 62). – Wien: Harald Stühlinger. Der Wettbewerb zur Wiener Ringstraße. Entstehung, Projekte, Auswirkungen. Basel 2015, S. 137–139. Der lithografierte Plan ist online einsehbar: Sammlung Wien Museum, https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/91448.

651 Falter 1984, S. 45.

652 Carl Roth. Das Spalentor. In: BJb 1903, S. 1–30, hier S. 19. – Baer KdS BS 1932, S. 252.

653 StABS PLA D 3, 123–3, 142, St. Alban-Tor. Project für Restauration, 1870. – Baer KdS BS 1932, S. 237–244. – Helmi Gasser, Fritz Lauber. St. Alban-Tor einst und jetzt. Basel, 2. Aufl. 1978, S. 40–47.

654 Baer KdS BS 1932, S. 288. – Vgl. Vinken 2010, S. 47–52.

655 Burckhardt-Finsler 1903, S. 256.

656 «Flurgericht für Streitigkeiten ausserhalb der Stadtmauern, vor allem für Grenzstreitigkeiten». Alioth/Barth/Huber 1981, S. 79. – 1834 wurde die Organisation der Gescheide revidiert: Slg. Gesetze 8, 1838, S. 170–174.

657 Falkners Vermessung der Aussenquartiere erfolgte 1856–1858, StABS PLA S 5, 1–5, 18. Löffels Vermessung der Innenstadt 1857–1859, StABS PLA II, 37 (8 Mappen Feldaufnahmen), R 1–34 (Brouillonpläne), H 1, 50–81 und H 2, 1–52 (Katasterpläne).

658 Originalpläne im GVA-Archiv, georeferenzierte Zusammenfügung online unter https://map.geo.bs.ch.

659 Bachmann 1969, S. 29.

660 Gesetz über Hochbauten vom 4. April 1864. In: Slg. Gesetze 16, 1869, S. 29–38.

661 Die amtliche Einteilung in drei Quartiere und neunzehn Wohnviertel wurde zuletzt 1930 festgeschrieben. Im Sprachgebrauch werden meist die Wohnviertel als Quartiere bezeichnet. INSA Basel 1986, S. 95–97.

662 Johann Jakob Stehlin-Burckhardt. Architectonische Mittheilungen aus Basel. Stuttgart 1893, S. 7f.

663 INSA Basel 1986, S. 149.

664 Camille Martin, Hans Bernoulli. Städtebau in der Schweiz. Grundlagen. Zürich 1929, S. 55.

665 Bericht und Rechnung über die Arbeiter-Wohnungen in Basel an die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen. Basel 1857. – Fritz Schmoll. Die Arbeiterhäuser in der Breite zu Basel (1854–1857). Fallstudie zum frühen gemeinnützigen Wohnungsbau. In: BZ 76, 1976, S. 125–165. – Zu dem 1851 ausgeschriebenen Wettbewerb und der Beteiligung Melchior Berris: Huber/Huggel/AM 2001, S. 225f. – Zum Beitrag von Franz Bernhard Meyer: Lucius Burckhardt. Wohnungen für Fabrikarbeiter «Auf der Breite» in Basel von 1852. In: Das Werk 53, 1966, H. 11, S. 457–460.

666 Bücher 1891, S. 287–335.

667 Rathschlag Nr. 308 und Gesetzes-Entwurf über das Sanitätswesen und die Gesundheitspolizei (7. Dez. 1863), § 14. – Birkner 1981, S. 14.

668 Reese 1881, S. 23.

669 Ratschlag Nr. 662 betreffend den Bau einer neuen Irrenanstalt (27. März 1883).

670 Thomas Lutz, Markus Schmid. Die Friedmatt – Eine pionierhafte Anlage. In: JbKDBS 2014, S. 54–57.

671 Verordnung über die Beerdigung in den Kirchen vom 22. Febr. 1814. In: Slg. Gesetze 1–7, S. 245.

672 Vgl. Anton Winterlin, «Basel vom St. Johann Thor aus», kolorierte Aquatinta von Theophil Beck, 1844, British Museum, London, 958, 0712.2752. – Das 1771 erworbene Gelände wurde 1787 ummauert und 1810 instand gesetzt, vgl. Baer KdS BS 1941, S. 32.

673 Baer KdS BS 1941, S. 29–37.

674 Baumeister 1876. – Zur Person: Horst Ferdinand. Reinhard Baumeister. In: Badische Biographien N. F. 4. Stuttgart 1996, S. 11–14.

675 Thomas Etzemüller. Social engineering, Version 2.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte, 4.10.2017, http://docupedia.de/zg/Etzemueller_social_engineering_v2_de_2017. – Angelus Eisinger. Die Stadt der Architekten. Anatomie einer Selbstdemontage (Bauwelt Fundamente 131). Basel/Boston/Berlin 2005, S. 24f.

676 Martin Körner et al. Öffentlicher Haushalt. In: HLS, Version vom 10.12.2013, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/026197/2013-12-10.

677 Philipp Sarasin. Stadt der Bürger. Struktureller Wandel und bürgerliche Lebenswelt. Basel 1870–1900. Basel/Frankfurt a. M. 1990.

678 Rathschlag Nr. 510 und Gesetzesentwurf betreffend das Bauen an den Strassen (14. Mai 1877).

679 Anhang zur Baupolizeiverordnung vom 19. Mai 1860 (7. Juli 1877). – Birkner 1981, S. 14f.

680 Zur Entstehung der Berliner «Mietskaserne» Erich Kabel. Baufreiheit und Raumordnung. Die Verflechtung von Baurecht und Bauentwicklung im deutschen Städtebau. Ravensburg 1949, S. 66–72.

681 Markus Wuest. Vom Mainzer Quartier zum Gündüli. In: Gundeli. Von der grünen Wiese zum lebendigen Stadtquartier. Baudepartement Basel-Stadt (Hg.), BDinfo 1, 2004. – Hape Schneider. Über die Reichweite von Entwicklungsentscheidungen am Beispiel von Basel-Gundeldingen als investorengetriebener Stadtentwicklung des späteren 19. Jahr-

hunderts. MAS Inst. Denkmalpflege und Bauforschung ETH Zürich 2013 (MS), StABS QuartCv 3287. – Marco Panozzo. Stadterweiterung auf dem Gebiet des Gundeldinger Quartiers, Liz. 1985 (MS), S. 17, StABS Quart. Conv. Nr. 1200.

682 Spycher 2019, S. 67.

683 Heinrich Reese. Die neueren Schulhäuser der Stadt Basel. In: Jb der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege 1902, S. 77–92.

684 Dorothea Christ sah hingegen den Kölner Dom als Vorbild an, dessen Vollendung ab 1842 von Architekten intensiv wahrgenommen wurde. Dies mag für einzelne Formen gelten, jedoch kaum für die Gesamtkonzeption der Elisabethenkirche (Christ 1964, S. 9f.).

685 Andreas Hindemann. Elisabethenkirche in Basel: Bau und bevorstehende Restaurierung. In: «An Kirchen weiterbauen?» «An Kirchen weiterbauen!». Dombaumeistertagung Basel, 7.–11. Oktober 2019. Basel 2020, S. 159–164, hier S. 159.

686 Patrick Braun. 200 Jahre RKK. Römisch-katholische Kirche Basel-Stadt. In: BStb 1998, S. 173–176.

687 Baer KdS BS 1941, S. 291–317. – Ackermann/Wollmann 2009 (2), S. 28–33.

688 Nagel/von Roda 1998, S. 85f.

689 «G. K.» [wohl Gustav Kelterborn]. Die neue protestantische Matthäuskirche in Basel. In: SBZ 29, 1897, H. 11, S. 74f.; H. 12, S. 83f.; H. 13, S. 92–94.

690 Peter Genz. Das Wiesbadener Programm. Johannes Otzen und die Geschichte eines Kirchenbautyps zwischen 1891 und 1930. Kiel 2011.

691 Bettina Radanowicz. Studien zur Pauluskirche in Basel. Liz. Kunsthistorisches Seminar der Univ. Basel 1998 (MS).

692 Gerhard Fehl. «Stadt-Umbau» muß sein! In: Fehl/Rodríguez-Lores 1995, S. 11–39, hier S. 12–24. – Im 18. Jahrhundert wurde die Meinung laut, der Londoner Stadtbrand habe sich 1666 nur deshalb so schnell ausbreiten können, weil die Hauseigentümer sich am Wochenende in ihren Wohnungen ausserhalb der City aufgehalten hätten, Rasmussen 2013, S. 87. – Den Terminus «Citybildung» benutzte Hermann Schmidt. Citybildung und Bevölkerungs-Verteilung in Grossstädten. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des modernen Städtewesens. München 1909.

693 Angaben nach den Adressbüchern von 1862 und 1910: Zahl der Adressen in der Sporengasse, Sattelgasse, Freien Strasse, Gerbergasse und am Marktplatz.

694 Reinhard 1945, S. 56–63.

695 INSA Basel 1986, S. 95. – StABS Planarchiv H 3, 42 (1879).

696 Bücher 1891, S. 11. Zum Spalen- und Steinenquartier gehörte der grösste Teil des Quartiers Am Ring.

697 Hans Adolf Vögelin. Wie Basel zu Warenhäusern und anderen Grossverkaufsstellen kam (156. Njbl. der GGG). Basel 1978, S. 74. – Angela Bhend. Triumph der Moderne. Jüdische Gründer von Warenhäusern in der Schweiz, 1890–1945 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz 19). Zürich 2021.

698 Der Postbetrieb im Gebäude am Rüdengässlein wurde 2021 eingestellt. Gohls Bau neben dem Bahnhof SBB wurde 1975 gesprengt und durch einen Neubau von Suter & Suter ersetzt, dem 2025 seinerseits der Abbruch bevorsteht.

699 Technische Erinnerungsblätter aus Basel und Kurzer Führer durch die Basler Industrie. Basel 1904, 2. Paginatur, S. 7–19.

700 Brunner 2000, S. 30f.

701 Brunner 2000, S. 42.

702 Arist Rollier. Neue gewerbliche Bauten. In: Heimatschutz/Patrimoine 13, 1918, H. 9, S. 99–111, hier S. 109.

703 König 2016, S. 21–29.

704 Tréfás/Manasse 2006, S. 26.

705 Die BCF war 1893 von Robert Bindschedler gegründet worden, nachdem er aus der Ciba ausgeschieden war. Sie befand sich im Bereich der heutigen Abwasserreinigungsanlage (ARA). Vgl. König 2016, S. 40.

706 Zu den Bauten von Roche und Ciba Britta Hentschel. Die Schweizer Chemieindustrie und der Neubarock. Typologisch-stilistische Aneignungen und Innovationen des Historismus. In: Zs. des Schweizer Netzwerks für Historismus 2, 2022, S. 9–21.

707 Bücher 1891. – Zur Person: Ruedi Brassel-Moser. Karl Bücher. In: HLS, Version vom 26.8.2004, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/046471/2004-08-26.

708 Hochbautengesetz 1895, § 11. – Kaufmann 1949, S. 90.

709 Ratschlag Nr. 1078 betreffend Einrichtung eines Specialbureau [sic!] für Erweiterung und Korrektion der Stadt (4. Juni 1896).

710 «H. E. G.». [Nekrolog] Eduard Riggenbach-Stückelberger. In: SBZ 95, 1930, H. 17, S. 230f. – Siehe auch die rückblickende Darstellung von Riggenbachs Schaffen im Ratschlag Nr. 3127 betr. die Schaffung eines Stadtplanbureaus (9. April 1931). – Kaufmann 1949, S. 89f.

711 Bericht [...] betreffend Erweiterung und Umgestaltung des Centralbahnhofes in Basel und die Verlegung der Elsässer-Linie und [zusammengebunden] Ratschlag Nr. 950 betreffend die Schweizerische Central-Bahn (23. März 1893). – Ratschlag Nr. 1130 betreffend Verlegung der Elsässerlinie und Bau einer Güterstation zu St. Johann (25. Nov. 1897).

712 Bernoulli 1917.

713 Ratschlag Nr. 1081 betreffend den Bauplatz für die zweite Kirche der St. Leonhardsgemeinde und betreffend Vorschriften über Bebauung des Areals zwischen Steinenringweg, Neubadstrasse, Birsigstrasse und Oberwilerstrasse (25. Juni 1896).

714 Uta Feldges. Das Paulusquartier in Basel. Eine städtebauliche Leistung des Historismus und des Jugendstils. In: JbFBD 1974–1977. S. 25–64. – Das «Paulusquartier» ist Teil des Wohnviertels Bachletten, siehe S. 432, Anm. 661.

715 Stutz 1983, S. 59–62.

716 Huber 2004, S. 24–28.

717 Ratschlag Nr. 1248 betreffend die Verlegung des Personenbahnhofes und den Umbau der übrigen Bahnhofteile der Grossh. badischen Staatseisenbahn in Basel (5. April 1900). – Thomas Lutz. Mehr als ein prächtiges Empfangsgebäude. Fortschreitende Restaurierungsarbeiten auf dem Areal des Badischen Bahnhofs: Eisenbahnbrücken über die Riehenstrasse. In: JbKDBS 2011, S. 52–55.

718 Stutz 1983, S. 238–241.

719 Ratschlag Nr. 1264 betreffend das Strassennetz zwischen dem jetzigen und dem zukünftigen Personenbahnhof der badischen Bahn (22. Nov. 1900).

720 Loos 1962.

721 Brüstlein et al. 1890.

722 Stephan Appenzeller. Basel und sein Tram. Die Geschichte der Basler Verkehrs-Betriebe. Basel 1995, S. 41f.

723 Vgl. die Übersicht über die Tramlinien von 1913, StABS PLA K 2, 93.

724 Zum Beispiel die Planung der Marktgasse VIII 66 und die Verbreiterung des Blumenrains VIII 42.

725 Baumeister 1876. – Stübben 1890.

726 Camillo Sitte. Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien 1889.

727 Wilhelm Heinrich Riehl. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, 4 Bde. Stuttgart 1851–1869. – Bemerkenswert ist, dass Riehl seine Thesen zum schädlichen Einfluss der Grossstadt auf die Gesellschaft formulierte, als die Industrialisierung auf dem Kontinent noch kaum ausgeprägt war. Sein «Nebel der Vorurteile» wurde durch Hans Paul Bahrdt widerlegt (Bahrdt 1961, S. 12–35).

728 Krämer 2012, S. 225–254.

729 Ebenezer Howard. Gartenstädte von morgen. Das Buch und seine Geschichte. Julius Posener (Hg.) (Bauwelt Fundamente 21). Basel 2015.

730 Ratschlag Nr. 1428 betreffend die Festsetzung von Vorschriften für die Bebauung des Bruderholzplateaus (14. April 1904), S. 3.

731 Ratschlag Nr. 1888 betreffend die Bebauung des Bruderholzes und die Erstellung einer Strassenbahnlinie nach dem Bruderholz (29. Mai 1913), S. 3f.

732 Rasmussen 2013, S. 325–344.

733 «C. J.». Der Bebauungsplan für das Bruderholz in Basel. In: SBZ 62, 1913, H. 17, S. 227–232 und H. 18, S. 241–245.

734 Hermann Muthesius. Stilarchitektur und Baukunst. Wandlungen der Architektur im XIX. Jahrhundert und ihr heutiger Standpunkt. Mülheim a. d. Ruhr 1902, S. 53.

735 Martin Fröhlich. Vorwort. In: Crettaz-Stürzel 2005, S. 10.

736 Fritz Baur. Ein Spaziergang über das Bruderholz. In: BStb 1913, S. 289–298, hier S. 291. – Baur war Altphilologe und Redakteur der Basler Nachrichten.

737 Ebenda, S. 291 und 297f. – Zu dem ehemaligen Brausebad **Abb. 181**: Theodor Hünerwadel. Das Brausebad St. Johann in Basel. In: SBZ 49, 1907, H. 21, S. 253 f.; Crettaz-Stürzel 2005, S. 85; zum Haus am Unteren Batterieweg **Abb. 182**: Reto Bieli. Aufgefrischte Reformarchitektur auf dem Bruderholz. Restaurierung des Wohnhauses Unterer Batterieweg 129. In: JbKDBS 2012, S. 54f.

738 Huber 2014, S. 166.

739 Huber 2014, S. 162.

740 Susanne Sauter. Reiheneinfamilienhäuser, Basel. 1911–1912. In: Claus/Zurfluh 2018, S. 200f.

741 Rudolf Linder, Hans Bloesch. Einfamilienhaus und Etagenwohnung. In: Die Schweizerische Baukunst 5, 1913, H. 14, S. 205–217. – Miethausgruppe «Am Viadukt» in Basel. In: SBZ 62, 1913, H. 9, S. 113–115 mit Taf. 19–22. – Huber 2014, S. 168f. – Christina Leibundgut. Die Etagenwohnhäuser am Viadukt von Rudolf Linder. Eine städtische Alternative zum Einfamilienhaus und der Mietskaserne um 1900. Masterarbeit ETH Zürich 2016 (MS).

742 Bernoulli 1917.

743 Hochbautengesetz vom 10. Okt. 1918. In: Slg. Gesetze 30, 1919, S. 500–575. – Ratschlag Nr. 2257 betreffend Abgrenzung der Bauzonen und Industriequartiere im Gebiete der Stadt Basel (23. Sept. 1919).

744 Eine Kartierung der «Wohndichtigkeit» durch Walter Eichenberger, um 1934 auf Grundlage von Erhebungen des Statistischen Amts, zeigt ein entsprechendes Ergebnis, StABS Neg. 2476.

745 Peter Würmli. Von den Anfängen bis heute – ein historischer Abriss. In: Wohngenossenschaften der Region Basel 1992–2012. Ein Projekt zum UNO-Jahr der Kooperativen. Regionalverband Wohngenossenschaften Nordwestschweiz (Hg.). Basel 2012, S. 10–17, hier S. 10.

746 Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dez. 1907. In: Schweizerisches Bundesblatt 59. Jg., 21. Dez. 1907, Nr. 54, S. 589–889, hier S. 801, Artikel 779.

747 Siedlungsgenossenschaft Freidorf (Hg.). Das Freidorf. Die Genossenschaft. Leben in einer aussergewöhnlichen Siedlung. Basel 2019.

748 Bernoulli 2019 [zuerst in: Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 5, 1911, S. 109–112]. – Hartmann 1981.

749 Bernoulli 2019, S. 38. – Hartmann 1981, S. 24.

750 Das Hirzbrunnenquartier in Basel. Architekten Prof. H. Bernoulli B.S.A. und August Künzel B.S.A., Basel. In: Das Werk 17, 1930, H. 9, S. 265–282. – Lukas Zurfluh. Vom Prototyp zur Serie. Hans Bernoulli als Pionier des Schweizer Kleinhausbaus der 1920er Jahre. In: Claus/Zurfluh 2018, S. 91–103.

751 Brandenberger/Zophoniasson/Zünd 2002.

752 Helen Barr (Hg.). Neues Wohnen 1929/2009. Frankfurt und der 2. Congrès international d'architecture moderne. Beiträge des internationalen Symposiums in Frankfurt am Main 22.–24.10.2010. Berlin 2011.

753 Hans Bernoulli. Die Wohnkolonie Eglisee als Ausstellungs-Siedlung der WOBA Basel 1930. In: Das Werk 17, 1930, H. 10, S. 295–309. – Eines der Häuser wurde 2018 nahe dem Originalzustand wiederhergestellt und unter Aufsicht eines Vereins als Studentenwohnung vermietet, https://ein-haus-woba.ch.

754 Bruno Thüring. Das Flachdach. In: Dächer der Stadt Basel 2005, S. 283–323, hier S. 290–292. – Unmittelbar vor der WOBA war 1929 die benachbarte Siedlung Schorenmatten nach Entwürfen von August Künzel, Hans Schmidt und Paul Artaria errichtet worden, die formal vorbildlich wirkte, auch was das Flachdach betraf. Während der WOBA wurden ein Haus und der Kindergarten für Besucher geöffnet; insgesamt präsentierte die bewohnte Siedlung ein lebendiges Bild ergänzend zu der Muster-WOBA-Siedlung. Hans Schmidt. Wohnkolonie Schorenmatten, Basel. Architekt August Künzel. In: Das Werk 17, 1930, H. 6, S. 170–182.

755 Bruno Thüring. Das Flachdach. In: Dächer der Stadt Basel 2005, S. 285f. – Huber 2014, S. 254.

756 Alfred Roth. Primarschule und Kindergarten auf dem Bruderholz Basel. In: Das Werk 30, 1943, H. 6, S. 179–185. – Spycher 2019, S. 340–347.

757 Antoniuskirche 1991.

758 Ratschlag Nr. 2994 betreffend die Festsetzung eines generellen Bebauungsplanes für die innere Stadt (23. Jan. 1930). – Siehe den Aufschrei des Heimatschutzes: Albert Baur. Basler Stadtbausorgen. In: Heimatschutz 25, 1930, H. 2, S. 27–30.

759 Martin Fröhlich, Martin Steinmann. Zürich, das nicht gebaut wurde II. Das Niederdorf als «Village Radieux». In: Architheses 3, 1972, H. 1, S. 30–33. – Daniel Kurz. Karl Moser und das neue Zürich. In: Werner Oechslin, Sonja Hildebrand (Hg.). Karl Moser. Architektur für eine neue Zeit 1880 bis 1936, Bd. 1. Zürich 2010, S. 241–255 [das Zitat ebenda, S. 252]. – Fischli 2012, S. 59–66.

760 Le Corbusier 2019.

761 «Ein Städtebau, der sich um Glück oder Unglück sorgt, der es sich zur Aufgabe macht, das Glück zu schaffen und das Unglück zu verbannen, das wäre eine würdige Wissenschaft in dieser Zeit der Verwirrung. Eine solche Beschäftigung, die eine solche Wissenschaft ins Leben ruft, gibt den Anstoß zu einer bedeutenden Entwicklung des sozialen Systems» (ebenda, S. 53).

762 Le Corbusier bezeichnete Ludwig XIV. als den «ersten Städtebauer des Abendlandes» seit der Römerzeit (ebenda, S. 35).

763 Carsten Jonas. Stadtplanerische und städtebauliche Leitbilder seit der Mitte des 19. Jahrhunderts – Ein Überblick. Tübingen/Berlin 2016, S. 83.

764 Le Corbusier. An die Studenten. Die «Charte d'Athènes» (Rowohlts deutsche Enzyklopädie 141). Reinbek 1962.

765 Kai Krauskopf. Hamburgs Baudirektor Adolf Schuhmacher – ein NS-Planer ohne Fortune. In: Architektur in Hamburg. Jb 2006. Hamburg 2006, S. 182ff.

766 Bernoulli 1933, S. 352.

767 Ebenda, S. 351.

768 Bericht Nr. 3433 der Grossratskommission über den Ratschlag Nr. 3370 betreffend Festsetzung eines allgemeinen Korrektionsplanes für die innere Stadt (14. Juni 1934), S. 3.

769 Rudolf Kaufmann. Altstadt-Sanierung Basel. In: Plan 4, 1947, H. 4, S. 103–118, hier S. 106.

770 Ratschlag Nr. 3708 betreffend die Organisation des Baudepartements mit Inbegriff des Stadtplanbureau (19. Mai 1938), S. 4.

771 Feldges 2005, S. 74 und 79f.

772 Dorothee Huber. Das Kollegienhaus der Universität Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 449). Bern 1989, S. 9.

773 Fisch 1995. – Grosse Beachtung fand, dass die Stadt die neuen Baugrundstücke am Durchbruch auf 65 Jahre im Baurecht vergab.

774 Otto Schilling. Innere Stadterweiterung. Berlin 1921, S. 63f. – Schilling meinte, «Eine solche Denkmalpflege müßte daher weitverbreitete Nachahmung finden. Indem man das Wertlose zerstören läßt, dafür aber das Wertvolle an geeigneten Stellen bei Neubauten wieder einfügt, wird den Stücken, die man wegen ihres Altertumswertes erhalten möchte, ein neuer Lebenswert verliehen» (ebenda, S. 64).

775 Wettbewerb zur Altstadtsanierung in Bern. In: SBZ 99, 1932, H. 9, S. 112–117. – Dieter Schnell. Rettet die Altstadt! Bern – vom Sanierungsfall zum Weltkulturerbe. Begleitpublikation zur Ausstellung im Kunstmuseum Bern 9. März–10. Juli 2005. Berner Heimatschutz (Hg.). Bern 2005. – Michèle Hofmann, Dieter Schnell. Licht und Luft. Gemeinnützige Baugenossenschaft Bern aus Anlass ihres 100-jährigen Bestehens. Bern 2011.

776 Hans Bernoulli. Städtebauliche Idealprojekte für Basel. In: SBZ 123, 1944, H. 10, S. 114–120. Es handelte sich um ein grossflächiges Projekt von Paul Artaria, Ernst

Egeler, Otto Meier und Ernst Mumenthaler sowie um einen Entwurf zur Erneuerung der Clarastrasse von Hans Schmidt.

777 Paul Schultze-Naumburg. Kulturarbeiten, Bd. 1: Hausbau. München 1901; Bd. 4: Städtebau. München 1906. – Vinken 2010, S. 83–85.

778 Wilhelm Pinder. Zur Rettung der deutschen Altstadt. In: ders. Reden aus der Zeit. Leipzig 1934, S. 70–93. Pinder hielt die Rede 1933 auf dem Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz, vgl. Melchior Fischli. Die Sanierung der Heimat. Arbeitsbeschaffung, Identitätspolitik und das schweizerische Bauerbe in den Jahren des Zweiten Weltkriegs. In: ZAK 71, 2014, H. 1, S. 35–60, hier S. 52.

779 Vinken 2010, S. 137–146.

780 Otto Hespeler. Altstadtverbesserung in Lübeck. In: Der Wagen 1936, S. 99–106.

781 Helmut Beer et al. Bauen in Nürnberg 1933–1945. Architektur und Bauformen im Nationalsozialismus. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg vom 11. Aug.–31. Okt. 1995. Nürnberg 1995. – von Moos 2021, S. 292–294.

782 Hermann Flesche. Braunschweigs Altstadtsanierung (Braunschweig im Aufstieg, H. 1). Braunschweig 1939. – Altstadtsanierung in Braunschweig. In: SBZ 117, 1941, H. 21, S. 248f.

783 Ratschlag Nr. 3579 und Entwurf zu einem Gesetz über dringliche Massnahmen zur Milderung der Wirtschaftskrise im Kanton Basel-Stadt, 29. Aug. 1936. Das Gutachten Salins auf S. 32–71.

784 Fritz Grieder. Biographische Abrisse. In: BStb 1971, S. 211.

785 Der Basler Arbeitsrappen. Vorläufiger Bericht über die Tätigkeit des Arbeitsrappens 1936–1945 unter Berücksichtigung wichtiger Beschlüsse des 1. Halbjahres 1946, erstattet vom Arbeitsbeschaffungs-Rat. Basel [1946], S. 82–87.

786 Reinhard 1945, S. 3 (Geleitwort des Delegierten für Arbeitsbeschaffung).

787 Yvonne Sandoz. TAD – Die Pläne des Technischen Arbeitsdiensts im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege. In: JbKDBS 2017, S. 90–93. – Vgl. auch Huber 2018, S. 58.

788 Die Jahresberichte des TAD 1935–1940 weisen jährlich zwischen ein und sechs Architekten aus sowie zwischen fünf und neunzehn Bautechniker, Bauzeichner, Bauführer. Archiv KDBS.

789 Das Planarchiv KDBS besitzt ca. 2800 Pläne, weitere sind unsystematisch verteilt im StABS und im Planarchiv Städtebau & Architektur im Basler Baudepartement.

790 Altstadt heute und morgen 1945. – Dass Aeppli der Autor des Textes ist, geht aus einem Bericht von Rudolf Kaufmann vom 15. Jan. 1946 hervor. StABS BD-REG 9a 4-2 154.

791 Otto Schilling. Innere Stadt-Erweiterung. Berlin 1921 [Neudruck Dresden 2017], Taf. III. – Fischli 2012, S. 53–55.

792 Exposition internationale du centenaire de Pasteur, juin-octobre 1923. Catalogue officiel, publié par les soins du commissariat général de l'exposition. Strassburg 1923, S. 112f. – Fisch 1995, S. 70.

793 Der sogenannte Rossi-Plan. Möhle 2018 (2), S. 173f.

794 Eugen A. Meier. Der Basler Arbeitsrappen 1936–1984. Die Geschichte eines genialen Sozialwerks und dessen Auswirkungen auf die städtebauliche Entwicklung Basels. Basel 1984.

795 Marco Jorio. Geistige Landesverteidigung. In: HLS, Version vom 23.11.2006, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017426/2006-11-23. – von Moos 2021, S. 278–280.

796 Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung vom 9. Dezember 1938. In: Bundesblatt 90, 1938, Nr. 50, S. 985–1035, hier S. 1009.

797 Vinken 2010, S. 91–110.

798 Reinhard 1945, S. 94: «Die Gefährdung unserer Altstädte durch die vielen und starken Kräfte der inneren Zerstörung kommen einem schmerzlich zu Bewußtsein, wenn man erwägt, welche Bedeutung die schweizerischen Altstädte im Nachkriegseuropa haben könnten. […] Erhalten geblieben sind unsere schweizerischen Altstädte. Es ist ein unvorstellbares Glück, daß nicht auch sie vom Kriege zerstampft wurden. Sie sind übriggeblieben als Baudenkmäler des alten Europa, Zeugen einer friedlichen und freiheitlichen Kultur.»

799 Bernhard Vedral. Altstadtsanierung und Wiederaufbauplanung in Freiburg i. Br. 1925–1951 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 8). Freiburg i. Br. 1985.

800 Fritz Lauber. Denkmalpflege als Dienst der Schweiz am Ausland. In: UKdm 38, 1987, H. 1, S. 74–82, hier S. 77f. – Fritz Lauber. Denkmalpflegerische Dienste im Ausland. In: Fritz Lauber, Denkmalpfleger aus Leidenschaft. Sonderdruck aus «Mariastein», 64, 1987, H. 6–10, und 65, 1988, H. 1–2, S. 9–55, hier S. 21f. – Manfred E. Ganz zählte den «Schlippe-Plan» für Freiburg zu den «grossartigsten planerischen Leistungen des 20. Jahrhunderts» (Rezension von Vedral 1985. In: Schweizerische Zs. für Geschichte 37, 1987, H. 2, S. 224). – Ein materialreiches, im Blick auf Basel jedoch unzureichendes Werk ist Ralf Müller. Heimatschutzarchitektur vor Ort. Joseph Schlippe als Leiter des Freiburger Hochbauamts und Wiederaufbaubüros, unter Berücksichtigung der gleichzeitigen Entwicklung in Basel (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 45). Freiburg i. Br. 2021.

801 Abgedruckt bei Feldges 2005, S. 41.

802 Paul Trüdinger, Wilhelm Arnold. Regionalplan Basel-Stadt + Basel-Land. Liestal 1945.

803 Ratschlag Nr. 4172 betreffend die Festsetzung eines allgemeinen Korrektionsplanes für das Kleinbasel (11. Okt. 1945) und Bericht Nr. 4237 der Grossratskommission für die Festsetzung eines allgemeinen Korrektionsplanes für das Kleinbasel (13. Juni 1946).

804 Trüdinger 1942, S. 5. – Dezentralisierung und Verbesserung der Verkehrsanbindung von «Satelliten» entsprachen den Gedanken der sich 1943 institutionell festigenden Schweizer Landesplanung unter Federführung von Armin Meili, vgl. von Moos 2021, S. 201–209.

805 Regionalplanungsstelle beider Basel (Hg.). Gemeinsam gestalten: Geschichte der Regionalplanungsstelle beider Basel. Texte von Isabel Koellreuter, Martin Kolb, Patrick Leypoldt. Basel 2017, S. 29f.

806 Werner Jegher. Der Konflikt in der Basler Stadtplanung. Eine Angelegenheit von grundsätzlicher Bedeutung. In: SBZ 65, 1947, H. 18, S. 242f.

807 Die Kapitelüberschrift «Vom Block zur Zeile» ist von der Publikation Panerai/Castex/Depaule 1985 übernommen.

808 Hermann Baur. Siedlung auf dem Jakobsberg Basel. Erbaut 1943/45 durch Hermann Baur, Architekt BSA, Basel. In: Das Werk 34, 1947, H. 5, S. 146–152.

809 Hans Schmidt. Bebauung des Gellert-Areals in Basel. Gemeinsame Studienarbeit der Ortsgruppe Basel des Bundes Schweizer Architekten. In: Das Werk 38, 1951, H. 10, S. 292–303. – Unausgesprochen steht das von Frank Lloyd Wright ersonnene Konzept der «*Broadacre City*» (ab 1932) im Hintergrund, vgl. von Moos 2021, S. 230.

810 Othmar Jauch. Verkehrsplanung und Hochhausgesetzgebung in Basel. In: Bauen + Wohnen 10, 1956, H. 10, S. 359–363.

811 Klaus Spechtenhauser. Akzente mit Mass. Ein selektiver Rückblick auf Hochhäuser und Hochhausprojekte in Basel. In: JbKDBS 2014, S. 14–21.

812 Ratschlag Nr. 5062 betreffend Ausarbeitung eines Projektes für die teilweise Verlegung des Tramverkehrs in der innern Stadt in eine zweite Ebene (26. Nov. 1954). – Hans Bauer. Der [sic!] Tram im Birsigtunnel. Ferdinand Musfeld (Hg.). Basel, 2. Aufl. 1929.

813 Hans Bernoulli. Die Fussgängerstadt. In: Plan 11, 1954, H. 1, S. 27–29.

814 So die Münchner Abendzeitung, zit. n. «Leibbrands Hiwis», Der Spiegel 3/1962.

815 Leibbrand 1958. – Ders. Gesamtverkehrsplan Basel. Kurzfassung. In: SBZ 76, 1958, H. 34, S. 495–502.

816 Gesamtplan der Stadt Basel. Zusammenfassender Bericht über die Planungsarbeit der Fachverbände BIA Basler Ingenieur- und Architektenverein, BSA Ortsgruppe Basel

des Bundes Schweizer Architekten, FSAI Ortsgruppe Basel der Freierwerbenden Schweizer Architekten. In: SBZ 81, 1963, H. 16, S. 253–273.

817 Ratschlag Nr. 6283 betreffend Information der Oeffentlichkeit über den Gesamtverkehrsplan der Stadt Basel (16. Aug. 1966). – Der Film: StABS BD-REG 17a 2 (1) 1., online: www.youtube.com/watch?v=-emJml_-B_0.

818 Göderitz/Rainer/Hoffmann 1957. – Wenig bekannt ist, dass die Autoren den Text schon während der Zeit des Nationalsozialismus verfasst hatten. Die im Januar 1945 erschienene erste Auflage ist jedoch weitgehend vernichtet worden. Niels Gutschow. Ordnungswahn. Architekten planen im «eingedeutschten Osten» 1939–1945 (Bauwelt Fundamente 115). Basel/Berlin 2001, S. 178–180.

819 Marc Clapson. The English New Towns since 1946. What are the Lessons of their History for their Future? In: Histoire urbaine 50, 2017, H. 3, S. 93–111.

820 Statistisches Jb des Kantons Basel-Stadt 2020, S. 9.

821 Fabian Furter, Patrick Schoeck-Ritschard. Göhner wohnen. Wachstumseuphorie und Plattenbau. Baden 2013.

822 Lucius Burckhardt, Markus Kutter, Max Frisch. Achtung: Die Schriften. [Wir selber bauen unsre Stadt / Achtung: Die Schweiz / Die neue Stadt]. Reprint Zürich 2016.

823 Burckhardt 2013.

824 Salin 1960.

825 Alexander 2015.

826 Hans Joachim Neis. «A City is Not a Tree» and A New Theory of Urban Design. From Urban Critique to Environmental Structure to Urban Process. In: Alexander 2015, S. 115–131.

827 Wolf Jobst Siedler, Elisabeth Niggemeyer. Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum. Berlin 1964. – Mitscherlich 2016 [zuerst 1965].

828 «Seit den späteren sechziger Jahren waren in Basel jährlich – laut dem Statistischen Jahrbuch des Kantons Basel-Stadt – gegen 200 Häuser abgebrochen worden. Im Jahr 1975 waren es dann nur noch 68» (Feldges 2005, S. 134).

829 Feldges 2005, S. 92.

830 Ernst Laur. Zu dauerndem Gedächtnis. In: Heimatschutz 56, 1961, H. 3–4, S. 95–110, hier S. 102–106.

831 Bericht Nr. 6490 der Grossratskommission zum Ratschlag Nr. 6308 betreffend die Erweiterung der Altstadtzone (9. April 1968). – Feldges 2005, S. 124.

832 Bericht Nr. 7534 des Regierungsrats betreffend die Überprüfung der Struktur- und Gesamtverkehrsplanung Basel durch Prof. Dr. Ing. W. Grabe (21. Sept. 1979).

833 Fritz Lauber. Glanz und Elend um Pflege und Schutz unserer Denkmäler. In: BStb 1975, S. 243–258.

834 Ratschlag Nr. 7150 und Entwurf zu einem Gesetz über den Denkmalschutz (10. April 1975).

835 Zwischenbericht 2 Nr. 7324 der Grossratskommission zum Ratschlag und Entwurf Nr. 7150 zu einem Gesetz über den Denkmalschutz betreffend Stadt- und Dorfbild-Schutzzone und Stadt- und Dorfbild-Schonzone (29. Juni 1977).

836 Colin Rowe, Fred Koetter. Collage City. Basel/Boston 1984 [engl. zuerst 1978].

837 Martin Möhle. Altstadt und Warenhaus. Bau und Erweiterungen des Warenhauses Globus in Basel. In: ZAK 77, 2020, H. 1, S. 65–88.

838 Ratschlag Nr. 7140 betreffend Umbau und Sanierung von 40 Altstadtliegenschaften sowie Erstellung eines Neubaus an der Rheingasse (13. Febr. 1975). – Baudepartement Basel-Stadt (Hg.). Neues Wohnen in der alten Stadt. Die Sanierung staatlicher Liegenschaften in der Basler Altstadt 1978–1990. Basel 1991.

839 Alfred Müller, Rudolf Suter. Sanierung St. Alban-Tal 1975–1987. Schlussbericht. Basel 1988 (MS). – Baur/Nagel 2009.

840 Ratschlag Nr. 7315 betreffend Kredit für Arbeiten im Zusammenhang mit der Grün 80, flankierende Massnahmen (25. Mai 1977).

841 Bodennutzung 2014: Siedlungsfläche, bestehend aus Gebäudeareal, Industrieareal, Grünanlagen und Verkehrsflächen: 2069 von 2389 ha. Statistisches Jb des Kantons Basel-Stadt 2024, S. 62.

842 Beschäftigte nach Wirtschaftssektor in der Stadt Basel, 2022: 32 976 im WS 2, 161 117 im WS 3. Ebenda, S. 79.

843 Walter Dettwiler. Das Werk St. Johann: Eine kurze Geschichte. In: Novartis International AG (Hg.). Novartis Campus. Eine moderne Arbeitswelt. Voraussetzungen, Bausteine, Perspektiven. Ostfildern 2009, S. 44–55.

844 Ulrike Jehle-Schulte Strathaus. Industrielle Repräsentation und Eleganz. Zu den Bauten der Hoffmann-La Roche in Basel. In: Claude Lichtenstein (Hg.). O. R. Salvisberg. Die andere Moderne. Zürich 1985, S. 178–183.

845 Vittorio Magnago Lampugnani. Der Masterplan: Baustruktur, Funktion und Identität. In: Novartis Campus 2009, S. 58–79.

846 SAM (Schweizerisches Architekturmuseum), Andreas Kofler (Hg.). Dichtelust. Formen des urbanen Zusammenlebens in der Schweiz. Basel 2018.

Themenfelder: Was die Stadt prägt

1 Hartmann 1951, S. 73.

2 Lutz KdS BS 2004, S. 19. – Philippe Rentzel, Christine Pümpin, David Brönnimann. Eine kurze Geschichte des Rheins. Geologische und archäologische Impressionen aus Basel. In: JbAB 2014, S. 109–135. – David Brönnimann, Philippe Rentzel. Naturraum. In: Stadt. Geschichte.Basel 1, S. 21–33, hier S. 29.

3 Koelner 1954.

4 Baer KdS BS 1932, S. 316–319.

5 Feldges 2005, S. 176f.

6 Huber 2014, S. 143.

7 Kreis/von Wartburg 2016.

8 Jürgen Zänker. Die «Nuova Pianta di Roma» von Giovanni Battista Nolli (1748). In: Wallraf-Richartz-Jahrbuch 35, 1973, S. 309–342. – Steffen Bogen, Felix Thürlemann. Rom. Eine Stadt in Karten von der Antike bis heute. Darmstadt 2009, S. 137–144.

9 Robert Venturi, Denise Scott Brown, Steven Izenour. Lernen von Las Vegas. Zur Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt (Bauwelt Fundamente 53). Braunschweig/Wiesbaden 1979 [US-amerikanische Erstausgabe 1972], S. 30.

10 Führ 2018, S. 136.

11 Hannah Arendt. Vita activa oder Vom tätigen Leben. München, erw. Neuausgabe 2020 [US-amerikanische Erstausgabe «The Human Condition» 1958], S. 42–112.

12 Jürgen Habermas. Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1990 [zuerst 1962], S. 58–67 und 92–94.

13 Althoff 1993.

14 Anne-Marie Dubler. Gerichtswesen. In: HLS, Version vom 11.1.2018, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009634/2018-01-11. – Zur Kritik am Mittelalterbild bei Habermas und Lucian Hölscher Althoff 1993 sowie Peter von Moos. «Öffentlich» und «privat» im Mittelalter. Zu einem Problem der historischen Begriffsbildung (Schriften der Phil.-hist. Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 33). Heidelberg 2004.

15 Mark Mersiowsky. Wege zur Öffentlichkeit. Kommunikation und Medieneinsatz in der spätmittelalterlichen Stadt. In: Albrecht 2010, S. 13–57.

16 Wackernagel Geschichte 2, S. 226.

17 «allmeinde»: BUB 1, S. 277, Nr. 368 (Juli 1259); «almende»: BUB 4, S. 16, Nr. 18 (19. Aug. 1310). DRW, https://drw.hadw-bw.de/drw-cgi/zeige?index=lemmata&term=allmende.

18 Ein Kommentator des «Nolli-Plans» fühlte sich an die italienische Lebensweise erinnert: «It has been said that Rome is a city where one feels ‹inside› while being outside» – so der norwegische Architekt Christian Norberg-Schulz, zit. n. Führ 2018, S. 126.

19 Birkner (MS).

20 Deutsche Ausgabe: Sennett 1983 [Taschenbuchausgabe 1986].

21 Ebenda, S. 28f. – van Laak 2017.

22 «Les Trottoirs sont les chemins des habitants des villes, pour toutes les communications

sociales et les besoins du commerce.» Dillon 1802–1805, S. 6f.

23 Bericht Nr. 5608 des Regierungsrates zum Volksbegehren für ein Parkverbot in den Strassen der Innerstadt […] (12. Nov. 1959), S. 18. 1953 wurde für den Marktplatz und den Barfüsserplatz eine Parkhöchstdauer von zwei Stunden eingeführt. Ebenda, S. 17.

24 Ratschlag Nr. 6349 betreffend Volksbegehren für ein Parkverbot in den Strassen der Innerstadt […] (13. April 1967). – Céline Angehrn. Bauten und Natur. Die Ordnung der urbanen Welt. In: Stadt.Geschichte.Basel 7, S. 192–245, hier S. 224f.

25 Medienmitteilung des Regierungsrats Basel-Stadt vom 6. Febr. 2004. – Auf dem Münsterplatz galt ab 1984 ein Parkverbot für Personenwagen tagsüber, während Reisebusse weiterhin parkieren durften. BStb Chronik 5. Sept. 1984.

26 Sitte 1889.

27 Vittorio Magnago Lampugnani. Von der Darstellung zum Paradigma. Der Romplan von Giovanni Battista Nolli und die Wiederentdeckung des Stadtraums im 20. Jahrhundert. In: ders., Rainer Schützeichel (Hg.). Die Stadt als Raumentwurf. Theorien und Projekte im Städtebau seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Berlin 2017, S. 226–247, hier S. 246. – In dem 2018 von Lampugnani zusammen mit Harald Stühlinger und Markus Tubbesing publizierten «Atlas zum Städtebau» werden die Fallbeispiele jeweils mit einem Schwarzplan im Massstab 1:10 000 eingeleitet. Atlas zum Städtebau. Bd. 1: Plätze; Bd. 2: Strassen. München 2018.

28 Susanne Rau. Räume der Stadt. Eine Geschichte Lyons 1300–1800. Frankfurt a. M./New York 2014, S. 46.

29 Otto Brunner. Die alteuropäische «Ökonomik». In: Zs. für Nationalökonomie 13, 1950, H. 1, S. 114–139. – Ders. [nahezu textgleich]. Das «Ganze Haus» und die alteuropäische «Ökonomik». In: ders. (Hg.). Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte. Göttingen, 2., verm. Aufl. 1968 [zuerst 1956], S. 103–127.

30 «Vormoderne» meint die Zeit des Mittelalters und der Frühen Neuzeit bis ca. 1800. Zur Epochendiskussion Klaus Ridder, Steffen Patzold. Einleitung. In: dies. (Hg.). Die Aktualität der Vormoderne. Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität. Berlin 2013, S. 7–15.

31 Claudia Opitz. Neue Wege der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des «Ganzen Hauses». In: Geschichte und Gesellschaft 20, 1994, H. 1, S. 88–98. – Stefan Weiss. Otto Brunner und das Ganze Haus oder Die zwei Arten der Wirtschaftsgeschichte. In: Historische Zs. 273, 2001, H. 2, S. 335–369.

32 Joachim Eibach. Das offene Haus. Kommunikative Praxis im sozialen Nahraum der europäischen Frühen Neuzeit. In: Zs. für Historische Forschung 38, 2011, Nr. 4, S. 621–664. – Arno Haldemann. Das gerügte Haus: Rügerituale am Haus in der Ehrgesellschaft der Frühen Neuzeit. In: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.). Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch. Berlin/Boston 2015, S. 433–448. Hier noch mehrere Beiträge zum Thema.

33 Matthias Untermann. Plätze und Strassen. Beobachtungen zur Organisation und Repräsentation von Öffentlichkeit in der mittelalterlichen Stadt. In: Albrecht 2010, S. 59–71, hier S. 61.

34 Matt 2008. – Christoph Philipp Matt et al. Werkplatz Basler Archäologie. Von der Ausgrabung zum Lebensbild. In: BZ 112, 2012, S. 67–104, hier S. 96–104. – Christoph Philipp Matt. Basel zwischen 1000 und 1300: Die Stadt wird archäologisch fassbar. In: Kaltwasser/Krieg 2019, S. 195–220.

35 Lutz KdS BS 2004, S. 24.

36 Konrad Witz. Die hll. Katharina und Magdalena, um 1440/45. Strassburg, Musée de l'Œuvre Notre-Dame, Inv. Nr. 97. – Adolf Reinle. Fensterladen. In: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. 7, 1981, Sp. 1501–1524; in: RDK Labor, www.rdklabor.de/w/?oldid=89033.

37 Ergänzend überliefert Bürgerhaus BS 1, Taf. 118, ein Ladenfenster in der Sattelgasse 5, inschriftlich 1564 datiert.

38 Beispielsweise «Le livre du gouvernement des princes» des Gilles Romain, 1. Viertel des 16. Jahrhunderts, fol. 149v. Bibliothèque nationale de France. Bibliothèque de l'Arsenal, Ms-5062 réserve.

39 Giovanni Mansueti. Wunder der Kreuzreliquien im Campo San Lio, 1494. Venedig, Gallerie dell'Accademia, Leinwand, 322 × 463 cm, Inv. 564. Online: www.gallerieaccademia.it/en/miracle-relic-holy-cross-campo-san-lio. – Das Bild gehört zu einer Gruppe von neun grossformatigen Tafelbildern, die für den Saal in der Bruderschaft von San Giovanni in Auftrag gegeben wurden. – Siehe auch zu Gentile Bellinis Bild der Prozession auf dem Markusplatz, das zum nämlichen Bilderzyklus gehört, Andrea Löther. Rituale im Bild. Prozessionsdarstellungen bei Albrecht Dürer, Gentile Bellini und in der Konzilschronik Ulrich Richentals. In: Andrea Löther et al. (Hg.). Mundus in imagine. Bildersprache und Lebenswelten im Mittelalter. Festgabe für Klaus Schreiner. München 1996, S. 99–123.

40 Ulrich Richental. Chronik des Konzils zu Konstanz 1414–1418. Faksimile der Konstanzer Handschrift. Darmstadt 2015, fol. 53v (Fronleichnamsprozession) und fol. 67 (Fest der Wechsler von Florenz).

41 Ernst Grohne. Die Hausnamen und Hauszeichen. Ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen. Göttingen 1912, S. 165.

42 Jürgen Mischke. Familiennamen im mittelalterlichen Basel. Kulturhistorische Studien zu ihrer Entstehung und zeitgenössischen Bedeutung. Basel 2015. – Freilich gibt es mittelalterliche Städte, wie zum Beispiel Bern oder Lübeck, in denen keine Hausnamen oder -zeichen verwendet wurden.

43 Gabriela Signori. Hausnamen oder die Taxionomie städtischer Grundherrschaft im spätmittelalterlichen Basel. In: Dieter Kremer, Dietlind Kremer (Hg.). Die Stadt und ihre Namen, 2. Teilbd. (Leipziger Untersuchungen zur Namenforschung 9). Leipzig 2013, S. 27–50.

44 BUB 1, S. 51, Nr. 71 (Mai 1202). – Jürgen Mischke, Inga Siegfried. Die Ortsnamengebung im Kanton Basel-Stadt (Namenbuch Basel-Stadt 3). Basel 2016, S. 77.

45 Bürgerhaus BS 1, Taf. 103–106. – Hans Eduard Linder. Alte Hauszeichen und Wappensteine. In: Heimatschutz/Patrimoine 30, 1935, H. 7, S. 97–101. – Hausmarken im Sinne von zeichenhaften Signaturen in der Art von Steinmetzzeichen sind in Basel nicht nachgewiesen.

46 Platter ed. Lötscher 1976, S. 56. – Becker 1994, S. 13.

47 Wurstisen ed. Wackernagel 1888, S. 502.

48 Neues Nummern- & Adressbuch der Stadt Basel. Im Auftrag einer hohen Regierung herausgegeben. Basel 1862, S. 211–224. – Ein umfangreiches Verzeichnis, das auch nur temporär benutzte Namen enthält, bietet Meier 1974.

49 Zur Fassadenmalerei in Basel grundlegend: Koepplin 1984. – Becker 1994. – Das Folgende ist eine überarbeitete Version von Möhle 2018 (1), mit Literatur.

50 Hartmann 1951, S. 27.

51 «la maison d'un medecin nommé Felix Platerus, la plus peinte et enrichie de mignardises à la françoise qu'il est possible de voir». François Rigolot. Journal de voyage de Michel de Montaigne. Paris 1992, S. 15. – Übersetzung: Michael von Montagne. Reisen durch die Schweiz, Deutschland und Italien in den Jahren 1580 und 1581, Bd. 1. Halle 1777, S. 144. – Becker 1994, S. 13f.

52 Möhle 2018 (1), S. 23. – Zu den älteren Fassadenmalereien am Rathaus aus der Zeit um 1510 Möhle 2014 (2).

53 Zu Blumenrain 28 zuletzt Tipton 2018, S. 125–183. – Zum Nadelberg 23A Möhle 2010 (1), S. 209–228.

54 Joseph Sarrazin. Die Dauphine Marie-Antoinette in Freiburg vom 4. bis 6. Mai 1770. In: Schauinsland. Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins 26, 1899, S. 33–57, hier S. 35.

55 Müller 1773–1783, Teil 8, S. 5f.

56 Anne Nagel. «In brauchbaren und anständigen Stadt gestellt». Der Umbau des Vor-

stadtgesellschaftshauses zur Krähe 1816/17. In: JbKDBS 2020, S. 92–95.

57 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 449–451.

58 Aktuell wird vermutet, dass das Schild nie zu Werbezwecken benutzt wurde, sondern ein humorvolles Abschiedsgeschenk der Brüder Holbein an Oswald Myconius war, der 1515/16 nach Zürich übersiedelte. https://sammlungonline.kunstmuseumbasel.ch/eMP/eMuseumPlus?service=ExternalInterface&module=collection&objectId=966&viewType=detailView.

59 HMB Inv. 1899.277. (Wirtshauszeichen zur Krone), 1889.102. (Wirtshauszeichen zum Schiff), 1975.307. (Wirtshauszeichen zum Pflug).

60 Artikel «Häuserfaçadenmalerei». In: Basler Nachrichten, 26.7.1891.

61 Ernst Lang. Zum Kampfe gegen das Reklame-Unwesen. In: Heimatschutz. Zs. der Schweizer Vereinigung für Heimatschutz. Bulletin de la Ligue pour la conservation de la Suisse pittoresque 1, 1905/06, H. 6, S. 41–47.

62 Ebenda, S. 41 und 47.

63 Rolf Thalmann. Basel als Plakatstadt. In: ders., Charles Stirnimann. Weltformat. Basler Zeitgeschichte im Plakat. Basel 2001, S. 64–71.

64 Kunst für Basel. 75 Jahre Kunstkredit Basel-Stadt. Kunst im öffentlichen Raum. Erziehungsdepartement Basel-Stadt (Hg.). Basel 1994.

65 Huber 2013 (2), S. 13.

66 Ebenda, S. 21.

67 Gustav Adolf Visscher van Gaasbeek. Das künstlerische Leben in Basel vom 1. November 1904 bis 31. Oktober 1905. Architektur. In: BJb 1906, S. 242–253, hier S. 248. – Zu den Arkaden und Passagen weiter unten: Jonathan Büttner, Boris Schibler. Basel. Passagen – Orte urbaner Qualität (Baukultur entdecken 48. Heimatschutz Basel [Hg.]). Basel 2025.

68 Braunfels 2012, S. 182–186. – Ulrich Schulze. Brunnen im Mittelalter. Politische Ikonographie der Kommunen in Italien (Europäische Hochschulschriften 28). Frankfurt a. M. u. a. 1994.

69 Hartmann 1951, S. 27f.

70 Huber 1955, S. 93–99.

71 Ebenda, S. 91.

72 Georg Lill. Brunnen. In: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. 2, 1944, Sp. 1278–1310; in: RDK Labor, www.rdklabor.de/w/?oldid=92423.

73 Für die Georgsfigur wurde 1507 der Bildhauer Hans Dürr bezahlt, Rott 1936, S. 100f.

74 Fischmarktbrunnen: HMB Inv. 1910.104. Urbanbrunnen: 1912.135. Jakobusbrunnen: 1912.134.

75 Werner Meyer. «Also griffen die Eidgenossen das Volk an». Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs – Hintergründe, Verlauf und Bedeutung. In: Ereignis – Mythos – Deutung 1994, S. 9–82. – Möhle KdS BS 2016, S. 48–50.

76 Paul Hofer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern I. Die Stadt Bern. Stadtbild, Wehrbauten, Stadttore, Anlagen, Denkmäler, Brücken, Stadtbrunnen, Spitäler, Waisenhäuser (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 28). Basel 1952, S. 236. – Gasser/Simon-Muscheid/Fretz 2011, Bd. 1, S. 289f.

77 HMB 1918.165. – Burger 1970, S. 75. Zeitweilig befand sich der Brunnen an der Claramatte, StABS Neg. 124, 184 und 1766.

78 Burger 1970, S. 19. – Bruchstücke werden im HMB unter den Inventarnummern 1870.1133. (aus dem Haus Petersgasse 13) und 1885.28. (Burghofbrunnen) aufbewahrt, wobei die Zuweisung zum einen oder anderen Brunnen unklar ist.

79 Paul Meintel. Schweizer Brunnen. Frauenfeld/Leipzig 1931.

80 Regine Abegg, Christine Barraud Wiener. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Neue Ausgabe II.1. Die Stadt Zürich II.1, Altstadt links der Limmat, Sakralbauten (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 99). Bern 2002, S. 122.

81 Melencolia I: KMB Kuka Inv. Aus K.10.110. – Sebald: KMB Kuka, Inv. 1941.119.

82 Sibylle Malamud, Pascale Sutter. Existenziell, repräsentativ, konfliktbeladen. Öffentliche Brunnen im spätmittelalterlichen Zürich. In: Rippmann/Schmid/Simon-Muscheid 2008, S. 89–106.

83 Karl H. Flatt. Urs Bargetzi. In: HLS, Version vom 14.4.1997, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/032137/1997-04-14.

84 Huber/Huggel/AM 2001, S. 174, Kat. 26.

85 Hubel/Huggel/AM 2001, S. 182, Kat. 35 (Dreizackbrunnen).

86 Burger 1970, S. 121f. – Anne Nagel. «Durstige tränken». Der Elisabethen-Brunnen beim Klosterberg. In: JbKDBS 2014, S. 82–85.

87 Burger 1970, S. 138–140.

88 Brunnen an der Waisenhausmauer, 1922.

89 Physikgebäude-Brunnen 1923, Jubiläumsbrunnen Kleinhüningen 1940.

90 Langer-Loh-Brunnen 1923, Allschwilerplatzbrunnen 1933, Jubiläumsbrunnen Kleinhüningen 1940.

91 Steinbockbrunnen 1928, Birsstrassenbrunnen 1944.

92 Rhein- und Wiesenbrunnen vor dem Badischen Bahnhof 1921.

93 Rehebrunnen 1934, Delphinbrunnen Peter Rot-Strasse 1936, Birskopfbrunnen 1938.

94 Jacob Burckhardt. Weltgeschichtliche Betrachtungen. Erläuterte Ausgabe. Rudolf Marx (Hg.). Stuttgart 1978, S. 212 und 237.

95 Wolfgang Brückner. Zugänge zum Denkmalwesen des 19. Jahrhunderts. Kollektive Trägerschaft und populäre Formen des Gedenkens. In: Ekkehard Mai, Gisela Schmirber (Hg.). Denkmal – Zeichen – Monument. Skulptur und öffentlicher Raum heute. München 1989, S. 13–18, hier S. 13.

96 Pierre Nora (Hg.). Les lieux de mémoire. 7 Bde. Paris 1984–1993. – Ders. Zwischen Geschichte und Gedächtnis (Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek 16). Berlin 1990.

97 Jan Assmann. Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Hermann Krapoth, Denis Laborde (Hg.). Erinnerung und Gesellschaft. Mémoire et Société. Hommage à Maurice Halbwachs (1877–1945) (Jb für Soziologiegeschichte). Wiesbaden 2005, S. 65–83.

98 Thomas Nipperdey. Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Historische Zs. 206, 1968, S. 529–585.

99 Burckhardt 1939. – Brigitte Meles. Das St. Jakobs-Denkmal von Ferdinand Schlöth. In: Ereignis – Mythos – Deutung 1994, S. 140–164. – Dies. Das St. Jakobs-Denkmal in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 912). Bern 2012. – Sandra Fiechter. Zur Salon-Wandmalerei von Ernst Stückelberg im abgegangenen Basler *Erimanshof* – Bedeutung und Beziehungsreichtum einer fragmentarisch erhaltenen Raumgestaltung. In: ZAK 80, 2023, H. 1/2, S. 33–76, hier S. 41–43. – Zu Schlöth Hess 2004. – Stefan Hess. Zwischen Winckelmann und Winkelried. Der Basler Bildhauer Ferdinand Schlöth (1818–1891). Berlin 2010.

100 Georg Kreis. Gefallenendenkmäler in kriegsverschontem Land. Zum politischen Totenkult der Schweiz. In: Reinhart Koselleck, Michael Jeismann (Hg.). Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne (Bild und Text). München 1994, S. 129–143, hier S. 130.

101 Dies bemerkte als Prinzip schon Brinckmann 1908, S. 159.

102 Jacob Burckhardt. Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Basel 1860, S. 142–154. S. 147f. berichtet er von einer Mantuaner Virgilstatue, die Carlo Malatesta zerstören liess, aber aufgrund des stärkeren Ruhms des Dichters wieder aufrichten lassen musste.

103 Gustaf Adolf Wanner. Rund um Basels Denkmäler. Basel 1975, S. 23–26.

104 Hess 2004, S. 73–75 und 215.

105 Stefan Hess. «Oben steht der Mann und unten kommt das Wasser heraus». 1898 stimmten die Basler Männer gegen ein Wettstein-Denkmal. In: BStb 119, 1998, S. 221–224.

106 Bezeichnend ist die jahrzehntelange Diskussion um ein Denkmal für den aus dem 15. Jahrhundert stammenden Bürgermeister Hans Waldmann in Zürich, das erst 1937 errichtet wurde. Vgl. Georg Kreis. Die öffentlichen Denkmäler der Stadt Zürich. Ein Bericht im Auftrag der Arbeitsgruppe KiöR

[Kunst im öffentlichen Raum], 30. Juni 2021. Gesamtbetrachtung zu 38 in separaten Texten dokumentierten Denkmälern. Online: www.stadt-zuerich.ch/de/aktuell/publikationen/2021/bericht-denkmaeler-georg-kreis.html.

107 Inventario Basel Stadt. Inventar der Armee- und Kriegsdenkmäler der Schweiz, www.vtg.admin.ch/de/inventario.html, S. 4f. – Zur Person des Barons Gruyer: www.alsace-histoire.org/netdba/gruyer-gilbert-joseph-gaspard-constance-henri-charles-maximilien-baron.

108 Inventario Basel Stadt, S. 11.

109 Barbara Happe. Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Univ. Tübingen 77). Tübingen 1991, S. 149–175.

110 Koelner 1927, S. 78f. – Nagel 1993, S. 14.

111 So die Grabmäler von Johann Jakob Speiser und Wilhelm Schmidlin auf dem Wolfgottesacker, Nagel 1993, S. 20.

112 Vgl. Nagel 1993, S. 24.

113 Koelner 1927, S. 79f.

114 «Inventar der schützenswerten Gartenanlagen. Basel – öffentliche Gartenanlagen». Bearbeitet von Jürgen Voss und Susanne Winkler. Stadtgärtnerei Basel 2019 (MS).

115 1771 der innere St. Johanngottesacker, 1845 ergänzt durch den äusseren St. Johann- oder Spitalgottesacker, 1817 der Elisabethengottesacker, 1825 der Spalengottesacker, 1832 der Kleinbasler Gottesacker an der Riehenstrasse. Baer KdS BS 1941, S. 29–37.

116 Boris Schibler. Die Beziehung vom Menschen zum Tier im Spiegel der Architektur. 150 Jahre Baugeschichte im Zoo Basel. In: Heimatschutz Basel, Mitteilungsblatt 136, April 2024.

117 Balthasar Staehelin. Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel 1879–1935. Basel 1993, www.zoobasel.ch/de/aktuelles/blog/3/zoo-geschichte/160/voelkerschauen-im-zoo-basel.

118 Ratschlag Nr. 5587 vom 4. Sept. 1959 betr. Genehmigung der Grünflächenpläne 6660 und 6661; Bericht Nr. 5850 der Grossratskommission zum Ratschlag Nr. 5587 [...], 5. April 1962.

119 Ratschlag Nr. 7315 betreffend Kredit für Arbeiten im Zusammenhang mit der Grün 80, flankierende Massnahmen (25. Mai 1977). – Kurt Aeschbacher. Grün 80 – Ein Schritt ins Grüne. In: BStb 1977, S. 33–42.

120 Online unter www.klauslittmann.com/projekte. Als Buch dokumentiert: Hans-Joachim Müller. Frontside. Basel 2001; Hans-Peter Platz. Citysky. Basel 2008.

121 www.bak.admin.ch/bak/de/home/kulturerbe/immaterielles-kulturerbe-unesco-lebendige-traditionen/immaterielles-kulturerbe-unesco-in-der-schweiz/repraesentative-liste-des-immateriellen-kulturerbes/basler-fasnacht-.html.

122 Egger 2012, S. 19–23.

123 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 31–34. – Ferdinand Pajor. Devant et autour de la cathédrale de Bâle: 1250-1582. Le mobilier urbain permanent et temporaire. In: Nicolas Bock et al. (Hg.). Art, Cérémonial et Liturgie au Moyen Age. Actes du colloque de 3e Cycle Romand de Lettres, Lausanne-Fribourg, 24-25 mars, 14-15 avril, 12-13 mai 2000. Rom 2002, S. 257–269. – Anja Rathmann-Lutz. Liturgische Räume zwischen Stadt und Konzil. In: Matteo Nanni (Hg.). Music and Culture in the Age of the Council of Basel. Turnhout 2014, S. 285–301.

124 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 61. Genannt werden der Markustag (25. April), die drei Bitttage vor Himmelfahrt, der Himmelfahrts- und der Fronleichnamstag. – Zum «Ceremoniale» ebenda, S. 64; der Text in: Hieronimus 1938.

125 Wackernagel Geschichte 2, S. 332, mit Nachweisen auf S. 46*. Der Grossbasler Bannritt fand meistens am Himmelfahrtstag statt, der Kleinbasels am 3. Mai und ab 1508 am 1. Mai.

126 Dietrich W. Poeck. Rituale der Ratswahl. Zeichen und Zeremoniell der Ratssetzung in Europa (12.–18. Jahrhundert) (Städteforschung. Reihe A, Darstellungen 60). Köln 2003, S. 15–17.

127 Wackernagel 1893, S. 16 (Umzug der Gesellen) und 18 (Ratswahl).

128 Hartmann 1951, S. 29f.

129 Barraud Wiener/Jezler KdS ZH 1999, S. 24–32. – Claudia Moddelmog. Orte, Räume, Lebensformen. Geselligkeit und Gesellschaft. In: Stadt.Geschichte.Basel 3, S. 129–159, hier S. 150–152.

130 UB Basel, N I 2: 91. Gustav Binz. Ein Basler Fastnachtspiel aus dem 15. Jahrhundert. In: Zs. für deutsche Philologie 32, 1900, S. 58–63. – Backes 2020, S. 463.

131 Ioannis Reuchlin. Phorcensis Scenica Progymnasmata. Hoc est: Ludicra preexercitamenta. Basel 1498. 1531 in der Bearbeitung von Hans Sachs unter dem Titel «Der Henno» als Fastnachtsspiel erschienen.

132 Werthmüller 1980, S. 161.

133 Anna Bechimer spielte die Maria in einem Dreikönigsspiel um 1519, Mohr 1916, S. 101. Margareta Merian verkörperte die Susanna in einer Aufführung am Fischmarktbrunnen um 1546. Dies berichtet Felix Platter. Platter ed. Loetscher 1976, S. 83.

134 1515 «Zehen Alter dyser Welt», in der ein Einsiedler die jeweiligen Vertreter der Zeitalter ermahnt; 1517 der Laienbruder «Nollhart», der verschiedenen Personen die Zukunft weissagt; 1520/24 «Die Gauchmatt der Buhler», in der Frau Venus die brünstigen Männer als Narren (Gauch = Narr) entlarvt. Werthmüller 1980, S. 164–168. – Mohr 1916, S. 100–112, gibt ein ausführliches Verzeichnis aller Schauspiele von 1500 bis 1602. – Burckhardt 1839, S. 169–211.

135 Werthmüller 1980, S. 174f. – Judith Pfeiffer. Christlicher Republikanismus in den Bibeldramen Sixt Bircks. Theater für eine «neu entstehende» Bürgerschaft nach der Reformation in Basel und Augsburg. Berlin/Boston 2016.

136 «in tribus ligneis pontibus». «Brügi» = hölzerne Bühne für Vieh oder Heu. Schweizerisches Idiotikon 5, Sp. 523f.

137 Paul Burckhardt (Hg.). Tagebuch des Johannes Gast (BChr 8). Basel 1945, S. 271 (6. Juni 1546). – Backes 2020, S. 463f.

138 Ebenda, S. 271–273. – Valentin Boltz. Sant Pauls bekerung Tragicocomödia. Gespilt von einer Burgerschafft der wytberuempten frystatt Basel im jor M.D.XLVI. Basel 1551.

139 Platter ed. Loetscher 1976, S. 82f.

140 «Der Burgern Supplication Ein Spyl zumachen», abgedruckt bei Mohr 1916, S. 106. – Valentin Boltz. Der welt spiegel. Basel, 2. Aufl. 1551. UB Basel Wack 1688.

141 Backes 2020.

142 Helmut Bräuer. Almosenausteilungsplätze – Orte der Barmherzigkeit und Selbstdarstellung, des Gesprächs und der Disziplinierung. In: Helmut Bräuer, Elke Schlenkrich (Hg.). Die Stadt als Kommunikationsraum. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Festschrift Karl Czok zum 75. Geburtstag. Leipzig 2002, S. 57–100, hier S. 83f.

143 Burckhardt 1839, S. 210. – Daniel Sidler, Marcus Sandl. Regulierter Alltag, vernetzte Elite und die Suche nach Freiräumen. In: Stadt.Geschichte.Basel 4, S. 63–95, hier S. 86.

144 Burckhardt 1939, S. 107–109, 125f. – Philipp Sarasin. «Ihr Tod war unser Leben». Die St. Jakobsfeiern im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Ereignis – Mythos – Deutung 1994, S. 83–125. – Marco Tomaszewski. Zwischen Stadt- und Nationalgedächtnis. Die Schlacht bei Sankt Jakob an der Birs von 1444 und ihre Erinnerung vom 15. bis zum 21. Jahrhundert. In: BZ 111, 2011, S. 155–172.

145 Markus Lutz. Kurze Beschreibung und Geschichte des Kantons Basel, für den Schulgebrauch auf dem Lande bestimmt. Basel 1829, S. 60. – Labhardt 2012.

146 BJb 1902, Chronikeintrag zu Juli 1901, www.baslerstadtbuch.ch.

147 Felix Rudolf von Rohr. «Die beschti Waffe geege d'Macht isch, wemme offe driber lacht». Fasnacht 1991. In: BStb 1991, S. 270–276, hier S. 273. – In Deutschland wurde damals die Fasnacht wegen des Zweiten Golfkriegs abgesagt.

148 StABS GA W 1–41 (1505–1835).

149 Schweizerisches Idiotikon 4, Sp. 1947.

150 Erkennbar auf den Umbauplänen von Johann Jakob Fechter um 1767, StABS PLA ZA Hausgenossen, deren einer publiziert bei Huggel 2004, S. 136. – Siehe auch die Bauaufnahme von Otto Mähly, 1893, StABS Arch. Bas. A 1,17.
151 Strübin Rindisbacher 2002, S. 49.
152 Elias Aurel Rüedi (Hg.). Kosmos Hinterhof. Einblicke und Perspektiven. Basel 2023.
153 Baumeister 1876, S. 279.
154 Stübben 1890, S. 460.
155 Hochbautengesetz 1918, §§ 34–39.
156 Harry Maass. Vorgärten. In: Die Gartenkunst 1909, S. 98–101.
157 «A. B.». Städtebau – Landesplanung – Vorgärten. In: Heimatschutz 25, 1930, H. 8, S. 126.
158 Dorothee Rippmann. «… zum allgemeinen statt nutzen». Brunnen in der europäischen Stadtgeschichte. In: Rippmann/Schmid/Simon-Muscheid 2008, S. 11.
159 Die konstruierte Landschaft 2020.
160 Ulf Dirlmeier. Die kommunalpolitischen Zuständigkeiten und Leistungen süddeutscher Städte im Spätmittelalter (vor allem auf dem Gebiet der Ver- und Entsorgung). In: Jürgen Sydow (Hg.). Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte (Stadt in der Geschichte 8). Sigmaringen 1981, S. 113–150, hier S. 120. Hier auch weitere Beispiele aus deutschen Städten.
161 RQu 1, S. 106f. – Siehe S. 102–104.
162 «Candore omnes enitent», Hartmann 1951, S. 27f.
163 Alder/Matt 2010, S. 23.
164 Bauherren: Fouquet 1999, S. 134. – Werkmeister: Alder/Matt 2010, S. 23.
165 Bernoulli 1942, S. 8f.
166 Fouquet 1999, S. 212–214. – Fouquet/Zeilinger 2011, S. 29–34. – Oliver Wetter. Hochwasser-«Katastrophen» in Basel vom 13. bis 21. Jahrhundert. Rekonstruktion, Deutung und Lerneffekte. In: Schweizerisches Jb für Wirtschafts- und Sozialgeschichte /Annuaire suisse d'histoire économique et sociale 27, 2012, S. 47–63.
167 Harms 2, S. 233: 1444/45 «Item geben schiffmulin uff dem Rin und im werghusz ze machen und umb schiff ze machen und ze bereiten und umb ein kettene dazu LXXXIII lb VI ß IIII d.»
168 Koelner 1954. – Lüem 2003, S. 14–17.
169 Rolf d'Aujourd'hui, Pavel Lavicka. Zusammenfassende Bemerkungen zu den Sondierungen in der mittelalterlichen Talstadt. In: JbAB 1981 in BZ 82, 1982, S. 307–319, hier S. 309–312. – Billo 2020, S. 82. – Flatscher 2020, S. 197.
170 Hartmann 1951, S. 25–45, hier S. 37.
171 Wackernagel Geschichte 1, S. 270–273. – Vgl. beispielsweise zwei wegdekretierte Schöpfe auf der Birsig-Allmend: BUB 6, S. 406, Nr. 409 (8. April 1437).
172 Barfüsserplatz VII 493. – Siehe die Zusammenstellung von Flatscher 2020, S. 199.
173 StABS Ratsbücher B 4, fol. 87v–93 (4. April 1531). – Wasserordnungen von 1686 und 1751: STABS Bau W 1.
174 Golder 1995, S. 37.
175 Johann Savary. Von «kottigen Massen» und Gerbereigestank: Basler Gewerbebauten zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert im archäologischen Befund. In: Schneller/Lassau 2021, S. 107–122.
176 BUB 2, S. 154, Z. 5 (16. Febr. 1279).
177 Hugo: BUB 2, S. 45 (1. März und 31. Aug. 1193). – Wackernagel Geschichte 1, S. 271.
178 Marco Bernasconi, Marta Imbach. 2014/35 Rümelinsplatz (A). In: JbAB 2014, S. 51–53.
179 Golder 1995, S. 226–236.
180 BUB 2, S. 189 (17. Dez. 1280). – Wackernagel Geschichte 1, S. 272.
181 Wackernagel Geschichte 1, S. 272, mit Verweis auf BUB 2, S. 24: «*ad molendinum uffen Owe*» (13. März 1270), BUB 2, S. 189 (Dez. 1280), Klingental Urk. 1101 (9. Sept. 1365) u. a. – Golder 1995, S. 187–196, 208–225.
182 «*in vico cerdonum* uf dem obern Birsich», HGB Gerbergässlein 8 zu 1336.
183 Eduard Schweizer. Die Lehen und Gewerbe am St. Albanteich. I. Teil: Die älteste Zeit bis zur Reformation. In: BZ 21, 1923, S. 4–74. – Ders. Die Lehen und Gewerbe am St. Albanteich. II. Teil: Von der Reformation bis zum 19. Jahrhundert. In: BZ 22, 1924, S. 86–180. – Eduard Golder. St. Alban-Teich. Die Geschichte eines Gewerbekanals. Festschrift zum 650-jährigen Bestehen der Teichkorporation. Basel 1986. – Baur/Nagel 2009.
184 Golder 1986, S. 12. – Anmerkung zur Begrifflichkeit: «Teich» oder «Tich» ist in der Nordwestschweiz ein Gewerbekanal, «Wuhr» eine Stauanlage im Wasser zur Regulierung des Wasserstands bzw. zum Ableiten des Wassers in einen Kanal (Schweizerisches Idiotikon 12, Sp. 205f. und 16, Sp. 1075).
185 Lutz 2005 (2), S. 116f.
186 Martin Kluge. Die Basler Papiermühle. Schweizerisches Museum für Papier, Schrift und Druck. Basel 2014, S. 19–21. – Sandra Schultz. Papierherstellung im deutschen Südwesten. Ein neues Gewerbe im späten Mittelalter (Materiale Textkulturen 18). Berlin/Boston 2018.
187 Eduard Schweizer. Die Gewerbe am Kleinbasler Teich. 1. Teil: Die älteste Zeit bis zur Reformation. In: BZ 26, 1927, S. 1–71. – Ders. Die Gewerbe am Kleinbasler Teich. 2. Teil: Von der Reformation bis zum 19. Jahrhundert. In: BZ 27, 1928, S. 1–114. – Lutz KdS BS 2004, S. 29–34. – Jüngere Grabungen: JbAB 2012, S. 59–61; JbAB 2022, S. 60–62.
188 Laurentius Diefenbach. Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis. Frankfurt a. M. 1857, S. 498.
189 BUB 1, S. 184–186, Nrn. 253, 254 (1251).
190 BUB 4, S. 260f., Nr. 290 (20. Mai 1365).
191 Hansjörg Huck. Vor dem einstigen Sankt Bläsy-Thor das «Klybeckfeld» mit anderweitigen Flur- und Ortsbezeichnungen. 2006 (MS).
192 Ulf Dirlmeier. Umweltprobleme in deutschen Städten des Spätmittelalters. In: Technikgeschichte 48, 1981, Nr. 3, S. 191–205, hier S. 193. – Nørgaard verweist auf eine Stelle im «Buch der Natur» des Konrad von Megenberg, Mitte 14. Jahrhundert: reines Wasser sei «gar durchsihtig […] vnd gar lauter», «weder saur noch sůzz», «ez hat chainen smack, den man mit der nasen průf, noch chainn gerůch». Alexandra Nørgaard. Der Münsterbrunnwerksplan. Einblicke in die spätmittelalterliche Wasserversorgung Basels. Masterarbeit im Fach Geschichte, Christian-Albrechts-Universität Kiel 2019 (MS), S. 11.
193 https://map.geo.bs.ch – Thema: Gewässer > Grundwasservorkommen. Der «Blaue Letten» oder Septarienton ist ein «blaugrauer, Glimmer-führender, mergeliger Tonstein mit sandigen Einlagerungen (Molasseschüttungen) gegen oben hin» (Lithostratigraphisches Lexikon der Schweiz, www.strati.ch/de/stratigraphic/septarienton-formation).
194 Fouquet 1999, S. 225.
195 Max Burckhardt. 69. Jb der HAG 1943/44. In: BZ 43, 1944, S. I–XI, hier S. Xf. – Unter uns 2008, S. 197.
196 Andrea Hagendorn, Eckhard Deschler-Erb. Mit einem Beitrag von Guido Lassau. Auf dem Basler Münsterhügel. Die ersten Jahrtausende (Archäologische Denkmäler in Basel 5). Basel 2007, S. 43.
197 Huber 1955, S. 71. – Markus Haefliger. Die Modernisierung der Basler Wasserversorgung 1860–1875. In: BZ 84, 1984, S. 129–206. «Ein Kataster der Sodbrunnen in den Hinterhöfen existiert nicht. Eine 1865–66 durchgeführte Untersuchung des Sanitätskollegiums gibt aber an, dass die Bevölkerung in allen Teilen der Stadt auf den Gebrauch von ‹Sodwasser› als ‹Nahrungswasser› angewiesen sei» (S. 144f.).
198 Huber 1955, S. 73.
199 StABS Brunn P 9. – Huber 1955, S. 74.
200 Grewe 1991, S. 40–48, mit den Beispielen aus St. Emmeram und Prüfening in Regensburg sowie Maulbronn (12. Jh.). – Andreas Bingener, Gerold Flosdorf, Andreas Haasis-Berner. Die Wasserversorgung einer mittleren Territorialstadt im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit – am Beispiel der nassauischen Landstadt Siegen. In: Scripta Mercaturae 36, 2002, H. 2, S. 1–38. Zu dem dort S. 5f. erwähnten Beispiel des Zürcher Predigerklosters aus der Mitte des 13. Jahrhunderts Dölf Wild. Die mittelalterliche Tonrohr-Wasserleitung in das Areal der Dominikaner von Zürich. In: Ziegelei-Muse-

um 9, 1992, S. 5–25. – Baeriswyl 2008, S. 55.

201 «*domum prope fontem sancti Leonardi*», BUB 1, S. 337, Nr. 464 (1265). Im Unterschied zu Daniel Fechter (Fechter 1856, S. 72) und Rudolf Wackernagel (Wackernagel Geschichte 2, S. 96) meldete Huber 1955, S. 76, Zweifel an der Aussagekraft der Urkunde an. Da das erwähnte Haus jedoch zuvor als Aussätzigenspital gedient hatte, anerkennt er die Notwendigkeit, bei diesem einen Brunnen zu haben.

202 BUB 3, S. 25f., Nr. 47 (5. Dez. 1291): Chůnradus dictus Brunmeister. – BUB 3, S. 27f., Nr. 50 (17. Dez. 1291): Heinricus de Oberwilr dictus Brunmeister. – Fouquet 1999, S. 237, interpretiert, dass Heinricus de Oberwilr vom Leonhardsstift angestellt war. – 1360 findet sich erstmals ein Brunnmeister in den Lohnlisten des Rats, August Bernoulli. Die ältesten Lohnverzeichnisse von Basels Staatsdienern. In: BZ 16, 1917, S. 294–322, hier S. 301.

203 StABS KA St. Leonhard A, fol. 32v. Zu dem Eintrag in dem 1290 angelegten Verzeichnis über einen Acker vor dem Steinenkreuztor (später Fröschenbollwerk) wurde von anderer Hand – jedoch gleichzeitig oder nur kurze Zeit später – die Lokalisierung bei den «tüchelen» hinzugefügt. Fechter 1856, S. 75, postuliert das Datum 1294, übernommen von Huber 1955, S. 99. Vgl. Jürgen Mischke, Inga Siegfried (Hg.). Die Ortsnamen von Basel (Namenbuch Basel-Stadt 2). Basel 2016, S. 718. – Teuchelleitungen verwendeten die Römer in *Augusta Raurica*. Eiserne Teuchelringe lagen in Abständen von ca. 2,2–3,2 m, was einen Hinweis auf die Länge der Stämme gibt. Ludwig Berger. Führer durch Augusta Raurica. Basel, 7. Aufl. 2012, S. 259.

204 BUB 4, S. 32, Nr. 37 (22. Aug. 1317). Fouquet 1999, S. 237, weist darauf hin, dass hieraus nicht der Schluss gezogen werden kann, dass die Stadt von Anfang an beim Bau des Brunnwerks beteiligt war. Allerdings habe die Urkunde möglicherweise eine schon länger, vielleicht ab ca. 1300 bestehende Praxis bestätigt.

205 Trouillat 2, S. 167, Nr. 124 (6. Nov. 1266).

206 Trouillat 3, S. 234f., Nr. 135 (21. Juni 1316).

207 Hegi 1928, S. 8: «1405 zählte man in der Stadt 13 und ausserhalb 16 Brunnstuben». – Huber 1955, S. 91f. – Wackernagel Geschichte 2, S. 283, erwähnt eine Aufstellung der 1440er-Jahre, die vierzig öffentliche Brunnen aufzähle (dabei auch die Quellbrunnen) und 22 in Klöstern, im Spital und in Privathäusern (StABS Ratsbücher A 7, fol. 81v).

208 StABS Brunn A 5 (Grundriss des Münsterwerks) und A 6 (Grundriss des Spalenwerks).

209 BUB 9, S. 104f., Nr. 118 (12. März 1491).

210 Burger 1970, S. 40. – Huber 1955, S. 80.

211 Huber 1955, S. 81f.

212 StABS Hausurk. 6 (22. April 1377). – Huber 1955, S. 86. – Fouquet 1999, S. 237–239.

213 StABS Ratsbücher B 1, fol. 46r. – Fouquet 1999, S. 239.

214 Fouquet 1999, S. 226f.

215 Wackernagel Geschichte 2, S. 283.

216 Vgl. aber den Gang hinter dem Haus Barfüsserplatz 22 VIII 449. – Zum einstigen Ehgraben zwischen Freier Strasse und Weisser Gasse Gutherz 1928, S. 38f. Diese zahnmedizinische(!) Dissertation bietet bis heute den besten Quellenüberblick zur älteren Geschichte der Abfall- und Abwasserbeseitigung in Basel. – In Bern spülten die fliessenden Stadtbäche auch die Ehgräben, Baeriswyl 2008, S. 65f.

217 Schweizerisches Idiotikon 3, Sp. 309, Stichwort «Chännel».

218 Wackernagel Geschichte 2, S. 293.

219 Schweizerisches Idiotikon 1, Sp. 165, Stichwort «Akt, Akte III». – Gutherz 1928, S. 37.

220 Gutherz 1928, S. 6, gibt eine Skizze, die den Querschnitt einer 1,80 m hohen Dole unter der Kronengasse zeigt. – In den Protokollen der «Delegation für das alte Basel» sind Dolen dokumentiert, die bei Erdarbeiten im Luftgässlein (1899), in der Bäumleingasse (1899), in der Theaterstrasse (1908), im Kellergässlein (1909), im Fahnengässlein (1909), am Münsterberg (1918) und am Petersgraben (1929/30) gefunden wurden. Sie sind aus Kalk- oder Sandstein gemauert und rundbogig gewölbt, zwischen 80 und 155 cm weit, mit Scheitelhöhen zwischen 125 und 180 cm. StABS PA 88a H 2 a.

221 BUB 3, S. 17 , Nr. 34 (26. Sept. 1291) «domus site in dem Agtot»; StABS KA Prediger Urk. 180 (9. Juli 1315) «in vico dicto dem Agtoten»; Prediger Urk. 267 (23. Aug. 1333) «in dem Actum». – Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 509.

222 Grewe 1991, S. 78.

223 Sie wurden unter der Leitung des von Karl V. 1367 eingesetzten *Prévôt de Paris* Hugues Aubriot begonnen. Maxime Du Camp. Les Égouts de Paris. In: Revue des deux mondes 106 (N.F. 43), 1873, S. 5–34, hier S. 8.

224 Walter Lehnert. Entsorgungsprobleme der Reichsstadt Nürnberg. In: Jürgen Sydow (Hg.). Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte (Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 8). Sigmaringen 1981, S. 151–163, hier S. 157.

225 Hermann Schöpfer. Kleiner Kunstführer Stadt Freiburg. Freiburg i. Ü., 2., überarb. Aufl. 1997, S. 9.

226 Bruder Felix Fabris Abhandlung von der Stadt Ulm, […] verdeutscht von Professor K. D. Hassler. Ulm 1909, S. 36: «Mit großem Eifer wird die Stadt in der Reinlichkeit erhalten und es gibt da keinen Gestank der Kloaken und Abtritte wie anderwärts, sondern durch unterirdische Gänge geht alles ab.» – Felix Fabri. Tractatus de civitate Ulmensi. Traktat über die Stadt Ulm. Hrsg., übers. u. komm. von Folker Reichert (Bibliotheca Suevica 35). Konstanz 2012.

227 StABS Bau SS 1.1. VII 27.

228 Gönnenwein 1948, S. 124f.

229 Zum Dolenbuch der Goldbrunnendole (StABS Bau SS 3) Gutherz 1928, S. 34f.

230 Katharina Simon-Muscheid. Randgruppen, Bürgerschaft und Obrigkeit. Der Basler Kohlenberg, 14.–16. Jahrhundert. In: Susanna Burghartz et al. (Hg.). Spannungen und Widersprüche. Gedenkschrift für František Graus. Sigmaringen 1992, S. 203–225, hier S. 205, Anm. 8.

231 General-Bericht des Cholera-Ausschusses an den E. Kleinen Rath. Basel 1856, S. 47.

232 StABS Ratsbücher J 1, S. 35. – Gutherz 1928, S. 9.

233 Fechter 1856, S. 28.

234 StABS Ratsbücher J 1, S. 1. – Gutherz 1928, S. 8.

235 StABS Protokolle Öffnungsbücher 4, S. 61. – Wackernagel Geschichte 2, S. 281.

236 BUB 8, S. 296, Nr. 375 (11. Mai 1470).

237 StABS Bau H 13. – Gutherz 1928, S. 12.

238 Pia Kamber, Christine Keller. Fundgruben – Stille Örtchen ausgeschöpft. Publikation zur Ausstellung im HMB 1. Juni bis 30. Sept. 1996. Basel 1996, S. 10. – Dies. Bürgerliche Haushalte im spätmittelalterlichen Basel: Eine archäologische Spurensuche. In: Spätmittelalter am Oberrhein 2001, Teil 2, Bd. 2, S. 373–376.

239 Hagendorn 2008, S. 209–211.

240 Bernasconi/Savery/Schmidig JbAB 2022, S. 122–129.

241 «*quod omnes vici et vie totius civitatis Parisii duris et fortibus lapidibus sternerentur*.» Zit. n. Andreas Sohn. Von der Residenzstadt zur Hauptstadt. Paris im hohen Mittelalter. Ostfildern 2012, S. 115.

242 Braunfels 2012, S. 104f.

243 Verena Gebhard. Die «Nuova Cronica» des Giovanni Villani (Bib. Apost. Vat., ms. Chigi L.VIII.296). Verbildlichung von Geschichte im spätmittelalterlichen Florenz. Diss. München 2007 (MS). Online unter https://edoc.ub.uni-muenchen.de/7085.

244 Rose E. Selfe (Übersetzerin). Villani's Chronicle being selections from the First Nine Books of the Croniche Fiorentine of Giovanni Villani. London 1906, Bd. 6, § 26: «The year of Christ 1237, Messer Rubaconte da Mandello of Milan being Podestà of Florence, the new bridge was made in Florence, and he laid the first stone with his own hand, and threw the first trowelful of mortar, and from the name of the said Podestà the bridge was named Rubaconte. And during his government all the roads in Florence were paved; for before there was but little paving, save in certain particular places, master streets

being paved with bricks; and through this convenience and work the city of Florence became more clean, and more beautiful, and more healthy.»

245 Hartmann 1951, S. 39.

246 Golder 1986, S. 198.

247 HGB Leonhardsstapfelberg 5, zu 1470.

248 Zu den ersten beiden Kleinbasler Brückenpfeilern und dem Widerlager Lutz KdS BS 2004, S. 262f.

249 Piccolomini: «… *ubi ligneo ponte breuior ciuitas maiori coniungitur*». Hartmann 1951, S. 25. – «Diesseits des Kapellchens» ist offenbar aus Grossbasler Perspektive geschrieben. BChr 4, S. 59f.

250 Guido Helmig. In Basel Brücken schlagen. In: BStb 1995, S. 217–222.

251 Fouquet 1999, S. 214–218.

252 Johann Peter Frank. System einer vollständigen medicinischen Polizey. 6 Bde. Mannheim 1779–1819.

253 Zu diesem Thema sind mehrere Publikationen von Othmar Birkner zu nennen: Die Cholera in Basel und ihre städtebaulichen Folgen. In: Basler Magazin Nr. 45, 8. Nov. 1977, S. 15. – Die Stadt im Schatten der Epidemien. Mit Fallstudie Basel. In: Archithese 15, 1985, H. 1, S. 15–18. – Hygiene im Schatten der Cholera. In: k+a 55, 2004, H. 2, S. 68–73. – Birkner (MS).

254 Gesetz über Sanitätswesen und Gesundheitspolizei vom 18. Jan. 1864, Dolenordnung vom 20. März 1864, vgl. Reese 1881, S. 11.

255 Kreis 2015, S. 100.

256 Das Hochbautengesetz des Kantons Basel-Stadt vom 10. Oktober 1918 schrieb in § 23 vor, dass Bauteile abhängig von der Strassenbreite maximal 10–30 cm über die Hauptflucht des Gebäudes vorragen durften.

257 StABS Bau H 12 (1884).

258 StABS Bau M 15 (Okt.–Dez. 1832).

259 Eine 1707 entstandene anonyme Darstellung von Charing Cross in London zeigt zum Beispiel mit Platten belegte Trottoirs, die zusätzlich durch Poller von der gepflästerten Strasse geschieden sind (British Museum, Inv. 1880,1113.2794). – Ein Pariser Kanoniker warb kurz nach 1800 in einer Schrift für den Bau von Trottoirs in Paris, unter Hinweis auf das Vorbild Londons und auf die Gefahren für Fussgänger zwischen Fahrzeugen und Pferden. Auch eine soziale Komponente scheint auf: «Les Trottoirs sont les chemins des habitants des villes, pour toutes les communications sociales et les besoins du commerce» (Dillon 1802–1805, S. 6f.).

260 StABS Bau M 15 (1855).

261 Reese 1881, S. 15.

262 Ratschlag Nr. 883 betreffend Pflästerung der Strassenfahrbahnen (12. Okt. 1891).

263 Ratschlag Nr. 1014 betreffend die Anwendung des Holzpflasters (7. März 1895).

264 Ratschlag Nr. 1309 betreffend Erledigung des Initiativbegehrens vom Februar 1901 (Aufhebung des Grossratsbeschlusses vom 28. März 1895 über Anwendung des Holzpflasters) (13. Febr. 1902).

265 Reese 1897, Nr. 17, S. 124.

266 Bericht Nr. 1390 des Regierungsrates an den Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt betreffend die vom Regierungsrate angeordnete Untersuchung über die Anlage und den Unterhalt der Makadamstrassen in der Stadt Basel (17. Sept. 1903).

267 «W…» [Strassenmeister Wild]. Etwas über Macadamstrassen. In: Beilage zu Nr. 144 der Basler Zeitung (30. Mai 1907), StABS Bau H 12. – Im Deutschen Reich galt ab 1910 innerorts ein Tempolimit von 15 km/h und ab 1923 von 30 km/h. 1953 wurde in Westdeutschland das Limit ganz aufgehoben(!), bis 1957 die zulässige Höchstgeschwindigkeit auf 50 km/h festgesetzt wurde, van Laak 2017, S. 151.

268 Ratschlag Nr. 2022 betr. Erstellung einer Teerdestillationsanlage in der Gasfabrik, 3. Jan. 1916, S. 3. – 1902 hatte der Arzt und Gründer der «Liga gegen den Staub», Ernest Guglielminetti, eine erste Teststrecke in Monaco mit Teer gebunden. Paul Heldner. Ernest Guglielminetti. In: HLS, Version vom 4.12.2006, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/014394/2006-12-04.

269 Friedrich Wilhelm Noll. Zur Vervollkommnung des Kleinpflasters. Berlin 1911 (ND München 1983). – O. Taenzer et al. Der Steinsetzer. Lehrbuch für Steinsetzer-Lehrlinge und -Gesellen […]. Berlin 1912.

270 Claudia Erismann. Bodenpflästerungen: Imagefaktor oder Stolperstein? Eine computergestützte Analyse und Simulation für die Innenstadt von Basel. Liz. Dept. Geowissenschaften der Univ. Basel 2004 (MS), S. 89.

271 Golder 1986.

272 Anthonius Werdmüller. Memorabilia Tigurina, oder Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich […], Erster Theil. Zürich 1780, S. 350.

273 Fritz Grieder. Von der Harzpfanne zum Gasometer (100 Jahre Basler Gasversorgung). In: BJb 1952, S. 121–135, hier S. 122.

274 Peter Ziegler. Hochwachten. In: HLS, Version vom 18.12.2007, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008621/2007-12-18. – Das Museum im Zeughaus Schaffhausen präsentiert eine Hochwacht mit Harzpfanne. – Aus Besançon überliefert ein Aquarell von Jean Alexis Cornu von 1782 eine an der Hausecke befestigte Harzpfanne (Ausst.-Kat. «Le Beau Siècle. La vie artistique à Besançon de la conquête à la révolution (1674-1792)», Musée des Beaux-Arts et d'Archéologie Besançon. Paris 2022, Kat. 263).

275 Streuber 1854, S. 378.

276 «Die Beleuchtungskommission der Stadt Basel verpachtet den Herren G. und M. Stehelin den Unterhalt, die Besorgung und das Anzünden der öffentlichen Laternen», StABS Staatsurk. 1828 Okt. 21. – Tréfás/Manasse 2006, S. 20.

277 Burckhardt-Finsler 1903, S. 217. – Helmi Gasser. Altdorf 1. Teil. Geschichte, Siedlungsentwicklung, Sakralbauten (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 96). Bern 2001, S. 47: Nach Altdorf gelangten zwölf Kandelaber.

278 Nahezu zeitgleich in Bern, wo 1841 die ersten Gaslaternen brannten: Kurt W. Egger. Von der Gaslaterne zum Erdgas. Die Geschichte der Berner Gasversorgung 1843–1993. Bern 1993.

279 Reese 1881, S. 15f.

280 Ab 1860 wurde Steinkohlegas geliefert. JbGWW 1927, S. 3f.

281 Rathschlag betreffend Erweiterung des Gasröhrennetzes, 14. Februar 1872, nach Birkner (MS).

282 Otto Lueger. Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften, Bd. 2. Stuttgart/Leipzig 1905, S. 274–276.

283 Bis 1895 wurden Auerlampen durch die österreichische Auer-Gesellschaft in der Schweiz vertrieben, danach von der neu gegründeten Schweizerischen Gasglühlicht-Aktiengesellschaft System Auer in Zürich. Richard Böhm. Das Gasglühlicht. Seine Geschichte, Herstellung und Anwendung. Leipzig 1905, S. 364.

284 Tréfás/Manasse 2006, S. 56f.

285 Tréfás/Manasse 2006, S. 61f.

286 Angabe der IWB (2021), www.iwb.ch/Fuer-Zuhause/Strom/Stromprodukte/IWB-Strom.html.

287 Die Kandelaber der neuen Mittleren Brücke wurden 1905 vom Architekten der Brücke, Emil Faesch, entworfen und durch die Firma Alb. Buss & Cie. ausgeführt. E. Gutzwiller. Die neue Basler Rheinbrücke. In: SBZ 47, 1906, H. 4, S. 50.

288 Uta Feldges. Zur Strassenbeleuchtung der Basler Altstadt. In: Mitteilungsblatt des Heimatschutzes Basel 96, Mai 2004, S. 2–4. – Dass die Baselstab-Ausleger von Niklaus Stoecklin entworfen worden sein sollen, bezeichnet Feldges als «charmante Basler Legende», die jedoch nicht wahr sei.

289 Ratschlag Nr. 7315 betreffend Kredit für Arbeiten im Zusammenhang mit der Grün 80, flankierende Massnahmen, 25. Mai 1977. Die Strassenbeleuchtung wird zwar nicht eigens erwähnt, gehörte aber zu den beabsichtigten Impulsen zur Hebung der Lebensqualität in der Altstadt.

290 Grete Lihotzky. Rationalisierung im Haushalt. In: Das Neue Frankfurt. Monatsschrift für die Fragen der Großstadt-Gestaltung 1926–1927, H. 5, S. 120–123.

291 https://architekturbasel.ch/ein-haus-woba-baudenkmal-und-studentenwohnheim-zugleich.

292 Dominik Heitz. Als die Mutteruhr noch den Takt angab. In: Basler Zeitung, 13.1.1992, S. 24.

293 Gesezentwurf [sic!] über die Erstellung von Telegraphen. In: Bundesblatt Bd. 3, Nr. 62 (15. Dez. 1851), S. 283–286.

294 StABS Post T 1 (16. Febr. 1867). Birkner (MS): «Die erhaltenen amtlichen Quellen lassen erkennen, dass die Betroffenen wenig unternehmen konnten, wenn sie die amtliche Nachricht über eine Leitungsmontage erhielten. Es wurde mitgeteilt, zu welchem Zeitpunkt die Arbeiter das Haus ‹besteigen› würden. Man wies die Arbeiter an ‹mit möglichster Sorgfalt zu Werke zu gehen›. Zudem versprach die Telegraphen-Verwaltung den allfällig verursachten Schaden zu vergüten.»

295 Das Telephon von Bell. In: Die Eisenbahn 6/7, 1877, H. 21, S. 161f. – Regine Buschauer. Telefon. In: HLS, Version vom 15.8.2012, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/027832/2012-08-15.

296 Statistisches Jb 1923, S. 255.

297 Adressbuch 1882, Abt. 2, S. 6. – Birkner (MS).

298 Mélanie Honegger. Zurück in die Zukunft: Das sind die letzten Telefonkabinen in Basel. In: bz – Zeitung für die Region Basel, 30.7.2022.

299 Tréfás/Manasse 2006, S. 106.

300 Hegi 1928, S. 34.

301 Werner Aschwanden. Die Wasserversorgung der Stadt Basel von 1866 bis 2016. Basel 2016, S. 43.

302 Ratschlag Nr. 550 und Entwurf betreffend das Gas- und Wassergesetz (13. Jan. 1879).

303 Rathschlag Nr. 567 betreffend Erweiterung der städtischen Wasserversorgung (24. Nov. 1879).

304 INSA Basel 1986, S. 195. – KDBS Quartierinventar Bruderholz.

305 Tréfás/Manasse 2006, S. 118–134.

306 Rathschlag Nr. 457 und Gesetzesentwurf betreffend die Kanalisation der Stadt Basel (1. Febr. 1875).

307 Ratschlag Nr. 1043 und Gesetzentwurf [sic!] betreffend Vollendung der Kanalisation der Stadt Basel (19. Sept. 1895). – Jörg Lange. Zur Geschichte des Gewässerschutzes am Ober- und Hochrhein. Diss. Freiburg i. Br. 2002, S. 29–38.

308 Kreis 2005, S. 221.

309 Bau H 12, Fragebogen 1884. – Gutherz 1928, S. 17f.

310 Reese 1881, S. 8. – Gutherz 1928, S. 16f.

311 Ratschlag Nr. 887 und Entwurf eines Grossrats-Beschlusses betreffend Strassenreinigung und Kehrichtabfuhr in der Stadt, 12. Okt. 1891.

312 Kreis 2015, S. 232–244.

313 Kreis 2015, S. 251–258.

314 Lüem 2003, S. 18–21.

315 Ratschlag Nr. 1519 betr. Erstellung eines Rheinquais beim Schiffmühleareal zu Zwecken der Rheinschiffahrt, 7. Dez. 1905.

316 Benannt nach einer Schiffmühle auf Hüninger Gebiet, die 1815 dem Bürgermeister Blanchard und Geschäftspartnern gehörte. Über eine weitere Schiffmühle wird anlässlich des Hochwassers von 1852 berichtet. Vgl. Hansjörg Huck. Vor dem St. Johann-Tor. Flurnamen und Ortsbezeichnungen. Auf dem Lysbüchel, Im Davidsboden. Basel 2007 (MS), S. 118.

317 Ratschlag Nr. 2174 betreffend die Genehmigung des Vertrages zwischen dem Kanton Basel-Stadt und den Schweiz. Bundesbahnen (S.B.B.) über den Betrieb im Rheinhafen Basel-St. Johann, 10. Okt. 1918. – Ratschlag Nr. 2261 betreffend Ausbau der Rheinhafenanlage Basel-St. Johann, 30. Okt. 1919.

318 Viola Müller. Der Hafen Kleinhüningen in Basel. In: k+a 75, 2024, H. 2, S. 50–57.

319 StABS PLA F 4, 244 (1893). – Ratschlag Nr. 1016 betreffend den Bebauungsplan für das Gebiet von Kleinhüningen, 7. März 1895.

320 Ratschlag Nr. 1087 betreffend Korrektion der Wiese und Erstellung eines Hochwasserdammes auf dem rechten Rheinufer vom Untern Rheinweg bis zur Landesgrenze, 8. Okt. 1896. – StABS PLA II 25,21. Das Areal gehörte damals Gustav Abt, dem Eigentümer des Klybeckschlosses.

321 Lüem 2003, S. 48f.

322 St. Jakobsstrasse 200, Gutachten Vestigia, 2016, Archiv KDBS XB-2130.

323 Verwaltung der öffentlichen Lagerplätze Basel-Dreispitz. 50 Jahre Dreispitz. Basel 1951 (Archiv Christoph Merian Stiftung, online: www.dreispitz.ch/de/entdecken/historisches.html).

324 Kilian T. Elsasser. Der Rangierbahnhof Basel I auf dem Muttenzerfeld. In: Wege und Geschichte 2009, H. 2, S. 26–31.

325 Leo Adler war von 1926 bis 1930 Schriftleiter von Wasmuths Lexikon der Baukunst (Bde. 1–4) und emigrierte 1933 nach Palästina. Er ist nicht identisch mit dem 1956–1978 in Basel tätigen gleichnamigen Rabbiner, nach dem die 1961 gegründete Jüdische Primarschule Leo Adler benannt ist.

326 Leo Adler. Typus. In: Wasmuths Lexikon der Baukunst. Bd. 4: P–Z. Berlin 1932, S. 578.

327 Ernst Neufert. Bauentwurfslehre. Grundlagen, Normen u. Vorschriften über Anlage, Bau, Gestaltung, Raumbedarf, Raumbeziehungen. Maße für Gebäude, Räume, Einrichtungen u. Geräte mit d. Menschen als Maß u. Ziel. Handbuch für d. Baufachmann, Bauherrn, Lehrenden u. Lernenden. Berlin 1936.

328 Pierre le Muet. Manière de bastir pour touttes sortes de personnes. Paris 1623.

329 Johann Christoph Sturm. Mathesis juvenilis, d. i. Anleitung der Jugend zur Mathesin. Nürnberg 1702, zit. n. Ulrich Schütte. Die Lehre von den Gebäudetypen. In: Kat. Architekt & Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden. Ausstellung der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1984, S. 156–161, hier S. 160.

330 Günter Wiegelmann. Die Begriffe der Ethnologen. In: Ethnologia Europaea 13, 1983, H. 1, S. 70–84, hier S. 80.

331 Marc-Antoine Laugier. Essai sur l'architecture. Paris 1753, S. 10.

332 Louis H. Sullivan. The Tall Office Building Artistically Considered. In: Lippincott's Magazine, März 1896, S. 403–409, hier S. 408.

333 August Essenwein. Einleitung (Theoretische und geschichtliche Übersicht). In: Josef Durm, Hermann Ende, Eduard Schmitt (Hg.). Handbuch der Architektur. Erster Teil: Allgemeine Hochbaukunde, 1. Bd., H. 1. Stuttgart 1883, S. 3–50.

334 Gottfried Semper. Wissenschaft, Industrie und Kunst. Braunschweig 1852, S. 16.

335 Dieser Begriff wurde von Heinrich Klotz auf einem Berliner Kolloquium geprägt, «um diesen von dem avantgardistisch ‹Neuen Bauen› der 20er Jahre zu unterscheiden». Ders. Das Pathos des Funktionalismus. In: Werk – Archithese 64, 1977, H. 3, S. 3f. und 22, hier S. 4. – Ute Poerschke. Funktionen und Formen. Architekturtheorie der Moderne. Bielefeld 2014, S. 211.

336 Gruber 1952. – Rossi 2015 bezog sich dabei ausdrücklich auf Quatremère de Quincy. – Vgl. Möhle 2018 (2), S. 173f.

337 Zum Beispiel M. R. G. Conzen, André Corboz, Aleida Assmann, Möhle 2018 (2), S. 181, Anm. 27.

338 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 146. – Bianca Burkhardt, Wolfgang Werner, Johannes Miocic. Zu den Natursteinmaterialien am Basler Münster. In: k+a 70, 2019, H. 2, S. 28–37.

339 Matt/Rentzel JbAB 2002, S. 131–253.

340 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 146 (zu 1471).

341 Fouquet 1999, S. 377–386.

342 Materialangaben zur St. Albankirche: Baer KdS BS 1941, S. 52. Zur Andreaskapelle: Ebenda, S. 145. Zu St. Leonhard: Maurer KdS BS 1961, S. 164, 176, 193. Zu St. Peter: Maurer KdS BS 1966, S. 40. Zur Predigerkirche: ebenda, S. 211, 235.

343 Meckseper 1991, S. 123. – Jürg E. Schneider. Der mittelalterliche Steinbau in Zürich. In: Kat. Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Stuttgart 1992, S. 239–247. – Christoph Rösch et al. Städtischer Hausbau. In: SPM 8 2020, S. 163–172, hier S. 163.

344 Matt JbAB 1996, S. 49. – Billo/Savary/Bernasconi JbAB 2019, S. 88.

345 BUB 2, S. 2, Nr. 2 (17. Jan. 1268); S. 23, Nr. 38 (27. Febr. 1270); S. 74, Nr. 138 (26. April 1274); S. 165, Nr. 459 (1. Sept. 1284).

346 Marco Bernasconi, Frank Löbbecke. Das Basler Erdbeben von 1356 – Zerstörung und Wiederaufbau. Archäologische und bauhistorische Spuren. In: Schneller/Lassau 2019, S. 20.

347 Silvan Fässler. Zur Ziegelentwicklung in der Region Basel. In: Ziegelei-Museum 10, 1993, S. 45–58. – Fouquet 1999, S. 383–386. –

Lutz KdS BS 2004, S. 26. – Bucher/Lutz 2005, S. 386–391.

348 StABS Bau QQ 1. – Bucher/Lutz 2005, S. 389.

349 Reicke 2005, S. 236f. – Rheingasse 43: Lutz KdS BS 2004, S. 102.

350 Fouquet 1999, S. 372–377. – Lutz 2005 (2).

351 Lutz 2005 (2), S. 124f. – Das Eichenholz scheint aber in den Schriftquellen in den Vordergrund gerückt worden zu sein, so meinte Gerhard Fouquet, im Basler Bauhof sei «an Bauholz überwiegend Eichen» verwendet worden. Fouquet 1999, S. 374.

352 Baer KdS BS 1941, S. 357. – Christ 1964, S. 20f.

353 Potgeter 2021, S. 309–316, besonders S. 314f.

354 Es handelte sich um den Neubau des Hotels zum Bären in der Aeschenvorstadt. SBZ 38, 1901, H. 9, S. 96f.

355 Jörg Rehm. Eisenbeton im Hochbau bis 1918. Dokumentation und Analyse realisierter Bauwerke im Raum München. München 2019, S. 126–129.

356 Beispielsweise an den sogenannten Baumgartnerhäusern der 1920er- und 1930er-Jahre, Brandenberger/Zophoniasson/Zünd 2002, S. 53.

357 Potgeter 2021, S. 286f.

358 Alexander Schlatter. Klosterkirche, Kaserne, Künstlerhaus. Klingentalkirche, Kasernenstrasse 23. In: JbKDBS 2010, S. 12–14.

359 Brandenberger/Zophoniasson/Zünd 2002, S. 53.

360 Hammel-Kiesow 1998, S. 97f.

361 Christoph Philipp Matt. Zur Parzellenstruktur der Stadt Basel vor 1300. In: JbAB 1996, S. 44–57.

362 Beispiele: An der Westseite des Nadelbergs stehen auf 191 m zwischen der Stifts- und der Rosshofgasse zehn Häuser mit durchschnittlich 19,1 m breiten Fassaden. Auf den 205 m vom Rümelinsplatz durch das Gerbergässlein zum Barfüsserplatz finden an der Südwestseite 34 Liegenschaften Platz (durchschnittliche Fassadenbreite 6,02 m). Die 199 m der Nordseite des Spalenbergs und der Hutgasse beinhalten 31 Liegenschaften, Durchschnittsbreite 6,42 m. Sporengasse, Marktplatz und Freie Strasse bis zum Münsterberg (450 m, Nordseite) beherbergen 54 Liegenschaften, darunter das Rathaus und mehrere Zunfthäuser: durchschnittliche Fassadenbreite 8,3 m. Gemessen am «Falkner-Plan» von 1865/72.

363 Anne-Marie Dubler. Grundbesitz. In: HLS, Version vom 25.8.2010, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016216/2010-08-25: «Vor 1800 kam dem Grundbesitz in sozioökonomischer Hinsicht eine überragende Rolle zu: Nur mit Ausweis von Grundbesitz konnte man das städtische Bürgerrecht oder dörfliche Genossenrecht erwerben, da mit diesem die Bürgerprivilegien (Nutzungsrechte am Gemeineigentum) verbunden waren. […] Grundbesitz bot Sicherheit bei Bürgschaften und Pfandschaften und war Unterpfand bei Kreditaufnahmen (Kredit). Er war der wichtigste Vermögensteil vor Wertschriften (Gülten) und diente Kaufleuten und Verlegern als Kapitalanlage. Am Grundbesitz bemass die Gesellschaft den sozialen Rang von Städtern und Landleuten.» – Vgl. auch in Lübeck: «Kredit gab es im 13. Jahrhundert nur gegen Grundeigentum. Bei Grundstücken, die zur Leihe gingen, konnte vom Eigentümer nur der jährliche Leihezins, nicht aber der Substanzwert des Grundstücks beliehen werden.» Hammel-Kiesow 1998, S. 99. – Schmidt/Dirlmeier 1998, S. 244.

364 Hans-Jörg Gilomen sprach von dem «Wandel von der hohen Bewertung der Stadtmauerlage, wo sich die grossen Adelshöfe befanden, hin zu einem Zentrum-Peripherie-Modell […]: Zentral in der Nähe der Märkte gelegene Grundstücke wurden bei kaufmännischer Dominanz in der städtischen Elite hoch bewertet, während das Prestige der Wohnlagen zur Peripherie hin abnahm.» Gilomen/Fritzsche 2013.

365 Matt/Jaggi 2011, S. 29–57. – Für Norddeutschland Karoline Terlau, Fred Kaspar. Städtisches Bauen im Spannungsfeld zwischen Bautechnik, Baugesetzen und Parzellenzuschnitt. Zur Frühgeschichte des Wohnhauses in Nordwestdeutschland. In: Cord Meckseper (Hg.). Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650, Landesausstellung Niedersachsen 1985, Bd. 3. Stuttgart/Bad Cannstatt 1985, S. 469–511.

366 Conradin Badrutt. Wohnen im Hinterhaus einst und jetzt. Haus zum Wolf, Spalenberg 22. In: JbKDBS 2020, S. 64–67.

367 Thomas Nitz. Die Firstschwenkung der straßenseitigen Bebauung am Beispiel der Stadt Erfurt. In: Michael Goer et al. (Hg.). Spuren der Nutzung in historischen Bauten (Jb für Hausforschung 54). Marburg 2007, S. 233–246.

368 Christoph Philipp Matt. Basel zwischen 1000 und 1300: Die Stadt wird archäologisch fassbar. In: Kaltwasser/Krieg 2019, S. 195–220, hier S. 208. – Frank Löbbecke. Freiburg – Basel – Konstanz. Der bauliche Bestand um 1200. In: Kaltwasser/Krieg 2019, S. 221–252, hier S. 243f.

369 Vgl. jüngst Luisa Beyenbach, Alexandra Druzynski von Boetticher (Hg.). Stadtforschung von unten. Kelleruntersuchungen und ihr Beitrag zur Stadtbaugeschichte (Kulturelle und technische Werte historischer Bauten 8). Basel 2022.

370 Christoph Philipp Matt. Zur Unterfangungstechnik im Mittelalter – archäologische Beispiele aus Basel. In: Fritz Scheidegger (Hg.). Aus der Geschichte der Bautechnik. Bd. 2: Anwendungen. Basel/Boston/Berlin 1992, S. 184–195.

371 Bern: Paul Hofer et al. Der Kellerplan der Berner Altstadt. Aufnahme eines Stadtplans auf Kellerniveau. In: Berner Zs. für Geschichte und Heimatkunde 44, 1982, S. 1–52. – Rezensiert von Peter Eggenberger, Werner Stöckli in: ZAK 40, 1983, H. 2, S. 151f. – Freiburg: Leo Schmidt. Kellerkartierung und Hausforschung in Freiburg i. Br. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 1985, H. 2, S. 112–122.

372 Matt/Jaggi 2011, S. 46f.

373 Für diesen Hinweis danke ich Conradin Badrutt.

374 Gönnenwein [deutscher Rechtshistoriker] 1948. – Max Türler [Luzerner Stadtbaumeister]. Aeltere schweizerische Bauordnungen und ihr Einfluss auf das Stadtbild. In: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz 101, 1948, S. 149–238. – 1980 ergänzt durch den Schweizer Rechtshistoriker Louis Carlen. Baurecht in Schweizer Städten vom 12.–18. Jahrhundert. In: L'homme dans son environnement. Mensch und Umwelt (Arbeiten aus dem juristischen Seminar der Univ. Freiburg Schweiz 49). Freiburg i. Ü. 1980, S. 3–23.

375 Spohn 2002, S. 41.

376 Derschka 2002. – Die Bezeichnung als «Schwabenspiegel» ist erst seit dem frühen 17. Jahrhundert geläufig, ebenda, S. 5.

377 Christoph Dautermann. Die Anfänge der Baugesetzgebung. In: Spohn 2002, S. 69–81.

378 Derschka 2002, S. 126 (Landrecht Teil 2, § 181).

379 Ebenda. Die Strassen des Königs sollten ebenfalls 16 Schuh breit sein, Derschka 2002, S. 148 (Landrecht Teil 2, § 221).

380 Siehe hierzu die Basler Bestimmungen über *wicborc* im Jahr 1180, S. 82.

381 Derschka 2002, S. 103f. (Landrecht Teil 2, § 143b). – Zur «Baupflicht» siehe ebenda, S. 102f.

382 Derschka 2002, S. 220 (Landrecht Teil 2, § 371). – Das «Lichterrecht» ist einer der häufigsten durch die Basler Fünferratsprotokolle belegten Nachbarschaftskonflikte.

383 Reicke 2005, S. 225. – Allzu grosser Wert ist dieser Angabe freilich nicht beizumessen, da erstens die Beispiele rar sind und zweitens die Dachdeckung selten klar überliefert ist. Die Gefahr des Zirkelschlusses ist gross.

384 Reicke 2005, S. 229.

385 Jens Holst. Lübisches Baurecht im Mittelalter. In: G. Ulrich Grossmann et al. (Hg.). Historischer Hausbau zwischen Elbe und Oder (Jb für Hausforschung 49). Marburg 2002, S. 115–181, hier S. 139. – Der «Elbinger Kodex» im Wortlaut: Arthur Methner. Die älteste deutsche Handschrift des Lübischen Rechts für Elbing. In: Elbinger Jb 14, 1937, S. 59–110, hier Artikel 105, S. 99f.

386 Beispielsweise Nadelberg 6–8 und 10, StABS Hausurkunden 1 (14. März 1415); Petersgasse 17, St. Urk. 1079 (28. April 1430) u. v. a. – Zuweilen werden Blindlöcher in den Brandmauern im Zusammenhang mit dem gemeinsamen Besitz erwähnt, so im Rollerhof (Münsterplatz 20 VII 92) zu 1583 und in der Rebgasse 38 VI 389 um 1708. Denkbar ist, dass diese Löcher so tief wie die halbe Mauerstärke angelegt wurden, um zu dokumentieren, wie tief Konsolen und Geschossbalken in der Mauer verankert werden durften. StABS Hausurk. 6 (15. Okt. 1583) und 153 (12. Okt. 1708). Für den Hinweis danke ich Thomas Lutz.

387 «und als die von minren Basel unz har ein gewonheit gehept hant, welher sin guot mit muren uf dem velde umbefahen wölte, das der sölich muren uff sich selbes setzen muoste und der ander teile im daran nützit zu statten kam, sölich gewonheit sol hinfür genzlich abe sin und nit me gehalten werden, denn wer sin guot uf dem velde mit muren umvohen will, dem sol der ander teil, so nebent im gelegen ist, halbe hofstatt geben, als ouch das unz har in den stetten harkommen und gewonheit ist gewesen.» RQu 1, Nr. 132, S. 128 (20. Okt. 1442).

388 Fünfer- oder Bau-Ordnung der Stadt Basel, in: RQu 1, Nr. 519 (17. Juli 1741), S. 964–978, hier S. 968. Siehe auch dort weitere Bestimmungen zur Benutzung und Unterhaltung nachbarlicher Scheidemauern S. 970f.

389 Artikel «A VII 2 l halbe Hofstatt». In: DRW, mit Verweis auf die Basler Fünferordnung von 1741, https://drw.hadw-bw.de/drw-cgi/zeige?index=lemmata&term=hofstatt. Eugen Huber, der *spiritus rector* des Schweizerischen Zivilgesetzbuches, formuliert es so: «Betreffend Bauten darf auch hier die nähere Ordnung den Bauvorschriften der Kantone vorbehalten werden. Wir denken dabei nicht nur an die Vorschriften betreffend Scheidemauern, sondern auch an das Recht der sogenannten ‹Halben Hofstatt› (wie Basel-Stadt es benennt), wonach ein Nachbar gehalten ist, dem andern die Errichtung einer Grenzmauer mit Überschreitung der Grenzlinie um die halbe Dicke der Mauer zu gestatten, gegen das Recht, sich bei eigenem späterem Baue in das Miteigentum an der ganzen Mauer einzukaufen.» https://eugenhuber.weblaw.ch.

390 «Jede Mauer, die in einer Stadt oder auf dem Lande […] zu einer Scheidewand zwischen Gebäuden, oder die zur Scheidung von Höfen und Gärten […] dient, wird für gemeinschaftlich (mitoyen) gehalten, wenn kein Titel oder Zeichen des Gegentheils vorliegt.» Kodex Napoleon. Übersetzt von F. Lassaulx. Koblenz, 2. Aufl. 1807, Art. 653, S. 161.

391 «Stehen Vorrichtungen zur Abgrenzung zweier Grundstücke, wie Mauern, Hecken, Zäune, auf der Grenze, so wird Miteigentum der beiden Nachbarn vermutet.» Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907. In: Schweizerisches Bundesblatt 59 VI, Nr. 54 (21. Dez. 1907), S. 771.

392 Johannes Cramer. Zur Frage der Gewerbegassen in der Stadt am Ausgang des Mittelalters. In: Die alte Stadt 11, 1984, H. 1, S. 81–111.

393 Gilomen/Fritzsche 2013.

394 «Fürrëcht»: «Recht, in einem Hause irgend ein Handwerk treiben zu dürfen, wozu Feuer nötig ist wie Schmid-, Schlosser-, Becker-Handwerk. Dergleichen Rechte haften auf dem Gebäude, werden damit gekauft und verkauft.» Schweizerisches Idiotikon 6, Sp. 280.

395 Matthias Untermann. Das städtische Wohnhaus. In: Spätmittelalter am Oberrhein 2001, S. 335–340. – Alexander Dunkel, Ines Dunkel, Andre Gutmann. Städtische Wohnkultur im Spiegel von Schrift-, Bild- und Sachquellen. In: ebenda, S. 345–356.

396 Major 1915, S. 306–334.

397 «do das badtstüblin In buwenn». Dazu gehörten drei mobile Badebecken und drei Bademäntel. Major 1915, S. 314, 317, 331f.

398 Meier 1974, S. 172, führt 25 Häuser mit «Keller» im Namen auf.

399 Beispielsweise Gemsberg 2–4: Martin Möhle, Hans Ritzmann, Markus Schmid. Einzigartige Intarsienkunst am Gemsberg. Zur Restaurierung des Intarsiensaals im Haus zum Löwenzorn, Gemsberg 2/4. In: JbKDBS 2013, S. 36–39.

400 Daniel Reicke. Keller des 13. und 14. Jahrhunderts in Basel. In: Centre Region Periphery 2002, Bd. 3, S. 180–185, hier S. 183f.

401 Schmidt/Dirlmeier 1998, S. 254.

402 Heyne 1899, S. 207. – Zu Heyne Margret Ribbert. Weit mehr als «der Nachfolger Wackernagels» – Moritz Heyne und die Mittelalterliche Sammlung in Basel. In: Goer et al. 2018, S. 31–44 sowie Ulrich Klein. Moriz Heyne und die germanistische Hausforschung. In: ebenda, S. 45–52.

403 Meckseper 1991, S. 108f. – Isenmann 2014, S. 104. – Die Grenzlinie beschreiben die Autoren übereinstimmend als von Flandern über Köln und Hessen bis zur Ostsee und ins Baltikum ziehend.

404 Lippert 1992.

405 Wolfgang Erdmann. Die häusliche Feuerstelle des Mittelalters in Lübeck. Überlegungen zu ihrer Entwicklung und Funktion. In: Konrad Bedal et al. (Hg.). Hausbau in Lübeck (Jb für Hausforschung 35). Sobernheim 1986, S. 67–92, hier S. 82. – Lippert 1992, S. 187, mit Anm. 4. – Fred Kaspar. Vom Typenhaus zum Haustyp. Phasen bürgerlichen Lebens in Nordwestdeutschland zwischen Mittelalter und Neuzeit im Spiegel des Hausbaus. In: Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 72, 1994, S. 260–287, hier S. 268.

406 Freitag JbAB 2023, S. 137.

407 Berger 1963, S. 16f. – Tauber 1986, S. 96–99.

408 Conradin Badrutt. Spalenberg 18, Haus «Zum unteren und oberen Wildenstein» (2004/4). In: JbAB 2004, S. 269–282.

409 Stephan Tramèr. Acht Jahrhunderte Bauen, Wohnen und Arbeiten im Kleinbasel. Das Haus zum Waldshut an der Unteren Rheingasse 12/Sägergässlein 2. In: JbKDBS 2016, S. 70–72.

410 Heyne 1899, S. 214.

411 KMB Inv. U.IV.66. – Tipton 2018, S. 125–166.

412 Major 1915, S. 319f. «i küngstull» übersetzt das Schweizerische Idiotikon mit «thronartiger Lehnstuhl», Schweizerisches Idiotikon 11, Sp. 304.

413 Michael Mitterauer. Familie und Arbeitsorganisation in städtischen Gesellschaften des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Alfred Haverkamp (Hg.). Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt (Städteforschung A 18). Köln/Wien 1984, S. 1–36, hier S. 29f. – Dorothee Rippmann, Alfred Perrenoud. Haushalt. In: HLS, Version vom 23.2.2010, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007985/2010-02-23. – Arnaud 2018, S. 6–11.

414 Sabine Ziegler. Holzvertäfelte Stuben der Renaissance zwischen Main und südlichem Alpenrand (Europäische Hochschulschriften 237). Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 23.

415 Hartmann 1951, S. 39.

416 «Nous n'avons trouvé nulle chambre ny salle, en tout nostre voyage d'Allemaigne, qui ne fût lambrissée, etant les planchiers fort bas.» Michel de Montaigne. Journal du Voyage de Michel de Montaigne en Italie, par la Suisse & l'Allemagne en 1580 & 1581. Avec des Notes par M. de Querlon, Bd. 1. Paris 1774, S. 160.

417 «in stupa sepedicti Chůnonis de Můspach …» («in der Stube des oftgenannten Kuno von Muspach»). BUB 1, S. 246, Nr. 338 (24. Mai 1258). – Hähnel 1975, S. 168.

418 Lutz KdS BS 2004, S. 94–96. Neuere Untersuchungen vgl. Archiv KDBS, Dossier 2023-0780 sowie Till Seiberth. Dendrochronologie in der Denkmalpflege. Exemplarisch veranschaulicht am Haus zum Oberen Karren, Spalenvorstadt 23. In: JbKDBS 2023, S. 59–63.

419 Hähnel 1975, S. 334f.

420 Bedal 2002.

421 Zur begrifflichen Unterscheidung sei hier definiert: Bretter haben eine Dicke bis 4 cm, Bohlen zwischen 4 und 12 cm. Vgl. Vorindustrieller Holzbau in Südwestdeutschland und der deutschsprachigen Schweiz. Terminologie und Systematik (Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung, Sonderband). Esslingen 2012, S. 30. – Ob bei einer Täferwand oder Decke die Bretter bzw. Bohlen dünner oder dicker als 4 cm sind, ist ohne bauliche Eingriffe freilich kaum zu erkennen.

422 Anfang des 20. Jahrhunderts war bei Hausabbrüchen noch zu beobachten, dass die waagerechten Wandbalken an den Raumecken im Mauerwerk verankert waren. «Die Wandbalken können ohne Abbrechen der Mauern nicht unzerschnitten herausgenommen werden, müssen also während der Erbauung eingesetzt worden sein.» Bürgerhaus BS 1, S. XIVf.

423 Dies kommt freilich auch bei süddeutschen Bohlenstuben vor, beispielsweise in Regensburg schon im 14. Jahrhundert, vgl. Bedal 2002, S. 13.

424 «Kleines Spiesshofzimmer»: HMB Inv. 1891.73., «Iselin-Zimmer»: HMB Inv. 1879.105 und 1914.200.

425 Pantaleon unterschrieb 1576 einen Brief «geben zu Basel in meinen Musaeo auff dem Münsterblatz». Helga Lietzmann. Zu einem unbekannten Brief Heinrich Pantaleons aus dem Jahre 1576. In: BZ 94, 1994, S. 75–102, hier S. 89. – Erasmus schrieb 1530 aus dem Haus zum Walfisch in Freiburg i. Br. Salomon Hess. Erasmus von Rotterdam. Nach seinem Leben und Schriften, Bd. 1. Zürich 1790, S. 81. – Bekannt ist der Holzschnitt, der Erasmus mit seinem Sekretär Cognatus in seiner Stube zeigt, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Walfisch_Erasmus_Cognatus_Holzschnitt_1530.jpg.

426 Jürg Tauber. Herd und Ofen im Mittelalter (SBKAM 7). Olten 1980, S. 352–355 und 370–372.

427 In der rheinseitigen Aussenmauer des Hauses Blumenrain 28 befand sich auf der Höhe des Geschossbodens zwischen dem 2. und dem 3. Untergeschoss dicht an der südlichen Hausecke eine Rauchabzugöffnung im Mauerwerk des 14. Jahrhunderts. Conradin Badrutt. Blumenrain 28, Basel (2007/595). In: JbAB 2008, S. 159–186, hier S. 171.

428 Tauber 1986. «Bei Bauuntersuchungen in Städten scheinen hingegen Spuren von Kaminen und Rauchabzügen überaus selten, ja vereinzelt zu sein. Ein Beispiel aus Gent sei hier erwähnt, während etwa in Zürich, wo seit Jahren zahlreiche, z. T. bis in obere Stockwerke erhaltene Bauten untersucht wurden, keinerlei entsprechende Spuren zum Vorschein kamen» (S. 103).

429 RQu 1, S. 104 (12. Febr. 1418): «kemyn und herdstatten» müssen mit «ernst oder flizz» besorgt werden. – Ebenda, S. 106 (7. Juni 1419): Kleine Häuser dürfen nicht geteilt werden, weil in ihnen «kemy und fürstett nit wol besorgt mögent werden».

430 Arnold Klemens. Brandbekämpfung und Feuerwehrwesen im alten Solothurn. In: Jurablätter 30, 1968, H. 1/2, S. 1–17, hier S. 16.

431 «Die kleine Liegenschaft weist die typischen Mängel der meisten Altstadtwohnungen auf: gefangene Küchen, Gemeinschaftsabort auf der Terrasse, später hinzugekommene, Licht und Sonne raubende Flügelbauten und Hofgebäude. – Nach Durchführung der Sanierung wird sie einen sauberen Grundriss haben, über eine Küche mit direktem Licht und sogar über ein Badzimmer verfügen, und die Anbauten werden verschwunden sein.» Altstadt heute und morgen 1945, S. 16f.

432 Duden Bd. 7. Das Herkunfts-Wörterbuch. Mannheim, 3., neu bearb. u. erw. Aufl. 2001, S. 381.

433 Major 1911, S. 247.

434 Der Begriff ist allerdings erst seit dem 17. Jahrhundert geläufig, siehe «Oberstube» in: Wolfgang Pfeifer et al. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993), digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, www.dwds.de/wb/etymwb/Oberstube.

435 RStR L278.

436 Steinmann 2010, S. 79–98.

437 Anne Nagel. Die einstige Schmiede am Gnadentaler Klosterhof. Spalenvorstadt 16. In: JbKDBS 2019, S. 78–83.

438 E. Schlumberger-Vischer. Der Reichensteiner Hof zur Zeit der Allierten 1813–1815. O. O. [1901], S. 5, 7 und passim.

439 Dächer der Stadt Basel 2005.

440 Schweizerisches Idiotikon 2, Sp. 1727.

441 Heyne 1899, S. 220f.

442 BUB 5, S. 3, Nr. 4 (27. Juni und 2. Juli 1382).

443 StABS GA J 16, S. 6 (2. Juni 1682).

444 Augustinergasse 7, Verkaufsanzeige 1799: Das Sommerhaus ist mit Plättli belegt. StABS Hausurk. 871.

445 In Burgen war das Sommerhaus schon im Mittelalter bekannt. Karl Schmidt verwies auf eine Textstelle in der Mitte des 14. Jahrhunderts verfassten Erzählung vom «Gefangenen Ritter»: Karl Schmidt. Nikolaus von Basel. Leben und ausgewählte Schriften. Wien 1866, S. 152. [Als Verfasser gilt, nach neuerer Forschung, der Strassburger Rulman Merswin oder sein Sekretär Nikolaus von Löwen, vgl. Sabina Foidl. Rulman Merswin. In: Deutsches Literatur-Lexikon Online. Berlin/Boston 2017. www.degruyter.com/database/DLLO/entry/dllo.ma.5314/html.]

446 Im Baubuch des Blauen Hauses (Rheinsprung 16) benutzt der Bauherr Lukas Sarasin beide Begriffe parallel: Der Basler Baumeister Werenfels wird für einen Riss zum Sommerhaus entlohnt (1767, StABS Bau CC 72a, Bd. 2, S. 534), hingegen der Bregenzer Stuckateur Frohweis für die «Decoration in LS P.P. [Lukas Sarasin, Plainpied] Vestibule» (1768, ebenda, S. 585), so wie allgemein im Bereich der Ausstattung französische Vokabeln bevorzugt werden.

447 Uwe Albrecht. Der Adelssitz im Mittelalter. München/Berlin 1995, S. 22–36. – Horst Wolfgang Böhme et al. (Hg.). Wörterbuch der Burgen, Schlösser und Festungen. Stuttgart 2004, S. 220f. – Armand Baeriswyl. Städte. In: SPM 7 2011, S. 144–173, hier S. 170.

448 Erdgeschosssäle weisen auch Schloss Burgdorf, der Unterhof von Diessenhofen, Schloss Lenzburg oder Schloss Klingnau auf. Dankenswerter Hinweis von Armand Baeriswyl.

449 Walter Hahn. Gedanken zur Rekonstruktion des romanischen Hauses in der Rheingasse. In: Jb des Kölnischen Geschichtsvereins 27, 1953, S. 147–153. – Hans Vogts. Das Kölner Wohnhaus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Neuss 1966, S. 391–401.

450 Archiv KDBS, Dossier 2023-0780.

451 Till Seiberth. Repräsentatives Wohnen seit achthundert Jahren. Haus zum Steinkeller, Schneidergasse 24. In: JbKDBS 2021, S. 50–53.

452 KDBS Dossier 2022-1075.

453 Distanzkerbe: Friedrich Mielke. Treppen der Gotik und Renaissance (Scalalogia. Schriften zur internationalen Treppenforschung 9). Fulda 1999, S. 56f.

454 Beispiele: Ensisheim, habsburgisches Regierungsgebäude, Treppenturm im Winkel des L-förmigen Grundrisses, erbaut 1535–1547. Bourges, Hôtel de ville, um 1490. Marburg, Rathaus, Marktfront, 1512–1514. Düsseldorf, Altes Rathaus, 1570–1573. Luzern, Rathaus, Stadtseite, 1602–1606.

455 Carl Roth. Die Burgen und Schlösser der Schweiz. Lieferung 4a: Basel-Stadt und Basel-Landschaft, 1. Teil. Basel 1932, S. 105–116. – Frank Löbbecke. «Ein wohl erbautes Lust-Gebäude in lieblicher Gegend». Der ehemalige Landsitz Vorderes Gundeldingen, Gundeldingerstrasse 172. In: JbKDBS 2021, S. 54–57.

456 Möhle 2010 (1), S. 209–228, hier S. 225f.

457 Möhle 2010 (1), S. 211–213.

458 Landolt 1978, S. 36f.

459 Robert Wildhaber. Diebschreckfiguren und Türwächterbilder. In: ZAK 22, 1962, H. 1–3, S. 126–130. – Wildhabers Datierung der Figuren in die Mitte des 17. Jahrhunderts ist mit Hinweis auf die Nähe zur Skulptur des Munatius Plancus im Rathaushof (1580) zu widersprechen. Die Datierung des Treppenturms ergibt sich aus der Einordnung des Wappenreliefs über der Tür, das mit Werken in der Kanzlei des Rathauses (um 1535) und mit der Erasmustruhe (1539, HMB Inv. 1870.911.) vergleichbar ist. Ein Werk des Baumeisters Daniel Heintz, wie Landolt vorschlägt, ist der Treppenturm nicht, vgl. Landolt 1978, S. 36f.

460 Albrecht 2004, S. 255. – Möhle 2014 (1), S. 16f.

461 Hermann Meyer. Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom XV. bis XVII. Jahrhundert, nebst Verzeichniss der Zürcher Glasmaler von 1540 an und Nachweis noch vorhandener Arbeiten derselben. Eine kulturgeschichtliche Studie. Frauenfeld 1884. – Giesicke 1994. – Ariane Mensger.

Anthoni Glaser. Standesscheiben für das neue Rathaus. In: Mensger/KMB 2020, S. 104–107.

462 Albrecht 2002, S. 25–31.

463 Rossi 2015, S. 47–90.

464 Die Angabe von Fechter 1856, S. 59, 1336 habe ein Haus am Rindermarkt «dem balhof über» existiert, lässt sich nicht überprüfen, wurde aber von Wackernagel Geschichte 2, S. 477, übernommen. Lagergeld («*legerlon*») vom Ballhof ist seit 1362 in den von Harms edierten Jahrrechnungen überliefert, der wesentlich höhere Zins seit 1369/70. Harms 1, S. 1 und 6.

465 BUB 4, S. 332, Nr. 350 (30. Juni 1372).

466 BUB 6, S. 152f., Nr. 162 (7. Jan. 1423).

467 Wackernagel Geschichte 2, S. 478.

468 1371/72 kauft der Rat zwei Häuser in der Freien Strasse. Harms 2, S. 10: «Item so habent wir geben umb die zwo hovestette zem Sternen CCCLVI fl, tůnt in phenningen CCV lb IIII ß.»

469 Dieses befindet sich nach mehreren Versetzungen heute als inneres Portal an der Freien Strasse. Martin Möhle. Spolien als Störfaktor und Rettungsanker. Das spätgotische Kaufhausportal in der ehemaligen Basler Hauptpost. In: k+a 73, 2022. H. 1, S. 12–20.

470 BUB 1, S. 291, Nr. 389 (1260). Allerdings handelt es sich hierbei um einen Eintrag in einer Zinsregistratur des 15. Jahrhunderts.

471 Elsanne Gilomen-Schenkel. Mittelalterliche Spitäler und Leprosorien im Gebiet der Schweiz. In: Stadt- und Landmauern 3, S. 117–124, hier S. 117.

472 Im Testament des ehemaligen Schulmeisters zu St. Peter, BUB 1, S. 332, Nr. 458 (7. Sept. 1265).

473 Maurer KdS BS 1966, S. 444.

474 Dendrochronologische Datierung Raymond Kontic, 2020. Archiv KDBS XB-3478.

475 Reicke/Vonder Mühll 2008.

476 Zur Ausbildung der Kaufmannssöhne, welche die elterliche Handlungsfirma dereinst übernehmen sollten, gehörten Aufenthalte und Lehren in französischsprachigen Städten, unter denen Neuenburg, Genf und Lyon die grösste Beliebtheit aufwiesen. Röthlin 1986, S. 147–155.

477 Müller 1971, S. 106–111.

478 Vgl. Müller 1971, S. 116–118.

479 Birkner 1981, S. 32.

480 Bücher 1891, S. 68.

481 Birkner 1981, S. 41–43.

482 Von insgesamt 7080 Häusern im Stadtgebiet waren 3208 (mit Abtritt) und 148 (ohne Abtritt) an die Kanalisation angeschlossen, es blieben 3724 ohne Anschluss. Ratschlag Nr. 1043 und Gesetzesentwurf betreffend Vollendung der Kanalisation der Stadt Basel (19. Sept. 1895), S. 8.

483 Birkner 1981, S. 38–51. – Huber 2014, S. 157f.

484 Basler Familienhäuser. In: SBZ 52, 1908, H. 14, S. 175–181, H. 19, S. 250–254, H. 22, S. 287–292; 58, 1911, H. 6, S. 76–78; 61, 1913, H. 7, S. 88–91; 62, 1913, H. 20, S. 270–272. – Eine Reihe von umgezeichneten Grundrissen enthält Rose Marie Schulz-Rehberg. Architekten des Fin de Siècle. Bauen in Basel um 1900. Basel 2012.

485 Brandenberger/Zophoniasson/Zünd 2002, S. 65–105.

486 Adolf Kellermüller. Rationelle Gestaltung von Kleinwohnungs-Grundrissen. Untersuchung von Architekt Alex. Klein, Berlin. In: Das Wohnen. Schweizerische Zs. für Wohnungswesen 3, 1928, Nr. 2, S. 23–26, hier S. 24.

487 David Kuchenbuch. Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2010.

488 Oliver Heckmann, Friederike Schneider, Eric Zapel (Hg.). Grundrissatlas Wohnungsbau. Basel, 5., überarb. und erw. Aufl. 2018.

489 Bernoulli 1942, S. 8f. – Vgl. Auch Wolfgang Schivelbusch. Vom Leitungswasser zum Kabelfernsehen. Beobachtungen zur Entstehungsgeschichte der technischen Vernetzung. In: Stadtbauwelt 87 (Bauwelt 36), 1985, S. 1425–1427.

490 Emanuel Büchel. Sammlung der Merkwürdigsten Grabmäler Bilder Mahlereyen Aufschriften des Grossen Münsters zu Basel, 2 Bde., 1771 und 1775. KBM Inv.-Nr. 1886.8.

491 Gramaccini 2012.

492 Baer KdS BS 1941, S. 262–282 und 425–428. – Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 37. – Adolf Sarasin. Die Barfüsser Klosterkirche in Basel (Mittheilungen der Gesellschaft für Vaterländische Alterthümer 3). Basel 1845, S. 6. – KMB Inv.-Nr. Skb. A167a, fol. 21–22, Skb. A167, Inv. Z394, Z397.

493 Murbach 1969, S. 10.

494 Zum Beispiel J. Stehlin. Bericht über die Auffindung von Wandgemälden im Hause «Zum Pflug» in Basel. In: ASA 7, 1892, H. 25-4, S. 150–153 mit Taf. 10. – Im 1926 erschienenen Band Bürgerhaus BS 1, S. 51–53 und Taf. 107–111, wird Malerei in sieben Häusern erwähnt, von denen sechs abgebrochen sind.

495 Vgl. vor allem den Bestand «Architectura Basiliensis», StABS http://query.staatsarchiv.bs.ch/query/detail.aspx?ID=122839.

496 Katalog der Aufnahmen und Pläne der Freiwilligen Basler Denkmalpflege. In: JbFBD 1940. Basel 1941, S. 17–40.

497 «Wandmalerei-Entdeckungen der beiden letzten Jahrzehnte», kuratiert von Wilhelmine Gasser und Margarethe Pfister-Burkhalter. Ein Katalog erschien nicht. Vgl. Brigitte Meles. … aufgelöst 1996. Das Basler Stadt- und Münstermuseum im Kleinen Klingental 1939–1996 (176. Njbl. der GGG). Basel 1998, S. 117.

498 Yvonne Sandoz. Von Aktennotizen und Farbuntersuchungen. Paul Denfeld und seine Berichte. In: JbKDBS 2013, S. 88–91.

499 Steffi Roettgen. Die italienische Wandmalerei und der Norden. In: Möhlenkamp/Kuder/Albrecht 2002, S. 220–242.

500 Murbach 1969. – Michler 1992.

501 Bruno Carl. Wandmalerei im alten Winterthur. Kat. anlässlich der Ausstellung im Gewerbemuseum Winterthur. Winterthur 1967. – Charlotte Gutscher-Schmid. Bemalte spätmittelalterliche Repräsentationsräume in Zürich. Untersuchungen zur Wandmalerei und baugeschichtliche Beobachtungen anhand von Neufunden 1972–1980. In: Nobile Turegum multarum copia rerum. Drei Aufsätze zum mittelalterlichen Zürich. Zürich 1982, S. 75–127. – Schneider/Hanser 1986.

502 Wollkopf 1988.

503 Rolf-Jürgen Grote, Peter Königfeld (Hg.). Raumkunst in Niedersachsen. Die Farbigkeit historischer Innenräume. Kunstgeschichte und Wohnkultur. München 1991. – Manfred Eickhölter, Rolf Hammel-Kiesow (Hg.). Ausstattungen Lübecker Wohnhäuser. Raumnutzungen, Malereien und Bücher im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (Häuser und Höfe in Lübeck 4). Neumünster 1993. – Möhlenkamp/Albrecht 2021. – Das Lübecker Projekt wurde in Zusammenarbeit mit der Universität Kiel fortgeführt, www.wandmalerei-luebeck.uni-kiel.de.

504 www.zi.fotothek.org. Christian Fuhrmeister. Dokumentation, Digitalisierung, Kunstgeschichte. Das «Farbdiaarchiv zur Wand- und Deckenmalerei», 1943–1945. Wissenschaftliche Fachtagung am Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München, 21.10.2005–22.10.2005 in: H-Soz-Kult, 19.9.2005, www.hsozkult.de/event/id/termine-4379. – Zur Forschung in Dänemark www.kalkmalerier.dk. Zu Grossbritannien: https://courtauld.ac.uk/research/research-series/the-national-wall-paintings-survey oder www.britishmurals.org.

505 https://grpm.asso.fr. – Géraldine Victoir et al. (Hg.). 1994-2014. Vingt années de découvertes de peintures monumentales. Bilans et perspectives. Montpellier 2018. – Ilona Hans-Collas et al. (Hg.). La Peinture murale en Alsace au cœur du Rhin supérieure du Moyen Âge à nos jours. Die Wandmalerei im Elsass im Herzen des Oberrheins vom Mittelalter bis heute (Actes du colloque international de Guebwiller 2-5 octobre 2019). [Caen] 2023.

506 Lutz 2002, 2005 (1). – Eckart Conrad Lutz. Wandmalerei und Texte. Zum kulturgeschichtlichen Erkenntniswert von Ausmalungen am Beispiel von Schweizer Profanbauten des Spätmittelalters. In: Möhlenkamp/Kuder/Albrecht 2002, S. 180–196. – Im

Nachgang erschien: Lutz/Rigaux 2007. – Das Projekt fand seine modifizierte Fortsetzung als Teilprojekt B.2 an der Universität Freiburg i. Ü., im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) geförderten Nationalen Forschungsschwerpunktes (NFS) «Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven» an der Universität Zürich (2005–2009), www.mediality.ch.

507 Die Datenbank wurde in Kooperation mit dem Österreichischen Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit online gestellt: www.imareal.sbg.ac.at/projekte/literatur-und-wandmalerei. Sie enthält 861 Datensätze, davon 52 zu Basel. Bei der Erstellung lagen die Kunstdenkmälerbände zu den Profanbauten der Basler Altstadt noch nicht vor.

508 Einen internationalen Überblick gibt: Möhlenkamp/Kuder/Albrecht 2002. – Einen Überblick über die Basler Malerei bietet bislang einzig die unveröffentlichte Magisterarbeit von Dagmar Wilke. Dekorationsmalereien in Basler Bürgerhäusern zwischen 1300 und 1800. Freiburg i. Br. 1990 (MS). Ich danke Dagmar Hackländer (geb. Wilke), Freiburg i. Br., für die Überlassung des Manuskripts und des Bildmaterials.

509 Benno Schubiger. Wie die Period Rooms ins Museum kamen. In: Christina Sonderegger (Hg.). Period Rooms. Die Historischen Zimmer im Landesmuseum Zürich. Zürich 2019, S. 10–25, hier S. 13.

510 Meles 1998.

511 Egger 1990, S. 39f. – Stefanie A. Knöll. Der spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Totentanz im 19. Jahrhundert. Zur Rezeption in kunsthistorischer Forschung und bildlicher Darstellung. Petersberg 2018.

512 Heydrich 1990, S. 51.

513 Albert Knoepfli. Schweizerische Denkmalpflege. Geschichte und Doktrinen (Beiträge zur Geschichte der Kunstwissenschaften in der Schweiz 1). Zürich 1972, S. 59. – Wüthrich 1980, S. 9f.

514 Wüthrich 1980, S. 10f.

515 Tonja Nina van Rooij. Abgenommene Wandmalereien aus Bauwerken der Stadt Basel. Untersuchung der Restaurierungsgeschichte eines Konvoluts von in den 1950er-1980er-Jahren abgenommener Wandmalereien bei der Denkmalpflege Basel-Stadt und Versuche der Übertragung an bisher im Zustand der Abnahme verbliebenen Fragmenten. Masterthesis Studiengang Konservierung und Restaurierungarbeit, Hochschule der Künste, Bern 2023 (MS).

516 Rott 1936, S. 67.

517 Burkhardt 2018.

518 Susan Olamai. Abgenommene Wandmalereien in der Schweiz. Versuch einer Übersicht. Diplomarbeit Hochschule der Künste, Bern 2004 (MS).

519 Murbach 1969, S. 12. – Burkhardt 2018, S. 179.

520 Verding der Bemalung des Lettners in der Augustinerkirche, Baer KdS BS 1941, S. 191f.

521 Christian Heydrich erklärte, dass die an Tafelmalerei geschulten Künstler mit der zweifellos aufwendigeren und teureren Ölmalerei besser vertraut gewesen seien als mit der Kalkmalerei. Heydrich 1990, S. 127.

522 Jürgen Pursche. Freilegen oder Verdecken? – Erfahrungen aus Jahrzehnten. In: Möhlenkamp/Kuder/Albrecht 2002, S. 204–219.

523 Ein weiteres Beispiel ist der Ackermannshof (St. Johanns-Vorstadt 19–21 IX). Im grossen Festsaal des Obergeschosses sind Wandmalereien aus zwei verschiedenen Dekorationsphasen, um 1600 und im späteren 17. Jahrhundert, freigelegt und restauriert worden. Die grossen Hirsche mit ehemals vorhandenen plastischen Köpfen gehören zu der zweiten Phase. Bernard Jaggi, Anne Nagel. Der Ackermannshof in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 920). Bern 2012, S. 31–34.

524 Rott 1936, S. 3–69.

525 Franz Egger et al. 750 Jahre E. E. Zunft zum Himmel. Basel 2010, S. 57f. – Beck 2018, S. 236f. – Nach Paul Koelner. Aus der Geschichte der Himmelzunft. In: E. E. Zunft zum Himmel zu Basel. [Basel 1948], S. 3–13, waren Maler auch in der St. Wolfgangsbruderschaft bei St. Leonhard und der Schildknechtsbruderschaft im Münster zu finden.

526 Als «kunterfeiger» wurde 1393 der Kartenmaler Friedrich von Ulm in die Safranzunft aufgenommen, offenbar derselbe, der unter dem Namen Fritschmann von Ulm 1402 in die Himmelszunft eintrat. Major 1938 und Rott 1936, S. 6.

527 Beck 2018, S. 249f. – Ähnlich in Zürich: 1555 beriefen sich die Maler auf ihr altes Recht, Häuser «ussen ind innen mit farwen» zu bemalen. Hansjörg Siegenthaler. Das Malerhandwerk im Alten Zürich. Zürich 1963, S. 20–22 und 100, Anm. 14.

528 Major 1938.

529 Rapp Buri/Stucky-Schürer 1990, S. 41–46.

530 StABS ZA Himmel Urk. 21 (7. Mai 1488). – Rott 1936, S. 39.

531 Vgl. ähnlich Saurma-Jeltsch 2002, S. 287f.

532 Beck 2018, S. 235f.

533 Tipton 2018, S. 164–166.

534 Heydrich 1990, S. 103–123. – Rickenbacher 2015. – Möhle 2018 (3).

535 Ludovico V. Geymonat. Drawing, Memory and Imagination in the Wolfenbüttel Musterbuch. In: Heather E. Grossman, Alicia Walker (Hg.). Mechanisms of Exchange: Transmission in Medieval Art and Architecture in the Mediterranean, ca. 1000–1500. Leiden/Boston 2012, S. 220–285. – Zusammenfassend: Laurence Terrier Aliferis. Les modèles gothiques: un état des questions. In: Denise Borlée, Laurence Terrier Aliferis (Hg.). Les modèles dans l'art du Moyen Âge (XII^{e}-XV^{e} siècles). Models in the Art of the Middle Age (12th–15th Centuries) (Les études du Répertoire iconographique de la littérature du Moyen Âge 10). Turnhout 2018, S. 13–25, hier S. 19f.

536 Harald Wolter-von dem Knesebeck. Zur Verwendung von Druckgraphik in der profanen Wandmalerei. In: Wolfgang Augustyn, Ulrich Söding (Hg.). Original – Kopie – Zitat. Kunstwerke des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Wege der Aneignung, Formen der Überlieferung (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München 26). Passau 2010, S. 333–352. Die hier genannten Beispiele figürlicher Malerei stammen freilich vorwiegend aus Burgen und nicht aus dem städtischen Bereich.

537 Maria Heilmann (Hg.). Heinrich Vogtherr. Ein Frembds und wunderbars kunstbüchlin allen Molern / Bildschnitzern / Goldschmiden / Steinmetzen / Schreinern / Platnern / Waffen un Messerschmiden hochnutzlich zu gebrauchen. Strassburg 1538/1572 (Fontes 61). 2011, http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2011/1499.

538 Heiner Borggrefe et al. (Hg.). Hans Vredeman de Vries und die Renaissance im Norden. München 2002, Kat. 88, S. 253–257.

539 Hieronymus 1984.

540 Zu Basler Sammlern allgemein: Die grosse Kunstkammer 2011. – Möhle 2014 (1). – Möhle 2018 (3).

541 Ab 1858 war die Zeichnung- und Modellierschule im Haus Steinenberg 4 VII 502 beheimatet. – Zu Folgendem Erich Müller. 200 Jahre Zeichenunterricht in Basel (160. Njbl. der GGG). Basel 1982.

542 Zum Verhältnis der Zeichenschule zu den Basler Künstlergesellschaften Yvonne Boerlin-Brodbeck. Künstlergesellschaft und Zeichnungsschule. In: Axel Christoph Gampp (Hg.). Der Kunst und der Geselligkeit. Die drei Basler Künstlergesellschaften 1812–1900. Basel 2014, S. 27–29.

543 Bubeck zeichnete alle dreissig Tafeln in den Kapiteln zu Basel in dem von August Ortwein herausgegebenen Tafelwerk: Deutsche Renaissance. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur, Decoration und Kunstgewerbe in Original-Aufnahmen. Leipzig 1871–1875, Bd. 2, Abtheilung XVII, Lieferung 1–3.

544 Cord Meckseper. Wandmalerei im funktionalen Zusammenhang ihres architektonisch-räumlichen Orts. In: Lutz 2002, S. 255–281. Schon der Untertitel des Sammelbands «Erscheinungsformen höfischer Kultur und ihre Träger im Mittelalter» weist auf die soziale Gruppe, die im Fokus steht. – Saurma-Jeltsch 2002.

545 Zum Beispiel Augustinergasse 9 VII 263 und 13 VII 267.

546 Gramatzki 1993, S. 170.
547 Saurma-Jeltsch 2002, S. 289f. und 293f.
548 Möhle 2010 (1).
549 Bernd Roeck. Entzauberung der Bilder? Zur Ausstattung bürgerlicher Wohnungen zwischen Renaissance und Barock. In: ZAK 61, 2004, H. 4, S. 205–210.
550 Hans-Rudolf Meier. Dekorationssysteme profaner Raumausstattungen im ausgehenden Mittelalter. In: Lutz 2005 (1), S. 393–418.
551 Jan Białostocki. Das Modusproblem in den bildenden Künsten. Zur Vorgeschichte und zum Nachleben des «Modusbriefes» von Nicolas Poussin. In: ders. Stil und Ikonographie. Studien zur Kunstwissenschaft. Köln 1981, S. 12–41 [zuerst 1961].
552 Wollkopf 1988, S. 68.
553 Major 1911, S. 258–261. – Überlegungen hierzu bei Gramatzki 1993, S. 175f.
554 KMB Inv. 84. – HMB Inv.-Nr. 1906.2901. – Jaggi/Nagel JbKDBS 2012, S. 78–83.
555 Steffen Bogen, Birgit Rucker. Das Haus zur Kunkel. Mittelalterliche Wandmalereien in Konstanz. Lindenberg im Allgäu 2016.
556 Schneider/Hanser 1986, Kat. 35.
557 Vgl. auch Zürich, Rindermarkt 9, frühes 16. Jahrhundert (Schneider/Hanser 1986, Abb. 33).
558 Vgl. auch Zürich, Kirchgasse 27, datiert 1601 (Schneider/Hanser 1986, Abb. 51).
559 Gramatzki 1993, S. 256–263.
560 Zürich: Rosengasse 6, um 1330; Kirchgasse 14, 1. Drittel 14. Jahrhundert, Schneider/Hanser 1986, S. 11 und Kat. 13–14. Freiburg i. Ü.: Verena Villiger Steinauer. Wandmalerei. Geschundene Pracht. In: Stephan Gasser, Adeline Favre (Hg.). Eine vergessene Zeit. Freiburg im 14. Jahrhundert. Ausst.-Kat. Museum für Kunst und Geschichte Freiburg 2019, S. 110–125, hier S. 111f. Konstanz: Rheingasse 15, Zollernstrasse 29, Wollkopf 1988, S. 36 und Abb. 1–4. – Metz, 1 rue des Murs, Ilona Hans-Collas. Le décor des maisons dans l'est de la France. Peintures murales et plafonds peints (XIII^{e}-XV^{e} siècles). – Lübeck: Fischergrube 20, Fleischhauerstrasse 81, Königstrasse 28, Koberg 3 u. a., Thomas Brockow in: Eickhölter/Hammel-Kiesow 1994, S. 59–61. – Allgemein: Werner Bornheim gen. Schilling. Fugenmalerei im Mittelalter. In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1961, S. 5–21, und Friedrich Kobler. Fuge (Baukunst). In: RDK 10, Sp. 1133–1169; in: RDK Labor, www.rdklabor.de/w/?oldid=96195.
561 Schneider/Hanser 1986, S. 11.
562 Ehemals Greifengasse 1 VI 273, Bürgerhaus BS 1, Taf. 107, Abb. 6.
563 Wilhelm Lübke. Geschichte der deutschen Renaissance. Stuttgart 1873, S. 176.
564 Anne Nagel, Markus Schmid. Ein galanter Gruss von der Wand. Die restaurierten Malereien in der Eingangshalle des Alumneums Hebelstrasse 17. In: JbKDBS 2012, S. 42f.
565 Anmerkung zur Begrifflichkeit: «Maserung» meint die natürliche Zeichnung des Holzes, «Maserierung» die künstlich gemalte, die im 19. Jahrhundert als Veredelung preiswerter Holzsorten einen Höhepunkt erlebte. «Marmorierung» meint sowohl die natürliche Äderung des Steins als auch die gemalte oder stuckierte.
566 Eine maserierte Decke zeigt um 1560 ein Blatt der «Scenographiae sive Perspectivae» von Hans Vredeman de Vries, http://collections.vam.ac.uk/item/O1008706/scenographiae-siue-perspectiuae-print-vredeman-de-vries. Peter Fuhring. Hans Vredeman de Vries und das Ornament als Vorlage und Modell. In: Heiner Borggrefe et al. (Hg.). Hans Vredeman de Vries und die Renaissance im Norden. München 2002, S. 61–68, hier S. 67.
567 Marc-Henri Jordan, Francisca Lachat. Les mauresques. In: Alain Gruber (Hg.). L'art décoratif en Europe. Renaissance et Maniérisme. Paris 1993, S. 276–345. – Manfred Eickhölter. Mauresken und ihre Auftraggeber in Lübeck um 1600. In: Möhlenkamp/Albrecht 2021, S. 141–151.
568 Die Holzschnitte wurden erstmals 1530 in Paris gedruckt, anschliessend neu 1543 von Cornelis Bos in Antwerpen herausgegeben und 1546 erneut in Paris. www.metmuseum.org/art/collection/search/351013.
569 www.metmuseum.org/art/collection/search/343652.
570 Werner Paravicini. [Katalogbeitrag] Wappenrolle der Aachener Krönung Ottos IV. 1198. In: Jochen Luckhardt, Franz Niehoff (Hg.). Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Ausst.-Kat. Braunschweig 1995, Bd. 1. München 1995, S. 342f.
571 Bernhard Peter. www.welt-der-wappen.de/Heraldik/seiten/rolle.htm.
572 Zürich, Schweizerisches Nationalmuseum, AG 2760: Zürcher Wappenrolle, www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/snm/AG002760.
573 Günter Mattern. Der Wappenbalken im «Schönen Haus» zu Basel, ein Beitrag zur oberrheinischen Wappengeschichte. In: Schweizer Archiv für Heraldik 92, 1978, S. 3–12. – Möhle KdS BS 2016, S. 182.
574 Sommerer 2004, S. 36.
575 Lutz KdS BS 2004, S. 102. – JbAB 1999, S. 246–249. – Günter Mattern. Neue Heraldische Funde in Basel: Wappen Burgunds und Frankreichs. In: Schweizer Archiv für Heraldik 113, 1999, S. 175.
576 Berkemeier-Favre 2004.
577 Hans-Rudolf Meier, Sabine Sommerer. Von der kollektiven Identität zur individuellen Ahnenprobe: Heraldik in der spätmittelalterlichen Profanraumdekoration. In: Lutz/Rigaux 2007, S. 167–182.
578 Möhle 2010 (1).
579 Auf die Entstehung der Wappenbücher, deren Blütezeit im 15. und 16. Jahrhundert liegt, kann hier nur verwiesen werden. Eines der frühesten ist in Ulrich Richentals Chronik des Konzils zu Konstanz 1414–1418 enthalten, es verzeichnet ca. 800 Wappen. In Basel sind aus dem 16. Jahrhundert die Wappenbücher des Conrad Schnitt (StABS Wappenbücher 4, 1530–1539), des Christian Wurstisen (Wappenbücher 6, 1580–1587) und des Hieronymus Vischer (Wappenbücher 7, ca. 1597) zu nennen. – Zum Bestand der runden Zunftscheiben, die seit dem 16. Jahrhundert in Süddeutschland und der Nordschweiz verbreitet waren, Jens Kremb. Zunftscheibe, Zunfttafel, Totentafel oder Meistertafel? Die runden Wappenschilde der Zünfte. In: Andreas Tacke, Birgit Ulrike Münch, Wolfgang Augustyn (Hg.). Material Culture. Präsenz und Sichtbarkeit von Künstlern, Zünften und Bruderschaften in der Vormoderne / Presence and Visibility of Artists, Guilds and Brotherhoods in the Pre-modern Era. Petersberg 2018, S. 359–382. In Solothurn sind zehn Scheiben erhalten, in Basel jedoch kein Exemplar.
580 Richard Stobel. Das Bürgerhaus in Regensburg. Mittelalter (Das deutsche Bürgerhaus 33). Tübingen 1976, S. 95–99, hier S. 96. – Martin Hoernes. Die Hauskapellen des Regensburger Patriziats. Studien zu Bestand, Überlieferung und Funktion (Regensburger Studien zur Kulturgeschichte 8). Regensburg 2000.
581 Saurma-Jeltsch 2002, S. 284–292.
582 Schedel 1493, fol. 12.
583 Udo Friedrich. Zwischen Utopie und Mythos. Der Brief des Priesters Johannes. In: Zs. für deutsche Philologie 122, 2003, H. 1, S. 73–92.
584 BUB 4, S. 81f., Nr. 74 (1. Aug. 1386).
585 Harms 2, S. 351, Z. 9 (Stadtjäger, 1470/71) sowie ebenda, Bd. 3, ab 1502 nahezu jährlich. StABS Jagd A 1 (ab 1533) und D 1 (ab 1599).
586 Harald Wolter-von dem Knesebeck. Aspekte der höfischen Jagd und ihrer Kritik in Bildzeugnissen. In: Werner Rösener (Hg.). Jagd und höfische Kultur im Mittelalter (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 135). Göttingen 1997, S. 493–572.
587 Möhle 2014 (1), S. 57. – Blog von Klaus Graf, https://archivalia.hypotheses.org/114945.
588 Rapp Buri/Stucky-Schürer 1990, S. 52–54 und 58 sowie ebenda, Kat. 110f., S. 350–353: Strassburger Bildteppiche mit der Jagd nach der Treue, mit dem Motto «Ich iag nach truwen …». Dazu auch die Karte des oberrheinischen Kartenspielmeisters um 1430/40 mit der (Minne-)Königin, zu deren Füssen ein Hirsch weidet. Bibliothèque nationale de France, L 84. Kh 25 rés. (https://images.bnf.fr/#/detail/889052/3).

589 Wackernagel 1885, S. 46.

590 Rüdiger Schnell. Causa amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur (Bibliotheca Germanica 27). Bern/München 1985.

591 Wie eng die verschiedenen, bisher genannten Themenbereiche miteinander verflochten waren, zeigt das sogenannte Jagdzimmer von Schloss Moos in Tirol aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. In einzigartiger Verdichtung befinden sich die Themen der Jagd, der verkehrten Welt (im Katzen-Mäuse-Krieg), der Minnemacht und des Liebesgartens, schliesslich des Aberntens eines Phallusbaums. Harald Wolter-von dem Knesebeck. Zahm und wild: Thematische Spannungsverhältnisse und ihre (topographische) Organisation. Die Wandmalereien des Jagdzimmers von Schloß Moos in Eppan. In: Lutz 2005 (1), S. 479–519.

592 Rudolf Riggenbach. Die Wandgemälde des Rathauses zu Basel aus dem XV. und XVI. Jahrhundert. In: Baer KdS BS 1932, S. 517–608. – François Maurer. Zu den Rathausbildern Hans Holbeins d. J. In: ders. [Nachträge]. In: Baer KdS BS 1971, S. 765–775. – Christian Müller. [Katalogbeiträge] Die Wandmalereien im Grossratssaal des Basler Rathauses. In: [Ausst.-Kat.] Hans Holbein d. J. Die Jahre in Basel 1515–1532. Kunstmuseum Basel. München u. a. 2006, S. 261–274 und 412–415. – Peter Litwan, Christian Müller. Holbeins Wandbilder im Basler Grossratssaal – Die Inschriften und ein Rekonstruktionsversuch. In: ZAK 73, 2016, H. 1–2, S. 55–85.

593 Meles 1998, S. 23.

594 HMB Inv.-Nr. 1906.2307.

595 Lilian Schmidt. Das Bildprogramm des Gartenkabinetts des «Hohen Hauses» der St. Alban-Vorstadt 7 in Basel. Liz. Univ. Basel 2005 (MS).

596 Möhle JbKDBS 2015.

597 Marianne Nef. Barocke Tafelmalereien im Theologischen Alumneum in Basel. Kunsthistorisches Seminar der Univ. Basel, Seminararbeit 2007 (MS).

598 Behling 1967.

599 Behling 1967, S. 20–30. – Bodo Brinkmann, Stephan Kemperdick. Deutsche Gemälde im Städel 1300–1500. Mainz 2002, S. 93–120. – Philippe Lorentz. Le Maître du Paradiesgärtlein, peintre de la candeur enfantine. In: [Ausst.-Kat.] Strasbourg 1400. Un foyer d'art dans l'Europe gothique. Musée de l'Œuvre Notre Dame-Strasbourg, 28 mars au 6 juillet 2008. Strassburg 2008, S. 54–71.

600 Theophilus erwähnt ausdrücklich die Blumen, das Gras und die Blätter, die in der Wandmalerei das Bild des Paradieses hervorrufen. Albert Ilg (Hg.). Schedula diversarum artium des Mönches Theophilus (Rugerus) (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance 7). Wien 1874, S. 150. So zit. von Rudolf Rahn. Geschichte der Bildenden Künste in der Schweiz. Zürich 1876, S. 598.

601 Brigitte Meles, Marilise Rieder. Die Pflanzen an der Westfassade (Reihe Basler Münster). Basel 2000. – Arno Bogenrieder, Heike Mittmann. Freiburger Münster. Pflanzenschmuck aus Stein. Freiburg i. Br./Berlin 2018.

602 Josef Billen. Baum, Anger, Wald und Garten in der mittelhochdeutschen Heldenepik. Diss. Münster/Westfalen 1964. [o. O.] 1965.

603 Rolf Gramatzki. Dornse, Diele und Paradiesgärtlein. Malereien in bürgerlichen Wohnhäusern Lübecks des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: Eickhölter/Hammel-Kiesow 1993, S. 153–268.

604 Schneider/Hanser 1986, Nr. 4. – Pierre Garrigou Grandchamp, Jean-Denis Salvèque. Les décors peints dans les maisons de Cluny XII^{e}-XIV^{e} siècles (Centre d'Etudes Clunisiennes, Bulletin 1999). Cluny 1999, S. 25. – Möhlenkamp/Kuder/Albrecht 2002, S. 76. – Antje Heling-Grewolls. Ornamente. In: Möhlenkamp/Albrecht 2021, S. 57–73. – Zur Strassburger Decke in der ISTRA («*Imprimerie strasbourgeoise*») (vgl. **Abb. 435**) Jean-Jacques Schwien. Les décors peints de Strasbourg (1300-1700). In: Bernadette Schnitzler (Hg.). Un art de l'illusion: Peintures murales romaines en Alsace. Catalogue de l'exposition du musée archéologique de Strasbourg (2012). Strassburg 2012, S. 160–173, hier S. 169. – Maxime Werlé/Maurice Seiller †. L'architecture civile à Strasbourg du XII^{e} au milieu du XVI^{e} siècle: un retour aux sources rhénanes. In: Strasbourg. Un patrimoine urbain exceptionnel. De la Grande-Île à la Neustadt. Lyon o. J. [2013], S. 204–210, hier S. 208.

605 Thieme-Becker. Monogrammisten, o. P.

606 Behling 1967, S. 65. – Rapp Buri/Stucky-Schürer 1990, S. 70f.

607 Beispiele: Rapperswil SG, Gotische Halle im Breny-Haus; Burg Wildenstein bei Leibertingen (Landkreis Sigmaringen), Burgstube (heute Speisesaal der Jugendherberge); beide abgebildet bei Michler 1992, S. 136f., dem Konstanzer Maler Hans Haggenberg zugeschrieben.

608 Günter Irmscher. Akanthus. Zur Geschichte der Ornamentform. In: Barockberichte [hg. vom Salzburg Museum] 26/27, 2000, S. 461–532.

609 Hubertus Goltzius. Vivae omnium fere imperatorum imagines [...]. Antwerpen 1557.

610 Jean Lepautre. Œuvres D'Architecture De Jean Le Pautre, Architecte, Dessinateur & Graveur du Roi. Bd. 1: Contenant les Frises, Feuillages, Montans ou Pilastres, Grotesques, Moresques, Panneaux, Placarts, Trumeaux, Lambris, Amortissements, Plafonds & généralement tout ce qui concerne l'Ornement. Paris 1751.

611 Riggenbach 1957, S. 68. Das Foto des Befunds zeigt, dass nur noch die «15» der Jahreszahl zu erkennen ist. In Bürgerhaus BS 1, Taf. 108, ist das Datum mit «1510» wiedergegeben. Seit einer Restaurierung steht auf dem Täfelchen «1515».

612 http://digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10181583.

613 Johannes Gross. Urbis Basil. epitaphia et inscriptiones omnium templorum, curiae, Academ. & aliar. aedium public. Lat. & German. Basel 1623.

614 Johannes Tonjola. Basilea sepulta retecta continuata. Basel 1661.

615 Möhle 2010 (1), mit Literatur.

616 Andor Pigler. Barockthemen. Eine Auswahl von Verzeichnissen zur Ikonographie des 17. und 18. Jahrhunderts, 3 Bde. Budapest, 2., erw. Aufl. 1974.

617 Lukas Heinrich Wüthrich. Christian von Mechel. Leben und Werk eines Basler Kupferstechers und Kunsthändlers (1737–1817) (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 63). Basel 1956. – Élisabeth Décultot. Das Netz als Werk. Johann Georg Wille als europäischer Vermittler. In: Mythos Wille. Johann Georg Wille/Jean Georges Wille (1715–1808). Ein deutscher Kupferstecher in Paris. Ausst.-Kat. Stadtmuseum Wetzlar 15. Okt. 2018 bis 24. März 2019. Petersberg 2018, S. 51–58. – Dies. Zur Entstehung des Museums als «sichtbare Geschichte der Kunst». Christian von Mechels Verhältnis zu Johann Georg Wille und Johann Joachim Winckelmann. In: Gudrun Swoboda (Hg.). Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums (Europäische Museumskulturen um 1800, Bd. 2). Wien/Köln/Weimar 2013, S. 459–475.

618 Möhle 2010 (2).

619 Daniel Schneller. Magna Mater, Flora, Apollo und die Rache Böcklins an seinen Kritikern. Zur Restaurierung des Haupttreppenhauses im Naturhistorischen Museum Augustinergasse 2. In: JbKDBS 2013, S. 40f.

620 Anne Nagel, Nicoletta Gschwend. Eine Stätte für die bildenden Künste. Die Kunsthalle Basel. In: JbKDBS 2016, S. 99.

621 Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006, S. 420. – Möhle 2017.

622 Martin Möhle. Gemalte Ideale im alten Zunfthaus. Sitz der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) im ehemaligen Zunfthaus zu Schmieden, Im Schmiedenhof 10. In: JbKDBS 2013, S. 84–87. – Möhle KdS BS 2016, S. 438f.

623 www.zeitzeugnisse.ch/detail.php?id=399.

624 Rudolf Luginbühl. Bilder aus der Geschichte Basels (Heimatkunde der Stadt Basel 2). Zürich 1903. – Labhardt 2012.

625 JbKDBS 2013, S. 76.

626 Meike Wolfschlag. Ein Schmuckstück im Matthäus-Quartier. Mehrfamilienhaus,

Müllheimerstrasse 48. In: JbKDBS 2023, S. 66–69.

627 Jegge 1994, S. 54. – Wiemkens Entwurf befindet sich heute im KMB Inv. G 1977.20.

628 Ebenda, S. 19–25.

629 Yvonne Boerlin-Brodbeck. Öffentliche Kunstförderung in Basel vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. In: Kreis/von Wartburg 2000, S. 395–404, hier S. 401.

630 In Deutschland regelte schon 1928 ein interner Erlass des preussischen Innenministeriums eine öffentliche Kunstförderung, der 1934 von den Nationalsozialisten übernommen und ideologisch instrumentalisiert wurde. www.bundestag.de/resource/blob/191482/3e0a876925952c7fe6880274e1f715fe/kunst_am_bau-data.pdf.

631 Loos 1962.

632 Arnold Wolff. Die Kathedrale. In: Himmelslicht. Europäische Glasmalerei im Jahrhundert des Kölner Dombaus (1248–1349). Ausst.-Kat. Köln 1998, S. 17–21, hier S. 20f.

633 Wackernagel 1893, S. 8. – Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 264.

634 Rudolf F. Burckhardt. Die gotischen Glasgemälde der ehemaligen Karthäuserkirche, jetzigen Waisenhauskirche zu Basel. In: JbHMB 1915, S. 31–53. – Baer KdS BS 1941, S. 497–501. – Lucas 2017, S. 140–153.

635 Publiziert in: Wackernagel 1888–1891.

636 Wackernagel 1888–1891, S. 434.

637 «Alle Volksschichten, der hohe und niedere Adel, die hohe und niedere Geistlichkeit, Bürger und Bauern, Freie und Unfreie hatten daran ihren Anteil.» Rüdiger Becksmann. Fensterstiftungen und Stifterbilder in der deutschen Glasmalerei des Mittelalters. In: Stiftung Volkswagenwerk Hannover (Hg.). Vitrea dedicata. Das Stifterbild in der deutschen Glasmalerei des Mittelalters. Berlin 1975, S. 65–85, hier S. 65.

638 Liber benefactorum, StABS KA Kartaus L, fol. 369. – Lucas 2017, S. 143.

639 Hans R. Hahnloser. Zur Einführung. In: Ellen J. Beer. Die Glasmalereien der Schweiz vom 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts (CVMA Schweiz 1). Basel 1956, S. 11.

640 Paul Ganz. Glasgemälde. Basel 1901. – Ganz 1966. – Giesicke 1991. – Giesicke 1994.

641 Mensger/KMB 2020.

642 Nagel/von Roda 1998.

643 Becksmann 1967, S. 28. – Brigitte Kurmann-Schwarz. Die Glasmalereien des 15. bis 18. Jahrhunderts im Berner Münster (CVMA Schweiz 4). Bern 1998, S. 28–31. – Dies. Die mittelalterlichen Glasmalereien der ehemaligen Klosterkirche Königsfelden (CVMA Schweiz 2). Bern 2008, S. 184.

644 Jürg Schweizer, Bernd Nicolai et al. Das Berner Münster (Schweizerische Kunstführer GSK 1104–1105). Bern 2022, S. 67. – Bernhard Kremer aus Niederwesel, 1444 Basler Bürger, gestorben vor 1476, Rott 1936, S. 28f.

645 Paul Ganz. Wandmalereien zu St. Peter in Basel. In: BZ 2, 1903, S. 106–121, hier S. 114–116.

646 Ganz 1966, S. 10. Zu Han: ebenda, S. 19f.

647 Ganz 1966, S. 25f.

648 Stefan Trümpler. Vorwort. Die Kunst der Glasmaler. In: Giesicke 1991, S. 9–13. – Uta Bergmann et al. Glasmalerei. Eine Einführung mit Beispielen des Vitromusée Romont. Romont 2006. – www.centre-vitrail.org/de/die-technik-der-glasmalerei.

649 Meyer 1884.

650 Meyer 1884, S. 7.

651 A. Corrodi-Sulzer, Hans Lehmann. Lukas Zeiner und die spätgotische Glasmalerei in Zürich. In: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 30 (1925–1931), H. 2, S. 1–71 und Taf. 1–24. – Jenny Schneider. Die Standesscheiben von Lukas Zeiner im Tagsatzungssaal von Baden (Schweiz). Ein Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Standesscheiben (Basler Studien zur Kunstgeschichte 12). Basel 1954.

652 Anton Philipp Segesser (Bearb.). Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1500 bis 1520 (Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede. Bd. 3: Abtheilung 2). Luzern 1869, S. 755. – Zu den Scheiben Fritz Gysin. Die Glasgemälde des Rathauses zu Basel. In: Baer KdS BS 1932, S. 479–516. – Giesicke 1994. – Mensger/KMB 2020, S. 104–107.

653 Siehe die Wappen an den Zinnen des Vorderen Ratsstubenbaus sowie an der Täferdecke der Ratsstube.

654 Isenmann 2014, S. 292. – Basel bezeichnete sich schon nach dem Erwerb von Münz- und Zollrechten im 14. Jahrhundert als «frye stette», BUB 5, S. 95f., Nr. 88 (21. März 1387).

655 Bettina Braun. Reichsunmittelbarkeit. In: HLS, Version vom 25.6.2012, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009832/2012-06-25.

656 Giesicke 1991. – Michael Schaffner. Through the Stained Glass: The Basel *Schützenhaus* as a Site of Encounter. In: Susanna Burghartz, Lucas Burkart, Christine Göttler (Hg.). Sites of Mediation. Connected Histories of Places, Processes, and Objects in Europe and Beyond, 1450–1650 (Intersections. Interdisciplinary Studies in Early Modern Culture 47). Leiden/Boston 2016, S. 125–156.

657 Giesicke 1991, S. 96–99 und 172–175.

658 Ganz 1966, S. 28–30. – Möhle/Möhle 2005, S. 87–102. – Möhle 2020, S. 55–67.

659 Ganz 1966, S. 29.

660 Wolfgang D. Wackernagel. Bonifacius Amerbach und seine Wappenscheibe von 1560. In: JbÖKS 1959/60, S. 111–136.

661 Boerlin 1976. – Mensger/KMB 2020, S. 193–203.

662 Becksmann 1967.

663 Jakob Burckhardt. Über die Goldschmiederisse der öffentlichen Kunstsammlung in Basel. In: Basler Taschenbuch auf das Jahr 1864. Daniel Albert Fechter (Hg.). 12. Jg., Basel 1864, S. 99–122, hier S. 102.

664 Christian Müller. Hans Holbein d. J. als Entwerfer von Glasgemälden. Fragen der Autorschaft und Rezeption. In: Mensger/KMB 2020, S. 41–53. – Ariane Mensger. Hans Holbein d. J. Die Erschliessung des Raums. In: ebenda, S. 108–137. – Vgl. Holbeins illusionistische Fassadenmalerei von 1520 am Haus zum Tanz (Eisengasse 14 VII 523).

665 KMB Inv. 1662.158.

666 Elisabeth Landolt. Erasmus «in eim ghüs». 1538/40. In: Erasmus von Rotterdam. Vorkämpfer für Frieden und Toleranz. Ausst.-Kat. HMB 1986, S. 200f.

667 Hans Jakob Nüscheler I. Scheibe mit der Schlacht von St. Jakob und elf Stifterwappen, 1651. Giesicke 1991, S. 194–199, Kat. 42. – Selten ist eine kreisförmige Anordnung der Wappen, wie sie die Berner Ämterscheibe von 1576 im Schützenhaus zeigt (Giesicke 1991, S. 88–91, Kat. 14), nach der Art der späteren Ratsrosen oder Regimentsspiegel, die aus Zürich und Appenzell bekannt sind. Siehe den Zürcher Regimentsspiegel von Hans Heinrich Schwyzer, 1657, Schweizerisches Nationalmuseum Zürich, Inv. LM-3611, oder die Ratsrose aus dem Rathaus von Appenzell, Johann Martin Geiger zugeschrieben, 1688. Schweizerisches Nationalmuseum Zürich, Inv. LM-8440.

668 HMB Inv. 1901.42.

669 Giesicke 1991, Kat. 36 und 39.

670 Giesicke 1991, Kat. 7, 8. – HMB Inv. 1991.257.

671 Giesicke 1991, Kat. 29, 35, 37, 38.

672 Giesicke 1991, Kat. 1, 4.

673 KMB Inv. G 12 und G 15.

674 Giesicke 1994, S. 252–255, Kat. 75. – Monica Stucky-Schürer. Die Gerechtigkeit des Trajan und des Herkinbald. Zwei Exempla für die Rechtsprechung. In: Lutz 2002, S. 507–528.

675 Ursula Lederle. Gerechtigkeitsdarstellungen in deutschen und niederländischen Rathäusern. Philippsburg 1937, S. 57f. – Die Bilder wurden 1695 zerstört und sind nur durch einen Bildteppich überliefert, den der Bischof von Lausanne, Georges de Saluces, anfertigen liess und der 1537 als Kriegsbeute nach Bern gelangte. Vgl. Anna Rapp Buri, Monica Stucky-Schürer. Burgundische Tapisserien. München 2001, S. 41–70.

676 Dieter Koepplin. Scheibenriss mit Rehabeams Übermut. Um 1574/75. In: Spätrenaissance am Oberrhein 1984, S. 89. – Der in zwei Hälften zerteilte Riss gelangte zu unterschiedlichen Zeiten ins Kunstmuseum, die rechte Hälfte wurde 1935 vom Sohn des Tapezierers geschenkt, die linke Hälfte konnte 1981 bei einem privaten Eigentümer

in Kanada erworben werden. JbÖKS 1981, S. 24.

677 Giesicke 1991, S. 52f., Kat. 3 (Standesscheibe Zug). – Hans Holbein, Fassadenmalerei am Haus zum Tanz (Eisengasse 14 VII 523); Tobias Stimmer: Schaffhausen, Haus zum Ritter: Reinhard Frauenfelder. Die Stadt Schaffhausen (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 26). Basel 1951, S. 294–299. – Koepplin 1984, S. 36–42.

678 HMB Inv. 1887.207. – Rekonstruktion der Scheibe: Möhle/Möhle 2005, S. 20.

679 Giesicke 1991, S. 48–51, Kat. 2. – KMB Inv. G 14.

680 Mensger/KMB 2020, S. 143–151.

681 Klaus Tiedemann. Flämische Roundels und Artverwandtes aus einer süddeutschen Renaissance-Sammlung. Heidelberg 2008. – J. M. A. Caen, C. J. Berserik. Silver-Stained Roundels and Unipartite Panels before the French Revolution (CVMA Flanders, Bde. 1–5). Turnhout 2007–2021.

682 Pierre Le Vieil. L'art de la peinture sur verre et de la vitrerie. Paris 1774, S. 84f. – Vgl. Parello 2000, S. 17 und Anm. 17 (zit. die deutsche Übersetzung von Johann C. Harrepeter, Nürnberg 1779/1780).

683 Parello 2000, S. 17.

684 Nagel/von Roda 1998, S. 34–67. – Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 265–272.

685 Nagel/von Roda 1998, S. 160–172.

686 Nagel/von Roda 1998, S. 252–285.

687 Nagel/von Roda 1998, S. 117–132.

688 Nagel/von Roda 1998, S. 246f. und 368, Kat. 22.65 & 67. – Andrea Vokner. Mangold auf Schritt und Tritt. Wandbilder und Glasmalereien. In: Verein Burkhard Mangold (Hg.). Burkhard Mangold. Ein Basler Künstlerleben. Basel 2023, S. 58–79, hier S. 75.

689 Nagel/von Roda 1998, S. 229–248.

690 Romana Anselmetti. Die Glasfenster der Antoniuskirche in Basel. Liz. Univ. Basel 1983 (MS). – Dorothea Christ. Die Antoniuskirche – ein Gesamtkunstwerk. In: Antoniuskirche 1991, S. 79–124, hier S. 87–92 [mit Farbaufnahmen von Erik Schmidt, 1991].

691 Giesicke 1994, Kat. 23–33 im Zeitraum 1924–1949 und Kat. 59–74 im Zeitraum 1956–1994.

692 Giesicke 1994, S. 65f. und 170–217, Kat. 34–57.

693 Annie Kaufmann-Hagenbach. Die Basler Plastik des fünfzehnten und frühen sechzehnten Jahrhunderts (Basler Studien zur Kunstgeschichte 10). Basel 1952. – Das Manuskript der Dissertation von 1938 ist in der Basler Universitätsbibliothek einzusehen.

694 Gasser/Simon-Muscheid/Fretz 2011.

695 Hess/Loescher 2012.

696 Rott 1936, S. 92f. – Hess/Loescher 2012, S. 17.

697 Berit Wagner. Bilder ohne Auftraggeber. Der deutsche Kunsthandel im 15. und frühen 16. Jahrhundert, mit Überlegungen zum Kulturtransfer (Studien zur internationalen Architektur und Kunstgeschichte 122). Petersberg 2014. – Rezensiert von Sibylle Appuhn-Radtke. Aspekte des frühneuzeitlichen Kunsthandels: Definition, Distribution und Wirkung von «Marktbildern». In: Kunstchronik 71, 2018, Nr. 2, S. 77–87.

698 Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019, S. 304–308.

699 Tammen 2000, S. 85–87.

700 Tammen 2000, S. 373–378. – Der Bezug zur kirchenmusikalischen Reform auf dem Basler Konzil, den Tammen aufgrund der seinerzeit gängigen Datierung des Gestühls auf 1432 vermutet, muss mit der Frühdatierung auf nach 1363 als obsolet gelten.

701 Paul Leonhard Ganz, Theodor Seeger. Das Chorgestühl in der Schweiz. Frauenfeld 1946, S. 23.

702 Cora Dietl. Schwank. In: Eva Erdmann (Hg.). Der komische Körper. Szenen – Figuren – Formen. Bielefeld 2003, S. 11–17. – Katrin Kröll, Hugo Steger (Hg.). Mein ganzer Körper ist Gesicht. Groteske Darstellungen in der europäischen Kunst und Literatur des Mittelalters (Rombach Wissenschaft, Reihe Litterae 26). Freiburg i. Br. 1994.

703 Till Seiberth. Familiengeschichte in Holz geschnitzt. Die Wiederentdeckung einer ehemaligen spätgotischen Stube in der Rheingasse 25. In: JbKDBS 2024, im Druck.

704 Baer KdS BS 1941, S. 556–564. – Hess/Loescher 2012, S. 106–109.

705 HMB Inv. 1904.375. – Hess/Loescher 2012, S. 154f.

706 Siehe dazu ein um 1535 in Nürnberg erschienenes Flugblatt mit Text von Hans Sachs, https://objektkatalog.gnm.de/wisski/navigate/23276/view.

707 Hess/Loescher 2012, S. 27–29.

708 Hess/Loescher 2012, S. 278–281, Kat. 65–66. – Zu Pergo vgl. Pfister 1984. – Zum Portal im Rathaus Riggenbach 1957, S. 36–39, sowie Möhle 2014 (1), S. 59.

709 Hans-Rudolf Heyer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Landschaft II. Der Bezirk Liestal (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 62). Basel 1974, S. 36.

710 Vgl. die Beispiele bei Hess/Loescher 2012, S. 140–145.

711 Rapp Buri/Stucky-Schürer 1990.

712 Wackernagel 1885, S. 38 und 45. – Wackernagels Übersetzung übergeht die Bildteppiche (*razi* bzw. ital. *arazzi*) allerdings. Vgl. Rapp Buri/Stucky-Schürer 1990, S. 83. Aeneas Silvius Piccolomini bemerkte Teppiche und ornamentierte Wandbehänge in Basler Häusern: «*Tapetis praeterea multis utuntur ornamentisque pannorum.*» Hartmann 1951, S. 27.

713 Braun-Ronsdorf 1970, S. 22f., berichtet von dem «*tapezarius*», später «*tapissier*», der in der königlichen Hofhaltung eine bedeutende Rolle gespielt habe und für die Auf- und Abhängung der Teppiche und deren Pflege verantwortlich gewesen sei. – Claudia Sandtner. Mobile Ausstattungen am Hof der Este in Ferrara. *Arazzi* als Repräsentationsform des 15. und 16. Jahrhunderts. Diss. Univ. Stuttgart. Stuttgart 2010.

714 Zum Schürhof: Alfred Wyss. Die Denkmalpflege und die Stadt. In: BStb 1992, S. 222–228, hier S. 227. – Zur Gallizianmühle: Alfred Wyss. Von Denkmalpflege und von Denkmälern. In: BStb 1978, S. 167–180, hier S. 170f. – Christian Renfer. Eine neuentdeckte Papiertapetendekoration der Spätrenaissance aus Zürich. In: UKdm 29, 1978, H. 3, S. 345–351. – Jürg E. Schneider, Felix Wyss, Jürg Hanser. Fladerpapier-Tapeten der Spätrenaissance aus Zürich, ein vorläufiges Inventar. In: Zürcher Denkmalpflege, Bericht 1991/92, S. 16–20. – Friedrich Kobler. Fladerpapier. In: RDK, Bd. 9, 1992, Sp. 629–633; in RDK Labor, www.rdklabor.de/w/?oldid=89262. – Marc-Henri Jordan. Les papiers de décoration imprimés du XVI^e siècle conservés en Suisse: étude d'exemples retrouvés à Fribourg et Neuchâtel. In: Copier coller papiers peints du XVIII^e siècle. Actes du colloque de Neuchâtel, 8-9 mars 1996. Neuchâtel 1998, S. 29–41.

715 Arnold JbHMB 2005, S. 7–32, hier S. 8f.

716 Aus dem Andlauerhof (Münsterplatz 17 VII 75) sollen 1917 Leder- und Damasttapeten entfernt worden sein.

717 Die Kettfäden sind aus Leinen oder Baumwolle, der Schuss aus Wolle oder Seide, zuweilen Leinen, Silber- und Goldfäden. Siehe Anika Reineke. Der Stoff der Räume. Textile Raumkonzepte im französischen Interieur des 18. Jahrhunderts (Textile Studies 19). Emsdetten/Berlin 2020.

718 StABS Bau CC 72a II, S. 451 (Anfrage Allier und Coudert), S. 553 (Lieferung Coudert).

719 Bischofshof: HMB Inv. 1910.270a–d. – Seidenhof: Inv. 1934.65a–b. – Segerhof: Inv. 1923.320.a.1.

720 Dominique Chevalier, Pierre Chevalier, Pascal-François Bertrand. Les tapisseries d'Aubusson et de Felletin 1457-1791. Paris 1988.

721 Arnold JbHMB 2005, S. 11. – Nagel 2011, S. 78.

722 Anna Jolly. Fürstliche Interieurs. Dekorationstextilien des 18. Jahrhunderts (Riggisberger Berichte 12). Riggisberg 2005, S. 11–21.

723 Max Heiden. Handwörterbuch der Textilkunde aller Zeiten und Völker. Stuttgart 1904, S. 229–234. – Braun-Ronsdorf 1970, S. 16f. – Die Bespannung im Haus zum Kirschgarten ist eine «moderne Pariser Imitation mit einem im Kalander gepressten Mischgewebe», so Hans Lanz. Basler Wohnkunst und Lebensart im 18. Jahrhundert (137. Njbl. der GGG). Basel 1959, S. 14.

724 Baubuch des Lukas Sarasin, StABS Bau CC 72a II, Bd. 2, S. 590.

725 Auf die Bedeutung des Technologietransfers von Asien nach Europa im 17./18. Jahrhundert kann hier nicht eingegangen werden, vgl. Kim Siebenhüner. Zwischen Imitation und Innovation. Die schweizerische Indienne-Industrie im 18. Jahrhundert. In: Werkstatt-Geschichte 74, 2016, S. 7–27.

726 Ribbert 1997, S. 11–25. – Burghartz/Herren 2021, S. 95–105 (mit Datum 1732).

727 Ribbert 1997, S. 13f.

728 StABS PA 137 1.2 (1752–1763). Vgl. Burghartz/Herren 2021, S. 104f.

729 Heyer KdS BL 1969, S. 295.

730 Benno Schubiger. Das Sommerhaus Vigier in Solothurn (Schweizerische Kunstführer GSK 1032D). Bern 2018, S. 44–47. Die Stoffdrucke stammen vermutlich aus dem Kanton Neuenburg.

731 Nagel 2011, S. 77.

732 Arnold 2016, S. 56.

733 Johann Wolfgang von Goethe. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erster Teil, 4. Buch (Werke. Hamburger Ausgabe Bd. 9). München, 9. Aufl. 1981, S. 155f. – Zit. bei Uta Feldges. Zur «Odyssee» einer Wanddekoration aus dem «Wildensteinerhof» in Basel, St. Alban-Vorstadt 30, 32. In: Jurablätter 59, 1997, H. 5–6, S. 83–88, hier S. 88. – Nagel 2011, S. 79–81. – Arnold 2016, S. 61. – Nagel 2016, S. 88.

734 StABS Bau CC 72 II, S. 576 und 601.

735 Nagel 2011 und Nagel 2016.

736 Paul Koelner. Die Zunft zum Schlüssel in Basel. Basel 1953, S. 67.

737 Die Tapete aus dem Haus Spalenvorstadt 8 befindet sich im Besitz der Kantonalen Denkmalpflege und ist in einem Privathaus ausgestellt. Die Tapete aus dem Haus Freie Strasse 40: HMB Inv. 1892.70. Zu weiteren gesicherten und zugeschriebenen Exemplaren Arnold JbHMB 2005, Kat. 10–12. – Nagel 2011 und Nagel 2016.

738 Zum Haus grundlegend: Ganz 1961. – Burghartz/Herren 2021.

739 Vgl. Bettina Köhler. Die Erfindung des Boudoirs im 18. Jahrhundert. Ein neuer Ort für anbetungswürdige Geschöpfe? In: ZAK 61, 2004, H. 4, S. 227–236.

740 Ganz 1961, S. 47–49. – Dominique Huber. Die Commedia dell'Arte zu Gast in Basel. Gemalte Leinwandbespannungen im Haus zur Sandgrube. Seminararbeit am Kunsthistorischen Seminar der Univ. Basel, Frühjahrssemester 2017 (MS).

741 HMB Inv. 1949.95.1.–8. – Arnold JbHMB 2005, S. 10.

742 Christine Barraud Wiener et al. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Neue Ausgabe V. Die Stadt Zürich V. Die «Ausgemeinden» der Stadt Zürich bis 1860 (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 121). Bern 2012, S. 398–404.

743 Friederike Wappenschmidt. Chinesische Tapeten für Europa. Vom Rollbild zur Bildtapete. Berlin 1989. – Gill Saunders. Der Handel mit dem Fernen Osten: chinesische handgemalte Tapeten. In: Hoskins 1994, S. 42–55. – Thümmler 1998, S. 40–48.

744 Boerlin-Brodbeck 2006, S. 172.

745 Maria Gordon-Smith. The Influence of Jean Pillement on French and English Decorative Arts. Part One. In: Artibus et Historiae 21, 2000, Nr. 41, S. 171–196. – Dies. [...] Part Two: Representative Fields of Influence. In: ebenda, Nr. 42, S. 119–163.

746 Boerlin-Brodbeck 2006, S. 183.

747 HMB Inv. 1983.27. – Arnold JbHMB 2005, S. 17, Kat. 17.

748 Feldges/Wyss/Oberholzer 2001. – Konservatorisch ist der Zustand der auf Holz aufgeklebten Tapete leider höchst bedenklich. – Den Versuch einer digitalen Rekonstruktion der ursprünglichen Farbigkeit bietet Burghartz/Herren 2021, S. 135.

749 Boerlin-Brodbeck 2006, S. 165, vermutet die Nutzung als Schlafzimmer, die noch im 20. Jahrhundert bestanden habe. – Axel Christoph Gampp behauptet, das ganze Obergeschoss sei das Reich der Hausherrin Maria Leissler-Hoffmann gewesen, auf deren Wunsch hin die Tapete erworben worden sei: Axel Christoph Gampp. Vom Feinsten. Die chinesische Tapete im Haus zur Sandgrube in Basel. In: k+a 69, 2018, H. 1, S. 26–33, hier S. 30.

750 In den 1770er-Jahren (zusammen mit dem Ofen): Ganz 1961, S. 54. Erwerb 1752/53: Burghartz/Herren 2021, S. 125–159.

751 Feldges/Wyss/Oberholzer 2001, S. 35f. – Boerlin-Brodbeck 2006, S. 180.

752 Daniel Schneller, Meike Wolfschlag. «Made in China» im Haus zur Sandgrube: Eine chinesische Tapete aus dem 18. Jahrhundert ringt um ihr Überleben. In: JbKDBS 2024, im Druck.

753 StABS Bau CC 72a II, S. 539.

754 Zu dem Nachkommen (dem Enkel?) Kevin Heiniger. Ein Basler Tapezierer in Paris. Joachim Weitnauer und sein Reisetagebuch von 1807 (Selbst-Konstruktion – Témoignages – Scritture del sé 7). Basel 2022.

755 Thomas Lutz. Das Haus zum Kirschgarten, Planungsgeschichte und Architektur. In: von Roda/Schubiger 1995, S. 74.

756 HMB Inv. 1942.554.1.–2. – Arnold JbHMB 2005, S. 15, Kat. 15. – Ein Familienbild des irischen Malers Philip Hussey um 1760 zeigt die nämliche Tapete im Hintergrund. Dublin, National Gallery of Ireland, abgebildet in Hoskins 1994, S. 114f.

757 HMB Inv. 1999.245. – Arnold JbHMB 2005, S. 22, Kat. 27.

758 Astrid Arnold. Die Réveillon-Tapete à l'étrusque (Basler Kostbarkeiten 27). Basel 2006.

759 Vergleichsbeispiele: Bernard Jacqué. Der absolute Luxus: die Hochblüte der französischen Papiertapete 1730–1870. In: Hoskins 1994, S. 56–75, hier S. 70. – Arnold 2016, S. 77. – Bernard Jacqué, Tina Chen. Drapery Wallpapers by Dufour and Dufour & Leroy, 1808–1830: Imitation or Creation? In: Studies in the Decorative Arts , Vol. 17, No. 1, Final Issue of Studies in the Decorative Arts (Fall–Winter 2009–2010), S. 68–95.

760 Arnold JbHMB 2005, S. 19, Kat. 21 und 22.

761 Joseph Dufour stellte die Tapete «*Sauvages de la mer Pacifique*» auf der Pariser Industrieausstellung 1806 aus und verlegte seine Manufaktur 1808 von Mâcon nach Paris. 1820 firmierte sie als «Joseph Dufour et Compagnie» und ab 1821, nach der Eheschliessung von Amable Leroy mit der Tochter Dufours, als «Joseph Dufour et Leroy». Leroy gab den Betrieb wenige Jahre nach dem Tod seines Schwiegervaters auf. – Der Mülhauser Jean Zuber arbeitete ab 1792 in der Tapetenfabrik von Nicolas Dollfus und installierte die Fabrikation 1797 in Rixheim, deren Geschäfte er ab 1802 unter dem Firmennamen «Jean Zuber et Cie.» führte. Die Firma besteht noch heute. Véronique de Bruignac. Les Fabricants. In: Nouvel-Kammerer 1990, S. 319–323.

762 Auch unter den Namen «*Vue des maisons et jardins de Paris*» und «*Les jardins de St. Cloud*», Nouvel-Kammerer 1990, S. 270f., Kat. 18. – HMB Inv. 1958.1. – Arnold JbHMB 2005, S. 26, Kat. 33.

763 Nouvel-Kammerer 1990, S. 269, Kat. 15. – Zuschreibung an Dufour durch Anne Nagel nach einem Hinweis von Bernard Jacqué, siehe IX.

764 HMB Inv. 1933.539. – Nouvel-Kammerer 1990, S. 262f., Kat. 4. – Arnold JbHMB 2005, S. 25, Kat. 32.

765 Thümmler 1998, S. 120.

766 Arnold JbHMB 2005, S. 7.

767 Vorbildlich ist das Werk von Linda Imhof. Tapeten. Geschichte und Verwendung im Kanton Zug 1750–1959 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 9). Zug 2014.

768 Morel 1972.

769 Verschiedene Hinweise werden in einem 2006/07 von Axel Christoph Gampp formulierten Ausstellungskonzept für das Museum Kleines Klingental («Spätbarocker Stuck in Basel und Umgebung») gegeben, das jedoch nicht ausgeführt wurde. Für die Einsichtnahme in das Konzept danke ich dem Verfasser.

770 Morel 1972. – Rinn-Kupka 2018.

771 Geoffrey Beard. Stuck – Die Entwicklung plastischer Dekorationen. Herrsching 1983, S. 30–32.

772 Dorothea Diemer. «... ain muster ... wie die welschen an die gewelb machen». Die Stuckdekoration der Stadtresidenz Landshut. In: Iris Lauterbach et al. (Hg.). Die Landshuter Stadtresidenz. Architektur und Aus-

stattung (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte 14). München 1998, S. 207–222.

773 Strübin Rindisbacher 2002, S. 78–81 und 199–203.

774 Comano: Peter Felder. Barockplastik der Schweiz (Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz 6). Bern 1988, S. 65 und Abb. 156. – Arogno: ebenda, S. 65 und Abb. M 157. – Locarno: Virgilio Gilardoni. Locarno e il suo circolo (Locarno, Solduno, Muralto e Orselina) (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 60). Basel 1972, S. 293–325 mit Farbabb. auf S. 297.

775 Abegg/Barraud Wiener/Grunder KdS ZH 2007, S. 267–279.

776 Hans Hoffmann. Barockstukkatur in Zürich. In: ZAK 10, 1948/49, H. 3–4, S. 155–168. – Jürg Schweizer, Annelies Hüssy. Schloss und Schlosskirche Spiez (Schweizerische Kunstführer GSK 961–962). Bern 2015.

777 Jürg Davatz. Der Freulerpalast in Näfels. Museum des Landes Glarus. Glarus 1995, S. 133–137.

778 Edoardo Agustoni. Stuccatori ticinesi nei secoli XVII e XVIII. 2016, https://recherche.sik-isea.ch/de/sik:text_file-14776399:exp/in/sikart/thematic_entry/list. – Gian Casper Bott. Stuccatori e scultori grigionitaliani nei secoli XVII–XVIII. 2023, https://recherche.sik-isea.ch/de/sik:text_file-16492972:exp/in/sikart/thematic_entry/list. – Ursula Stevens. https://artistiticinesi-ineuropa.ch/deu/homedeu.html. – Barbara Rinn. Stuckateure des 17. und 18. Jahrhunderts nördlich des Mains. In: Jürgen Pursche (Hg.). Stuck des 17. und 18. Jahrhunderts. Geschichte – Technik – Erhaltung (Icomos. Hefte des Deutschen Nationalkomitees 50). Berlin 2010, S. 54–61.

779 StABS Bau CC 72a. II, S. 450.

780 Bau CC 72a. II, S. 398 (Schuhler), S. 399 («Bozi» = Pozzi), S. 451 (Moosbrugger und Frohweis). – Stehlin 1914, S. 113. – Bei den Brüdern Moosbrugger handelt es sich um Johann Jakob und Franz Josef, die seit 1751 in Freiburg i. Ü. tätig waren. Für den Hinweis danke ich Marc-Henri Jordan.

781 Rittergasse 25, Rotbergerhof VII 171. Stadthausgasse 13, Stadthaus VIII 88.

782 Carlo Maria Pozzi. Artis sculptoriae, vulgo stuccatoriae paradigma. Kupferstiche von Johann August Corvinus. Augsburg 1708.

783 Paulus Decker. Fürstlicher Baumeister oder Architectura Civilis [...] Erster Theil [...]. Augsburg 1711. – d'Aviler 1720, 1738.

784 Morel 1972, S. 185.

785 Freilich sind die Vorzeichnungen nur sichtbar, wenn der Stuck zerstört wird. So beim Weissen Haus (Rheinsprung 18 VII 354), in dem die Eidgenössische Telefonverwaltung die florale Wandgliederung im heute so genannten Literatenzimmer abschlagen und hinter Gipskartonplatten verstecken liess – wo sie in den 1970er-Jahren aufgefunden wurde. Das in **Abb. 532** genannte Beispiel stammt aus dem Haus zum Goldenen Löwen, das 1958 der Verbreiterung der Aeschenvorstadt weichen musste. Der Stuck wurde in Bruchstücken magaziniert, wie auch die Fassadensteine. Die Fassade wurde 1964 in der St. Alban-Vorstadt 38 wieder errichtet. Die euphorischen Worte von Gustaf Adolf Wanner, der in einer vom Bankverein finanzierten Broschüre das Vorgehen als «kulturelle Tat, die nicht nur dem heutigen Besitzer des Hauses zur Ehre gereicht, sondern die ganze Stadt mit freudigem Stolz erfüllen darf», lobte, waren wohl selbst für die damalige Zeit sehr dick aufgetragen. Schweizerischer Bankverein (Hg.). Der «Goldene Löwe» in Vergangenheit und Gegenwart. Basel 1964, S. 31.

786 Beispielsweise Peterskirchplatz 13, Frank Löbbecke, Marc Rohr. Denkmalsanierung als Teamwork. Erfolgreiches Zusammenwirken von Planung, Bauforschung und Bauberatung beim Haus Peterskirchplatz 13. In: JbKDBS 2016, S. 58–61.

787 Morel 1972, S. 181, Abb. 5. – Vgl. auch das Sommerrefektorium im Kloster Salem: Ulrich Knapp. Die Stukkaturen der sog. Schmuzergruppe im Bodenseeraum. In: G. Ulrich Grossmann et al. (Hg.). Historische Ausstattung (Jb für Hausforschung 50). Marburg 2004, S. 455–472.

788 Silvia A. Colombo, Simonetta Coppa. I Carloni di Scaria (Artisti dei laghi. Itinerari europei 2). Lugano 1997, S. 79–105. – www.sueddeutscher-barock.ch/In-Meister/a-g/Carlone_G-Battista.html. – Rinn-Kupka 2018, S. 150.

789 Zum Begriff «Spiegeldecke» oder zuweilen auch «Spiegelrahmendecke» vgl. Wasmuths Lexikon der Baukunst, Bd. 4. Berlin 1932, S. 420.

790 Bruno Thüring. St. Jakobs-Strasse 185 (ehem. 191). Erweitertes Inventar. 2001 (MS), Archiv KDBS.

791 Anne Nagel. Ein prächtiges Louis XV-Interieur. Der Gartensaal des Hauses Im Rosgarten, Leonhardsgraben 38. In: JbKDBS 2022, S. 88–91.

792 Grundlegend zum Thema ist die 1955 geschriebene Dissertation von Hermann Bauer. Rocaille (Neue Münchner Beiträge zur Kunstgeschichte 4). Berlin 1962.

793 Petra Grove. Johann Martin Fröwis. In: Allgemeines Künstlerlexikon (AKL) Online. 2009.

794 Albert Knoepfli. Stuck-Auftrag und Stuck-Polychromie in der barocken Baukunst. In: Festschrift zum 70. Geburtstag von Architekt Hans Burkhard, St. Gallen [...]. Gossau 1965, S. 37–82, hier S. 52.

795 Staehelin/Meles 1995, S. 36.

796 Archiv KDBS, XB-1782 (1990).

797 Daniel Grütter, Christine Keller. Das Basler Hafnerhandwerk vom Spätmittelalter bis zur Industrialisierung. In: k+a 50, 1999, H. 2, S. 6–14.

798 Freitag JbAB 2023, S. 127–151.

799 Matt 2008, S. 304.

800 Annamaria Matter, Werner Wild. Neue Erkenntnisse zum Aussehen von Kachelöfen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts – Befunde und Funde aus dem Kanton Zürich. In: Mittelalter – Moyen Âge – Medioevo 2, 1997, H. 4, S. 77–95.

801 Marco Bernasconi, Till Scholz, Corinne Tschudin. Weisser Bär, grüner Greif, sieben Künste. In: JbAB 2012, S. 65–93.

802 Rolf H. Schatz. Südbadische Ofenkeramik mit Schablonendekor. Eine Studie zur Hafnerei des 18./19. Jahrhunderts im Markgräflerland, im Wiesental und in den angrenzenden Gebieten. Lörrach 1999, S. 17f.

803 Lukrezia Seiler. Die Wettsteinhäuser in Riehen. In: Gemeinde Riehen (Hg.). Johann Rudolf Wettstein 1594–1666. Seine Bedeutung für Riehen, Basel und die Schweiz. Riehen 1994, S. 33–40. – Nagel/Spechtenhauser 2014, S. 28.

804 StABS Bau CC 72 a II, S. 688.

805 Grundlegend: Brigitte Meles, Andreas Heege. Zürcher Kachelöfen. Das Hafnerhandwerk in der Stadt Zürich und seine Produkte, 2 Bde. Schaffhausen 2023. Von Locher stammen die Basler Öfen Kat. 41, 53–56, 60, 63–65, 69. Von Bachofen: Kat. 105–107 (im Wildt'schen Haus Petersplatz 13 IX). – Walter Higy, Christoph Philipp Matt. Eine Basler Ofenhafnerei des 18. Jahrhunderts: die Hafnerei Hug und ihre Produkte. In: JbAB 2003, S. 87–110. Als Locher-Öfen werden zusätzlich genannt ein Ofen in der St. Alban-Vorstadt 82 IX und ein Exemplar im Haus zur Sandgrube (Riehenstrasse 154) **Abb. 563**.

806 Irmgard Peter-Müller, Jacques Bastian. Der Straßburger Blumenofen (Basler Kostbarkeiten 9). Basel 1988. – Rudolf F. Burckhardt zählte 1928 zwölf Strassburger Öfen in Basel: Rudolf F. Burckhardt. Öfen in Basler Häusern aus der Frisching'schen Fayencemanufaktur bei Bern. In: ASA 30, 1928, H. 3, S. 168–180, hier S. 176.

807 Staehelin 1970.

808 Higy 2017.

809 Œuvres de Jacques Androuet dit Du Cerceau. 20 Cheminées. Héliogravures par Edouard Baldus. Paris [1888]. – Jean Marot. Diverses Inventions Nouvelles, pour des cheminées avec leurs ornemans. Paris 1635–1657. – Francard. Cheminées Nouvelles a la Mansarde. Paris [um 1680]. – Œuvres D'Architecture De Jean Le Pautre, Architecte, Dessinateur & Graveur du Roi (Bd. 2): Contenant les Portes, Cheminées, Lambris, [...]. Paris 1751. U. v. a.

810 So im Blauen und Weissen Haus (Rheinsprung 16–18 VII 354), StABS Bau CC 72 a II, S. 567 und 582. Paul Bissegger. Une dynastie

d'artisans vaudois: les marbriers Doret. In: ZAK 37, 1980, H. 2, S. 97–122.

811 Alexander Koch. Schweizerische Landesausstellung Zürich 1883. Bericht über Gruppe 17: Keramik. Zürich 1884, S. 51–63.

812 Rudolf Schnyder. Die Hafnerwerkstatt. In: Die Entdeckung der Stile. Die Hafnerei Keiser in Zug 1856–1938. Keramik-Freunde der Schweiz, Mitteilungsblatt 109/110, 1997, S. 21–57.

813 Walter Higy. Eduard Schaerer (1859–1934). In: ebenda, S. 58–60. – Ders. Im Banne des Ofens. Der Ofensetzer Eduard Schaerer und das Hafnerhandwerk in der Stadt Basel. Basel 1999.

Zum Abschluss

1 Alois Riegl. Der moderne Denkmalskultus, sein Wesen und seine Entstehung. In: Georg Dehio, Alois Riegl. Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900. Mit einem Kommentar von Marion Wohlleben und einem Nachwort von Georg Mörsch (Bauwelt Fundamente 80). Braunschweig/Wiesbaden 1988, S. 43–87 [zuerst 1903].

2 Gabi Dolff-Bonekämper. Gegenwartswerte. Für eine Erneuerung von Alois Riegls Denkmalwerttheorie. In: dies. Der Streitwert der Denkmale. Berlin 2021 [zuerst 2010], S. 12–27, hier S. 19f.

3 Mitscherlich 2016 [zuerst 1965], S. 35. – Und: «Eine Bürgerstraße wie die St. Alban Vorstadt in Basel hat Gestalt gewonnen durch ein Verständigungssystem, in dem wechselseitige Kontrolle, verbindliche Wertnormen Ausmaß und Zuschnitt festlegten. […] Wo dieser Gruppenhalt unterminiert wird, verliert erstaunlicherweise das Selbstverständnis und Ausdrucksvermögen von Bauherr und Architekt an Prägnanz» (S. 46).

4 Salin 1960, S. 24 und 33.

5 Uta Feldges. Verliert Basel seine Identität? Ein umstrittenes Bauprojekt am Marktplatz. In: NZZ, 18.8.1973, S. 13.

6 Burckhardt 2013.

7 Romana Martić, Fotos von Klaus Spechtenhauser. Über Atmosphäre. Am Hafenbecken I. In: JbKDBS 2018, S. 22–31.

Abkürzungs- und Literaturverzeichnis

1000 Jahre Basler Geschichte 2020
ABBS (Hg.). 1000 Jahre Basler Geschichte. Archäologie unter dem Musiksaal des Stadtcasino Basel. Basel 2020.

ABBS
Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt.

Abegg/Barraud Wiener/Grunder KdS ZH 2007
Regine Abegg, Christine Barraud Wiener, Karl Grunder. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Neue Ausgabe III.1. Die Stadt Zürich III.1, Altstadt rechts der Limmat, Sakralbauten (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 110). Bern 2007.

Ackermann/Wollmann 2009 (1)
Felix Ackermann, Therese Wollmann. Klöster in Basel. Spaziergänge durch fünf Jahrhunderte. Basel 2009.

Ackermann/Wollmann 2009 (2)
Felix Ackermann, Therese Wollmann. Die Basler Kirche St. Clara. Pfarrkirche der Römisch-Katholischen Kirche Basel, ehemalige Klosterkirche der Clarissen. Basel 2009.

Albrecht 2002
Stephan Albrecht. Die Laube – ein Bautyp als Zeichen der Obrigkeit. In: Centre Region Periphery 2002, Bd. 2, S. 25–31.

Albrecht 2004
Stephan Albrecht. Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland. Architektur und Funktion. Darmstadt 2004.

Albrecht 2010
Stephan Albrecht (Hg.). Stadtgestalt und Öffentlichkeit. Die Entstehung politischer Räume in der Stadt der Vormoderne. Köln/Weimar/Wien 2010.

Alder/Matt 2010
Cornelia Alder, Christoph Philipp Matt. Der mittelalterliche Friedhof der ersten jüdischen Gemeinde in Basel (Materialhefte zur Archäologie in Basel 21). Basel 2010.

Alexander 2015
Christopher Alexander. A City is Not a Tree: 50th Anniversary Edition. Michael W. Mehaffy (Hg.). Portland 2015.

Alioth/Barth/Huber 1981
Martin Alioth, Ulrich Barth, Dorothee Huber. Basler Stadtgeschichte 2. Vom Brückenschlag 1225 bis zur Gegenwart. Basel 1981.

Althoff 1993
Gerd Althoff. Demonstration und Inszenierung. Spielregeln der Kommunikation in mittelalterlicher Öffentlichkeit. In: Frühmittelalterliche Studien 27, 1993, S. 27–50.

Altstadt heute und morgen 1945
[Hermann Aeppli]. Altstadt heute und morgen. Ausstellung der projektierten Maßnahmen für die Sanierung der Altstadt von Basel. Basel 1945.

Antoniuskirche 1991
Römisch-Katholische Kirche Basel-Stadt (Hg.). Die Antoniuskirche in Basel. Ein Hauptwerk von Karl Moser. Basel/Boston/Berlin 1991.

Arnaud 2018
Colin Arnaud. Topographien des Alltags. Bologna und Strassburg um 1400 (Europa im Mittelalter 28). Berlin/Boston 2018.

Arnold 2016
Astrid Arnold. Leinwandtapeten im 18. Jahrhundert. Forschungsstand – Probleme – Ausblick. In: Wieder salonfähig 2016, S. 56–67.

Arnold JbHMB 2005
Astrid Arnold. Vergessene Schätze der Raumkunst. Historische Tapeten aus den Beständen des Historischen Museums Basel. In: JbHMB 2005, S. 7–32.

ASA
Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde.

Assmann 2009
Aleida Assmann. Geschichte findet Stadt. In: Moritz Csáky, Christoph Leitgeb (Hg.). Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaft nach dem «Spatial Turn». Bielefeld 2009, S. 13–27.

d'Aujourd'hui 1990
Rolf d'Aujourd'hui. Die Entwicklung Basels vom keltischen Oppidum zur hochmittelalterlichen Stadt. Ueberblick Forschungsstand 1989. Basel, 2., überarb. Aufl. 1990.

d'Aujourd'hui 1996
Rolf d'Aujourd'hui, mit einem Beitrag von Guido Helmig. Kanton Basel-Stadt. In: Stadt- und Landmauern 2, S. 41–60.

d'Aujourd'hui/Schön 1988
Rolf d'Aujourd'hui, Udo Schön. Ausgrabungen auf dem Andreasplatz. Archäologische Aufschlüsse zur Kirche St. Andreas. In: JbAB 1987 in BZ 1988, S. 212–249.

d'Aviler 1691 [1720, 1730, 1738, 1750, 1760]
A. C. Daviler [sic!]. Cours d'architecture qui comprend les ordres de Vignole [...] & tout ce qui regarde d'art des bâtir; avec une ample explication par ordre Alphabetique de tous les Termes. Paris 1691. [weitere Auflagen 1720, 1730, 1738. Neue und erweiterte Edition durch Pierre-Jean Mariette 1750, 1760].

Bachmann 1969
Emil Bachmann. Die Basler Stadtvermessung. Basel 1969.

Backes 2020
Martina Backes. Schauspiel in der Stadt. Der «Weltspiegel» des Valentin Boltz. In: Johanna Thali, Nigel F. Palmer (Hg.). Raum und Medium. Literatur und Kultur in Basel in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Kulturtopographie des alemannischen Raums 9). Basel 2020, S. 459–474.

Baer KdS BS 1932
Casimir Hermann Baer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt I. Vorgeschichte, römische und fränkische Zeit; Geschichte und Stadtbild; Befestigungen, Areal und Rheinbrücke; Rathaus und Staatsarchiv (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 3). Basel 1932.

Baer KdS BS 1941
Casimir Hermann Baer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt III. Die Kirchen, Klöster und Kapellen. Erster Teil: St. Alban bis Kartause (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 12). Basel 1941.

Baeriswyl 2008
Armand Baeriswyl. Sodbrunnen – Stadtbach – Gewerbekanal. Wasserversorgung und -entsorgung in der Stadt des Mittelalters und der frühen Neuzeit am Beispiel von Bern. In: Rippmann/Schmid/Simon-Muscheid 2008, S. 55–68.

Baeriswyl 2010
Armand Baeriswyl. Klöster am Stadtrand? Einige Überlegungen zur Lage von Bettelordensklöstern in der mittelalterlichen Stadt. In: Anne-Marie Hecker, Susanne Röhl (Hg.). Monastisches Leben im urbanen Kontext (Mittelalterstudien 24). München/Paderborn 2010, S. 25–39.

Bahrdt 1961
Hans Paul Bahrdt. Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau (Rowohlts Deutsche Enzyklopädie 127). Reinbek bei Hamburg 1961.

Barraud Wiener/Jezler KdS ZH 1999
Christine Barraud Wiener, Peter Jezler. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Neue Ausgabe I. Die Stadt Zürich I. Stadt vor der Mauer, mittelalterliche Befestigung und Limmatraum (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 94). Basel 1999.

Basel im 14. Jh. 1856
Basel im vierzehnten Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356. Basel 1856.

Baumeister 1876
Reinhard Baumeister. Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung. Berlin 1876.

Baur/Nagel 2009
Esther Baur, Anne Nagel. St. Alban-Tal in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 851–852). Bern 2009.

BChr
Basler Chroniken. Hg. von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel.

Beck 2018
Marina Beck. Basel. In: Andreas Tacke et al. (Hg.). Statuta pictorum. Kommentierte Edition der Maler(zunft)ordnungen im deutschsprachigen Raum des Alten Reiches, Bd. 1. Petersberg 2018, S. 220–257.

Becker 1994
Maria Becker. Architektur und Malerei. Studien zur Fassadenmalerei des 16. Jahrhunderts in Basel (172. Njbl. der GGG). Basel 1994.

Becksmann 1967
Rüdiger Becksmann. Die architektonische Rahmung des hochgotischen Bildfensters. Un-

tersuchungen zur oberrheinischen Glasmalerei von 1250 bis 1350 (Forschungen zur Geschichte der Kunst am Oberrhein 9/10). Berlin 1967.

Bedal 2002
Konrad Bedal. Bohlenstuben in Süddeutschland. Bemerkungen zum Forschungsstand. In: G. Ulrich Grossmann et al. (Hg.). Hausbau im Alpenraum, Bohlenstuben und Innenräume (Jb. für Hausforschung 51). Marburg 2002, S. 11–27.

Behling 1967
Lottlisa Behling. Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei. Köln/Graz, 2., durchges. Aufl. 1967.

Behringer/Roeck 1999
Wolfgang Behringer, Bernd Roeck (Hg.). Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800. München 1999.

Berger 1963
Ludwig Berger. Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel. Ein Beitrag zur Frühgeschichte Basels. Basel 1963.

Berkemeier-Favre 2004
Marie-Claire Berkemeier-Favre. Die Votivtafel der Herzogin Isabella von Burgund (Basler Kostbarkeiten 25). Basel 2004.

Bernasconi/Löbbecke 2019
Marco Bernasconi, Frank Löbbecke. Das Basler Erdbeben von 1356 – Zerstörung und Wiederaufbau. Archäologische und bauhistorische Spuren. In: Schneller/Lassau 2019, S. 1–24.

Bernasconi/Savary/Schmidig JbAB 2022
Marco Bernasconi, Johann Savary, Roman Schmidig. Mit Beiträgen und einem Katalog von Sarah Wicki. Die Freie Strasse – Ein Weg durch 2000 Jahre Basler Geschichte. In: JbAB 2022, S. 115–151.

Bernoulli 1917
Hans Bernoulli. Die Tätigkeit der «Basler Baugesellschaft» im Rahmen des Basler Wohnungsbaues. In: SBZ 69, 1917, H. 18, S. 197–201.

Bernoulli 1933
Hans Bernoulli. Ein neuer Plan für die Altstadt von Basel. In: Das Werk 20, 1933, H. 11, S. 350–352.

Bernoulli 1942
Hans Bernoulli. Die organische Erneuerung unserer Städte. Basel 1942.

Bernoulli 2019
Hans Bernoulli. Die neue Stadt. In: Sylvia Claus/Lukas Zurfluh 2019, S. 37f. [zuerst in: Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 5, 1911, S. 109–112].

Billo 2020
Sven Billo. Zwischen Birsig und Petersberg. Die Ausgrabungen 2018 im Spiegelhof Basel. In: Die konstruierte Landschaft 2020, S. 79–88.

Billo/Savary/Bernasconi JbAB 2019
Sven Billo, Johann Savary, Marco Bernasconi. Die Entwicklung der unteren Talstadt vom Randgebiet zum urbanen Zentrum Basels. In: JbAB 2019, S. 79–122.

Billo et al. JbAB 2017
Sven Billo, Simon Graber, Guido Lassau, Andreas Niederhäuser. Der Petersberg – Ein Viertel im Wandel der Zeit. Die Ausgrabung im kantonalen Verwaltungsgebäude Spiegelhof (UMIS). In: JbAB 2017, S. 79–115.

Birkner (MS)
Othmar Birkner. Zeitalter der Epidemien 1850–1870 (MS o. J., o. P.).

Birkner 1981
Othmar Birkner. Bauen und Wohnen in Basel (1850–1900) (159. Njbl. der GGG). Basel 1981.

BJb
Basler Jahrbuch.

Boerlin 1976
Paul H. Boerlin. Leonhard Thurneysser als Auftraggeber. Kunst im Dienste der Selbstdarstellung zwischen Humanismus und Barock. Basel/Stuttgart 1976.

Boerlin-Brodbeck 1995
Yvonne Boerlin-Brodbeck. Erneuern und Beharren. Die Bildkünste in Basel im späten 18. Jahrhundert. In: Das Haus zum Kirschgarten 1995, S. 219–247.

Boerlin-Brodbeck 2006
Yvonne Boerlin-Brodbeck. Zur Rezeption der Chinoiserie in der deutschsprachigen Schweiz des Ancien Régime. In: BZ 106, 2006, S. 155–198.

Bonjour 1951
Edgar Bonjour. Basel im Schweizerbund. In: ders., Albert Bruckner. Basel und die Eidgenossen. Geschichte ihrer Beziehungen zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Schweizerbund, 1501. Basel 1951, S. 147–379.

Bonjour 1960
Edgar Bonjour. Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960. Basel 1960.

Brandenberger/Zophoniasson/Zünd 2002
Rebekka Brandenberger, Ulrike Zophoniasson, Marco Zünd. Die Baumgartnerhäuser Basel 1926–1938. Basel, 2., korr. Aufl. 2002.

Braun-Ronsdorf 1970
Margarete Braun-Ronsdorf. Textile Wandbespannungen. In: Heinrich Olligs. Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart. Bd. 1: Tapeten-Geschichte. Braunschweig 1970, S. 9–44.

Braunfels 1987
Wolfgang Braunfels. Abendländische Stadtbaukunst. Herrschaftsform und Baugestalt. Köln, 4. Aufl. 1987.

Braunfels 2012
Wolfgang Braunfels. Mittelalterliche Stadtbaukunst in der Toskana. Berlin, 7. Aufl. 2012.

Brinckmann 1908
Albert Erich Brinckmann. Platz und Monument. Untersuchungen zur Geschichte und Ästhetik der Stadtbaukunst in neuerer Zeit. Berlin 1908.

Briseux 1728
Charles Étienne Briseux. Architecture moderne ou l'art de bien bâtir pour toutes sortes de personnes, tant pour les maisons des particuliers que pour les palais. Paris 1728.

Bruckner 1748–1763
Daniel Bruckner. Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. Basel [23 Stücke in 27 Lieferungen] 1748–1763.

Bruckner et al. 1972
Albert Bruckner, Werner Kundert, Manfred Welti, Peter L. Zaeslin. Die Bischöfe von Basel. In: Helvetia Sacra. Kuratorium der Helvetia Sacra (Hg.). Abteilung I, Bd. 1, 1972, S. 159–222.

Brunner 2000
Mirjam Brunner. Basler Industriebauten. Ausgewählte Beispiele 1890–1940. In: JbFBD 1996–1999. Basel 2000, S. 27–75.

Brüstlein et al. 1890
John E. Brüstlein, Eduard Riggenbach, Pümpin & Herzog. Basler Strassenbahnen. Nach dem allgemeinen und technischen Bericht zum Concessionsbegehren vom 20. Januar 1890. Basel 1890.

BStb
Basler Stadtbuch.

BUB 1–10
Urkundenbuch der Stadt Basel. Bearb. von Rudolf Wackernagel, Rudolf Thommen, hg. von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Bde. 1–10. Basel 1893–1908.

Bücher 1891
Karl Bücher. Die Wohnungs-Enquête in der Stadt Basel vom 1.–19. Februar 1889. Basel 1891.

Bucher/Lutz 2005
Richard Bucher, Thomas Lutz. Basler Dachziegel. In: Dächer der Stadt Basel 2005, S. 383–460.

Büchi 2021
Tobias Büchi. Die Festung Basel, Daniel Specklin und der Dreissigjährige Krieg. Gutachten, Ausführung und Rahmenbedingungen. Basel 2021.

Buck/Kraume 2013
Thomas Martin Buck, Herbert Kraume. Das Konstanzer Konzil (1414–1418). Kirchenpolitik Weltgeschehen Alltagsleben. Ostfildern 2013.

Burckhardt 1839
L. August Burckhardt. Geschichte der dramatischen Kunst zu Basel. In: Beiträge zur vaterländischen Geschichte 1, 1839, S. 169–211.

Burckhardt 1939
Max Burckhardt. Zur Geschichte des St. Jakobsdenkmals und des St. Jakobsfestes. In: BJb 1939, S. 94–126.

Burckhardt 1957
Paul Burckhardt. Geschichte der Stadt Basel von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart. Basel, 2. Aufl. 1957.

Burckhardt 2013
Lucius Burckhardt. Der kleinstmögliche Eingriff oder die Rückführung der Planung auf das Planbare. Markus Ritter, Martin Schmitz (Hg.). Berlin 2013.

Burckhardt-Finsler 1901, 1903
Albert Burckhardt-Finsler. Basels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. Teil I:

1800–1850. In: BJb 1901, S. 259–279; Teil II: 1850–1860. In: BJb 1903, S. 207–258.

Burckhardt-Werthemann 1914
Daniel Burckhardt-Werthemann. Wie der Barockstil in Basel seinen Einzug gehalten hat. In: Basler Kunstverein. Berichterstattung über das Jahr 1913. Basel 1914, S. 3–44.

Burger 1970
Arthur Burger. Brunnengeschichte der Stadt Basel. Basel 1970.

Bürgerhaus BS 1–3
Das Bürgerhaus in der Schweiz. Bd. XVII: Kanton Basel-Stadt, 1. Teil. Zürich/Leipzig/Berlin 1926; Bd. XXII: Kanton Basel-Stadt, 2. Teil. Zürich/Leipzig 1930; Bd. XXIII: Kanton Basel-Stadt, 3. Teil. Zürich/Leipzig 1931.

Burghartz/Herren 2021
Susanna Burghartz, Madeleine Herren. Seide, Sand, Papier. Ein Basler Sommerpalais und seine globalen Bezüge. Basel 2021.

Burkhardt 2018
Bianca Burkhardt. Der Farbe auf der Spur. Erkenntnisse zu Farbigkeit und Materialität am Basler Münster. In: BZ 118, 2018, S. 171–202.

BZ
Basler Zs. für Geschichte und Altertumskunde.

Centre Region Periphery 2002
Centre Region Periphery. Medieval Europe Basel 2002 (3rd International Conference of Medieval and Later Archaeology), 4 Bde. Hertingen 2002.

Choay 1997
Françoise Choay. Das architektonische Erbe, eine Allegorie. Geschichte und Theorie der Baudenkmale (Bauwelt Fundamente 109). Braunschweig/Wiesbaden 1997.

Christ 1964
Dorothea Christ. Die St. Elisabethkirche in Basel. Aus Anlass des 100-jährigen Bestehens des Gotteshauses. Chr. Merian'sche Stiftung (Hg.). Basel 1964.

Claus/Zurfluh 2018, 2019
Sylvia Claus, Lukas Zurfluh (Hg.). Städtebau als politische Kultur. Der Architekt und Theoretiker Hans Bernoulli. Zürich 2018. – Textanthologie. Zürich 2019.

Conzen 2004
Michael Robert Gunter Conzen. Urban Morphology. A Geographical Approach. In: Michael P. Conzen (Hg.). M. R. G. Conzen. Thinking About Urban Form. Papers on Urban Morphology 1932–1998. Bern u. a. 2004.

Corboz 2001
André Corboz. Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen (Bauwelt Fundamente 123). Basel/Boston/Berlin 2001 [zuerst 1983].

Crettaz-Stürzel 2005
Elisabeth Crettaz-Stürzel. Heimatstil. Reformarchitektur in der Schweiz 1896–1914. Frauenfeld/Stuttgart/Wien 2005.

CVMA
Corpus Vitrearum Medii Aevi.

Dächer der Stadt Basel 2005
Basler Denkmalpflege (Hg.). Dächer der Stadt Basel. Basel 2005.

Derschka 2002
Harald Rainer Derschka. Der Schwabenspiegel, übertragen in heutiges Deutsch mit Illustrationen aus alten Handschriften. München 2002.

DGAMN
Deutsche Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit.

Die grosse Kunstkammer 2011
HMB (Hg.). Die grosse Kunstkammer. Bürgerliche Sammler und Sammlungen in Basel. Basel 2011.

Die konstruierte Landschaft 2020
Die konstruierte Landschaft. Befunde und Funde zu anthropogenen Geländeveränderungen in Mittelalter und früher Neuzeit (Mitteilungen der DGAMN 33). Paderborn 2020.

Dillon 1802–1805
Arthur Dillon. Utilité, possibilité, facilité de construire des trottoirs dans les rues de Paris. Paris 1802–1805.

DRW
Deutsches Rechtswörterbuch, https://drw.hadw-bw.de/drw/info.

Dürst 1997
Arthur Dürst. Die Planvedute der Stadt Zürich von Jos Murer, 1576. In: Cartographia Helvetica. Fachzeitschrift für Kartengeschichte, 1997, H. 15, S. 23–37.

Egger 1990
Franz Egger. Basler Totentanz. Basel 1990.

Egger 2005
Franz Egger. Zünfte und Gesellschaften in Basel (Schriften des HMB 15). Basel 2005.

Egger 2012
Franz Egger. Die Basler: Gestrenge, aber gerechte Richter. Teil I: Von den Anfängen bis 1798. In: Schuldig – Verbrechen, Strafen, Menschen. Begleitpublikation zur Ausstellung im HMB, 20. Sept. 2012 bis 7. April 2013. Basel 2012, S. 13–49.

Egger 2015
Franz Egger. Der grosse Stadtplan von Matthäus Merian – eine Utopie. In: HMB Magazin 4. Basel 2015, S. 12–24.

Eickhölter/Hammel-Kiesow 1993
Manfred Eickhölter, Rolf Hammel-Kiesow (Hg.). Ausstattungen Lübecker Wohnhäuser. Raumnutzungen, Malereien und Bücher im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (Häuser und Höfe in Lübeck 4). Neumünster 1993.

Eisinger 2004
Angelus Eisinger. Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970. Zürich 2004.

Ereignis – Mythos – Deutung 1994
Werner Geiser (Hg.). Ereignis – Mythos – Deutung. 1444–1994 St. Jakob an der Birs. Basel 1994.

Falser/Lipp 2015
Michael Falser, Wilfried Lipp (Hg.). Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Zum 40. Jubiläum des Europäischen Denkmalschutzjahres (1975–2015) (Icomos Monumenta III). Berlin 2015.

Falter 1984
Felix Falter. Die Grünflächen der Stadt Basel. Humangeographische Studien zur Dynamik urbaner Grünräume im 19. und 20. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung der Kleingärten (Basler Beiträge zur Geographie 28). Basel 1984.

Fechter 1856
Daniel Albert Fechter. Topographie mit Berücksichtigung der Cultur- und Sittengeschichte. In: Basel im 14. Jh. 1856, S. 1–146.

Fehl/Rodríguez-Lores 1995
Gerhard Fehl, Juan Rodríguez-Lores (Hg.). Stadt-Umbau. Die planmäßige Erneuerung europäischer Großstädte zwischen Wiener Kongreß und Weimarer Republik (Stadt Planung Geschichte 17). Basel/Berlin/Boston 1995.

Feldges 2005
Uta Feldges. «Die schöne Stadt Basel war unser Ziel». Zur Geschichte des Basler Heimatschutzes 1905–2005. Basel 2005.

Feldges/Wyss/Oberholzer 2001
Uta Feldges, Alfred Wyss, Erwin Oberholzer. Zur Restaurierung einer Chinesischen Tapete im Haus «Sandgrube» in Basel. In: Zs. für Kunsttechnologie und Konservierung 15, 2001, H. 1, S. 34–46.

Fisch 1995
Stefan Fisch. Der «große Durchbruch» durch die Straßburger Altstadt. Ein frühes Beispiel umfassender Stadterneuerung (1907–1957). In: Fehl/Rodríguez-Lores 1995, S. 56–73.

Fischer 1996
Albert Fischer. Daniel Specklin aus Straßburg (1536–1589). Festungsbaumeister, Ingenieur und Kartograph. Sigmaringen 1996.

Fischer 2007
Andreas Fischer. Mauern Schanzen Tore. Basels Befestigungen im Wandel der Zeit. Basel 2007.

Fischli 2012
Melchior Fischli. Geplante Altstadt. Zürich, 1920–1960 (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 79; 176. Neujahrsblatt). Zürich 2012.

Flatscher 2020
Elias Flatscher. Das Areal zwischen Rhein und Birsig. In: 1000 Jahre Basler Geschichte 2020, S. 194–207.

Flatscher/Bernasconi 2020
Elias Flatscher, Marco Bernasconi. Das Barfüsserkloster und die Barfüsserkirche. In: 1000 Jahre Basler Geschichte 2020, S. 138–173.

Flatscher/Graber 2020
Elias Flatscher, Simon Graber. Stadtmauern und eine hochmittelalterliche Siedlung. In: 1000 Jahre Basler Geschichte 2020, S. 176–191.

Fouquet 1999
Gerhard Fouquet. Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben des Spätmittelalters (Städteforschung A 48). Köln 1999.
Fouquet/Zeilinger 2011
Gerhard Fouquet, Gabriel Zeilinger. Katastrophen im Spätmittelalter. Darmstadt/Mainz 2011.
Frauchiger/Starck 2022
Thomas Frauchiger, Niklaus Starck. «d'Stänzler» und die Basler Miliz. Ein Rückblick auf die Basler Militärgeschichte. Breitenbach 2022.
Freitag JbAB 2023
Annina Freitag. Ofenkacheln des 10. Jahrhunderts vom Petersberg. Ihre Bedeutung für die Handwerkersiedlung am Birsig und die Geschichte des Kachelofens in der Region. In: JbAB 2023, S. 127–151.
Führ 2018
Eduard Führ. Schwarz-Weiß-Denken. Die Nuova Pianta di Roma (1748) von Giovanni Battista Nolli und das postmoderne Verständnis von Öffentlichkeit und Privatheit. In: Wolkenkuckucksheim 23, 2018, H. 38, S. 117–146.
Fürstenberger/Ritter 1971
Markus Fürstenberger, Ernst Ritter. 500 Jahre Basler Messe. Basel 1971.

Gampp 2012
Axel Christoph Gampp. Der Markgräflerhof in Basel. Das erste Barockpalais der Schweiz. In: Insitu. Zs. für Architekturgeschichte 2012, H. 1, S. 77–92.
Gantner 1925
Joseph Gantner. Die Schweizer Stadt. München 1925.
Ganz 1961
Paul Leonhard Ganz. Die Sandgrube. Von einem Basler Landsitz zum kantonalen Lehrerseminar. Basel 1961.
Ganz 1966
Paul Leonhard Ganz. Die Basler Glasmaler der Spätrenaissance und der Barockzeit. Basel 1966.
Gasser/Simon-Muscheid/Fretz 2011
Stephan Gasser, Katharina Simon-Muscheid, Alain Fretz. Die Freiburger Skulptur des 16. Jahrhunderts. Herstellung, Funktion und Auftraggeberschaft, 2 Bde. Petersberg 2011.
Geering 1886
Traugott Geering. Handel und Industrie der Stadt Basel. Zunftwesen und Wirtschaftsgeschichte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Basel 1886.
Germann 1980
Georg Germann. Einführung in die Geschichte der Architekturtheorie. Darmstadt 1980.
Giesicke 1991
Barbara Giesicke. Glasmalereien des 16. und 17. Jahrhunderts im Schützenhaus zu Basel. Basel 1991.
Giesicke 1994
Barbara Giesicke. Glasmalereien des 16. und 20. Jahrhunderts im Basler Rathaus. Basel 1994.
Gilomen 1984
Hans-Jörg Gilomen. Der Rentenkauf im Mittelalter (1984 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel angenommene Habilitationsschrift). MS 1984, online unter: www.hist.uzh.ch/dam/jcr:ffffffff-e319-f1e9-ffff-ffff92c8b4ad/Rentenkauf.pdf.
Gilomen 1995
Hans-Jörg Gilomen. Stadtmauern und Bettelorden. In: Stadt- und Landmauern 1, S. 45–62.
Gilomen/Fritzsche 2013
Hans-Jörg Gilomen, Bruno Fritzsche. Sozialtopografie. In: HLS, Version vom 8.1.2013, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007945/2013-01-08.
Göderitz/Rainer/Hoffmann 1957
Johannes Göderitz, Roland Rainer, Hubert Hoffmann. Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen 1957.
Goer et al. 2018
Michael Goer, Thomas Eissing, Herbert May, Heinrich Stiewe, Anja Schmid-Engbrodt (Hg.). Fassaden – Historische Gestaltung von Bauten und des öffentlichen Raumes (Jb. für Hausforschung 65). Petersberg 2018.
Golder 1986
Eduard Golder. Basel – ein hartes Pflaster? In: BStb 1986, S. 198.
Golder 1995
Eduard Golder. Der Birsig und seine Nebengewässer. Basel 1995.
Gönnenwein 1948
Otto Gönnenwein. Die Anfänge des kommunalen Baurechts. In: Kunst und Recht. Festgabe für Hans Fehr (Arbeiten zur Rechtssoziologie und Rechtsgeschichte 1. Franz Beyerle, Karl S. Bader [Hg.]). Karlsruhe 1948, S. 71–134.
Gramaccini 2012
Norberto Gramaccini. Das Bildgedächtnis der Schweiz. Die helvetischen Altertümer (1773–1783) von Johannes Müller und David von Moos. Basel 2012.
Gramatzki 1993
Rolf Gramatzki. Dornse, Diele und Paradiesgärtlein. Malereien in bürgerlichen Wohnhäusern Lübecks des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: Eickhölter/Hammel-Kiesow 1993, S. 153–268.
Grewe 1991
Klaus Grewe. Wasserversorgung und -entsorgung im Mittelalter. Ein technikgeschichtlicher Überblick. In: Frontinus-Gesellschaft (Hg.). Die Wasserversorgung im Mittelalter (Geschichte der Wasserversorgung 4). Mainz 1991.
von Greyerz 2000
Kaspar von Greyerz. Reformation, Humanismus und offene Konfessionspolitik. In: Kreis/von Wartburg 2000, S. 80–109.
Grimms dt. Wörterbuch
Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, www.woerterbuchnetz.de/DWB.
Gruber 1952
Karl Gruber. Die Gestalt der deutschen Stadt, ihr Wandel aus der geistigen Ordnung der Zeiten. München 1952.
Gschwind 1977
Franz Gschwind. Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsstruktur der Landschaft Basel im 18. Jahrhundert. Ein historisch-demographischer Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der langfristigen Bevölkerungsentwicklung von Stadt (seit 1100) und Landschaft (seit 1500) Basel (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland 15). Liestal 1977.
GSK
Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern.
Gutherz 1928
Max Gutherz. Geschichtlicher Ueberblick der Abfallbeseitigung der Stadt Basel. Frauenfeld 1928.
GVA
Grundbuch- und Vermessungsamt.

Habicht/Matt 2008
Peter Habicht, Christoph Philipp Matt. St. Leonhard. Ein Rundgang durch Kirche und Geschichte. Basel 2008.
Habicht/Matt 2015
Peter Habicht, Christoph Philipp Matt. Das Spalentor und die Vorstadt. Die Geschichte eines Basler Wahrzeichens. Basel 2015.
HAG
Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel.
Hagendorn 2008
Andrea Hagendorn. Eine Strasse erzählt Geschichte. In: Unter uns 2008, S. 209–211.
Hähnel 1975
Joachim Hähnel. Stube. Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung (Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 21). Münster 1975.
Hammel-Kiesow 1998
Rolf Hammel-Kiesow. Neue Aspekte zur Geschichte Lübecks: von der Jahrtausendwende bis zum Ende der Hansezeit. Die Lübecker Stadtgeschichtsforschung der letzten zehn Jahre (1988–1997). Teil 1: bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. In: Zs. des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 78, 1998, S. 47–114.
Harms 1–3
Bernhard Harms. Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter (Quellen und Studien zur Basler Finanzgeschichte), I. Abt.: Die Jahresrechnungen 1360–1535. Bd. 1: Die Einnahmen 1360–1490. Tübingen 1909; Bd. 2: Die Ausgaben 1360–1490. Tübingen 1910; Bd. 3: Die Ausgaben 1490–1535. Tübingen 1913.

Hartmann 1951
Alfred Hartmann. Basel in einigen alten Stadtbildern und in den beiden berühmten Beschreibungen des Aeneas Sylvius Piccolomini. Hg. zur Erinnerung an die Beschwörung des Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen. Mit einer Einführung von Edgar Bonjour. Basel 1951.
Hartmann 1981
Kristiana Hartmann. Hans Bernoulli und die Gartenstadt. In: Architheses 11, 1981, H. 6, S. 21–27.
HBLS
Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz.
Hegi 1928
Rudolf Hegi. Die Entwicklung der Wasserversorgung von Basel vom XIII. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Basel 1928.
Heiligensetzer et al. 2005
Lorenz Heiligensetzer, Isabel Trueb, Martin Möhle, Ueli Dill (Hg.). «Treffenliche schöne Biecher». Hans Ungnads Büchergeschenk und die Universitätsbibliothek Basel im 16. Jahrhundert (mit einem Ausblick auf spätere Geschenke). Basel 2005.
Helmig/Matt JbAB 1989
Guido Helmig, Christoph Philipp Matt. Inventar der Basler Stadtbefestigungen – Planvorlage und Katalog. 1. Die landseitige Äussere Grossbasler Stadtmauer. In: JbAB 1989, S. 69–153.
Helmrath/Lauener 2016
Johannes Helmrath, Michael Lauener. Konzil von Basel. In: HLS, Version vom 26.1.2016, https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017162/2016-01-26.
Herrliberger 1754–1773
David Herrliberger. Neue und vollständige Topographie der Eydgnoßschaft. Zürich [3 Bde. in 38 Teillieferungen] 1754–1773.
Hersberger-Girardin/Hersberger-Lienhard 1968
Adolf E. Hersberger-Girardin, Pierre Ad. Hersberger-Lienhard. E. E. Zunft zu Gartnern, Basel. Festschrift zum 700-jährigen Jubiläum im Auftrag des Herrn Meisters und der Herren Vorgesetzten. Basel 1968.
Hess 2004
Stefan Hess. Klassische Schönheit und vaterländisches Heldentum. Der Basler Bildhauer Ferdinand Schlöth (1818–1891). Basel 2004.
Hess/Loescher 2012
Stefan Hess, Wolfgang Loescher. Möbel in Basel. Kunst und Handwerk der Schreiner bis 1798 (Schriften des Historischen Museums Basel 18). Basel 2012.
von Heusinger 2010
Sabine von Heusinger. Von «Antwerk» bis «Zunft». Methodische Überlegungen zu den Zünften im Mittelalter. In: ZHF 37, 2010, H. 1, S. 37–71.
Heusler 1860
Andreas Heusler. Verfassungsgeschichte der Stadt Basel im Mittelalter. Basel 1860.
Heydrich 1990
Christian Heydrich. Die Wandmalereien Hans Bocks d. Ä. von 1608–1611 am Basler Rathaus. Zu ihrer Geschichte, Bedeutung und Maltechnik. Bern/Stuttgart 1990.
Heyer KdS BL 1969
Hans-Rudolf Heyer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Landschaft I. Der Bezirk Arlesheim (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 57). Basel 1969.
Heyne 1899
Moriz Heyne. Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer, von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Bd. 1: Wohnung. Leipzig 1899.
HGB
Historisches Grundbuch (im StABS).
Hieronimus 1938
Konrad W. Hieronimus. Das Hochstift Basel im ausgehenden Mittelalter (Quellen und Forschungen). Basel 1938.
Hieronymus 1984
Frank Hieronymus. Basler Buchillustration 1500–1545. Ausstellungskatalog Universitätsbibliothek Basel, 31. März bis 30. Juni 1984 (Oberrheinische Buchillustration 2) (Publikationen der UB Basel 5). Basel 1984.
Hieronymus 1985
Frank Hieronymus. Sebastian Münster, Conrad Schnitt und ihre Basel-Karte von 1538. In: Speculum Orbis. Zs. für Alte Kartographie und Vedutenkunde 1, 1985, H. 2, S. 3–38.
Higy 2017
Walter Higy. Basler Hafnerwerkstätten im 18. Jahrhundert. In: Mitteilungsblatt Keramik-Freunde der Schweiz 131, 2017, S. 69–104.
Hirschfeld 1785
Christian Cay Lorenz Hirschfeld. Neue Briefe über die Schweiz. Kiel 1785.
Hirschmann 1998
Frank G. Hirschmann. Stadtplanung, Bauprojekte und Grossbaustellen im 10. und 11. Jahrhundert. Vergleichende Studien zu den Kathedralstädten westlich des Rheins (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 43). Stuttgart 1998.
HLS
Historisches Lexikon der Schweiz.
HMB
Historisches Museum Basel.
Hnilica 2012
Sonja Hnilica. Metaphern für die Stadt. Zur Bedeutung von Denkmodellen in der Architekturtheorie. Bielefeld 2012.
Hoskins 1994
Lesley Hoskins (Hg.). Die Kunst der Tapete. Geschichte, Formen, Techniken. Stuttgart 1994.
Huber 1955
Karl Albert Huber. Die Basler Wasserversorgung von den Anfängen bis heute. In: BZ 54, 1955, S. 63–122.
Huber 2004
Dorothee Huber. Bahnhof Basel SBB (Schweizerische Kunstführer GSK 754). Bern 2004.
Huber 2013 (1)
Dorothee Huber. Basel. In: Roeck et al. 2013, S. 219–224.
Huber 2013 (2)
Dorothee Huber. Die Stadt im Fenster – Die Architektur der Freien Strasse im Lichte ihrer Schaufenster. In: Ruth K. Scheel. Schaufensterkultur – Inszenierte Warenwelt in Basel. Basel 2013, S. 13–29.
Huber 2014
Dorothee Huber. Architekturführer Basel. Die Baugeschichte der Stadt und ihrer Umgebung. Basel, 2., überarb. Aufl. 2014.
Huber 2018
Dorothee Huber. «Hors concours». Hans Bernoulli und die organische Erneuerung der Basler Altstadt. In: Claus/Zurfluh 2018, S. 56–75.
Huber/Huggel/AM 2001
Dorothee Huber, Doris Huggel, Architekturmuseum Basel (Hg.). Melchior Berri 1801–1854. Architekt des Klassizismus. Basel 2001.
Huggel 2004
Doris Huggel. Johann Jakob Fechter 1717–1797. Ingenieur in Basel. Lindenberg i. Allgäu 2004.

Igel et al. 2013
Karsten Igel, Michaela Jansen, Ralph Röber, Jonathan Scheschkewitz (Hg.). Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter (Materialheft zur Archäologie in Baden-Württemberg 96). Stuttgart 2013.
Im Hof 1982
Ulrich Im Hof. Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung. München 1982.
INSA Basel 1986
Othmar Birkner, Hanspeter Rebsamen. Basel (Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920). GSK (Hg.). Separatdruck aus Bd. 2 der Gesamtreihe. Basel 1986.
Iselin 1769
Isaak Iselin. Palämon oder von der Üppigkeit. In: Nikolaus Emanuel von Tscharner. Ueber die Nothwendigkeit der Prachtgeseze in einem Freystaate. Zürich 1769, S. 43–82.
Iselin 1869
Fritz Iselin. Ueber Ballhäuser, besonders die in Basel. In: Deutsche Turn-Zeitung 22./29. Okt. 1869, S. 255–259 sowie 5./12. Nov. 1869, S. 261–263 und 265f.
Isenmann 2014
Eberhard Isenmann. Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Köln/Weimar/Wien, 2., durchges. Aufl. 2014.
ISOS BS 2012
Bundesinventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz. Ortsbilder von nationaler Bedeutung. Kanton Basel-Stadt, hg. vom Eidgenössischen Departement des Innern EDI, Bundesamt für Kultur BAK, bearbeitet von Hans Jörg Rieger. Bern 2012.

Jaggi/Nagel JbKDBS 2012
Bernard Jaggi, Anne Nagel. Wo Felix Platter wohnte und wirkte. Zur Geschichte und baulichen Entwicklung des Oberen Samson, Petersgraben 20. In: JbKDBS 2012, S. 76–83.
Jäggi/Rumo/Sommerer 2021
Carola Jäggi, Andrea Rumo, Sabine Sommerer (Hg.). Platz da! Genese und Materialität des öffentlichen Platzes in der mittelalterlichen Stadt (SBKAM 49). Basel 2021.
Jb
Jahrbuch/Jahresbericht.
JbAB
Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt.
JbFBD
Jahresbericht der Freiwilligen Basler Denkmalpflege.
JbGWW
Jahresbericht des Gas- und Wasserwerks.
JbHMB
Jahresbericht des Historischen Museums Basel.
JbKDBS
Jahresbericht der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Stadt.
JbÖKS
Jahresbericht der Öffentlichen Kunstsammlung Basel.
Jegge 1994
Alexander Jegge. Die ersten 25 Jahre: 1919–1943. In: Kunst für Basel 1994, S. 19–25.

k+a
Kunst und Architektur in der Schweiz. Zs. der GSK.
Kachler 1975
Karl Gotthilf Kachler. Stadttheater Basel einst und jetzt 1807–1834–1875–1909–1975, eine Dokumentation anlässlich der Eröffnung des neuen Hauses im Oktober 1975 (Schweizer Theaterjb. 38/39). Bern 1975.
Kaltwasser/Krieg 2019
Stephan Kaltwasser, Heinz Krieg (Hg.). Archäologie und Geschichte der Stadt in der Zähringerzeit (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 61). Freiburg i. Br./München 2019.
Kat. Wettstein 1998
Wettstein – Die Schweiz und Europa. Katalog zur Ausstellung im HMB, 4. Sept. 1998 – 21. Febr. 1999. Basel 1998.
Kaufmann 1949
Rudolf Kaufmann. Die bauliche Entwicklung der Stadt Basel. Klein-Basel, Vorstädte, heutige Stadt (127. Njbl. der GGG). Basel 1949.
KDBS
Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt.
KdS [Kantonskürzel, Erscheinungsjahr]
Die Kunstdenkmäler der Schweiz.
Kettner o. J.
Andreas Kettner. Historische Pläne Kanton Basel-Stadt (MS, o. J.).
KMB
Kunstmuseum Basel.
Koelner 1927
Paul Koelner. Basler Friedhöfe. Basel 1927.
Koelner 1954
Paul Koelner. Die Basler Rheinschiffahrt vom Mittelalter zur Neuzeit. Basel, 2., erw. Aufl. 1954.
Koepplin 1984
Dieter Koepplin, und eine Ergänzung von Gisela Bucher. Ausgeführte und entworfene Hausfassadenmalereien von Holbein, Stimmer und Bock – Kunsthybris mit dem erhobenen Zeigefinger. In: Spätrenaissance am Oberrhein 1984, S. 35–82.
Köhler 1997
Bettina Köhler. «Architektur ist die Kunst, gut zu bauen». Charles Augustin D'Avilers Cours d'Architecture qui comprend les Ordres de Vignole (Studien und Texte zur Geschichte der Architekturtheorie). Berlin 1997.
König 2016
Mario König. Besichtigung einer Weltindustrie – 1859 bis 2016. In: Georg Kreis, Beat von Wartburg (Hg.). Chemie und Pharma in Basel 1. Basel 2016, S. 21–29.
Krämer 2012
Steffen Krämer. Entartung und Urbanität. Krankheits- und Verfallsmetaphorik als Grossstadtkritik im 19. und 20. Jahrhundert. In: Forum Stadt. Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung 39, 2012, H. 3, S. 225–254.
Kreis 2015
Georg Kreis. 150 Jahre im Dienst der Stadt. Zur Geschichte des Tiefbauamts Basel-Stadt (Beiträge zur Basler Geschichte). Basel 2015.
Kreis/von Wartburg 2000
Georg Kreis, Beat von Wartburg (Hg.). Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft. Basel 2000.
Kreis/von Wartburg 2016
Georg Kreis, Beat von Wartburg (Hg.). Chemie und Pharma in Basel, 2 Bde. Basel 2016.
Kugler 1986
Hartmut Kugler. Die Vorstellung der Stadt in der Literatur des deutschen Mittelalters. München/Zürich 1986.
Kunst für Basel 1994
Kunst für Basel. 75 Jahre Kunstkredit Basel-Stadt. Kunst im öffentlichen Raum. Erziehungsdepartement Basel-Stadt (Hg.). Basel 1994.
Küttner 1785, 1786
Karl Gottlob Küttner. Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. Bde. 1 und 2, Leipzig 1785; Bd. 3, Leipzig 1786.

van Laak 2017
Dirk van Laak. Vom Lebensraum zum Leitungsweg. Die Stadtstraße als soziale Arena. In: Michael Flitner, Julia Lossau, Anna-Lisa Müller (Hg.). Infrastrukturen der Stadt. Wiesbaden 2017, S. 145–162.
Labhardt 2012
Robert Labhardt. Basels Geschichte im Schulbuch. Ein Rückblick auf die Historiographie der Heimatkunden und ein Plädoyer für Regionalgeschichte. In: BZ 112, 2012, S. 43–66.
Landolt 1978
Elisabeth Landolt. Daniel Heintz, Balthasar Irmi und der Spiesshof in Basel. Neue Archivalien zu Daniel Heintz und zur Baugeschichte des Spiesshofs. In: ZAK 35, 1978, H. 1, S. 32–42.
Landolt 1991
Elisabeth Landolt. Basler Rheinansicht. In: Sammeln in der Renaissance. Das Amerbach-Kabinett. Die Objekte im Historischen Museum Basel. Basel 1991, S. 72f.
Le Corbusier 2019
Le Corbusier. Städtebau. Übersetzt und hg. von Hans Hildebrandt, mit einem Vorwort von Wolfgang Pehnt. München 2019 [frz. Erstausgabe 1925].
Leibbrand 1958
Kurt Leibbrand. Gesamtverkehrsplan Basel. Gutachten im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt, erstattet im Juni 1958 (MS).
Lescaze 1998
Bernard Lescaze. James Fazy 1794–1878 ou l'invention de la Genève moderne. In: Olivier Reverdin et al. Citoyens de Genève, citoyens suisses. Genf 1998, S. 37–51.
LexMA
Lexikon des Mittelalters. Studienausgabe Stuttgart 1999, Taschenbuchausgabe München 2003.
Lippert 1992
Hans-Georg Lippert. Das Haus in der Stadt und das Haus im Hause. Bau- und Wohnformen des 13.–16. Jahrhunderts, gezeigt an Beispielen aus Limburg an der Lahn und anderen Städten in Hessen. München 1992.
Loos 1962
Adolf Loos. Ornament und Verbrechen (1908). In: ders. Sämtliche Schriften. In zwei Bänden. Franz Glück (Hg.). Bd. 1, Wien/München 1962, S. 276–288.
Lucas 2017
Jana Lucas. Europa in Basel. Das Konzil von Basel (1431–1449) als Laboratorium der Kunst. Basel 2017.
Lüem 2003
Barbara Lüem. Heimathafen Basel. Die Schweizer Rhein- und Hochseeschifffahrt. Basel 2003.
Lutz 2002, 2005 (1)
Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali, René Wetzel (Hg.). Literatur und Wandmalerei. Bd. 1: Erscheinungsformen höfischer Kultur und ihre Träger im Mittelalter. Freiburger Colloquium 1998. Tübingen 2002; Bd. 2: Konventionalität und Konversation. Burgdorfer Colloquium 2001. Tübingen 2005.
Lutz 2005 (2)
Thomas Lutz. Das Bauholz. In: Basler Denkmalpflege (Hg.). Dächer der Stadt Basel. Basel 2005, S. 115–137.
Lutz KdS BS 2004
Thomas Lutz. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt VI. Die Altstadt von Kleinbasel.

Profanbauten (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 103). Bern 2004.

Lutz/Rigaux 2007
Eckart Conrad Lutz, Dominique Rigaux, unter Mitarbeit von Stefan Matter (Hg.). Paroles des murs. Peinture murale, Littérature et Histoire au Moyen Âge. Sprechende Wände. Wandmalerei, Literatur und Geschichte im Mittelalter (Les Cahiers du CRHIPA 10). Grenoble 2007.

Major 1911
Emil Major. Der Basler Hausrat im Zeitalter der Spätgotik. (An Hand der schriftlichen Überlieferung.). In: BJb 1911, S. 241–315.

Major 1915
Emil Major. Der Nachlass des Basler Goldschmieds Balthasar Angelrot. In: BZ 14, 1915, S. 306–334.

Major 1938
Emil Major. Die Kartenmacher, Briefmaler und Heiligenmaler zu Basel. In: ASA 40, 1938, S. 151–153.

Malfroy/Caniggia 2020
Sylvain Malfroy, Gianfranco Caniggia. Die morphologische Betrachtungsweise von Stadt und Territorium. Zürich, 2. Aufl. 2020 [zuerst 1986].

Matt 2004
Christoph Philipp Matt. Basels Befestigungen. In: Mittelalter. Zs. des Schweizerischen Burgenvereins 9, 2004, H. 2, S. 40–51.

Matt 2008
Christoph Philipp Matt. Hoch- und Spätmittelalter 1000–1500 n. Chr. In: Unter uns 2008, S. 287–311.

Matt 2015
Christoph Philipp Matt. Basels Münzstätten – eine Spurensuche. In: BZ 115, 2015, S. 51–87.

Matt 2021
Christoph Philipp Matt. Plätze und Märkte in Basel – und wie sie sich verändert haben. In: Jäggi/Rumo/Sommerer 2021, S. 19–32.

Matt JbAB 1996
Christoph Philipp Matt. Zur Parzellenstruktur der Stadt Basel vor 1300. In: JbAB 1996, S. 44–57.

Matt/Bargetzi JbAB 2006
Christoph Philipp Matt, Dagmar Bargetzi. Archäologische Untersuchungen auf dem Marktplatz. Die Grabungen Marktplatz (A) 2006/16 und 2006/37 im Kontext früherer Untersuchungen. In: JbAB 2006, Basel 2008, S. 95–110.

Matt/Jaggi 2011
Christoph Philipp Matt, Bernard Jaggi. Basel: Bauen bis zum Erdbeben – Die Stadt als Baustelle. In: SPM 7 Kolloquiumsband 2011, S. 29–57.

Matt/Rentzel JbAB 2002
Christoph Philipp Matt, Philippe Rentzel. Burkhard'sche und Innere Stadtmauer – neu betrachtet. Archäologische und petrographische Untersuchungen. In: JbAB 2002, S. 131–253.

Maurer KdS BS 1961
François Maurer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt IV. Die Kirchen, Klöster und Kapellen. Zweiter Teil: St. Katharina bis St. Niklaus (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 46). Basel 1961.

Maurer KdS BS 1966
François Maurer. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt IV. Die Kirchen, Klöster und Kapellen. Dritter Teil: St. Peter bis Ulrichskirche (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 52). Basel 1966.

Maurer KdS BS Nachträge 1971
François Maurer. Nachträge. In: Baer KdS BS 1932. Unveränderter Nachdruck (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 3). Basel 1971, S. 713–776.

Mayer 2024
Simone Mayer. Dörfer, Klöster und Herrschaftssitze: Frühmittelalterliche Siedlungen. In: Stadt.Geschichte.Basel 1. Basel 2024, S. 237–255.

Meckseper 1991
Cord Meckseper. Kleine Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter. Darmstadt, 2. Aufl. 1991.

Meier 1974
Eugen A. Meier. Verträumtes Basel. Fünftausend Häusernamen – ein unbekanntes Kapitel Basler Stadtgeschichte. Basel 1974.

Meier/Schwinn Schürmann et al. KdS BS 2019
Hans-Rudolf Meier, Dorothea Schwinn Schürmann, Marco Bernasconi, Stefan Hess, Carola Jäggi, Anne Nagel, Ferdinand Pajor. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt IX. Das Basler Münster (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 138). Bern 2019.

Meles 1998
Brigitte Meles. Das Gundeldinger Täferzimmer (Basler Kostbarkeiten 19). Basel 1998.

Meles 2010
Brigitte Meles. Die Peterskirche in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 873). Bern 2010.

Mensger/KMB 2020
Ariane Mensger, Kunstmuseum Basel (Hg.). Lichtgestalten. Zeichnungen und Glasgemälde von Holbein bis Ringler. München 2020.

Meyder 2010
Simone Meyder. «Mehr königlich als frei». Robert de Cotte und das Bauen in Straßburg nach 1681 (Studien zur Kunst am Oberrhein 4). Münster/New York/München/Berlin 2010.

Meyer 1884
Hermann Meyer. Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom XV. bis XVII. Jahrhundert, nebst Verzeichniss der Zürcher Glasmaler von 1540 an und Nachweis noch vorhandener Arbeiten derselben. Eine kulturgeschichtliche Studie. Frauenfeld 1884.

Meyer 2006
Werner Meyer. Da verfiele Basel überall. Das Basler Erdbeben von 1356 (184. Njbl. der GGG). Basel 2006.

Meyer-Hofmann 1967
Werner Meyer-Hofmann. Psitticher und Sterner. Ein Beitrag zur Geschichte des unstaatlichen Kriegertums. In: BZ 67, 1967, S. 5–21.

Michler 1992
Jürgen Michler. Gotische Wandmalerei am Bodensee. Friedrichshafen 1992.

Mitscherlich 2016
Alexander Mitscherlich. Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden (edition suhrkamp 123). Frankfurt a. M., 28. Aufl. 2016 [zuerst 1965].

Möhle 2002
Martin Möhle. Das Spalentor in Basel. In: k+a 53, 2002, H. 4, S. 62–65.

Möhle 2010 (1)
Martin Möhle. Das Zwingerhaus am Nadelberg. In: BZ 110, 2010, S. 209–228.

Möhle 2010 (2)
Martin Möhle. Der Kaufmann als Sammler. Louis Gabriel Blanchets Allegorie der Bildhauerkunst in einem Basler Bürgerpalais. In: Zs. für Kunstgeschichte 73, 2010, H. 2, S. 282–289.

Möhle 2014 (1)
Martin Möhle. Das Rathaus in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 947–948). Bern 2014.

Möhle 2014 (2)
Martin Möhle. Das Basler Rathaus. Heilserwartung und Lob der Vernunft. In: k+a 65, 2014, H. 4, S. 52–59.

Möhle 2016
Martin Möhle. Merians Sicht auf Basel. Der grosse Stadtplan von 1615 als Quelle der Stadtgeschichte. In: Verein pro Klingentalmuseum (Hg.). Vorträge des Forums Wort und Musik 2015 und Jb. 2015. Basel 2016, S. 72–86.

Möhle 2017
Martin Möhle. Das Zunfthaus zum Schlüssel in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 1009). Bern 2017.

Möhle 2018 (1)
Martin Möhle. Fassadenmalerei in Basel. In: Goer et al. 2018, S. 17–30.

Möhle 2018 (2)
Martin Möhle. Stadtplananalyse. Eine historisch-methodische Einführung. In: ZAK 75, 2018, H. 2/3, S. 163–184.

Möhle 2018 (3)
Martin Möhle. Gelehrte Wandmalerei. Bildliche Repräsentation der Basler Schmiedenzunft im 17. Jahrhundert. In: Andreas Tacke, Birgit Ulrike Münch, Wolfgang Augustyn (Hg.). Material Culture. Präsenz und Sichtbarkeit von Künstlern, Zünften und Bruderschaften in der Vormoderne / Presence and Visibility of Artists, Guilds and Brotherhoods in the Pre-modern Era. Petersberg 2018, S. 100–116.

Möhle 2020
Martin Möhle. Die Universität im Glasbild. In: Mensger/KMB 2020, S. 55–67.

Möhle JbKDBS 2015
Martin Möhle. Die ganze Stadt unter einem Dach. Basler Wandmalereien des 16. Jahrhunderts. In: JbKDBS 2015, S. 102–105.

Möhle JbKDBS 2018
Martin Möhle. Die Stadt als Modell und im Modell. In: JbKDBS 2018, S. 94–97.
Möhle KdS BS 2016
Martin Möhle. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt VIII. Die Altstadt von Grossbasel II. Profanbauten (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 130). Bern 2016.
Möhle/Möhle 2005
Martin Möhle, Valerie Möhle. Die Basler Universitätsbibliothek und ihr Wappenzyklus. In: Heiligensetzer et al. 2005, S. 87–102.
Möhlenkamp/Albrecht 2021
Annegret Möhlenkamp, Uwe Albrecht (Hg.). Wand- und Deckenmalerei im Lübecker Bürgerhaus zwischen 1300 und 1800. Ein Streifzug durch das unsichtbare Weltkulturerbe. Petersberg 2021.
Möhlenkamp/Kuder/Albrecht 2002
Annegret Möhlenkamp, Ulrich Kuder, Uwe Albrecht (Hg.). Geschichte in Schichten. Wand- und Deckenmalerei im städtischen Wohnbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Internationales Symposium 2000 in Lübeck (Denkmalpflege in Lübeck 4). Lübeck 2002.
Mohr 1916
Fritz Mohr. Die Dramen des Valentin Boltz. Basel 1916.
von Moos 2021
Stanislaus von Moos. Erste Hilfe. Architekturdiskurs nach 1940. Eine Schweizer Spurensuche. Zürich 2021.
Morel 1972
Andreas Morel. Zur Geschichte der Stuckdekoration in der Schweiz. Versuch einer Übersicht. In: ZAK 29, 1972, H. 4, S. 176–197.
MS
Manuskript.
Müller 1773–1783
Johannes Müller. Merckwürdige Überbleibsel von Alterthümeren an verschiedenen Orthen der Eydtgenoschafft. [Zürich] 1773–1783.
Müller 1971
Maja Müller. Samuel Werenfels. Ein Basler Architekt des 18. Jahrhunderts. In: BZ 71, 1971, S. 9–160.
Murbach 1969
Ernst Murbach. Die Mittelalterliche Wandmalerei von Basel und Umgebung im Überblick (147. Njbl. der GGG). Basel 1969.

Nagel 1993
Anne Nagel. Der Wolfgottesacker in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 532). Bern 1993.
Nagel 2011
Anne Nagel. Auf Leinwand gemalt – Wandbespannungen des 18. Jahrhunderts in Basel. In: ZAK 68, 2011, H. 2/3, S. 77–90.
Nagel 2016
Anne Nagel. Frankfurter Tapeten und Tapetenmaler in Basel. In: Wieder salonfähig 2016, S. 86–94.
Nagel 2022
Anne Nagel. Das Haus zum Kirschgarten (Basler Kostbarkeiten 43). Basel 2022.
Nagel/Möhle/Meles KdS BS 2006
Anne Nagel, Martin Möhle, Brigitte Meles. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt VII. Die Altstadt von Grossbasel I. Profanbauten (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 109). Bern 2006.
Nagel/von Roda 1998
Anne Nagel, Hortensia von Roda. «… der Augenlust und dem Gemüth». Die Glasmalerei in Basel 1830–1930. Basel 1998.
Nagel/Spechtenhauser 2014
Anne Nagel, Klaus Spechtenhauser. Riehen (Schweizerische Kunstführer GSK 942–943). Bern 2014.
NB
Schweizerische Nationalbibliothek, Bern.
N. F.
Neue Folge.
Njbl. der GGG
Neujahrsblatt. Hg. von der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel.
Nouvel-Kammerer 1990
Odile Nouvel-Kammerer (Hg.). Papiers peints panoramiques. Paris 1990.

Ochs 1–8
Peter Ochs. Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 8 Bde. Basel 1786–1822.
Ochs/Zeilinger 2019
Heidrun Ochs, Gabriel Zeilinger (Hg.). Kaufhäuser an Mittel- und Oberrhein im Spätmittelalter. Funktionen und Funktionalisierungen. Ostfildern 2019.
o. P.
Ohne Paginierung.

Panerai/Castex/Depaule 1985
Philippe Panerai, Jean Castex, Jean-Charles Depaule. Vom Block zur Zeile. Wandlungen der Stadtstruktur (Bauwelt Fundamente 66). Braunschweig 1985.
Parello 2000
Daniel Parello. Von Helmle bis Geiges. Ein Jahrhundert historistischer Glasmalerei in Freiburg (Veröff. aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 31). Freiburg i. Br. 2000.
Pfister 1984
Dieter Pfister. Franz Pergo. Zur Nordwestschweizer Möbelkunst um 1600 (Abhandlungen des HMB 1). Basel 1984.
Platter ed. Lötscher 1976
Valentin Lötscher (Hg.). Felix Platter. Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567 (BChr 10). Basel/Stuttgart 1976.
Platter ed. Lötscher 1987
Valentin Lötscher (Hg.). Felix Platter. Beschreibung der Stadt Basel 1610 und Pestbericht 1610/1611 (BChr 11). Basel/Stuttgart 1987.
Potgeter 2021
Wilko Potgeter. Backstein-Rohbau im Zeitalter der Industrialisierung. Bautechnik des Sichtbacksteins im deutschen Sprachraum von der Zeit Schinkels bis zum Backsteinexpressionismus. Diss. ETH Zürich 2021.

Rapp Buri/Stucky-Schürer 1990
Anna Rapp Buri, Monica Stucky-Schürer. zahm und wild. Basler und Straßburger Bildteppiche des 15. Jahrhunderts. Mainz 1990.
Rasmussen 2013
Steen Eiler Rasmussen. London. The Unique City. Die Geschichte einer Weltstadt (Bauwelt Fundamente 149). Basel 2013 [engl. Erstveröffentlichung 1934].
RDK
Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte.
Rebetez 2006
Jean-Claude Rebetez (Hg.). Pro Deo. Das Bistum Basel vom 4. bis ins 16. Jahrhundert. Delsberg 2006.
Reese 1881
Heinrich Reese. Die bauliche Entwicklung Basels in den letzten 30 Jahren. Vortrag, gehalten am 23. October 1881 in der XXIX. Jahresversammlung des Schweizerischen Ingenieur- und Architecten-Vereins zu Basel. Zürich 1881.
Reese 1897
Heinrich Reese. Die bauliche Entwicklung Basels von 1881–1897. In: SBZ 30, 1897, H. 14, S. 101–103; H. 15, S. 107–111; H. 16, S. 113–118; H. 17, S. 124–126.
Reicke 2005
Daniel Reicke. Schriftquellen und baugeschichtliche Befunde zu frühen Basler Dächern. In: Dächer der Stadt Basel 2005, S. 225–238.
Reicke/Vonder Mühll 2008
Daniel Reicke, Valentin Vonder Mühll. Die ehemalige Kartause in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 836). Bern 2008.
Reinhard 1945
Ernst Reinhard. Die Sanierung der Altstädte (Schriftenreihe zur Frage der Arbeitsbeschaffung, Bautechnische Reihe 11). Zürich 1945.
Renner 1938
Anna Maria Renner. Thomas Lefèbvre. Ein unbekannter badischer Baumeister. In: Zs. für die Geschichte des Oberrheins 90 (N. F. 51), 1938, S. 207–236.
Reske 2000
Christoph Reske. Die Produktion der Schedelschen Weltchronik in Nürnberg. Wiesbaden 2000.
Ribbert 1997
Margret Ribbert. Stoffdruck in Basel um 1800 (Basler Kostbarkeiten 18). Basel 1997.
Rickenbacher 2015
Martin Rickenbacher. Von «Bapierenen Scheiben», «Schuochen» und «Rißen»: Hans Bocks Vermessung des römischen Theaters von Augst im Mai 1590. In: Thomas Hufschmid/Barbara Pfäffli (Hg.). Wiederentdeckt! Basilius Amerbach erforscht das Theater von Augusta Raurica (Publikationen der UB Basel 42). Basel 2015, S. 59–72.

Rieder/Rieder/Suter 1979
Marilise Rieder, Hans Peter Rieder, Rudolf Suter. Basilea botanica. Vom Safran bis zum Götterbaum. Basel/Boston/Stuttgart 1979.
Riedo 2015
Christoph Riedo. Der Musikliebhaber Lucas Sarasin und das Musizieren im protestantischen Basel. In: Programmbuch Festtage Alte Musik Basel. Vom Barock zur Klassik. Basel 2015, S. 51–57.
Riggenbach 1957
Rudolf Riggenbach. Festschrift zur Restaurierung des Basler Regierungsratssaals [...]. Basel 1957.
Rinn-Kupka 2018
Barbara Rinn-Kupka. Stuck in Deutschland. Von der Frühgeschichte bis in die Gegenwart. Regensburg 2018.
Ripoll KdS GE 2024
David Ripoll. Les Monuments d'art et d'histoire du canton de Genève VI. Genève, la ceinture Fazyste 1850-1914 (Les Monuments d'art et d'histoire de la Suisse 149). Bern 2024.
Rippmann et al. 1987
Dorothee Rippmann, Bruno Kaufmann, Jörg Schibler, Barbara Stopp. Basel Barfüsserkirche. Grabungen 1975–1977. Ein Beitrag zur Archäologie und Geschichte der mittelalterlichen Stadt (SBKAM 13). Olten/Freiburg i. Br. 1987.
Rippmann/Schmid/Simon-Muscheid 2008
Dorothee Rippmann, Wolfgang Schmid, Katharina Simon-Muscheid (Hg.). «... zum allgemeinen statt nutzen». Brunnen in der europäischen Stadtgeschichte. Referate der Tagung des Schweizerischen Arbeitskreises für Stadtgeschichte, Bern, 1. bis 2. April 2005. Trier 2008.
von Roda 2020
Burkard von Roda. Das Haus zum Kirschgarten. Kaufmannspalais und Ordenshaus der Tempelritter – eine Freimaurer-Architektur in Basel. Basel 2020.
von Roda/Schubiger 1995
Burkard von Roda, Benno Schubiger (Hg.). Das Haus zum Kirschgarten und die Anfänge des Klassizismus in Basel. Begleitpublikation der Ausstellung «Sehnsucht Antike – Das Haus zum Kirschgarten und die Anfänge des Klassizismus in Basel», HMB. Basel 1995.
Roeck 2006
Bernd Roeck (Hg.). Stadtbilder der Neuzeit (Stadt in der Geschichte 32). Ostfildern 2006.
Roeck et al. 2013
Bernd Roeck, Martina Stercken, François Walter, Marco Jorio, Thomas Manetsch (Hg.). Schweizer Städtebilder. Urbane Ikonographien (15.–20. Jahrhundert). Portraits de villes suisses. Iconographie urbaine (XV^{e}-XX^{e} siècle). Vedute delle città svizzere. L'iconografia urbana (XV–XX secolo). Zürich 2013.
Rossi 2015
Aldo Rossi. Die Architektur der Stadt. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen (Bauwelt Fundamente 41). Basel 2015 [Italienische Erstveröffentlichung 1966].
Roth 1912
Carl Roth. Der ehemalige Basler Besitz der Markgrafen von Baden. In: BJb 1912, S. 195–245.
Röthlin 1986
Niklaus Röthlin. Die Basler Handelspolitik und deren Träger in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 152). Basel/Frankfurt a. M. 1986.
Rott 1917
Hans Rott. Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes. Karlsruhe 1917.
Rott 1936
Hans Rott. Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert. III. Der Oberrhein. Quellen II (Schweiz). Stuttgart 1936.
RQu 1, 2
Johannes Schnell. Rechtsquellen von Basel, Stadt und Land. Erster Theil. Basel 1856; Zweiter Theil. Basel 1865.
RStR
Reichssteuerrodel. StABS Fremde Staaten Deutschland B 6,2.
Ruskin 1854
John Ruskin. The Opening of the Crystal Palace, Considered in Some of its Relations to the Prospects of Art. London 1854.
Ruskin 1855
John Ruskin. The Seven Lamps of Architecture. London, 2. Aufl. 1855.

S&A
Dienststelle Städtebau & Architektur im Basler Bau- und Verkehrsdepartement.
Salin 1960
Edgar Salin. Urbanität. In: Erneuerung unserer Städte. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages, Augsburg, 1.–3. Juni 1960. Stuttgart/Köln 1960, S. 9–34.
Saurma-Jeltsch 2002
Lieselotte Saurma-Jeltsch. Profan oder sakral? Zur Interpretation mittelalterlicher Wandmalerei im städtischen Kontext. In: Lutz 2002, S. 283–327.
SBB
Schweizerische Bundesbahnen.
SBKAM
Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters.
SBZ
Schweizerische Bauzeitung.
von Scarpatetti 1974
Beat von Scarpatetti. Die Kirche und das Augustiner-Chorherrenstift St. Leonhard in Basel (11./12. Jh.–1525). Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Basel und der späten Devotio Moderna (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 131). Basel/Stuttgart 1974.
Schedel 1493
Hartmann Schedel. Liber chronicarum [deutsch]. Nürnberg 1493.
Schenk 2012
Gerrit Jasper Schenk. Von den Socken. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Politik am Beispiel des Einzugs König Sigismunds zum Konzil in Basel 1433. In: Karel Hruza, Alexandra Kaar (Hg.). Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen (Regesta Imperii, Beihefte. Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 31). Wien/Köln/Weimar 2012.
Schmidt/Dirlmeier 1998
Fritz Schmidt, Ulf Dirlmeier. Geschichte des Wohnens im Spätmittelalter. In: Ulf Dirlmeier (Hg.). Geschichte des Wohnens, Bd. 2, 500–1800 Hausen Wohnen Residieren. Stuttgart 1998, S. 231–346.
Schneider/Hanser 1986
Jürg E. Schneider, Jürg Hanser. Wandmalerei im Alten Zürich. Katalog anlässlich der Ausstellung im Haus «Zum Unteren Rech», Neumarkt 4, Zürich, 1985/87. Zürich 1986.
Schnell 2019
Angelika Schnell. Aldo Rossis Konstruktion des Wirklichen. Eine Architekturtheorie mit Widersprüchen (Bauwelt Fundamente 163). Basel 2019.
Schneller/Lassau 2019
Daniel Schneller, Guido Lassau (Hg.). Erdbeben, Feuer, Wasser und andere Katastrophen. Ihr Einfluss auf die Stadtentwicklung und Stadtgestalt im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Beiträge der Tagung in Basel 1./2. Februar 2018. Bern 2019.
Schneller/Lassau 2021
Daniel Schneller, Guido Lassau (Hg.). Basel und der Dreissigjährige Krieg. Zuwanderung, Zerstörung und neue Konzepte im Städtebau und Bauwesen Europas vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Beiträge der Tagung im Kleinen Klingental in Basel am 6. und 7. Februar 2020. Basel 2021.
Schweizer 1910
Eduard Schweizer. Das Basler Kirchen- und Schulgut in seiner Entwicklung bis zur Gegenwart. In: BZ 9, 1910, S. 177–346.
Schweizerisches Idiotikon
Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (1881ff.). Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler [...]. Bd. 1ff. Frauenfeld/Basel. https://idiotikon.ch.
Sennett 1983
Richard Sennett. Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a. M. 1983 [Taschenbuchausgabe 1986].
Sieber-Lehmann 2007
Claudius Sieber-Lehmann. Basel und «sein» Konzil. In: Heribert Müller, Johannes Helmrath. Die Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1449).

Institution und Personen (Vorträge und Forschungen 67). Ostfildern 2007, S. 173–204.

Simon-Muscheid 2003
Katharina Simon-Muscheid. Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften: «Soziale Orte» und Beziehungsnetze im spätmittelalterlichen Basel. In: Gerhard Fouquet, Matthias Steinbrink, Gabriel Zeilinger (Hg.). Geschlechtergesellschaften, Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten (Stadt in der Geschichte 30). Ostfildern 2003, S. 147–162.

Sitte 1889
Camillo Sitte. Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien 1889.

Slg. Gesetze 1–7
Gesammtausgabe der sieben ersten Theile der Basler Gesetzes-Sammlung, enthaltend die dermalen noch in Kraft bestehenden Bestimmungen [1803–1833]. Basel 1846.

Slg. Gesetze 8ff. (1838ff.)
Sammlung der Gesetze und Beschlüsse, wie auch der Polizei-Verordnungen, welche seit 26. August 1833 bis Ende 1838 für den Kanton Basel-Stadttheil erlassen worden. Erster Band. Als Fortsetzung der früheren Gesetzessammlung für den Kanton Basel Achter Band. Basel 1838 [fortgesetzt bis Bd. 52, 1981].

Sommerer 2004
Sabine Sommerer. Wo einst die schönsten Frauen tanzten … Die Balkenmalereien im «Schönen Haus» in Basel (182. Njbl. der GGG). Basel 2004.

Spätmittelalter am Oberrhein 2001
Spätmittelalter am Oberrhein [Ausstellungskatalog Große Landesausstellung Baden-Württemberg]. Teil 1: Maler und Werkstätten 1450–1525. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe; Teil 2: Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525. Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Bd. 1: Katalogband; Bd. 2: Aufsatzband. Stuttgart 2001.

Spätrenaissance am Oberrhein 1984
Spätrenaissance am Oberrhein. Tobias Stimmer 1539–1584. Ausstellung im Kunstmuseum Basel 23. Sept.–9. Dez. 1984. Basel 1984.

SPM 7 Kolloquiumsband 2011
Archäologie Schweiz, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Schweizerischer Burgenverein (Hg.). Siedlungsbefunde und Fundkomplexe der Zeit zwischen 800 und 1350. – Archéologie Suisse, Groupe de travail suisse pour l'archéologie du Moyen Age et de l'époque moderne. Association suisse Châteaux forts (ed.). Habitat et mobilier archéologiques de la période entre 800 et 1350. Akten des Kolloquiums zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz / Actes du Colloque «Archéologie du Moyen Age en Suisse», Frauenfeld, 28.–29.10.2010. Basel 2011.

SPM 7 2014
SPM VII. Archäologie der Zeit von 800 bis 1350 – L'archéologie de la Période entre 800 et 1350 – L'archeologia del periodo tra l'800 ed il 1350 (SPM Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittelalter. Vom Neandertaler bis zur Reformation – La Suisse du Paléolithique au Moyen-Âge. De l'Homme de Néandertal à la Réforme – La Svizzera dal Paleolitico allo Medioevo. Dall'Uomo di Neandertal fino alla Reforma). Basel 2014.

SPM 8 Kolloquiumsband 2018
Archäologie Schweiz, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Schweizerischer Burgenverein (Hg.). Die Schweiz von 1350 bis 1850 im Spiegel archäologischer Quellen. – Archéologie Suisse, Groupe de travail suisse pour l'archéologie du Moyen Age et de l'époque moderne. Association suisse Châteaux forts (ed.). La Suisse de 1350 à 1850 à travers les sources archéologiques. Akten des Kolloquiums / Actes du Colloque Bern, 25.–26.1.2018. Basel 2018.

SPM 8 2020
SPM VIII. Archäologie der Zeit von 1350 bis 1850 – L'archéologie de la Période entre 1350 et 1850 – L'archeologia del periodo tra il 1350 ed il 1850 (SPM Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittelalter. Vom Neandertaler bis zum Bundesstaat – La Suisse du Paléolithique au Moyen-Âge. De l'Homme de Néandertal à la Confédération – La Svizzera dal Paleolitico allo Medioevo. Dall'Uomo di Neandertal fino alla Confederazione). Basel 2020.

Spohn 2002
Thomas Spohn (Hg.). Bauen nach Vorschrift? Obrigkeitliche Einflussnahme auf das Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland (14. bis 20. Jh.) (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 102). Münster u. a. 2002.

Spycher 2019
Ernst Spycher. Bauten für die Bildung. Basler Schulhausbauten von 1845 bis 2015 im schweizerischen und internationalen Kontext. Basel 2019.

StABS
Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt.

Stadt- und Landmauern 1–3
Stadt- und Landmauern (Veröff. des IfD an der ETH Zürich 15). Bd. 1: Beiträge zum Stand der Forschung. Zürich 1995; Bd. 2: Stadtmauern in der Schweiz. Kataloge, Darstellungen. Zürich 1996; Bd. 3: Abgrenzungen – Ausgrenzungen in der Stadt und um die Stadt. Zürich 1999.

Stadt.Geschichte.Basel 1–10
Stadt.Geschichte.Basel. Bd. 1: Guido Lassau, Peter-Andrew Schwarz (Hg.) Auf dem langen Weg zur Stadt. 50 000 v. Chr.–800 n. Chr. – Bd. 2: Claudius Sieber-Lehmann, Peter-Andrew Schwarz (Hg.). Eine Bischofsstadt zwischen Oberrhein und Jura. Basel 800–1273. – Bd. 3: Lucas Burkart (Hg.). Stadt in Verhandlung. Basel 1250–1530. – Bd. 4: Susanna Burghartz (Hg.). Aufbrüche, Krisen, Transformationen. Zwischen Reformation und Revolution. Basel 1510–1790. – Bd. 5: André Salvisberg, Marc Fehlmann, Dominik Sieber (Hg.). Hinter der Mauer, vor der Moderne. Basel 1760–1859. – Bd. 6: Patrick Kury (Hg.). Die beschleunigte Stadt. Basel 1856–1914. – Bd. 7: Caroline Arni (Hg.). Stadt an der Grenze in einer Zeit der Gefährdung. Basel 1912–1966. – Bd. 8: Martin Lengwiler (Hg.). Auf dem Weg ins Jetzt. Basel seit 1960. – Bd. 9: Esther Baur, Lina Gafner (Hg.). Stadträume. Offen und begrenzt, gestaltet und umkämpft. – Alle: Basel, Bd. 1–7 2024, Bd. 8–9 2025. Bd. 10 noch nicht erschienen.

Staehelin 1970
Walter A. Staehelin. Keramische Forschungen in bernischen Archiven IV. Die Öfen der Manufaktur Frisching in Bern. In: Mitteilungsblatt Keramik-Freunde der Schweiz 81, 1970, S. 3–36.

Staehelin/Meles 1995
Andreas Staehelin, Brigitte Meles. Das Wildt'sche Haus in Basel (Schweizerische Kunstführer GSK 583/584). Bern 1995.

Stehlin 1914
Fritz Stehlin. Der Reichensteiner- und der Wendelstoerfer Hof. Eine Baurechnung aus dem XVIIIten Jahrhundert. In: BJb 1914, S. 73–125.

Steinmann 2010
Martin Steinmann. Der Basler Buchdruck im 16. Jahrhundert. Ein Versuch. In: Librarium. Zs. der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft 53, 2010, H. 2, S. 79–98.

Stercken 2006
Martina Stercken. Inszenierung bürgerlichen Selbstverständnisses und städtischer Herrschaft. Jos Murers Darstellung der Stadt Zürich aus dem Jahre 1576. In: Roeck 2006, S. 107–124.

Streuber 1854
Wilhelm Theodor Streuber. Die Stadt Basel historisch-topographisch beschrieben. Basel 1854.

Strübin Rindisbacher 2002
Johanna Strübin Rindisbacher. Daniel Heintz. Architekt, Ingenieur und Bildhauer im 16. Jahrhundert. Bern 2002.

Stübben 1890
Joseph Stübben. Der Städtebau (Handbuch der Architektur, 4. Teil, 9. Halbbd.). Darmstadt 1890.

Stumpf 1548
Johannes Stumpf. Gemeiner loblicher Eydgnoschafft […] Chronick […]. Zürich 1548.

Stutz 1983
Werner Stutz. Bahnhöfe der Schweiz. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg. Zürich/Schwäbisch Hall 1983.

TAD
Technischer Arbeitsdienst.

Tammen 2000
Björn Tammen. Musik und Bild im Chorraum mittelalterlicher Kirchen 1100–1500. Berlin 2000.

Tauber 1986
Jürg Tauber. Herd, Ofen und Kamin. Zur Heizung im romanischen Haus. In: Heiko Steuer (Hg.). Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie. Bericht

über ein Kolloquium in Köln vom 31. Januar bis 2. Februar 1984. Köln 1986, S. 93–110.

Thieme-Becker 1–37
Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Ulrich Thieme, Felix Becker et al. (Hg.), 37 Bde., 1907–1950.

Thümmler 1998
Sabine Thümmler. Die Geschichte der Tapete. Raumkunst aus Papier. Eurasburg 1998.

Tipton 2018
Susan Tipton. Pygmalions Werkstatt – Ein Künstlerhaus der Spätrenaissance in Basel. In: Andreas Tacke, Thomas Schauerte, Danica Brenner (Hg.). Künstlerhäuser im Mittelalter und der Frühen Neuzeit / Artist's Homes in the Middle Ages and the Early Modern Era. Petersberg 2018, S. 125–183.

Tréfás/Manasse 2006
David Tréfás, Christoph Manasse. Vernetzt, versorgt, verbunden. Die Geschichte der Basler Energie- und Wasserversorgung. Basel 2006.

Triet/Nagel/Leuenberger 2006
Maximilian Triet, Anne Nagel, Michael Leuenberger. Les Trois Rois. Einblicke in die Geschichte. Basel 2006.

Trouillat 1–5
Joseph Trouillat. Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, 5 Bde. Porrentruy 1852–1867.

Trüdinger 1942
Paul Trüdinger. Planungs-Probleme der Region Basel. Sonderdruck des in der «Basler Woche» erschienenen Original-Artikels (Nrn. 6–9 vom 13., 20., 27.II. und 6.III. 1942).

UB
Universitätsbibliothek.

UKdm
Unsere Kunstdenkmäler. Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Bern 1950–1993.

Unter uns 2008
Unter uns. Archäologie in Basel. Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, Historisches Museum Basel (Hg.). Basel 2008.

Untermann 2000
Matthias Untermann. Archäologie in der Stadt. Zum Dialog der Mittelalterarchäologie mit der südwestdeutschen Stadtgeschichtsforschung. In: Bernhard Kirchgässner (Hg.). Stadt und Archäologie (Stadt in der Geschichte 26). Sigmaringen 2000, S. 9–44.

Vinken 2010
Gerhard Vinken. Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau. Berlin/München 2010.

Wackernagel 1856
Wilhelm Wackernagel. Das Erdbeben von 1356 in den Nachrichten der Zeit und der Folgezeit bis auf Christian Wurstisen. In: Basel im 14. Jh. 1856, S. 211–251.

Wackernagel 1885
Rudolf Wackernagel. Andrea Gattaro von Padua. Tagebuch der Venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel 1433–1435. In: BJb 1885, S. 1–58.

Wackernagel 1888–1891
Rudolf Wackernagel. Die Glasgemälde der Basler Karthause. In: ASA 6, 1888–1891, H. 23-4, S. 369–381 und H. 24-1, S. 432–435.

Wackernagel 1893
Rudolf Wackernagel. Andreas Ryff, der Stadt Basel Regiment und Ordnung 1597. In: Beiträge zur vaterländischen Geschichte 13, 1893, S. 1–30.

Wackernagel 1894
Rudolf Wackernagel. Die Entwickelung des Basler Stadtbilds bis auf Matthaeus Merian den Aeltern. Basel 1894.

Wackernagel 1959
Wolfgang D. Wackernagel. Wo stand das älteste Basler Rathaus? In: BZ 58–59, 1959, S. 327–335.

Wackernagel Geschichte 1–3
Rudolf Wackernagel. Geschichte der Stadt Basel, 3 Bde. in 4 Teilen. Basel 1907–1924.

Weber 2000
Max Weber. Wirtschaft und Gesellschaft. Teilbd. 5: Die Stadt (Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe Band I/22-5. Wilfried Nippel [Hg.]). Tübingen 2000.

Weissen 2019
Kurt Weissen. Ordnungsprinzipien und Störungen. Alltag im spätmittelalterlichen Basler Kaufhaus. In: Ochs/Zeilinger 2019, S. 101–111.

Werthmüller 1980
Hans Werthmüller. Tausend Jahre Literatur in Basel. Basel/Boston/Stuttgart 1980.

Widmer 1992
Berthe Widmer. Geleitbriefe und ihre Anwendung in Basel zur Zeit des hier tagenden Generalkonzils von 1431–1449. In: BZ 92, 1992, S. 9–99.

Wieder salonfähig 2016
Wieder salonfähig. Handbemalte Tapeten des 18. Jahrhunderts (Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz. Aus Forschung und Praxis 2). Petersberg 2016.

Winiger-Labuda KdS GE 2023
Anastazja Winiger-Labuda. Les Monuments d'art et d'histoire du canton de Genève V. Genève, grandes demeures urbaines 1670-1790 (Les Monuments d'art et d'histoire de la Suisse 147). Bern 2023.

Wölfflin 1860
Eduard Wölfflin. Das Collegium musicum und die Concerte in Basel. In: Beiträge zur Vaterländischen Geschichte 7, 1860, S. 337–388.

Wollkopf 1988
Peter Wollkopf (Red.). Ritter – Heilige – Fabelwesen. Wandmalerei in Konstanz von der Gotik bis zur Renaissance (Konstanzer Museumsjournal 1988). Konstanz 1988.

Wurstisen 1577
Christian Wurstisen. Epitome Historiae Basiliensis, Praeter Totivs Ravricae Descriptionem, Vrbis Primordia, Antiquitates, res memorandas, clarorum ciuium monumenta, caeteraq[ue]; his similia complectens: una cum Episcoporum Basiliensium catalogo. Basel 1577.

Wurstisen 1580
Christian Wurstisen. Baßler-Chronik, darinn alles was sich in Oberen Teutschen Landen, nicht nur in der Statt und Bistume Basel, von ihrem Ursprung her, nach Ordnung der Zeiten, in Kirchen und Welt händlen biß in das gegenwirtige M.D.LXXX Jar gedenckwirdiges zugetragen [...]. Basel 1580.

Wurstisen ed. Wackernagel 1888
Christian Wurstisen. Beschreibung des Basler Münsters und seiner Umgebung. Rudolf Wackernagel (Hg.). In: Beiträge zur Vaterländischen Geschichte 12. Basel 1888, S. 401–522.

Wurstisen/Bruckner 1–4 (1765–1779)
Christian Wurstisen. Baßler-Chronick [...]. [Daniel Bruckner]. Fortführung der Basel-Chronik. Erstes Buch. Enthaltet die Geschichten vom Jahre 1580 bis 1600. Basel 1765; Zweytes Buch. Enthaltet die Geschichten vom Jahre 1590 bis 1599. Basel 1765; Drittes Buch. Enthaltet die Geschichten vom Jahre 1600 bis 1609. Basel 1779; Viertes Buch. Enthaltet die Geschichten vom Jahre 1610 bis 1620. Basel 1779.

Wüthrich 1963
Lucas Heinrich Wüthrich. Die Handzeichnungen von Matthaeus Merian d. Ae. Basel 1963.

Wüthrich 1975
Lucas Heinrich Wüthrich. Matthäus Merian. Plan der Stadt Basel 1615. Faksimile-Reproduktion im Massstab 1:1 nach dem Original im Besitz des Historischen Museums Basel. Vorwort Kurt Jenny. Legende im Koordinatensystem und Erläuterungen von Lucas Heinrich Wüthrich. Zürich 1975.

Wüthrich 1980
Lucas Wüthrich. Wandgemälde von Müstair bis Hodler. Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich. Zürich 1980.

Wüthrich 2007
Lucas Heinrich Wüthrich. Matthaeus Merian d. Ä. Eine Biographie. Hamburg 2007.

ZAK
Zs. für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte.

Zeiller 1654
Martin Zeiller. Topographia Helvetiae [...]. Frankfurt 1654.

Zemp 1897
Josef Zemp. Die schweizerischen Bilderchroniken. Zürich 1897.

Zs.
Zeitschrift.

Zwinger 1577
Theodor Zwinger. Methodus apodemica in eorum gratiam, qui cum fructu [...] peregrinari cupiunt. Basel 1577.

Register

A

Aarau 204
Abt, Gustav (erwähnt 1896), Eigentümer des Klybeckschlosses 443 (Anm. 320)
Achtburger 88, 91, 299
Acker, Franz Paul († 1792), Hafner, Strassburg F 396, 398
Ackerbürgerstadt 25
Ackermann, Konrad Ernst (1712–1771), Prinzipal 152
Actienbauerei Basel-Strassburg 169
Adalbero II. († 1025), Bischof 75
Adler – Leo (1891–1962), Architekt, Berlin D/Israel 276, 278, 284, 303, 443 (Anm. 325). – Leo (1915–1978), Rabbiner, Basel 443 (Anm. 326)
Aeppli, Hermann († 1973), Journalist/Grossrat, Basel 194, 435 (Anm. 790)
Afflerbach, Ferdi (1922–2005), Grafiker, Basel/Binningen BL 206
Agricola, Johannes (1494–1566), Reformator 339
Aichner, Rudolf II. (erwähnt 1872), Baumeister, Basel 165
Alb. Buss & Cie., Firma 442 (Anm. 287)
Albertus Magnus (um 1200–1280), Dominikaner 81, 88
Albrecht I. von Habsburg (1255–1308), römisch-deutscher König 90
Albrecht II. (1298–1358), Herzog von Österreich 96
Albrecht V. (1528–1579), Herzog von Bayern 23, 414 (Anm. 7)
Aldegrever, Heinrich (1502–zw. 1555 u. 1561), Kupferstecher 336
Alexander, Christopher (1936–2022), Architekt 205
Alioth, Ludwig Rudolf (1848–1916), Ingenieur 271
Allier, Witwe 372
Allmend 86, 112, 220, 254, 263, 266, 436 (Anm. 17), 440 (Anm. 171)
Almosen 96, 122, 246
alta capella 362
Altstadtsanierung 186, 189, 192–197, 249f., 293
Altstadtzone 186, 191f., 194, 206, 308
Amerbach – Basilius (1533–1591), Jurist 228, 248, 292, 312 – Bonifacius (1495–1562), Jurist 292, 352f. – Familie 303 – Johannes (um 1440–1513), Buchdrucker 124 – Sammlung/Kabinett 43, 128, 227, 352f., 427 (Anm. 435)
Amerika, Amerikanismus 45, 230
Amoltern, Ludewig von (erwähnt 1379/80), Basler Bürger 423 (Anm. 215)
Amsterdam NL 33f.
Andres, Fritz, Leiter Planarchiv im Stadtplanbüro 191
Angelrot, Balthasar (1488–1544), Goldschmied 286f., 289, 314
Angen – Achtburgerfamilie 91 – Henman zem, Achtburger 299 – Konrad zem, Ratsherr 299 –
Angenstein BL, Schlossgut 273
d'Annone – Anna (1571–1638), Ehefrau von Hans Lux Iselin 126 – Cristoforo (1534–1598), Spediteur 127, 135
Antwerpen B 126f., 312, 396, 449 (Anm. 568)
Apelles (ca. 375–370 v. Chr.–Ende 4. Jh. v. Chr.), Maler 137
Appenzell 343 – Rathaus 451 (Anm. 667) – Stand 349
Apuleius (um 123–nach 170), Autor der Spätantike 382
Arbeitsgruppe Dreieck 203
Arbeitsrappen 186, 192–195
Archimedes (um 287 v. Chr.–212 v. Chr.), Mathematiker 30
Ardez GR 33
Arendt, Hannah (1906–1975), politische Theoretikerin/Publizistin, D/USA 218, 222, 248
Aristoteles (384 v. Chr.–322 v. Chr.), Philosoph 296
Arnold, Wilhelm, Stadtplaner im Kt. Basel-Landschaft 198
Arogno TI 382
Artaria, Paul (1892–1959), Architekt 238, 434 (Anm. 754, 776)
Asper, Hans (1499–1571), Maler, Zürich 417 (Anm. 125)
Asphalt 266f.
Assmann – Aleida (*1947), Literatur-/Kulturwissenschaftlerin 30f., 443 (Anm. 337) – Jan (1938–2024), Religions-/Kulturwissenschaftler 30
Athen GR 22f., 189
d'Aubigné – Nathan Agrippa (1601–1699), Festungsbaumeister 134 – Théodore Agrippa (1552–1630), Festungsbaumeister 134
Aubriot, Hugues (um 1315–um 1388), *Prévôt de Paris* 441 (Anm. 223)
Augé, Unternehmer, Hüningen F 142
Augsburg D 44, 48, 109, 153, 268, 285, 418 (Anm. 136)
Augst BL 64, 71–73, 102, 271 – Villa Clavel 369
Augustinus (394–430), Bischof/Kirchenlehrer 326
Augustus (63 v. Chr.–14 n. Chr.), römischer Kaiser 68, 337
Ausstattung und Bestandteile des Hauses: Akanthus 324, 336–338, 362, 369, 380, 387, 389f. – Alkoven 145, 303, 376, 378, 398 – Antrittspfosten 296, 298, 369 – Beschlagwerk 320f., 369 – Bildteppich 311, 318, 333, 335, 362, 370, 372, 394, 449 (Anm. 588), 451 (Anm. 675), 452 (Anm. 712) – Blindloch 445 (Anm. 386) – Bollenstab/-fries 92, 315–318, 323f. – Boudoir 145, 151, 340, 374f. – Cheminée 399f. – Draperie 315, 318f., 325, 381 – Eisenofen 396 – Enfilade 303, 386 – Erker 42, 184f., 225, 359 – Fayenceofen/-kachel 396 – Feuerhut 102 – Feuerstelle 103, 287–290, 292f., 315, 394, 399, 423 (Anm. 235) – Fladerpapier 323, 370, 372, 380 – Frankfurter Küche 272 – Gartensaal 145, 147, 374–376, 386, 391 – Goldledertapete 370 – Guggehyrli 225f. – Hauskapelle 147, 326 – Hauszeichen 226f., 235, 325 – Indienne 373, 380 – Intarsie 127, 292, 296, 312, 323, 369f. – Kachelofen 145, 150, 291, 372, 378, 394, 396, 399, 401 – Kassettendecke 292, 384, 386 – Kieselmarmorierung 322f. – Ladenfenster 92, 112f., 223, 225, 230, 287, 312, 360, 437 (Anm. 37) – Latrine 249, 262f. – Laube 64, 111, 117, 144, 280, 284, 296, 299f., 304, 319, 359 – Leinwandtapete 150, 373–378, 380 – Leistendecke 290f. – Maureske, Arabeske 316, 322–324, 370, 372 – Oberbild 127, 132, 352, 354f., 359 – Oberstube 293f. – Ofenkunst 315, 394, 398 – Ofennische 310f., 315, 328, 336, 385f., 398f. – Panoramatapete 381f. – Quadermalerei 317f. – Ratsstube 117, 127, 135–137, 299f., 328, 337f., 346, 350, 360, 364f., 367, 369, 382, 384, 451 (Anm. 653) – Rauchabzug, -fang 288–290, 292f., 315, 399, 446 (Anm. 427f.) – Reihenfenster 287, 293 – Rollwerk 227, 320f., 353, 369 – Saal 105, 115, 125, 127, 132, 152, 295f., 302, 317–319, 321f., 324f., 329, 332, 338f., 351, 369, 385, 396 – Schaufenster, Devanture 197, 230–232 – Sommerhaus 145, 147, 294f., 297, 321, 325, 338, 373f., 446 (Anm. 444–446) – Speisesaal 151, 303, 385 – Staffelfenster 116f., 225, 288, 293 – Stube 92, 99, 117, 151, 225, 288–296, 299, 315, 317, 326f., 346, 349, 362f., 382, 394, 396 – Täfer 117, 127, 131, 142, 290–293, 296, 299, 308, 310, 315, 317, 319, 329–331, 337, 341, 344f., 360, 362–365, 367, 369f., 382, 394, 445 (Anm. 421), 451 (Anm. 653) – Tapete (aus Papier) 340, 370, 372f., 379, 380–382 – Tapisserie 372f. – Treppenturm 131, 147, 295–298, 340, 446 (Anm. 454, 459) – Wandbespannung 306, 340, 372f., 378, 386 – Wendeltreppe 62, 295–298, 382, 384
Aveline, Antoine (1691–1741), Kupferstecher 54
d'Aviler, Augustin Charles (1653–1701), Architekt 141f., 145, 147, 385, 387, 389f.

B

Baader, Friedrich, Bauinspektor 156, 256, 259
Bachlettenquartier 166
Bachofen – Johann Heinrich, Hafner 396 – Johann Jakob (1815–1887), Altertumsforscher/Jurist 241f. – Martin (1727–1814), Seidenbandfabrikant 149, 380, 399
Backes, Martina (*1958), Germanistin 246
Backstein 26, 174, 185, 208, 278–281, 286, 292, 305
Bacon, Francis (1561–1626), Philosoph/Staatsmann 22, 31
Baden AG, Rathaus 350f.
Baden-Hachberg (oder Hochberg), von, Markgrafen 90, 96
Badenweiler, Heinrich von, Graf 90
Badestube 108f., 257f. – Hedewigs 109 – Manheits 102 – Murhards 109
Baer, Casimir Hermann (1870–1942), Kunsthistoriker 192
Bahnhof – Badischer 158, 160f., 163, 174, 177f., 203, 270 – Centralbahnhof/Bahnhof SBB 97, 133, 158, 160–162, 164, 168, 176f., 209, 237, 241, 344 – Französischer/Elsässer- 59, 62, 158, 160f. – Güterbahnhof/Rangierbahnhof 160, 209, 274, 276 – St. Johann 209, 275
Balmer, Wilhelm (1837–1907), Maler 229, 313
Bamberg D 35, 74
Bär, Gottlieb, Coiffeur 231
Barbari, Jacopo de' (zw. 1440 u. 1470–vor 1516), Maler 22, 44, 48

Bardet, Gaston, Architekt 203
Bargetzi, Urs (1794–1865), Steinmetz, Solothurn 236f.
Barker, Robert (1739–1806), Maler 59
Bar-sur-Aube F 91
Bartholdi, Frédéric-Auguste (1834–1904), Bildhauer, Colmar F 241
de Bary, Seidenbandfabrik (gegründet 1753) 158
Basler Chemische Fabrik (BCF) 174
Battier, Felix (erwähnt 1732), Kaufmann 147
Baudoin, Marguerite, Witwe von Jean Formont de La Tour 143
Bauhin, Caspar (1560–1624), Arzt/Botaniker 128
Baumeister, Reinhard (1833–1917), Bauingenieur, Hochschullehrer 167, 177
Baumgartner, Wilhelm, Unternehmer 185
Baumgartnerhäuser 184f., 282, 304f., 410, 444 (Anm. 356)
Baur – Franz (1864–1931), Maler 228, 313, 341, 343 – Hermann (1894–1980), Architekt, Basel 184, 186, 198, 201
Bautechnik und Baumaterial – Alpnacher Quarzsandstein 267 – Brandmauer 104, 124, 165, 230, 248f., 280, 283, 285f., 289, 317, 319, 325, 445 (Anm. 386) – Bretterbälkchendecke 290f., 299 – Buntsandstein 170, 278 – Dachdeckung 280 – Dachwerk 91, 99, 103, 115, 280, 288, 292, 294 – Flachdach 169, 185f., 208 – Fugenstrich 279, 317 – Hourdisdecke, Steineisendecke 281 – Kalkstein 235f., 266, 278 – Kappengewölbe 281 – Kiesel, Rheinkiesel, Wacken 92, 104, 212, 264, 266f., 278f., 288 – Kratzputz 185, 282 – Makadam 251, 266f., 274 – Masselloverfahren 310 – opus spicatum/Fischgrätverband 279 – Patronierung 394, 398, 401 – Pflästerung 102, 104, 163, 263f., 267, 288 – pietra rasa 279 – Pultdach 112, 282, 284f. – Satteldach 143, 174f., 185, 191, 282, 285, 292 – Schindel 92, 102–104, 257, 285, 417 (Anm. 120), 423 (Anm. 231, 237), 424 (Anm. 241) – Schwarzlot 349, 359 – Silbergelb 349, 359 – Solothurner Kalkstein 236, 266 – Spritzdecke 322f. – Stacco-/Distaccoverfahren 308, 310 – Steinbau 72, 74, 77f., 82, 86, 92, 278f., 283 – Strappoverfahren 309f. – Teer 174, 267, 442 (Anm. 268) – Tonnengewölbe 281, 288, 319 – Trass, Puzzolan 282 – Überfangglas 349 – Verblendmauerwerk 281 – Vögtlinshofer Sandstein 266f. – Wiesentäler Sandstein 278
Beaujon, Nicolas (1718–1786), Bankier 381
Beaune F, Hôtel-Dieu 302
Bechimer, Anna (erwähnt 1519) 439 (Anm. 133)
Beck – Hans Heinrich (erwähnt 1694), Kaufmann 329 – Hans Jacob (erwähnt 1613) 355 – Jacob Christoff (1711–1785), Historiker/Theologe 135 – Theobald (erwähnt 1564), Lohnherr 351f. – Theophil (1814–1903), Zeichner/Kupferstecher 432 (Anm. 672)
Becksmann, Rüdiger (1939–2012), Kunsthistoriker 253
Beham, Hans Sebald (1500–1550), Maler/Kupferstecher 416 (Anm. 115)
Behling, Lottlisa (1909–1989), Kunsthistorikerin 331
Behrens, Peter (1868–1940), Architekt 208
Belgrad SRB 31
Bell, Alexander Graham (1847–1922), Audiologe/Erfinder 273
Bellini, Gentile (um 1429–1507), Maler 437 (Anm. 39)
Bellinzona TI 34
Benckiser, Gebrüder, Eisenwerke und Maschinenfabrik, Pforzheim D (ab 1855) 252
Bercher, Emil (1883–1964), Architekt 191
Berckmüller, Karl Joseph (1800–1879), Architekt 158
Berkemeier, Marie-Claire (1947–2008), Kunsthistorikerin 325
Berlin D 156, 164, 170, 180, 183, 208, 265–268, 305, 402
Bern 26, 33f., 83, 102, 143, 150f., 158, 193f., 234f., 262, 280, 283, 342, 346, 350, 370, 396 – Münster 348
Berner Bilderchronik (1470/71) 40f.
Berner Schilling/Amtliche Berner Chronik 41f.
Bernini, Gian Lorenzo (1598–1680), Architekt/Bildhauer 141
Bernoulli – Familie 127 – Hans (1876–1959), Architekt, Basel 29, 33, 166, 180f., 183f., 189–191, 201, 205, 305
Berri, Melchior (1801–1854), Architekt, Basel 143, 155, 158, 166, 218, 236f., 431 (Anm. 632), 432 (Anm. 665)
Berthold von Pfirt (12./13. Jh.–1262), Bischof von Basel 88
Bertold V. (um 1160–1218), Herzog von Zähringen 83
Bertolf, Hans (1907–1976), Fotograf 194
Berufe – Bäcker 104, 112, 114, 286 – Bettler, Hausierer 107f. – Bildschnitzer 310, 360, 364, 369 – Brückenmeister 265 – Gerber 111, 256, 286, 294 – Glaser 310f., 348 – Glockengiesser 114 – Hafner 100, 112, 114, 394, 396, 399 – Schmied 286 – Schneider 225, 286, 289 – Schröter 287 – Seidenweber, Bandweber 126, 158, 173f. – Stempelschneider 311 – Tischmacher 127, 135, 360 – Totengräber 107, 263 – Waffenschmied 112 – Weber 256
Besançon F 102, 151, 442 (Anm. 274)
Biel BE 73, 156
Bildersturm 92, 118, 135, 228, 234, 346, 348
Bilfinger, Bernhard (1829–1897), Ingenieur, Mannheim D 173
Binningen BL 87, 130
Birck, Sixtus (1501–1554), Lehrer/Dramatiker 245
Birkner, Othmar (1937–2020), Architekt 303f.
Birmann, Peter (1758–1844), Maler 150
Birsfelden BL 204
Birsigmündung 74, 78, 82, 212, 224, 256
Birsigtal 72, 76, 94, 97f., 100, 108, 175, 180, 212, 243, 256, 259, 262
Birsigüberwölbung 100–102, 112, 122, 171, 201, 240, 254, 300f., 423 (Anm. 222), 425 (Anm. 322)
Bischoff – Achilles (1795–1867), Kaufmann/Gründer Aktiengesellschaft SCB 160 – Nikolaus (auch: Episcopius) (1501–1564), Buchdrucker 125 – Peter (1763–1836), Seidenbandfabrikant 158
Bischofsstadt 25
Blanchard, Armand (1779–1862), Bürgermeister von Mülhausen F 443 (Anm. 316)
Blondel – François (um 1618–1686), Architekt, Paris F 141 – Jacques-François (1705–1774), Architekt/Architekturhistoriker 141 – Jean-François (1683–1756), Architekt 143 – Merry-Joseph (1781–1853), Maler 381
Blumer, Curt Peter, Architekt 200
Bock, Hans d. Ä. (um 1550–1624), Maler, Basel 45, 63f., 109, 133, 136f., 227f., 264, 289, 309f., 312, 328f., 419 (Anm. 177)
Böcklin, Arnold (1827–1901), Maler, Basel 341
Bodenehr, Gabriel (1664–1758), Kupferstecher/Verleger 54
Bodensee 90, 158, 308, 324
Bodmer, Rudolf (1771–1841), Hafnerwerkstatt, Zürich (1849 Bodmer & Biber) 401
Boethius, Anicius Manlius Severinus (um 480/85–zw. 524 u. 526), Philosoph 396
Bogdanović, Bogdan (1922–2010), Architekt/Bürgermeister von Belgrad SRB 31
Böhmer, Markus (*1960), Bildhauer, Birsfelden BL 99
Boito, Camillo (1836–1914), Architekt/Schriftsteller 31
Bollag, Robert (erwähnt 1932), Architekt 231
Bologna I 33, 105, 263
Boltz, Valentin (vor 1515–1560), Pfarrer/Autor/Dramatiker 245f.
Bonjour, Edgar (1898–1991), Historiker 120
Bornemann, Hans (um 1420–um 1474), Maler, Hamburg D 43
Bos, Cornelis (um 1506/10–vor 1555), Kupferstecher/Verleger 449 (Anm. 568)
Botta, Mario (*1943), Architekt 218
Bottmingen BL 87, 131
Boucher, François (1703–1770), Maler/Zeichner/Kupferstecher 340f., 378
Bourges F, Hôtel de ville 446 (Anm. 454)
Braillard, Maurice (1879–1965), Architekt, Genf 305
(Stadt-)Brand 68, 81f., 92, 95, 101–104, 115, 138, 258, 264, 278–280, 285, 302, 333, 394, 423 (Anm. 222, 230), 433 (Anm. 692)
Brand, Hans (1552–1576), Maler 227, 339, 355
Brandan, hl. (483–577 oder 583), Priester/Klostergründer 75
Brandmüller, Johannes (erwähnt 1682), Buchhändler 428 (Anm. 447)
Brandversicherung 155, 274
Bratteler, Rosa (1886–1960), Bildhauerin 238
Braun, Georg (1541–1622), Theologe/Kanoniker/Herausgeber 43, 45, 47, 417 (Anm. 125)
Braunfels, Wolfgang (1911–1987), Kunsthistoriker 121
Bräuning Leu Dürig (tätig ca. 1930er–1950er-Jahre), Architektenbüro, Basel 232
Braunschweig D 193, 203, 416 (Anm. 87) – Rathaus 117
Brechbühl, Otto (1889–1984), Architekt 193
Breiter, Martin (gen. Vulmartin) (erwähnt 1610) 130

Breuer, Tilmann (1931–2022), Kunsthistoriker/Bayerischer Landeskonservator 35
Brilinger, Hieronymus (1469–um oder nach 1535), Domkaplan 87, 245
Brinckmann, Albert Erich (1881–1958), Kunsthistoriker 26, 415 (Anm. 58), 438 (Anm. 101)
Bringolf, Hermann (1850–1925), Kantonsingenieur Basel-Stadt 266
Briseux, Charles-Étienne (1680–1754), Architekt/Architekturtheoretiker 141, 144f., 147
Brotbank 80, 83
Brotmeisterin, Hedwig (erwähnt 13. Jh.) 88
Bruchstein 267, 278f., 286, 316
Brücken – Barfüssersteg 122 – Birsigbrücke am Kornmarkt 84, 101, 423 (Anm. 211) – Birsbrücke bei St. Jakob 41 – Birsigbrücke Schifflände 148 – Birsigbrücke Stadthausgasse 113 – Brückenkopf in Grossbasel 40 – Brückenkopf in Kleinbasel 40, 83f., 241, 243, 272, 442 (Anm. 248) – Dreirosenbrücke 17, 175, 190, 203, 217, 274f. – Eisenbahnbrücke 156, 158, 162, 167, 173, 190, 215 – Johanniterbrücke 17, 156, 162, 167, 172f., 215 – Rheinbrücke (Mittlere Brücke) 18, 24, 38–40, 43, 45, 54, 78, 81, 83f., 148, 171, 173, 189, 212, 214–216, 244, 254, 264f., 274, 343, 421 (Anm. 68), 430 (Anm. 551), 442 (Anm. 287) – Rheinbrücke In der Breite («Hallwylbrücke») 190, 201 – St. Albanthor-Brücke 167 – Totentanzbrücke 190, 201 – Wettsteinbrücke 24, 53, 156, 162, 167, 172f., 215f., 241, 252
Brücken (nicht in Basel) – Rheinbrücke bei Rheinfelden 83 – Rheinbrücke zw. Waldshut und Koblenz 158, 431 (Anm. 631)
Bruckner, Daniel (1707–1781), Ratssubstitut 54, 153, 416 (Anm. 101)
Brückner, Wolfgang (*1930), Kulturwissenschaftler 238
Bruderholz 68, 130, 178f., 198f., 272, 274, 297
Bruderschaft 81, 92, 118, 220, 310, 425 (Anm. 310), 448 (Anm. 525)
Brügge B, Sint-Jans-Hospital 302
Brun, Donald (1909–1999), Grafiker 230
Bruni, Leonardo (um 1369–1444), Humanist/Staatskanzler von Florenz I 36
Brunn, Morand von (erwähnt 1486, †1513), Junker 364
Brunnen und Brunnwerke – Abwasserbrunnen 259, 261 – Affenbrunnen 234, 236 – Allschwilerplatzbrunnen 438 (Anm. 90) – Antonierhofbrunnen 236f. – Aspwerk 260 – Barfüsserplatzbrunnen 236 – Basiliskenbrunnen 137, 234, 237 – Birskopfbrunnen 438 (Anm. 93) – Birsstrassenbrunnen 438 (Anm. 91) – Bremer-Stadtmusikanten-Brunnen 238 – Brunnen an der Waisenhausmauer 438 (Anm. 88) – Burghofbrunnen 234–236, 438 (Anm. 78) – Delphinbrunnen 438 (Anm. 93) – Denkmalbrunnen 238 – Dreizackbrunnen 236 – Elisabethenbrunnen 236 – Fasnachtsbrunnen 238 – Fischmarktbrunnen 75, 102, 109, 154, 195, 259, 261, 438 (Anm. 74), 439 (Anm. 133) – Gerberbrunnen 136 – Grellingerwasser 237, 273f. – Gremperbrunnen 236 – Gundolzbrunnen 227 – Holbeinbrunnen 234–236 – Jakobusbrunnen 438 (Anm. 74) – Jubiläumsbrunnen Kleinhüningen 438 (Anm. 89f.) – Kleiner Fischmarktbrunnen 234, 236 – Kornmarktbrunnen 102, 234, 259, 423 (Anm. 218) – Langer-Loh-Brunnen 438 (Anm. 90) – Munimattbrunnen 236 – Münsterwerk 255f., 260 – Offenburgerhofbrunnen 236f. – Ölbergbrunnen 236 – Petersbrunnen 259 – Physikgebäude-Brunnen 438 (Anm. 89) – Pisonibrunnen 235 – Quellbrunnen 261 – Quelle 259 – Rathausbrunnen 260 – Rebhausbrunnen 236 – Rehebrunnen 438 (Anm. 93) – Rhein- und Wiesenbrunnen 438 (Anm. 92) – Riehenwerk 260 – Samson-und-Delilah-Brunnen 235 – Schalenbrunnen 233 – Schwarzadlerbrunnen 236 – Sevogelbrunnen 234, 342 – Sodbrunnen/Grundwasserbrunnen 233, 235, 259 – Spalenwerk 260 – Springbrunnen Aeschenplatz 274 – Steblinbrunnen 235f. – Steinbockbrunnen 438 (Anm. 91) – Steinenwerk 260 – Stockbrunnen 51, 233, 235, 237, 261 – Teuchel, Teuchelweiher 233, 257, 259–261, 273, 280, 441 (Anm. 203) – Urbanbrunnen 438 (Anm. 74) – Vierlindenbrunnen 235, 237 – Vrenelibrunnen 241 – Webernbrunnen 236 – Wettsteinbrunnen 240f. – Widderkopfbrunnen 234–236 – Zwerg-Nase-Brunnen 238
Brunner, Otto (1898–1982), Historiker 222
Brüssel B, Rathaus 355
Bry – Johann Theodor de (1561–1623), Kupferstecher/Verleger 48 – Maria Magdalena de (†1645) 48
Bubeck, Wilhelm (1850–1891), Architekt 132, 237f., 312, 448 (Anm. 543)
Buch, Felicitas, Denkmalpflegerin 34
Büchel – Emanuel (1705–1775), Zeichner 53–55, 57, 83, 98, 116, 143, 145, 148, 154f., 226, 259, 306, 393, 416 (Anm. 101), 428 (Anm. 478), 429 (Anm. 535f.) – Johann Ulrich (1753–1792), Baumeister 303
Bücher, Karl (1847–1930), Nationalökonom 166, 175
Büchi, Tobias (*1974), Architekturhistoriker 135
Bundesfeier 240, 247f., 343
Burckhardt – Carl (1878–1923), Bildhauer 238 – Emanuel (erwähnt 1790), Zeichner 151 – Gedeon (1774–1848), Wechselmakler 380 – Jacob (1818–1897), Historiker/Kunsthistoriker 238, 240, 306, 353 – Johann Rudolf (1750–1813), Seidenbandfabrikant 147, 150, 153, 288, 380 – Johannes (1694–1753), Herausgeber des Avis-Blatts 152 – Lucius (1925–2003), Soziologe 204, 404
Burckhardt, Maschinenfabrik/Sulzer-Burckhardt 169
Burckhardt-Merian, Christoph (erwähnt 1790) 380
Burckhardt-Werthemann, Daniel (1863–1949), Kunsthistoriker 138
Burckhardt-Zaeslin, Samuel (1692–1766), Kaufmann/Bankier 143, 145
Burgdorf BE 26, 109, 280, 420 (Anm. 47), 446 (Anm. 448)
Bürgeln D, Kloster 83
Bürgerstadt 25
Bürgi, Louis (erwähnt 1883–1885), Bildschnitzer 369
Bürgin, Emil (1848–1933), Ingenieur 271
Burgunderkrieg 41
Burgundische Pforte 68, 214
Buri, Samuel (*1935), Maler 230
Bürklein, Friedrich (1813–1872), Architekt 431 (Anm. 636)
Buxtorf, Andreas (1740–1815), Kaufmann 153

C
Caesar, Julius (100 v. Chr.–44 v. Chr.), römischer Kaiser 136
Calamé, Louis (1831–1874), Bauinspektor 164f.
Calatrava, Santiago (*1951), Architekt 215
Calderini, Familie 127
Cantiuncula, Claudius (zw. 1490 u. 1499–1549), Jurist 124
Carcassonne F 33
Carlone, Giovanni Battista (1640/42–1718/21), Stuckateur, Scaria/Val d'Intelvi I 387
Carouge GE 73
Castelli, Gian Antonio (um 1570–um 1640), Stuckateur 384
Castiglione, Familie 127
Celle D, Schloss 387
Celtis, Konrad (1459–1508), Humanist, Nürnberg D 38
Cesarini, Giuliano de' (1398–1444), Kardinal 36, 94, 109
Chalon-sur-Saône F 90
Chaperon, Paul-Romain (1808–1879), Ingenieur 158
Charivari 222
Charta von Athen 189
Chemische Industrie in Basel (Ciba) 174f., 207, 218, 433 (Anm. 705f.)
Cherler, Paul (1541–1600), Pfarrer/Dichter 45, 417 (Anm. 126)
Cholera 28, 65, 161, 250, 263, 265, 274, 403
Christ, Rudolf (1895–1975), Architekt 191
Christ & Gantenbein, Architekturbüro, Basel 66
Christaller, Walter (1893–1969), Geograf 419 (Anm. 3)
Chronik der Eidg. Städte, Johannes Stumpf 46, 85
Chronik Silberysen 42
Chunradus, Brunnmeister (erwähnt 1291) 441 (Anm. 202)
Chunradus de Chornmergit (erwähnt 1193) 423 (Anm. 203, 208)
Chur GR 370
Cicero, Marcus Tullius (106 v. Chr.–43 v. Chr.), römischer Politiker/Philosoph 136, 396
Civitates Orbis Terrarum 43, 45, 47
Clavel, Alexander (1805–1873), Seidenfärber/Industrieller 174
Clerici, Giuseppe Maria (1701–1761), Stuckateur, Meride TI 386
Cluny F, Kloster 75, 332
Code civil 286
Colbert, Jean-Baptiste (1619–1683), französischer Staatsmann 141
Colmar F 64, 241, 266, 312
Comano TI 382

Como I 299
Congrès International d'Architecture Moderne (CIAM) 185, 189
Conzen, Michael Robert Gunter (1907–2000), Geograf 26, 30, 443 (Anm. 337)
Corboz, André (1928–2012), Kunsthistoriker 30, 156, 443 (Anm. 337)
Corippo TI 33
Cornu, Jean Alexis (1755–1807), Maler 442 (Anm. 274)
Corpus Vitrearum Schweiz 18, 346
Cosmographia/Kosmographie 45–47, 245, 330
Coudert, J. M. (erwähnt um 1770), Tapisserienhändler, Nancy F 372, 452 (Anm. 718)
Cuntzman und Lutolt, Edelknechte, Brüder von Mulnheim BE(?) 423 (Anm. 218)
Curione, Celio Secondo (1503–1569), Humanist 128
Curjel, Robert (1859–1925), Architekt 171

D

Damaskus SYR 36
Dampfschiff/-fahrt 212, 214, 275
Danzig PL, Rechtstädtisches Rathaus 418 (Anm. 139)
dark earth 68, 72
Darstellungsinhalte – Altes Testament 326, 355 – Amor und Psyche 381 – Antiochus und Stratonica 340 – Architekturfenster 353, 359 – Bandelwerk 389–392, 400 – Bellerophon 227 – Calumnia/Verleumdung 137 – Chinamode, Chinoiserie 377f. – Commedia dell'Arte 375f. – Drache 362 – Ecclesia und Synagoge 352f. – Einhornjagd 326 – Elisabeth von Thüringen (1207–1231), Landgräfin/Heilige 170, 236 – Engel 136, 242, 318, 360, 364 – Erdbebenbild 94, 309 – Eule 328 – Evangelistensymbol 363 – Fabelwesen/-tier 316, 326f., 337, 351 – Gerechtigkeitsbild 136, 312, 328, 355 – Gesslers Tod 228 – Girlande 235, 313, 336–339, 382, 386, 392, 400 – Götter, antike 329, 355 – Granatapfelmuster 372 – Heidnischwerk 107, 370 – Inschrift 40, 48, 53, 62, 94, 106, 111, 135f., 225, 228–230, 236, 239, 284f., 291, 297, 303, 311, 321, 325f., 328f., 336f., 339f., 351f., 355, 367, 391, 394, 396, 450 (Anm. 592) – Jagddarstellung 226, 316, 326f., 337, 365, 374, 376, 449 (Anm. 588), 450 (Anm. 591) – Jakobsleiter 340 – Jakobus der Ältere, Apostel 303 – Josefsgeschichte 326 – Jüngstes Gericht 326 – Justitia 136f., 382, 384, 401 – Kirchenväter 363 – Kreuzigung 315, 326 – Landschaft, arkadisch 331, 340, 375 – Landschaftsdarstellung 54, 59, 319, 330f., 340, 344f., 374–376, 378, 381, 392f., 396 – Liebesgarten 315, 318, 326f., 329, 450 (Anm. 591) – Maria, Stadtpatronin 94, 99, 234 – Marterwerkzeuge Christi 364 – Midas, König 137 – Mythologie 355 – Paris, Urteil des 329 – Pegasus 228 – Pygmalion 22, 227 – Ranke 296, 308, 310f., 313, 315f., 323, 325, 327–329, 331–333, 335–338, 343, 362, 364, 369, 380f., 387, 389–391, 393 – Rocaille 345, 389, 391–393 – Rütlischwur 228 – Spinnerin 229, 328 – St. Christophorus 234, 310 – St. Georg 234 – St. Heinrich und St. Kunigunde 136f., 234 – St. Jakobus 234 – St. Johannes der Evangelist 234 – St. Katharina 312 – St. Magdalena 312 – St. Petrus 234 – St. Urban 234 – Terminus 353 – Totentanz, Klingental 54, 116; Prediger 54, 116, 308 – Tugenddarstellung 324, 328f., 340, 352, 355f., 365, 382, 401 – Verkehrte Welt/Hasenjagd 327, 364, 450 (Anm. 591) – Wilde Leute 136, 327, 370 – Zentaur 362
Dehio, Georg Gottfried (1850–1932), Kunsthistoriker 31, 197, 415 (Anm. 62)
Delsberg JU 280
Denfeld, Paul (1934–2025), Restaurator 308
Denkmalbereich/secteur sauvegardé 32
Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland 35
Dickens, Charles (1812–1870), Schriftsteller 179
Diener, Marcus (1918–1999), Architekt 232
Diessenhofen, Heinrich von (um 1300–1376), Chronist 115
Dietrich, Emil (1844–1912), Bauingenieur 266
Dietterlin, Wendel (1550/51–1599), Baumeister, Strassburg F 367
Dinkelberg BS 278
Dittlinger, Heinrich (um 1440–1478/79), Chronist 41
Dole 248f., 259, 262f., 266, 274, 441 (Anm. 220, 229)
Dolff-Bonekämper, Gabi (*1952), Kunsthistorikerin 402
Dollfus – Gaspard (1812–1889), Ingenieur 174, 268 – Nicolas (erwähnt 1792), Tapetenfabrik 453 (Anm. 761)
Domkurie 123, 149, 284, 326
Donzé, Numa (1885–1952), Maler 230, 344f.
Doppler – A. & K., Architekten 196 – Gustav (1828–1914), Architekt 171, 186
Doubs 68
Dreispitz 276
Dreissigjähriger Krieg 22, 118, 120, 127f., 134–136, 138, 384
Ducerceau, Jacques Androuet (1510/20–1585/86), Baumeister/Theoretiker 365
Dufour, Joseph (1757–1827), Tapetenmanufaktur, Mâcon/Paris F 380f., 453 (Anm. 761, 763)
Duggingen BL 273
Dürer, Albrecht (1471–1528), Maler 31, 56, 137, 235f., 312
Durlach D 142f.
Dürr (oder Turner), Hans (erwähnt 1504–1511), Bildhauer 234, 438 (Anm. 73)
Düsseldorf D, Altes Rathaus 446 (Anm. 454)
Dvořák, Max (1874–1921), Kunsthistoriker 31

E

E. Vischer & Fueter (aktiv –1901), Architekturbüro 287, 326, 369f.
Eberhard I. (um 973–1040), Bischof von Bamberg 74
Eberler, Mathis († 1501), Junker 318f.
Ebi, Fritz (1889–1961), Baudirektor 186, 198
Eckenstein, Ernst (1885–1960), Architekt 208
Eckenstein & Kelterborn, Architekturbüro 208
Effner, Karl (von) (1831–1884), Münchner Hofgärtner 164, 242, 431 (Anm. 611)
Egeler, Ernst (1908–1978), Architekt 434 (Anm. 776)
Egger, Hans (1903–1973), Bauunternehmer 231
Eggert, Franz Xaver (1802–1876), Glasmaler, München D 357
Ehrich, Susanne (*1977), Historikerin 31
Eichenberger, Walter (1885–1969), Baupolizeiinspektor 182, 434 (Anm. 744)
Eichin, Bettina (*1942), Bildhauerin 243
Eidenbenz – Hermann (1902–1993), Grafiker 193 – Reinhold (1907–1988), Fotograf 194
Eidgenössische Chronik, Werner Schodoler 42
Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege 34
Einsiedeln SZ, Kloster 121
Eintritt Basels in die Eidgenossenschaft 42, 92, 110, 116, 118, 220, 245, 247, 342f., 360
Eisenlohr, Friedrich (1805–1854), Architekt 161
Elias, Norbert (1897–1990), Soziologe 142
Elisabethenanlage 166, 242
Elisabethenvorstadt 85, 97
Ems, Rudolf von (um 1200–1254?), Epiker 39
Engels, Friedrich (1820–1895), Philosoph/Gesellschaftstheoretiker 179
Ensemble 32, 34f.
Ensisheim F, Habsburgisches Regierungsgebäude 446 (Anm. 454)
Episcopius siehe Bischoff
Eppens, Hans (1905–1988), Maler/Grafiker 192
Eptingen, von, Familie 90
Erasmus von Rotterdam (1466/69–1536), Humanist 56, 107, 118, 120, 124f., 127f., 135, 292, 339, 353f.
Erdbeben 1356 40, 75, 78, 81, 84, 92, 94–98, 100–102, 115f., 118, 212, 225, 252, 258, 260, 279f., 282, 284–286, 299, 311, 346, 362, 417 (Anm. 123)
Erhart (17. Jh.), Hafnerwerkstatt, Winterthur ZH 396
Erlach, Franz Ludwig von (1574–1651), Schultheiss von Bern 384
Erlacher, Johannes (1725–1813), Bierbrauer 152
Erni, Hans (1909–2015), Maler, Luzern 32
Esperlin, Joseph (1707–1775), Maler 340, 393
Essenwein, August (1831–1892), Bauhistoriker/Direktor des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg D 276
Etzel, Karl von (1812–1865), Oberingenieur SCB 160
Euklid von Alexandria (3. Jh. v. Chr.), Mathematiker 396
Euler, Leonhard (1707–1783), Mathematiker, Basel 160
Europäisches Denkmalschutzjahr 33f., 206
Explosion eines Pulvermagazins 44
Ezelin († 1082), Domkanoniker 75

F

Fabri, Felix (1438/39–1502), Dominikaner 96, 262
Fabricius, Georg (1516–1571), Rektor der Dresdner Fürstenschule 125
Fackler, Willi (1905–1997), Ingenieur, Basel 189
Faesch – Emil (1865–1915), Architekt, Basel 177 – Johann Rudolf (1669–1748), Jurist 143
Falkner, Rudolf (1827–1898), Geometer, Baudirektor 64f., 80, 95, 101, 165, 168, 172, 248, 255, 257, 262, 266, 282f., 406, 408, 432 (Anm. 657), 444 (Anm. 362)

Fäsch – Remigius (1541–1610), Bürgermeister 110 – Tapezierer (erwähnt 1764) 380
Fasnacht 18, 244f., 248, 359, 439 (Anm. 121, 147) – Böse (1376) 223
Faulhaber, Johann (1580–1635), Festungsbaumeister 134
Fazy, James (1794–1878), Genfer Politiker 156
Fechter – Daniel Albert (1805–1876), Lehrer/Historiker 104, 109, 263, 423 (Anm. 218), 441 (Anm. 201, 203), 447 (Anm. 464) – Johann Jakob (1717–1797), Ingenieur/Baumeister 54, 138, 143, 145, 147, 149, 155, 256, 303, 306, 399, 440 (Anm. 150)
Felix V. (1383–1451), Gegenpapst 36, 110
Felix, Regula, Exuperantius, Zürcher Stadtheilige 43
Fenis, Burkhard von (um 1040–1107), Bischof von Basel 68, 74–76, 78
Ferrara I 36
Festungsstadt 25
Feuerrecht 286
Feyerabend, Franz (1755–1800), Maler 60, 62
Fiechter, Gustav Arnold (1897–1943), Maler 344
Fiorentino, Rosso (1495–1540), Maler 382
Fiorese, Heinz (1913–1992), Bildhauer/Maler/Grafiker 238
Flamand – Claude (1570–1626), Festungsbaumeister 134 – Jean (1597–1634), Festungsbaumeister 134
Florenz I 22, 36, 44, 117, 263
Floris de Vriendt – Frans (1515/20–1570), Maler 329 – Jacob (1514–1575), Grafiker 321
Floss, Flösser, Flösserei 83, 212, 214, 257, 280
Flötner, Peter (um 1490–1546), Baumeister/Goldschmied/Grafiker/Bildschnitzer 323
Flück, Victor (1862–1941), Kantonsbaumeister Basel-Stadt (1895–1900) 168f.
Fontainebleau F 353, 382
Fontanilles, Enrique (*1951), Künstler 244
Forcart, Familie 127
Formont de La Tour, Jean († 1720), Graf 143
Frank, Johann Peter (1745–1821), Arzt 265
Frankfurt am Main D 48, 50f., 90, 125, 150, 158, 173, 185, 190, 214, 272, 281, 328, 331f., 340, 374, 378
Franz I. (1494–1547), französischer König 382
Franz I. (1768–1835), österreichischer Kaiser 294
Freiburg im Breisgau D 26, 121, 127, 161, 170f., 190, 195, 228, 258, 283, 359 – Münster 114, 170
Freiburg im Üchtland 26, 262, 308, 317, 370
Freimaurer 138, 153
Freuler, Kaspar (um 1595–1651), Gardeoberst, Näfels GL 384
Frick, Familie 90
Friedrich I. Barbarossa (um 1122–1190), Kaiser 82, 88
Friedrich II. (1194–1250), König 81f.
Friedrich III. (1415–1493), Kaiser 106
Friedrich VII. Magnus (1647–1709), Markgraf von Baden 142
Friedrich Wilhelm (1620–1688), Kurfürst von Brandenburg 267
Frisch, Max (1911–1991), Architekt/Schriftsteller, Zürich 204
Frisching, Franz Rudolf (1733–1807), Inhaber der Fayence-Manufaktur, Bern 150, 396
Froben – Hieronymus (1501–1563), Buchdrucker 125, 297 – Johannes (um 1460–1527), Buchdrucker 56, 124f., 339, 343, 401
Froburg – Ludwig II. von (erwähnt 1145–1179), Bischof von Basel 87 – Ortlieb von (vor 1136–1164), Bischof von Basel 87
Frohweis (auch: Fröwis), Johann Martin († 1795), Stuckateur, Lauterach bei Bregenz A 150, 384–386, 391–393, 446 (Anm. 446)
Fronwaage 75, 300, 420 (Anm. 37)
Fröweler («zu Ehrenfels»), Achtburgerfamilie 91
Fröwler, Theophil (erwähnt 1682), Barbier 295
Fuchs, Leonhard (1501–1566), Botaniker 129
Fueter, Eduard (1845–1901), Architekt, siehe E. Vischer & Fueter
Füglin, Johann (1533–1579), Professor 355
Füglister, Hans (*1949), Historiker 124
Fünfergericht 81, 88, 96, 248, 286, 421 (Anm. 112), 444 (Anm. 382), 445 (Anm. 388f.)
Funk, Möbelmanufaktur, Bern 151
Fussgänger 201, 220, 266, 442 (Anm. 259)

G

Gadamer, Hans-Georg (1900–2002), Philosoph 142
Galenus von Pergamon (128/31–199/216), Arzt 356
Gallizian, Gebrüder (15./16. Jh.), Papierfabrikanten 257
Gantner, Joseph (1896–1988), Kunsthistoriker 25
Ganz – Paul (1872–1954), Kunsthistoriker 346 – Paul Leonhard (1910–1976), Kunsthistoriker 346, 348, 362
Garnisonsstadt 25
Gartenstadt 179, 183, 193, 202, 251
Gärtner, Friedrich von (1791–1847), Architekt 161
Gasfabrik/-werk 68, 71, 158, 166, 174, 267f., 274f.
Gaslaterne 252, 268, 271, 442 (Anm. 278)
Gasometer 268, 274
Gasthof, Gasthaus, Herberge 83, 105, 107f., 147, 158, 207, 229, 263
Gattaro, Andrea (erwähnt 1433–35), venezianischer Gesandter beim Basler Konzil 110, 112, 327, 370, 418 (Anm. 145)
Gaupner, Christoph (1683–1760), Komponist 340
Gebhard I. (1547–1601), Erzbischof von Köln 353
Gebr. J. & C. Schneider, Firma, Hamm/Westfalen D 269
Geering, Traugott (1859–1932), Ökonom/Historiker 112, 126
Geiger, Johann Martin (1656–1731), Maler 451 (Anm. 667)
Geigy – Johann Rudolf (1830–1917), Fabrikant 174 – Karl (1798–1861), Gründer Aktiengesellschaft SCB 160
Gellert/-quartier 114, 165, 244f.
Gellertareal 200f.
Gelpke, Rudolf (1873–1940), Ingenieur 212, 275
Genath, Johann Jakob d. Ä. (1582–1654), Universitätsbuchdrucker 125
Genf 73, 106, 143, 147f., 151, 156, 158, 185, 230, 303, 305, 309
Gengenbach, Pamphilius (um 1480–1524/25), Drucker/Autor 245
Genua I 276, 372
Gerber – Armand (1837–1886), Fabrikant 174 – Jean (1809–1884), Fabrikant 174
Gerichtszeichen/-orte 114, 244
Germania illustrata 38
Gerstel, Wilhelm (1879–1963), Bildhauer, Freiburg i. Br. D 241
Gescheid (Flurgericht) 64, 100, 136, 165, 432 (Anm. 656)
Gesellenschiessen 44, 132, 246, 354
Gesellschaften, Vereine – Allgemeine Plakat-Gesellschaft 230 – Basler Baugesellschaft 180, 183, 275 – Basler Wohngenossenschaft 183 – Baugesellschaft für Arbeiterwohnungen 166, 176 – Christoph Merian Stiftung 200, 206, 243, 276 – Collegium musicum 151 – Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft (Bern) 193 – Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) 138, 152f., 166, 312 – Helvetische Gesellschaft 152 – Kämmerlein 152 – Schweizerischer Werkbund 185 – Wohngenossenschaft Albanrheinweg 200 – Wohngenossenschaft Jakobsberg 198
Gessner, Conrad (1516–1565), Arzt/Naturforscher 128
Gewässer – Birsig 75, 84, 86f., 90f., 94f., 97, 100–102, 108, 110, 133f., 148, 202, 241, 252, 254, 256, 262f., 268, 274, 282, 284, 287, 301, 317, 359 – Rümelinbach 108, 256, 258, 262 – Teich 109, 252, 257f., 440 (Anm. 184); Klybeckteich 259; Riehenteich 134, 161, 177, 258; St. Albanteich 163, 256f. – Wiese (Fluss), Wiesental 190, 212, 252, 259, 274f., 278
Gfeller, Arnold (1902–1978), Architekt 194, 201, 276
Giesicke, Barbara (*1952), Kunsthistorikerin 346
Giger – Conrad (1559–1635), Schreiner, Bildschnitzer 369 – Mathis (1568–1640/41), Schreiner/Bildschnitzer 369
Giovannoni, Gustavo (1873–1947), Architekt/Denkmalpfleger 31
Giron, Charles (1850–1914), Maler 342
Glaser – Antoni (um 1482–1551), Glasmaler 300, 346, 348, 350, 355 – Hans Heinrich (um 1585–1673), Maler/Kupferstecher 39, 45, 56, 121, 292, 294, 346
Glockengeläut 220, 245
Glöckliwagen 274
Glückshafenbüchlein 106
Göderitz, Johannes (1888–1978), Architekt/Stadtplaner 202
Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832), Dichter 60, 374, 403
Gohl, Theodor (1844–1910), Architekt 173
Göhner AG, Bauunternehmen 204
Golder, Joseph Augustin (erwähnt 1791), Maler 385
Goltzius, Hubertus (1526–1583), Kupferstecher/Maler 337
Gonzaga, Federico II. (1500–1540), Markgraf von Mantua 382
Götte, J. A. (erwähnt 19. Jh.), Zimmermeister 165
Gottesacker – Äusserer Spitalgottesacker 167, 439 (Anm. 115) – Elisabethengottesacker 166, 439 (Anm. 115) – Friedhof am Hörnli 167, 241f. – Gottesacker vor dem Riehentor/Rosentalanlage

166, 439 (Anm. 115) – Horburggottesacker 167, 174, 241f. – Kannenfeldgottesacker 176, 241 – St. Johanngottesacker 167, 439 (Anm. 115) – Spalengottesacker 166, 439 (Anm. 115) – Spitalgottesacker 167, 439 (Anm. 115) – Theodorsgottesacker 268 – Wolfgottesacker 160, 167, 209, 241, 439 (Anm. 111)
Gottesackerordnung 242
Gottfried, Johann Ludwig (1584–1633), Theologe/Herausgeber/Autor 51
Gotthard/-pass 90, 214, 276
Götz, Jakob (1555–1614), Bürgermeister von Basel/Oberstschützenmeister 325, 351
Grabe, Walter (erwähnt 1972), Verkehrswissenschaftler 206
Graf (17./18. Jh.), Hafnerwerkstatt in Winterthur ZH 396
Graf, Urs (1485–1528), Goldschmied/Maler/Grafiker/Stempelschneider 311f., 346
Gramaccini, Norberto (*1951), Kunsthistoriker 154
Gregor XIII. (1502–1585), Papst 353
Grenzach D 190, 278
Greyerz, Kaspar von (*1947), Historiker 120
Groos, Niclaus (18. Jh.), Kachelmaler 399
Gross, Johannes (1582–1629), Pfarrer zu St. Leonhard, Basel 339
Grossbasler Rheinpanorama 24f., 36, 39, 43, 54, 128, 148, 212, 215, 217f., 242, 247, 297, 402
Grosser Rat 65, 87, 110, 118, 136, 138, 155, 158, 160–162, 166f., 171, 175, 177, 183, 186, 190f., 193, 198, 201, 206f., 249, 266, 274, 326, 404
Grossert, Michael (1927–2014), Künstler 243
Grubenhaus 68, 72
Gruber, Karl (1885–1966), Architekt/Stadtbaumeister 27, 278, 414 (Anm. 30)
Grün 80 207, 242f., 272
Gründungsstadt 27
Grundzins 104, 124
Gruyer, Gilbert (1816–1893), französischer Baron 241
Grynäus, Johann Jakob (1540–1617), Theologe/Antistes 339f.
Gschwind, Franz (*1944), Historiker 78, 92
Guglielminetti, Ernest (1862–1943), Arzt 442 (Anm. 268)
Guise, Constantin (1811–1858), Maler 122, 233, 246, 302
Gundeldingerquartier 168f., 171, 183, 192
Gundoin (um 600–656), Herzog im Elsass 73
Gunzelmann, Thomas (*1958), Geograf 35
Gutscher-Schmid, Charlotte (*1956), Kunsthistorikerin 308

H

Habermas, Jürgen (*1929), Philosoph, Soziologe 218
Habsburg – Albrecht von (1255–1308), König 90 – Anna von (1225–1280), Königin 154 – Rudolf von (1218–1291), König 78, 88–90, 154, 401
Habsburger 82, 120
Hafen 25, 83, 91, 212, 252, 381 – Hafenbahn 274f. – Kleinhüningen 209, 214, 274–276 – St. Johann 274f., 340, 374
Hafengiesser, Barbara (1421–1491), Ehefrau von Mathis Eberler 319
Hahnloser, Hans R. (1899–1974), Kunsthistoriker 346
Haito (762/763–836), Bischof von Basel 68, 72f., 419 (Anm. 16)
Halbeisen, Heinrich (um 1390–1451), Kaufmann 107, 257
Halberstadt D 81
Halbwachs, Maurice (1877–1945), Soziologe/Philosoph 30f.
Han, Familie 348 – Matthäus (nach 1505–vor 1594), Glasmaler 94, 326
Handfeste 81–83, 88f., 91, 421 (Anm. 108)
Händlerstadt 25
Hannong, Paul (um 1700–1760), Fayencemanufaktur Strassburg F 396, 398
Hardegger, August (1858–1927), Architekt, St. Gallen 171
Hardouin-Mansart, Jules (1646 –1708), Architekt 143
Hartmann, Friedrich Wilhelm (1809–1874), Ingenieur 162f., 165, 222
Harzgraben 53, 167, 173
Harzpfanne 267, 442 (Anm. 274)
Hätzler, Clara (um 1430–1476/77), Lohnschreiberin, Augsburg D 109
Hauensteinpass 73
Hauensteintunnel 160, 280
Haufler, Fritz (1885–1956), Glasmaler 359
Hausach im Kinzigtal D 396
Häuser mit Namen – Ackermannshof 322, 339, 448 (Anm. 523) – Alte Kantonalbank 82 – Alter Markgräfischer Hof 315, 317f. – Alumneum 106, 320, 330f., 424 (Anm. 266) – Am Viadukt 180f. – Andlauerhof 149f., 452 (Anm. 716) – Antistitium 149 – Antonierhof 105, 288, 325 – Augustinerschütte 288 – Ballhaus 91, 110, 152, 300 – Bärenfelserhof 126f., 292f. – Bäumlihof/Klein Riehen 143, 145 – Bernoullianum 133 – Bischofshof 290–292, 372 – Blaues Haus 60, 138, 143, 147f., 150–152, 155, 216f., 261, 288, 298, 303, 341, 372, 378, 380, 384–386, 393, 396, 399, 401, 446 (Anm. 446), 455 (Anm. 810) – Brunschwilerhaus 386f. – Burgvogtei 142 – By dem Kunos Tor 332f., 336 – Café Spitz 62, 83 – Dompropstei 226 – Ehrenfelserhof 91 – Eisenburg 296, 310f., 316, 319, 321, 324, 326, 328f., 333, 336 – Engelapotheke 322 – Engelhof 94, 126, 149, 224, 285, 287, 291, 293, 319, 364, 394, 396 – Erlacherhof 297f., 325 – Faesch'sches Haus 340 – Falkensteinerhof 149 – Formonterhof 143 – Gallizianmühle 333, 362, 370 – Globus 231 – Griebhof 283f. – Gundeldinger Schlösser 130f., 297, 308, 329, 389 – Hattstätterhof 279 – Hohenfirstenhof 134, 297, 319f. – Hohes Haus 320, 381 – Holsteinerhof 369, 386, 391 – Hotel Basel 206 – Hotel Dreikönige/Les Trois Rois 62, 83, 217 – Hotel Hecht 217 – Hotel Krafft 217 – Hotel Metropole 272 – Hotel zum Bären 444 (Anm. 354) – Im Rosgarten 389, 391 – Klingentalmühle 257 – Klybeckschloss 259, 443 (Anm. 320) – Konfektionshaus Merkur 232 – Kunsthalle 341 – Landhaus Locherer 145 – Markgräflerhof 138, 141–143, 145, 147, 386f., 389 – Marthastift (ehem.) 91, 287f. – Märthof 254, 403 – Mentelinhof 149 – Münchshof 85 – Musiksaal 122 – Mustermesse 160 – Offenburgerhof 227 – Opera-Haus 271 – Ramsteinerhof 143, 147, 372f., 375, 378, 389 – Ratinmühle 257 – Regisheimerhof 149 – Reichensteinerhof 147 – Reinacherhof 153, 324 – Reischacherhof 323, 326 – Rheineck-Kämmerlein 152 – Ringelhof 126, 135 – Ritterhof 96 – Rollerhof 149, 224, 372, 374, 380, 384, 386, 389, 429 (Anm. 526), 445 (Anm. 386) – Rosshof 135, 206, 289, 326, 339 – Rotbergerhof 386, 389, 392, 454 (Anm. 781) – Rümelinsmühle 257 – Sandgrube 141, 145, 147, 165, 338, 374, 376–379, 398 – Schöner Hof 149, 284, 328, 389, 392, 396 – Schönes Haus 90, 94, 117, 224, 283f., 295, 299, 315, 317f., 324, 332, 389, 398 – Schürhof 325, 370, 372, 394 – Segerhof 148, 374, 380 – Seidenhof 50, 76, 105f., 126, 224, 314, 339, 372 – Sommercasino 239, 271 – Spalenhof 227, 285, 289f., 295f., 316 – Spiegelhof 74, 191, 254 – Spiesshof 85, 126, 130f., 292, 295, 298, 367, 389, 399f. – Spitalscheune 263 – Stachelschützenhaus 132, 134, 245, 428 (Anm. 464) – Stadtcasino 57, 102, 138, 155, 191 – Stadthaus 248, 340, 372, 386, 391, 400, 454 (Anm. 781) – Steinenmühle 97, 257 – Teufelhof 76, 279 – Thomas-Platter-Haus 131, 339 – Urs-Graf-Haus 292, 312, 315, 318, 327, 329, 332 – Villa Barell 208 – Villa Geigy 390 – Volksbank Gerbergasse 198 – Warenhaus Brann/Globus 173, 231, 280 – Warenhaus Loeb 173 – Weisses Haus 138, 147f., 150, 216f., 372, 386, 393, 396, 454 (Anm. 785), 455 (Anm. 810) – Wenkenhof/Neuer Wenkenhof 143, 145, 147 – Wettsteinhäuser Riehen 394 – Wildensteinerhof 298, 374, 378 – Wildt'sches Haus 147, 150f., 288, 295, 298, 340, 372, 374, 381, 386, 393 – Württembergerhof 373, 386, 390 – Zem/zum Angen 91, 101, 105, 299 – Zerkindenhof 90, 283f., 296, 315, 317, 322f., 332, 339, 389, 391f., 394, 398, 430 (Anm. 557) – Zu Waldenburg 299 – Zum Blumen 107 – Zum Brandis 389, 392 – Zum Breisach 76 – Zum Brunnen 90, 111, 227, 308 – Zum Delphin 226 – Zum Drachen 261 – Zum Gejegt 226 – Zum Gemsberg 315f., 326 – Zum Geyer 306, 315, 333 – Zum Gold 230 – Zum Goldenen Löwen 380–382, 386f., 389, 391f. – Zum Grünen Helm 288 – Zum Gyrengarten 147 – Zum Hasen 300, 329 – Zum Helfenberg 314, 317, 322, 327 – Zum Hermelin 280 – Zum Kaiser 329 – Zum Kaiserstuhl 128, 303 – Zum Kirschgarten 147, 153, 288, 380 – Zum Kranichstreit 230, 288, 389 – Zum Lautengarten 129 – Zum Lorbeerbaum 257 – Zum Löwen 226 – Zum Löwenzorn 126f., 227f., 296, 369, 386, 399 – Zum Luft 297 – Zum Mittleren Ulm 386 – Zum Mühlenberg 321 – Zum Obern Samson 129, 227 – Zum Pflug 229, 312 – Zum Raben 340, 372, 386, 393 – Zum Riesen 101, 423 (Anm. 211f., 218) – Zum Rosenfeld 374f. – Zum Rüden 107 – Zum Salmen 101 – Zum Sausen 149, 227f., 289, 312

– Zum Schiff 229 – Zum Schnabel 108 – Zum Schwarzen Bären 333 – Zum Sessel 125, 262, 286, 288 – Zum Seufzen 90, 111 – Zum Sodeck 235, 237, 281 – Zum Steinenklösterli 359 – Zum Storchen 83, 107 – Zum Tanz 132, 154, 227f., 286f., 289, 314, 316, 451 (Anm. 664), 452 (Anm. 677) – Zum Truwli 109 – Zum Ulrichsgärtlein 390 – Zum Veldenberg 108 – Zum Vergnügen 104 – Zum Walpach 333 – Zum Weissen Bären 285, 298, 394 – Zum Wilhelm Tell 329 – Zum Wolf 229, 284, 292f., 317–319, 330 – Zur Augenweide 147 – Zur Eiche 54 – Zur Kammerei 375 – Zur Krähe 228 – Zur Krone 107, 438 (Anm. 59) – Zur Mücke 63, 72, 90, 106, 110f., 128, 136, 245, 370 – Zur Platte 143, 295, 389 – Zur Rheinlust 303 – Zwingerhaus 135, 227f., 297, 314, 326f., 333, 335, 340
Haussmann, Georges-Eugène (1809–1891), Präfekt/Stadtplaner, Paris F 29, 163
Hebel, Johann Peter (1760–1826), Dichter 241
Heemskerck, Maarten van (1498–1574), Maler 312
Hege, Willy (1907–1976), Bildhauer 238
Hegenheim, Peter von (erwähnt 1401, †1451), Junker/Achtburgerfamilie 91
Heidelberg D 35 – Schloss 415 (Anm. 62)
Heimlicher, Johann Jakob (1798–1848), Architekt 230
Heinrich II. (973/78–1024), Kaiser 68, 73–77, 94, 136f.
Heinrich II. von Thun (†1238), Bischof von Basel 83, 88
Heinrich III. von Neuenburg (12./13. Jh.–1274), Bischof von Basel 82
Heinrich IV. (1050–1106), Kaiser 75
Heinrich IV. von Isny (1222–1288), Bischof von Basel 86
Heinrich (VII.) (1211–1242), König 89
Heinrich von Ravensburg (erwähnt 1262), Brotmeister 258
Heinricus de Oberwilr (erwähnt 1291), Brunnmeister 441 (Anm. 202)
Heintz, Daniel d. Ä. (1530/35–1596), Baumeister 131, 382, 384, 446 (Anm. 459)
Heisterbach, Caesarius von (um 1180–nach 1240), Mönch/Chronist 355
Helmle, Gebrüder (18./19. Jh.), Glasmaler 359
Heman, Erwin (1876–1942), Architekt 178f., 181
Hemeling, Johann Carl (1702–1736), Ingenieur 143, 145
Hennebique, François (1842–1921), Bauingenieur/Bauunternehmer 281
Henricpetri, Sebastian (1546–1627), Buchdrucker 131, 417 (Anm. 126)
Henry, Felix (1857–1920), Architekt, Breslau PL 170
Herbster, Hans (1470–1552), Maler 115
Hermann, Daniel (1736–1798), Hafner, Manufaktur Frisching bei Bern 150
Herrliberger, David (1697–1777), Kupferstecher/Verleger 54f., 148, 259
Hersperger, Conrad (1684–1745), Steinmetz, Basel 399
Herwagen, Johannes d. Ä. (1497–1558), Buchdrucker 125
Herzog & de Meuron, Architekturbüro, Basel 218
Hess – Hieronymus (1799–1850), Maler/Zeichner 359 – Stefan (*1965), Historiker 360
Heusler, Andreas (1834–1921), Rechtshistoriker 76, 419 (Anm. 16), 421 (Anm. 108)
Heusser-Keller, Sibylle (1942–2025), Architektin 34
Heuwaage-Viadukt 202
Heyne, Moriz (1837–1906), Mediävist 289, 295
Hieronymus, Frank (1930–2022), Bibliothekar/klassischer Philologe 44, 417 (Anm. 117)
Hindermann, Hans (1877–1963), Architekt 185
Hippenmeier, Konrad (1880–1940), Architekt/Stadtplaner von Zürich 186, 189
Hippokrates von Kos (um 460 v. Chr.–um 370 v. Chr.), Arzt 356
Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1742–1792), Gartentheoretiker 144f.
Hirzbrunnenquartier/-areal 184
Hnilica, Sonja (*1973), Architektin, Hochschullehrerin 30
Hochecker, Franz (1730–1782), Maler 340
Hochwasser 62, 84, 86, 100, 115, 122, 214, 234, 252, 254, 256, 264, 275, 443 (Anm. 316)
Hodel, Ernst (1881–1955), Maler 344
Hofer, Johann Heinrich (erwähnt 1818–22), Geometer 64, 158
Hoffmann – Hubert (1904–1999), Architekt/Stadtplaner 202 – Martin (erwähnt 1507–1530/31), Bildhauer 135
Hoffmann-La Roche, Fritz (1868–1920), Unternehmer 174
Höflinger, Jakob (1819–1892), Fotograf 62
Hogenberg, Frans (1535–1590), Kupferstecher/Radierer, Köln D 43, 45, 47, 417 (Anm. 125)
Holbein – Ambrosius (um 1494–nach 1519), Maler 43, 106, 115, 229 – Hans d. Ä. (um 1465–um 1524), Maler 236 – Hans d. J. (1497/98–1543), Maler 56, 106, 115, 118, 125, 132, 135, 154, 227–229, 236, 244, 248, 287, 299, 309, 314, 316, 319, 343, 346, 353–356, 438 (Anm. 58)
Holbeindenkmal 240
Holee, Schloss 130
Hollar, Wenzel (1607–1677), Kupferstecher 36
Hölscher, Lucian (*1948), Historiker 436 (Anm. 14)
Holzach, Hieronymus (1733–1793), Maler 312
Holzappel, Peter Melander von (1589–1648), Feldherr 134
Holzpflaster 266f.
Hosch, Paul (1886–1975), Architekt 185
hôtel entre cour et jardin 141f., 145, 147
Howard, Ebenezer (1850–1928), Stadtplaner/Sozialreformer 179, 202
Huber – Eisenbahn-Unternehmer (erwähnt 1841), Bitschwiller F 158 – Eugen (1849–1923), Jurist 445 (Anm. 389) – Hans (1852–1921), Komponist 247 – Johann Friedrich (1766–1832), Deputat 359 – Johann Rudolf (1668–1748), Maler 143, 416 (Anm. 101)
Hübsch, Heinrich (1795–1863), Architekt 431 (Anm. 632)
Huet, Jean-Baptiste (1745–1811), Maler 372
Huggel, Doris (*1954), Kunsthistorikerin 143
Hugo de Walchun (erwähnt 1193) 256
Hugo, Victor (1802–1885), Schriftsteller 29
Humboldt, Alexander von (1769–1859), Naturforscher 160
Hünerwadel, Theodor (1864–1956), Kantonsbaumeister Basel-Stadt (1900–1928) 168f., 180
Hüningen/Huningue F 217
Hussey, Philip (1713–1783), Maler 453 (Anm. 756)
Hym, Jean (1844–nach 1900), Bildhauer 99

I

Igel, Karsten (*1970), Historiker 81
Im Hof, Ulrich (1917–2001), Historiker 151
INSA (Inventar der neueren Schweizer Architektur) 18, 34, 415 (Anm. 71)
Irmi, Balthasar (1541–1591), Offizier/Kaufmann 126, 131
Irmscher, Günter (*1946), Kunsthistoriker 336
Irmy, Rosina (1537–1609), Ehefrau von Remigius Fäsch 110
Iselin – Achtburgerfamilie 91 – Hans Lux (oder Johann Lukas) d. J. (1553–1632), Tuchhändler [Rosshof] 135, 339 – Hans Lux (oder Johann Lukas) d. J., der Reiche (1567–1626), Kaufmann [Eisenburg] 126f., 292f., 329 – Hieronymus (1522–1584), Tuchhändler 297 – Isaak (1728–1782), Ratsschreiber 149, 152f. – Johann Ludwig (1647–nach 1704), Tuchhändler/Papierfabrikant 329 – Niclaus (erwähnt 1767), Tapetenhändler 380
Iselinquartier 183
ISOS (Inventar schützenswerter Ortsbilder der Schweiz) 34f.
Izenour, Steven (1940–2001), Architekt/Architekturtheoretiker 218

J

Jauch, Othmar (1895–1970), Architekt 193, 196, 199
Johannes (erwähnt 1476), Rechtssubstitut 136
Joris, David (1501/02–1556), Wiedertäufer/Glasmaler, Niederlande 126, 130, 356
Jourdain, Amond (erwähnt um 1700), Bauhandwerker/-unternehmer 142
Juden/jüdische Bevölkerung/Gemeinde 81, 92, 106f., 220, 252, 422 (Anm. 136), 443 (Anm. 325)
Justinianus (4. Jh.), Bischof der Rauriker 72

K

Kachel, Jakob Christoph (1728–1795), Violonist/Kapellmeister 152
Kaiseraugst AG 72f., 204
Kämmerer, Familie 90
Kanalisation 168, 171, 177, 266, 273f., 304, 404
Kantonstrennung 156, 158, 161, 390
Karl der Grosse (747/48–814), Kaiser 72f., 419 (Anm. 16)
Karl der Kühne (1433–1477), Herzog von Burgund 41f.
Karl V. (1338–1380), König von Frankreich 441 (Anm. 223)
Katholiken/katholisch 121, 123, 125, 133, 152, 170f., 353
Kaufmann, Rudolf (1902–1976), Kunsthistoriker 24, 62, 194, 196

Kaufmann-Hagenbach, Annie (1908–2002), Kunsthistorikerin 99, 360
Kaus & Rytz (Ende 19. Jh.), Hafnerwerkstatt 401
Keerl, Hans (1940er-Jahre), Fotograf 194
Keiser, Josef (1827–1890), Hafnerei, Zug 401
Keller – Emil, Kantonsgeometer Basel-Stadt (1910–1942) 65 – Heinrich (1778–1862), Kartograf 64, 242, 254 – Isaak (1530–1596), Mediziner 352, 356
Kellermüller, Adolf (1895–1981), Architekt, Winterthur ZH 305
Kepler, Johannes (1571–1630), Astronom/Mathematiker/Physiker 330
Ketten-Plan (Florenz I) 22, 44
Kirchen und Klöster – Albankloster/-kirche 51, 68, 78, 96f., 104, 115, 257, 422 (Anm. 136), 443 (Anm. 342) – Andreaskapelle 68 – Antoniuskirche 186, 358, 360 – Augustinerkloster/-kirche 43, 58f., 76, 85–88, 106, 110, 115, 122f., 127, 218, 245, 310 – Barfüsserkloster/-kirche 86, 88, 92, 100, 114f., 122f., 288, 302, 306, 403 – Bettelorden 81, 85f., 106, 116, 416 (Anm. 89) – Bettingen, Chrischonakirche 39, 260 – Brandankapelle 75 – Clarakloster/-kirche 83, 85, 88, 115, 123, 133, 170 – Elisabethenkirche 170, 280, 357, 403, 433 (Anm. 684) – Gellertkirche 200 – Gnadental 85, 88, 97, 114f., 122f., 257 – Heiliggeistkirche 171 – Heiligkreuzkapelle 335 – Johanneskapelle 306 – Johanniterkloster/-kirche/-ordenshaus 87, 97, 105, 110, 115, 153, 167, 302 – Josephskirche 171 – Käppeli auf der Rheinbrücke 46, 264 – Kartause 105, 115f., 118, 121f., 134, 215, 260, 303, 339, 346, 348, 363f.; Zscheckenbürlinzimmer 363f. – Kirchspiele, Münstergemeinde 122, 166; St. Alban 87, 122; St. Leonhard 87; St. Martin 87, 122; St. Peter 87; St. Theodor 87; St. Ulrich 122 – Klingental, Kloster und Kirche 40, 58, 83–85, 88, 101, 114–116, 123, 215, 257, 260, 282, 294, 306 – Kloster der Sackbrüder 85, 88 – Klosterhof 83, 115, 369 – Leonhardskloster/-kirche 68, 75, 78, 88, 92, 114f., 122f., 260, 288, 416 (Anm. 99) – Maria-Magdalenen-/Steinenkloster 85, 88, 97, 115, 123, 155 – Marienkirche 170 – Martinskirche 60, 62, 72, 75f., 115f. – Matthäuskirche 170 – Münster 18, 38–41, 43, 52–54, 56, 59f., 62f., 68, 71–73, 75f., 81f., 96f., 102, 110, 115f., 148, 153f., 215f., 222, 245, 247, 278, 306, 309, 336, 346, 357, 360, 362, 367, 369, 382, 401, 403, 448 (Anm. 525); Chorgestühl 326; Häuptergestühl 367, 369; Münsterschatz 18, 364 – Pauluskirche 170 – Peterskirche 68, 74, 109, 115f., 241, 319 – Predigerkloster/-kirche (Dominikaner) 57, 81, 85, 88, 92, 97, 106, 115, 123, 128 – Rotes Haus (bei Muttenz) 64, 130 – Spitalkapelle 115, 170 – St. Jakob, Kirche 302 – Theodorskirche 74f., 115
Kirchen- und Schulgut 121, 123, 127
Kirchhoff, Matthias (*1974), Germanist 38
Kissling, Richard (1848–1919), Bildhauer 241
Klein, Alexander (1879–1961), Architekt, Berlin D 305
Kleinhüningen 68, 156, 174f., 212, 274f., 438 (Anm. 89f.)
Klenze, Leo von (1784–1864), Architekt 161
Klingen, Walter von (erwähnt 1240–1284), Minnesänger 88
Klingental, Eptingen zu (erwähnt 1371) 423 (Anm. 219)
Klotz, Heinrich (1935–1999), Kunsthistoriker 443 (Anm. 335)
Kluber, Hans Hug (1535/36–1578), Maler 227, 312
Klybeckinsel 275
Knoepfli, Albert (1909–2002), Kunsthistoriker 393
Koblenz AG 90, 158
Koch – Jakob (1818–1902), Fotograf 62 – Martin (erwähnt 1470–1485), Maler, Ulm D 319
Koegler, Hans (1874–1950), Kunsthistoriker 43, 416 (Anm. 115f.)
Koetter, Fred (1938–2017), Architekt 206
Kogler, Peter (*1959), Künstler 244
Kollektives Gedächtnis 30, 238, 415 (Anm. 49)
Köln D 72, 90, 97, 99, 171, 193, 197, 262, 268f., 296, 356, 362, 433 (Anm. 684), 445 (Anm. 403)
Konrad «vom Schönen Haus»/von Hertenberg († 1305), Krämer 90f.
Konrad II. (um 990–1039), König 73, 75
Konrad III. (1093/94–1152), König 88
Konstanz D 34f., 44, 74, 96, 104, 158, 161, 308, 315, 317, 419 (Anm. 20), 425 (Anm. 296) – Bahnhof 161
Konsumentenstadt 25
Konzil – Basler 36, 92, 100, 102–107, 109–112, 116, 118, 126, 136, 212, 225, 233, 245, 264, 290, 311, 325, 346, 425 (Anm. 296), 452 (Anm. 700) – Konstanzer 104, 226
Kopernikus, Nikolaus (1463–1543), Astronom/Mathematiker 330
Kraft, Familie 90
Krankenkommission 152
Kremer, Bernhard (erwähnt 1444, † vor 1476) 348
Kropp, W., Fotograf (1940er-Jahre) 194
Krug, Kaspar (1518–1579), Bürgermeister von Basel 319
Kuchenbuch, David (*1980), Historiker 305
Kugler, Hartmut (*1944), Germanist 36, 38
Kuhn, Glasmalereiwerkstatt (tätig nach 1900) 357, 359
Kulturelles Gedächtnis 30
Kunigunde von Luxemburg (um 980–1033), Königin/Kaiserin 136f., 234
Kunstkredit 230, 238, 243, 344f.
Künzel, August (1888–1965), Architekt 184, 434 (Anm. 754)
Kutter, Markus (1925–2005), Historiker/Publizist 204
Küttner, Karl Gottlob (1755–1805), Hauslehrer, Reiseschriftsteller 151f.

L

La Roche, Emanuel (1863–1922), Architekt, Basel 177
La Roche, Stähelin & Cie., Architekten 304
Lachner, Gertrud († 1560), Ehefrau von Johannes Froben und Johannes Herwagen 125
Laeuger, Max (1864–1952), Keramiker 359
Lafitte, Louis (1770–1828), Maler 381
Lampugnani, Vittorio Magnago (*1951), Architekt/Architekturtheoretiker 208f., 218, 222
Landolt, Elisabeth (1927–1993), Kunsthistorikerin 43, 417 (Anm. 117), 446 (Anm. 459)
Landshut D 382, 414 (Anm. 7)
Lang, Ernst († 1921), Vorstandsmitglied Schweizer Vereinigung für Heimatschutz 229
Lanter, W. (erwähnt 1899), Ingenieur, Frankfurt a. M. D 173
Laplace, Pierre-Simon (1749–1827), Mathematiker 160
Lauber, Fritz (1917–1988), Architekt/Denkmalpfleger 196
Laugier, Marc-Antoine (1713–1769), Jesuit/Architekturtheoretiker 276
Lausanne VD 151, 175, 185
Lazius, Wolfgang (1514–1565), kaiserlicher Leibarzt, Wien A 125
Le Bas, Jacques (1707–1783), Kupferstecher 377
Le Corbusier (1887–1965), Architekt 28, 32, 189, 201
Le Muet, Pierre (1591–1669), Architekt 276
Le Nôtre, André (1613–1700), Gartenarchitekt 144
Le Prestre de Vauban, Sébastien (1633–1707), Festungsbaumeister 23, 54, 142, 259
Lefèbvre, Thomas (1636–1720), Hofbaumeister 142, 429 (Anm. 514)
Leibbrand, Kurt (1914–1985), Verkehrsplaner 186, 201f.
Leipzig D, Alte Börse 387
Leissler, Achilles (1723–1784), Seidenbandfabrikant 145, 147
Leissler-Hoffmann, Maria (1723–1795) 453 (Anm. 749)
Lenné, Peter Joseph (1789–1866), Gartenarchitekt 164
Lepautre, Jean (1618–1682), Kupferstecher/Radierer 337
Leroy, Amable (erwähnt 1821), Tapetenfabrikant 453 (Anm. 761)
Leszczynski, Stanislaus (1677–1766), polnischer König 151
Leu – Hans d. Ä. (um 1460–1507), Maler 43 – Max (1862–1899), Bildhauer 240
Leupin, Herbert (1916–1999), Grafiker 230
Lichtbogenlampe 271
Liestal BL 102, 131
Limes 71, 212
Linder, Rudolf (1849–1928), Architekt 180f., 280f.
Lindtmayer, Daniel (1552–1606/07), Glasmaler 355
Lippert, Hans-Georg (*1957), Bauforscher 288
Littmann, Klaus (*1951), Kulturvermittler 243
Livius, Titus (um 59 v. Chr.–um 17 n. Chr.), Geschichtsschreiber 355
Locarno TI 382
Locher, Leonhard (1695–1766), Hafner 396, 398, 454 (Anm. 805)
Locherer, Ludwig (1686–vor 1760), Notar/Gerichtsamtmann 145
Lodewig, Fritz (1903–1964), Architekt 191
Loescher, Wolfgang (*1967), Restaurator 360
Löffel, Ludwig Heinrich (tätig 1857–1863), Geometer 64f., 165, 406, 408, 432 (Anm. 657)

Loi du 31 décembre 1913 32
Loi Malraux (4. Aug. 1962) 32
London GB 30, 135, 152, 162, 171, 174, 179, 265–267, 433 (Anm. 692), 442 (Anm. 259)
Lonitzer, Adam (1528–1586), Botaniker 129
Loos, Adolf (1870–1933), Architekt 177, 345
Lörrach D 96, 134, 198, 204, 275
Loss, Johann Jakob (erwähnt 1561) 129
Lothar I. (795–855), König des fränkischen Mittelreichs 73
Lötscher, Valentin (1916–1984), Mediziner/Historiker 135
Löwen, Nikolaus von (erwähnt Mitte 14. Jh.), Sekretär von Rulman Merswin 446 (Anm. 445)
Lübeck D 35, 193, 282, 302, 308, 317, 332, 414 (Anm. 18), 425 (Anm. 315), 437 (Anm. 42), 444 (Anm. 363), 447 (Anm. 503)
Lübke, Wilhelm (1826–1893), Kunsthistoriker 320
Ludwig X. (1495–1545), Herzog von Bayern 382
Ludwig XIII. (1601–1643), französischer König 141
Ludwig XIV. (1638–1715), französischer König 23, 138, 141f., 144, 434 (Anm. 762)
Luginbühl, Rudolf (1854–1912), Historiker 345
Lukian von Samosata (um 120–vor 180/200), Satiriker 137
Lüneburg D 43
Lunéville F 150
Lüthold II. von Rötteln (12./13. Jh.–1249), Bischof von Basel 82
Lutz – Eckart Conrad (*1951), Germanist 308 – Markus (1772–1835), Pfarrer/Historiker 247 – Thomas (*1956), Kunsthistoriker 83
Luzern 98, 158, 227, 239, 272, 280, 350, 430 (Anm. 582) – Rathaus 446 (Anm. 454)
Luzerner Chronik 41f., 45, 225, 264
Lycosthenes, Conrad (1518–1561), Humanist 128
Lyon F 106, 174, 372
Lysbüchel 244

M

Macerel, Familie 90
Magdeburg D 36
Mäglin, Samuel (erwähnt 1773), Gehilfe von Samuel Werenfels 385
Mähly – Hans (1888–1977), Architekt 186, 201 – Johann Friedrich (1805–1848), Maler, Verleger 60, 62, 267 – Otto (1869–1953), Maler 440 (Anm. 150)
Mailand I 90
Mainz D 57, 74, 78, 105, 168, 374
maison de plaisance 141, 147
Malatesta, Carlo/Karlo (1385–1429), Adliger, Rimini I 438 (Anm. 102)
Malraux, André (1901–1976), französischer Schriftsteller/Politiker 32
Mandello, Rubaconte da (um 1170–nach 1238), Podestà 263
Manessische Liederhandschrift 327, 332
Mangold, Burkhard (1873–1950), Maler/Grafiker 229f., 313, 343f., 359
Mannheim D 158, 173
Mansueti, Giovanni (um 1465–1527), Maler 437 (Anm. 39)
Mantegna, Andrea (1431–1506), Maler 137
Mantua I 36, 382, 438 (Anm. 102)
Manuel Deutsch, Hans Rudolf (1525–1571), Maler 46, 245, 323, 417 (Anm. 126)
Marburg D, Rathaus 446 (Anm. 454)
Marcellinus, Ammianus (um 330–um 395), Historiker 71
Marie Antoinette von Österreich-Lothringen (1755–1793), Königin von Frankreich 228
Maring, Ludwig (1820–1893), Architekt 160–164, 167, 171, 173, 176, 222
Marschalk, Familie 90
Marseille F 36, 90, 276
Martić, Romana (*1989), Architektin 404
Martigny VS 33
Martin V. (1368–1431), Papst 104
Martin, Camille (1877–1928), Architekt 165, 205
Martini, Francesco di Giorgio (1439–1502), Architekt/Maler 28
Martinskirchsporn 68
Martinszins 124
Matt, Christoph Philipp (*1953), Archäologe 75, 102, 394
Matthey-Doret (2. Hälfte 18. Jh.), Steinmetzbetrieb, Vevey VD 401
Matzinger, Johann Jakob (1837–1906), Geometer 65
Maurer, François (1931–2013), Kunsthistoriker 99, 302, 360
Maurizio, Julius (1894–1968), Kantonsbaumeister Basel-Stadt 186
May, Ernst (1886–1970), Architekt/Stadtplaner 272
Mayer, Albrecht (erwähnt 1896), Zeichner 319
Mebes, Paul (1872–1938), Architekt/Architekturtheoretiker 180
Mechel, Christian von (1737–1817), Kupferstecher/Verleger 64, 150, 340, 380
Meckel – Carl Anton (1875–1938), Architekt 171 – Max (1847–1910), Architekt 171
Meckenem d. J., Israhel van (um 1440/45–1503), Kupferstecher 312, 365
Meckseper, Cord (*1934), Architekturhistoriker 85, 414 (Anm. 30)
Megenberg, Konrad von (1309–1374), Autor/Weltgeistlicher 440 (Anm. 192)
Meier – Eugen A. (1933–2004), Schriftsteller 195 – Hans-Rudolf (*1956), Kunsthistoriker 87 – Otto (1901–1982), Architekt 434 (Anm. 776)
Meili – Armin (1892–1981), Architekt 435 (Anm. 804) – Rudolf Heinrich (1827–1882), Bildhauer 160, 236
Meintel, Paul (1884–1959), Kunsthistoriker 235
Meissonnier, Juste-Aurèle (1695–1750), Architekt/Maler 391
Meister – der Berliner Passion (Mitte 15. Jh.), Kupferstecher 312 – E. S. (um 1420–um 1468), Kupferstecher 312 – von Sierentz (erwähnt 1445/50), Maler 92
Meltinger, Heinrich (vor 1471–1531), Junker 126
Mende, Alexander (1723–1792), Hafnermeister 150, 399
Mensger, Ariane, Kunsthistorikerin 346
Meran I 289
Merian – Amadeus (1808–1889), Bauinspektor/Architekt, Basel 165, 170, 217, 236, 431 (Anm. 611) – Christoph (1800–1858), Rentier, Basel 170 – Emanuel (1732–1818), Antistes 343 – Johannes (1826–1880), Kantonsingenieur Basel-Stadt 156, 167f., 173, 176 – Margareta (1524–1570) 439 (Anm. 133) – Matthäus d. Ä. (1593–1650), Kupferstecher/Verleger 13, 22–24, 36, 38f., 43, 45, 48, 50–57, 62–64, 97, 116, 124f., 129–132, 134f., 148, 215f., 226f., 234f., 249, 257f., 287, 302, 327, 330f., 406, 417 (Anm. 128f.), 418 (Anm. 134, 136f., 141f., 171), 428 (Anm. 477) – Samuel (erwähnt 1568) 352
Mersiowsky, Mark (*1963), Historiker 220
Merswin, Rulman (1307–1382), Kaufmann/Schriftsteller, Strassburg F 446 (Anm. 445)
Messe (Handels-) 48, 90–92, 104, 106f., 111–113, 125, 150, 152, 160, 220, 248, 340, 344f., 374
Metapher (für die Stadt) 27f., 30f., 278
Metz F 36, 317, 449 (Anm. 560)
Meyer – Dietrich (1572–1658), Kupferstecher 48 – Georg Friedrich (1645–1693), Geodät/Kartograf 64, 120 – Hannes (1889–1954), Architekt 183, 186 – Hermann (erwähnt 1884), Jurist 349 – Jakob (1614–1678), Lehrer/Kartograf/Kupferstecher 112 – Werner (*1937), Historiker 83
Meyer zum Hasen – Familie 227 – Jakob (1482–1531), Bürgermeister 132, 297, 343
Meyer zum Hirzen – Familie 227 – Jakob (1473–1541), Bürgermeister 226
Michel, Hans (erwähnt 1574–1582), Bildhauer 136
Michler, Jürgen (1936–2015), Konservator 308
Mies van der Rohe, Ludwig (1886–1969), Architekt 185
Miliz 87, 132
Mitscherlich, Alexander (1908–1982), Psychoanalytiker 205, 402f.
Monogrammist «FvB» (wohl F. von Brügge) (4. Viertel 15. Jh.) 333, 335
Montaigne, Michel de (1533–1592), Schriftsteller/Moralist 227, 291
Montmélian F 23
Moore, John (erwähnt 1864–1866), Ingenieur 274
Moosbrugger – Franz Josef (1730–1800), Stuckateur 454 (Anm. 780) – Johann Jakob (1724–1798?), Stuckateur 384, 454 (Anm. 780)
Morand, Conrad (1510–vor 1573), Maler 43, 45, 416 (Anm. 115f.)
Morel, Andreas (1938–2024), Kunsthistoriker 382
Morus, Thomas (1478–1535), Humanist/Staatsmann 124
Möschinger, Jean (erwähnt 1904), Inhaber Sanitäts- und Gummiwarenhandlung 231
Moser, Karl (1860–1936), Architekt 161, 170, 177, 186, 360
Moutier-Grandval BE, Kloster 73
Mülhausen F 87
Müller – Johannes (1733–1816), Kartograf/Herausgeber 154 – Marquard (erwähnt 1590), Universitätsnotar 127
Mumenthaler – Ernst (1901–1978), Architekt 434 (Anm. 776) – Jakob (erwähnt 1923, 1940), Bildhauer 238

Munatius Plancus, Lucius (87 v. Chr.–15 v. Chr.), römischer Feldherr 68, 71, 135f., 154, 238, 300, 401, 446 (Anm. 459)
Münch, Familie 90
München D 156, 176
München-Au D, Mariahilfkirche 170
Münchenstein BL 243, 256, 373 – Bruckgut 373
Münster, Sebastian (1488–1552), Humanist 43–47, 245, 330, 417 (Anm. 126)
Münster/Westfalen D 12, 117, 343
Münsterbauhütte/-fabrik 278, 295
Münze, Münzstätte/-recht 75, 91f., 113, 451 (Anm. 654)
Muratori, Saverio (1910–1973), Architekt 26, 278
Murbach, Ernst (1915–1995), Kunsthistoriker 308
Murer – Christoph (1558–1614), Glasmaler, Zürich 353, 418 (Anm. 137) – Jakob (erwähnt 1564), Lohnherr 351f. – Jos (1530–1580), Glasmaler, Kartograf 48, 63, 98, 418 (Anm. 137)
Murten FR 26, 33, 102
Museum – Augustinergasse 62, 72, 87, 151, 218, 341 – für Gegenwartskunst 207 – Gewerbemuseum 122 – Kleines Klingental 24, 308 – Kunstmuseum 147, 191, 192 – Tinguely 218
Musfeld, Ferdinand (erwähnt 1929), Bauunternehmer 201
Muthesius, Hermann (1861–1927), Architekt 179f.
Muttenz BL 64, 130, 276
Myconius, Oswald (1488–1552), Schulmeister/Reformator 106

N

Nagel, Anne (*1964), Kunsthistorikerin 346, 373
Nancy F 151, 372 – Schlacht von 41f.
Napoleon Bonaparte (1769–1821), französischer Kaiser 138, 155, 238, 286, 294
Neapel I 36
Negrelli, Alois (1799–1858), Ingenieur 158
Nero (37–68), römischer Kaiser 382
Neubeck, Jakob Israel (1565–1594), Bildschnitzer 365
Neue Welt 257
Neuenburg 370
Neuenburg – Matthias von (um 1295–nach 1364), Chronist 90 – Rudolf von († vor 1196), Minnesänger 332 – Grafen von 90
Neuenburgerhandel 158, 160
Neuenstein, Familie 90
Neufert, Ernst (1900–1986), Architekt 276
Neustadt-Haardt D 280
Neustück – Johann Jakob (1799/1800–1867), Maler 58f., 230, 268, 306 – Maximilian (1756–1834), Maler 57, 150, 228, 374f.
Newton, Isaac (1643–1727), Universalgelehrter 160, 330
Nicäa TR 36
Niederbasel 74
Niederterrasse 75f., 91, 94, 100, 263, 282, 284, 287
Niesenberger, Hans (1415–1493), Baumeister, Graz A 114
Nolli, Giovanni Battista (1701–1756), Architekt/Kartograf 218, 220, 222
Nora, Pierre (1931–2025), Historiker 238
Norberg-Schulz, Christian (1926–2000), Architekt 436 (Anm. 18)
Nothnagel, Johann Andreas Benjamin (1729–1804), Tapetenfabrikant, Frankfurt a. M. D 150, 374, 378
Novartis-Areal 68, 175, 186, 208f.
Nürnberg D 38, 45, 48, 56, 137, 193, 262f.
Nüscheler, Hans Jakob I. (1583–1654), Glasmaler 451 (Anm. 667)

O

Oberbasel 74
Oberrauch, Paul (1890–1954), Architekt 184, 232
Oberried, Johann (1476–1543), Kaufmann 364
Oberste, Jörg (*1967), Historiker 31
Ochs, Peter (1752–1821), Ratsschreiber/Diplomat 153, 155
Ochsner, Jacques/Jakob (1858–1926), Patent Ochsner 274
Oekolampad, Johannes (1482–1531), Reformator 240, 248, 401
Offenburg, Henman (1379–1459), Apotheker 346, 348
Öffentliche Bauten und Bauten der Lehre – Alumneum 106 – Bläsischule 170 – Börse 244 – Botanischer Garten 128, 147, 166 – Brausebad 180 – Brotlaube Rüdengasse 113 – Brotlaube Stadthausgasse 113 – Brotlaube Weisse Gasse 113 – Bruderholzschule 184, 186 – Bürgerspital 62, 179 – Burse 105f., 424 (Anm. 261) – Claraschule 170 – Claraspital 184 – De Wette-Schule 166, 168, 170 – Domschule/Münsterschule 106, 123 – Elendenherberge 85, 107f., 246, 302 – Felix Platter-Spital 209 – Friedmatt 166, 275 – Gottfried-Keller-Schule 186 – Gotthelfschule 170, 343, 345 – Gundeldinger Schule 169f. – Gymnasium auf Burg 123 – Hauptpost 113, 136, 189, 197, 207, 209, 249, 263, 280, 300 – Isaak-Iselin-Schule 183 – Johanniterspital 87 – Kaserne 84f., 123, 173, 175, 214f. – Kaufhaus 80, 94, 106f., 111, 113, 118, 136, 153, 173, 249, 254, 298, 300f., 303, 306, 309, 425 (Anm. 323, 326) – Kleines Klingental 186, 192–194, 204, 268, 290, 292, 294, 308, 313, 337f., 373, 396 – Klinik Friedmatt 166 – Kollegiengebäude Petersplatz 92, 191f. – Kornhaus 113f., 122f. – Kulturforum 155, 217, 220 – Kunstmuseum 66, 147, 191f., 308f., 346, 417 (Anm. 120) – Lesegesellschaft, Allgemeine 152f., 268, 359 – Museum Papierfabrik 207 – Näh- und Flickschule 152 – Oberes Kollegium 106, 123, 127, 151, 218, 245 – Papierschule 152 – Pestalozzischule 170 – Petersschule 186 – Rosentalschule 170 – Schlachthof 166, 174f. – Schule bei den Barfüssern 123 – Schule bei St. Alban 106 – Schule bei St. Leonhard 106 – Schule bei St. Martin 123 – Schule bei St. Peter 106, 123 – Schule bei St. Theodor 106, 123 – Sevogelschule 170 – Spital 58, 86, 97, 102, 104, 107, 122, 136f., 263, 298, 302, 417 (Anm. 123), 421 (Anm. 112), 426 (Anm. 384), 441 (Anm. 201, 207) – St. Johanns-Schule 170 – Stadt- und Münstermuseum 308 – Theater 64, 110, 152, 155, 220, 238, 245f. – Thomas-Platter-Schule 170 – Töchterschule 152 – Universität 23, 92, 104–106, 113, 121f., 124f., 127f., 217, 351, 394 – Universitätsbibliothek 125, 127f., 166, 242, 351f., 354–356 – Untere Realschule 169 – Unteres Kollegium 105, 123, 127f., 134, 148, 217f., 353 – Werkhof 252 – Wettsteinschule 169 – Zeughaus 53, 113, 132, 192, 252, 429 (Anm. 495) – Zoologischer Garten 175f., 180, 242f.
Öllampe/-laterne 267f., 271
Ölschock (1973) 32
Olten SO 160, 431 (Anm. 636)
Oporinus, Johannes (1507–1568), Buchdrucker 125
Oppenheim D 48
oppidum 71
Organismus (Stadt als …) 27–29, 189
Ortwein, August (1836–1900), Architekt 132
Oschwald & Comp. 396
Ostein – Daniel (*1555), Buchdrucker 417 (Anm. 126) – Leonhard (1538–1593), Buchdrucker 294, 417 (Anm. 126)
Otto IV. (1175/76–1218), römisch-deutscher König 324
Otzen, Johannes (1839–1911), Architekt 171
Ovid (Publius Ovidius Naso) (43 v. Chr.–17 n. Chr.), Dichter 22, 329

P

Pack, Isaak (1813–1848), Kartograf/Zeichner 432 (Anm. 641)
Padua I 22, 36
Pajor, Ferdinand (*1968), Kunsthistoriker 244
Palimpsest 30, 278
Panozzo, Giovanni (1909–1993), Architekt 194
Pantaleon, Heinrich (1522–1595), Bibliothekar 125, 292
Paris F 22, 29, 36, 54, 130, 141–143, 150, 156, 163, 175f., 194, 220, 262f., 265–267, 323, 340, 356f., 372, 374, 380f., 401, 414 (Anm. 39), 418 (Anm. 141, 171), 429 (Anm. 520), 442 (Anm. 259), 449 (Anm. 568), 453 (Anm. 761)
Park – Grünanlage 33, 162–164, 166, 168, 238, 241–243, 266 – Schützenmattpark 176, 241 – St. Johanns-Park 167 – Tierpark Lange Erlen 258f. – Tschudi-Park 133
Parker, Richard Barry (1867–1947), Architekt 183
Parkplatz/-haus 201f., 206, 208, 222, 268, 437 (Anm. 23, 25)
Parzelle, Parzellierung 23f., 64, 78, 83, 97, 122, 138, 144, 147, 149, 156, 158, 163, 165, 169, 172, 251, 261, 263, 278, 282–286
Passau D, Schloss Hacklberg 387
Passavant, Familie 356
Passavant-Iselin, Tonwarenfabrik 279, 281, 401
Paulot & Carré, Tapetenmanufaktur 381
Pellegrino, Francesco di († 1552), Kupferstecher 323
Pellizari, Stefano (erwähnt 1582), Seidenfabrikant 126
Perez, Marco (1527–1572), Grosskaufmann/Bankier, Antwerpen B 126
Pergo, Franz (um 1570–1629), Schreiner 126f., 360, 365, 367, 369

Perkin, Henry William (1838–1907), Chemiker/Fabrikant 174
Perna, Pietro (vor 1522–1582), Buchdrucker 125
Perrault, Claude (1613–1688), Architekt 141
Perugia I 36, 233
Pest 50, 78, 81, 92, 98, 116, 118, 129, 131, 135, 252, 402
Peter, Alfred (1877–1959), Kunstmaler 24, 306
Petri, Johannes (1441–1511), Buchdrucker 124
Pettenkofer, Max Josef von (1818–1901), Mediziner/Hygieniker 28, 431 (Anm. 611)
Peyer, Familie 339
Pfaff – Familie 90 – Ritter 257
Pfau (17. Jh.), Hafnerwerkstatt, Winterthur ZH 396
Pfirt, von, Grafen 90
Pfostenbau 68, 71f.
Philipp Holzmann & Co., Frankfurt a. M. D 173, 281
Philipp II. August (1165–1223), König von Frankreich 263
Piccolomini, Aeneas Silvius/Pius II. (1405–1464), Papst 36, 43, 94, 98, 104, 106, 110, 116, 212, 226, 233, 245, 252, 254, 264, 290, 292, 401, 416 (Anm. 87), 417 (Anm. 126), 442 (Anm. 249), 452 (Anm. 712)
Pieper, Renate (*1956), Historikerin 124
Pierre Pertuis BE 73
Pietismus 153
Pilgermission St. Chrischona 153
Pinder, Wilhelm (1878–1947), Kunsthistoriker 193, 195
Piranesi, Giovanni Battista (1720–1778), Kupferstecher 393
Pisoni, Paolo Antonio (1738–1804), Architekt 235
Pisseleu d'Heilly, Anne de (um 1508–1580), Herzogin d'Etampes 382
Pius II., Papst, siehe Piccolomini, Aeneas Silvius
Platter – Felix (1536–1614), Arzt 50, 107, 129, 135, 226f., 292, 315, 338f., 406 – Thomas (1499–1582), Buchdrucker, Rektor 123, 130f., 297, 338f.
Plattner, Otto (1886–1951), Maler 230
Plepp, Hans Jakob (1557–1597/98), Glasmaler 127
Pleydenwurff, Wilhelm (1460–1494), Maler/Bildhauer 46
Plinius d. J. (61/62–113/15), Naturforscher/Schriftsteller/Senator 326
Pozzi, Carlo Maria (1676–1747), Stuckateur 385
Prangins VD, Château 373
Pratteln BL 54
Preiswerk, Hermann (1837–1891), Zimmermann/Schreiner 231, 369
Pressel, Wilhelm (1821–1902), Ingenieur 160
Primaticcio, Francesco (1504–1570), Maler 382
Prizier, Johann Nikolaus (1683–1753), Baumeister 142
Produzentenstadt 25
Promenadenring 242
Prostitution, Bordell 107–110, 114, 425 (Anm. 294, 296, 300)
Prozession 220, 226, 244–246, 370, 437 (Anm. 39f.)
Pruntrut JU, Schlosskapelle 386
Psitticher 81, 89f., 421 (Anm. 117)

Q

Quaglio, Domenico (1787–1837), Maler 56
Quartier Am Ring 163, 165, 180, 183, 204
Quatremère de Quincy, Antoine Chrysostôme (1755–1849), Archäologe/Kunsthistoriker 26, 276, 443 (Anm. 336)
Quincey, Thomas de (1785–1859), Schriftsteller 30

R

Racine, Pierre (erwähnt 1699–1727), Zimmermann 143
Raffaello Sanzio di Urbino (1483–1520), Maler 382
Ragnachar (erwähnt 615), Bischof von Augst und Basel 72
Rainer, Roland (1910–2004), Architekt 202
Ramstein – Edelknechte von 297 – Familie 90
Ramus, Petrus (1515–1572), Humanist 312
Rapp Buri, Anna (*1942), Kunsthistorikerin 370
Rasche, Thilemann (erwähnt 1494), Chronist 416 (Anm. 87)
Rathaus 18, 41f., 54, 56, 75, 81f., 87f., 91, 100f., 106, 110, 112, 114, 116–118, 121, 135–137, 153f., 222, 226f., 229f., 234, 238, 240, 244f., 247f., 254, 298–301, 308–310, 312–314, 326–329, 338, 341–344, 346, 348–350, 355, 360, 364f., 367, 369f., 382, 384, 416 (Anm. 101, 111), 423 (Anm. 209), 437 (Anm. 52), 444 (Anm. 362), 446 (Anm. 459), 452 (Anm. 708) – Grossratssaal 248, 299, 309, 328, 342f., 350, 355f. – Ratsstube 117, 127, 135–137, 299f., 328, 337f., 346, 350, 360, 364f., 367, 369, 382, 384 – Regierungsratssaal 137, 300, 350, 382
Rathaus Kleinbasel 83
Rau, Susanne (*1969), Historikerin 222
Ravelasca, Balthasar (erwähnt 1555, †1580), Spediteur 126
Reber, Paul (1835–1908), Architekt 170
Rebhaus 130
Reese, Heinrich (1843–1919), Architekt/Kantonsbaumeister Basel-Stadt 163, 166, 168f., 267
Refugiant, Glaubensflüchtling 125, 127, 130, 173, 369, 396
Regensburg D 73, 82, 326
Rehm, Ernst (1886–1956), Architekt 194
Reich, Familie 90
Reichenau D 72
Reichow, Hans Bernhard (1899–1974), Architekt 29
Reimser Palimpseste 30
Reinhard, Ernst (1889–1947), Baudirektor/Nationalrat, Bern 194
René II. (1451–1508), Herzog von Lothringen 41
Rengger, Albrecht (1764–1835), helvetischer Innenminister 343
Rentsch, Ernst (1876–1952), Architekt 191
Reservoir 272, 274
Residenzstadt 25
Reuchlin, Johannes (1455–1522), Jurist/Autor 245
Réveillon, Jean Baptiste (1725–1811), Tapetenhersteller, Paris F 380
Rheinfelden AG 26, 83, 271, 391, 420 (Anm. 47)
Rheinfelden, Rudolf von (um 1025–1080), Herzog von Schwaben/Gegenkönig 77
Rheinfelden (Baden) D 278
Rhenanus, Beatus (1485–1547), Gelehrter 136
Rhone 68
Richental, Ulrich (um 1360–1437/38), Chronist 226
Richthaus Kleinbasel 40, 83
Riecher, Hans Jörg (1538–1614), Glasmaler 354, 356
Rieger, Hans-Jörg (*1946), Kunsthistoriker 34
Riegl, Alois (1858–1905), Kunsthistoriker 402
Riehen BS 69, 109, 130, 143, 145, 156, 177, 186, 260
Riehl, Wilhelm Heinrich (1823–1897), Kulturhistoriker 179
Riggenbach – Christoph (1810–1863), Architekt 170, 306 – Eduard (1855–1930), Ingenieur 156, 175–177, 179, 186, 189f., 202, 267 – Rudolf (1882–1961), Denkmalpfleger 196f.
Ringler, Ludwig (1536–1606), Glasmaler 348f., 352f.
Rippmann, Dorothee (*1951), Archäologin 86
Risse, de (auch: de Ris, Rey) (erwähnt um 1700), Ingenieur 143
Ritter, Laternenfirma, Köln D 269
Rixheim F, Tapetenmanufaktur 380f., 453 (Anm. 761)
Roda – Burkard von (*1949), Kunsthistoriker 153 – Hortensia von (*1951), Kunsthistorikerin 346
Roeck, Bernd (*1953), Historiker 36
Rogel, Hans (um 1520–1592/93), Lehrer/Kupferstecher 48, 418 (Anm. 136)
Rohn, Roland (1905–1971), Architekt 208f.
Roll, von, Familie 339
Romang, Alfred (1860–1919), Architekt 304
Romang & Bernoulli, Architekturbüro, Basel 175
Romano, Giulio (1499–1546), Maler 382
Romont FR 18, 346
Rosenburger, Peter (erwähnt 1775), Stoffdruckerei 373
Rosentalanlage 242
Rosentalareal 174
Rossi, Aldo (1931–1997), Architekt 26, 30, 278, 300, 443 (Anm. 336)
Rotberg, Arnold von (um 1394–1458), Bischof von Basel 290
Rothenburg ob der Tauber D 31, 33
Rothmüller, Jacques (1804–1862), Maler/Lithograf 233
Rötteln, von, Freiherren 90
Rotterdam NL 193, 214
Rouen F 30
Rowe, Colin (1920–1999), Architekt 206
Rudolf I. († 912), König von Hochburgund 83
Rudolf I. von Habsburg (1218–1291), römisch-deutscher König 78, 83, 88–90, 154, 401
Rudolf II. (1552–1612), Kaiser 83
Rudolf III. (um 970–1032), König von Burgund 73
Rüedin, Wernhard (erwähnt Mitte 17. Jh.) 110
Rüsch – Nikolaus (um 1430–1506), Stadtschreiber 335 – Ottilia († 1490), Ehefrau von Nikolaus Rüsch 335
Ruskin, John (1819–1900), Schriftsteller/Maler 29
Rutauer, Joseph (erwähnt 1791), Maler 385
Rutenzweig, Bartholomäus († 1494), Glaser/Maler 311
Rybi & Salchli, Architekturbüro, Bern 273

Ryff – Andreas (1550–1603), Kaufmann/Oberstschützenmeister 351, 428 (Anm. 459) – Fridolin (um 1488–1554), Chronist 122, 133 – Walther (um 1500–1548), Apotheker/Architekturschriftsteller 276
Ryhiner – Emanuel (1704–1790), Indiennefabrikant 373, 384, 430 (Anm. 576) – Samuel (1696–1757), Indiennefabrikant 150, 373 – Samuel (1751–1787), Artilleriehauptmann 64, 141

S

Sachsenspiegel 285
Sadeler, Aegidius (1570–1629), Maler/Kupferstecher 330f.
Safrankrieg 342
Sägemühle 212
Saint-Louis F 158
Salendre, Georges (1890–1985), Bildhauer 241
Salin, Edgar (1892–1974), Ökonom 193, 205, 403
Saluces, Georges de (vor 1414–1461), Bischof von Lausanne 451 (Anm. 675)
Salvisberg, Otto Rudolf (1882–1940), Architekt 193, 208
Sandreuter, Hans (1850–1901), Maler 229, 341
Sandtner, Jakob (vor 1561–nach 1574), Drechsler, Modellbauer 23
Saône 68
Sarasin – Carl (1815–1886), Seidenbandfabrikant/Ratsherr 162, 168, 240 – Familie 127, 147, 174 – Gedeon (1576–1636), Handelsmann 428 (Anm. 447) – Hans Franz (1649–1719), Seidenbandfabrikant 158 – Jakob (1742–1802), Seidenbandfabrikant 147, 217, 288, 294 – Lukas (1730–1802), Seidenbandbabrikant 60, 62, 143, 147f., 150–152, 155, 217, 261, 288, 294, 303, 372, 374, 380, 384f., 396, 399, 446 (Anm. 446)
Saurma-Jeltsch, Lieselotte (*1946), Kunsthistorikerin 314
Savery, Roeland (1576/78–1639), Maler 331
Scaria/Val d'Intelvi I 387
Schacre, Jean-Baptiste (1808–1876), Architekt 158
Schaerer, Eduard (1858–1934), Hafner 401
Schaffhausen 185, 349, 384, 442 (Anm. 274)
Schaler, Familie 90
Schaltenbrand, Achtburgerfamilie 91
Scharf, Joseph (Mitte 18. Jh.), Stuckateurmeister, Tirol A 150, 384, 386
Schauspiel 110, 152, 245f., 375
Schedel, Hartmann (1440–1514), Arzt/Historiker 45f., 51, 326, 417 (Anm. 123)
Schedel'sche Weltchronik 36, 45f., 136, 326
Scheibenriss 118, 311, 339, 346, 353, 355
Scheltner, Katharina (erwähnt 1583), Ehefrau von Jakob Götz 325
Schenck zu Schweinsberg, Hermann (um 1510/20–1572), Johanniterkomtur 351
Schenk d. Ä., Pieter (1660–1711), Kupferstecher 54
Schicklin, Hans (vor 1509–1520), Bildschnitzer 363
Schider, Fritz (1846–1907), Maler 313
Schill, Emil (1870–1958), Maler 214, 248, 313, 341–343
Schilling – Diebold d. Ä. (um 1445–1485), Chronist 42 – Diebold d. J. (vor 1460–1515?), Chronist 42 – Otto († 1927), Architekt 194
Schinkel, Karl Friedrich (1781–1841), Architekt 170, 238, 268
Schleswig D 332
Schlippe, Joseph (1885–1970), Architekt 195
Schlöth, Ferdinand (1818–1891), Bildhauer 239f.
Schmidlin, Wilhelm (1810–1872), Schulrektor/Mitbegründer SCB 439 (Anm. 111)
Schmidt – Friedrich (1825–1891), Wiener Dombaumeister 173 – Hans (1893–1972), Architekt 414 (Anm. 39), 434 (Anm. 754, 776)
Schmitthenner, Paul (1884–1972), Architekt 189
Schmuzer, Michael (*1639), Stuckateur 386
Schneider, J. & C., Firma in Hamm/Westfalen D 269
Schneider, Johann Jakob (1822–1889), Maler 58f., 113, 248f., 254, 360
Schnitt, Conrad (1495/1500–1541), Zeichner/Maler 22, 43–48, 283f., 417 (Anm. 117, 126), 449 (Anm. 579)
Schodoler, Werner (1490–1541), Chronist 41f.
Schol/Metzig 83, 112, 174, 257, 259
Schöllenenschlucht UR 90
Schongauer, Martin (1448–1491), Maler, Colmar F 312
Schuhmacher, Adolf (1896–1978), Architekt 186, 189–191, 201
Schuler (auch: Schuhler), Johann (18. Jh.), Stuckateurmeister, Tirol A 150, 384, 386
Schultze-Naumburg, Paul (1869–1949), Architekt 193
Schulz, Knut (*1937), Historiker 91
Schumacher, Fritz (1869–1947), Architekt 415 (Anm. 58)
Schuster, Georg, Stadtgärtner von Basel 164
Schütte-Lihotzky, Margarete (1897–2000), Architektin 272
Schütz – Christian Georg d. Ä. (1718–1791), Maler, Frankfurt a. M. D 150 – Franz (1751–1781), Maler, Frankfurt a. M. D 150
Schützenfest 43, 132, 246, 351
Schwabenspiegel 82, 285, 444 (Anm. 376)
Schwarzplan 220, 222, 437 (Anm. 27)
Schweizer Wohnungsausstellung (WOBA) 156, 184f., 272, 276, 305
Schweizerhalle BL 278
Schwinn Schürmann, Dorothea (*1961), Kunsthistorikerin 360
Schwyzer, Hans Heinrich (1618–1673), Maler 451 (Anm. 667)
Scott Brown, Denise (*1931), Architektin/Architekturtheoretikerin/Publizistin 218
Seld, Jörg (um 1454–1527), Goldschmied 44, 48
Semper, Gottfried (1803–1879), Architekt 29, 276
Senn – Otto (1902–1993), Architekt 191, 200 – Paul (1901–1953), Fotograf 186 – Walter (1906–1983), Architekt 200
Sennett, Richard (*1943), Soziologe 220
Serlio, Sebastiano (1475–1554), Architekturtheoretiker 131
Sevilla, Isidor von (um 560–636), Bischof von Sevilla 326
Sevogel, Henman († 1444), Basler Hauptmann 234, 236
Siedler, Wolf Jobst (1926–2013), Publizist 205
Siegel 38f., 136, 154, 302, 324, 352
Siegfried, Jacob Christoph (18. Jh.), Schlosser 138
Siena I 36, 104, 233, 263
Sigismund (1368–1437), König/Kaiser 105, 110, 350
Signori, Gabriela (*1960), Historikerin 226
Sigrist, A. (1940er-Jahre), Fotograf 194
Silberysen, Christoph (1541–1608), Chronist 41f.
Simmel, Georg (1858–1918), Soziologe 415 (Anm. 58)
Simonetti, Giovanni (1652–1716), Stuckateur, Roveredo GR 387
Simon-Muscheid, Katharina (1953–2012), Historikerin 91
Sintz, Conrats Witwe 105
Sitte, Camillo (1843–1903), Architekt 26, 179, 222, 414 (Anm. 27)
Sofia BG 72
Solothurn 109, 235, 292, 373, 417 (Anm. 125), 449 (Anm. 579) – Sommerhaus Vigier 373
Sommerer, Sabine (*1976), Kunsthistorikerin/Denkmalpflegerin 325
Sörgel, Herman (1885–1952) 415 (Anm. 58)
Spalenschwibbogen 19, 88, 225, 236, 424 (Anm. 261)
Specklin – Daniel (1536–1589), Festungsbaumeister 45, 63f., 132f., 135 – Veit († 1550), Formschneider 354
Speiser, Johann Jakob (1813–1856), Gründer Aktiengesellschaft SCB 160
Speyer D 78, 335
Spiez BE, Schloss 384
Spillmann, Johann (1847–1913), Kantonsingenieur Basel-Stadt 65
Spitalschürenvorstadt 97
St. Blasien D, Kloster 83, 369
St. Gallen 121, 198, 350
St. Jakob 190, 234, 245, 247, 257, 279 – Schlacht (1444) 40f., 234, 239, 246f., 256, 343 – Siechenhaus 41, 116
St. Jakobsdenkmal 239–241
St. Jakobsfeier 239, 247
St. Johanns-Vorstadt 43, 236
St. Margarethen 130
Stadelmann, Coelestin (vor 1883–1903), Zeichner/Kartograf 158, 165
Stadler, Ferdinand (1813–1870), Architekt, Zürich 170
Stadtbann 64, 77, 97, 100, 156, 245, 256, 259, 327
Stadtbefestigung – Aeschenbollwerk 63, 97, 133f. – Aeschenschwibbogen 102, 234, 236, 294 – Aeschentor 41, 97f., 160, 234, 239 – Äussere Stadtmauer 65, 70, 97–100, 133, 183, 242, 257 – Bastion 52, 64, 120, 132, 134, 148, 162, 428 (Anm. 477f.) – Bläsitor 84 – Brunnmeisterturm 263 – Burkhard'sche Stadtmauer 68, 70, 75f., 81, 83f., 86, 97f., 102, 223, 278f., 282, 420 (Anm. 48) – Clarabollwerk 118, 123, 132–134, 161 – Dornimaug 97f., 133f. – Egelofstor 85 – Eisenbahntor 59, 158 – Elisabethenschanze 98, 134, 160 – Eselstürlein 102, 257 – Eselsturm 57 – Fröschenbollwerk 100, 133f., 441 (Anm. 203) – Grabenbrücke 98 – Hertor 85 – Innere Stadtmauer 57f., 70, 80f., 84–86, 92, 94, 97f., 100, 102, 107, 114, 129,

155, 222, 224, 256, 278, 282, 284 – Kohlischwibbogen 149 – Kreuztor 85, 97 – Kunostor 85 – munimentum 68, 71, 73 – murus gallicus 68, 71 – Rheintor 40, 84 – Riehentor 84, 134, 166, 246, 258, 260, 268, 279 – Salzturm 54, 82, 113, 425 (Anm. 323) – Spalentor 56, 98f., 118, 133, 136, 164, 422 (Anm. 172) – Spitalschürentor 85 – St. Alban-Schwibbogen 85, 97, 235, 266 – St. Albantor 51, 97–99, 160, 164, 166, 215, 245 – St. Johanns-Schwibbogen 50, 85, 88, 97 – St. Johannstor 62, 98f., 134, 158, 164, 174, 180, 215, 268 – Stadtbefestigung allgemein 18 – Stadttor 42, 46, 58, 78, 98, 100, 108, 145, 158, 164, 223 – Steinenkreuztor 441 (Anm. 203) – Steinenschanze 134 – Steinentor 97–99, 244, 268 – Thomasturm 43 – Torturm 76, 82, 84, 98f., 164, 215, 417 (Anm. 126) – Torzwinger 98 – Voglerstor 85 – Vryden-/Bridentor 85 – Wagdenhals 63, 97, 133f. – Wasenbollwerk 133f. – Wassertor 84 – Wehrturm 77, 82

Stadterweiterungsgesetz (1859) 34, 156, 162, 168, 242, 303, 390, 403

Stadtmodell 20, 23f., 48, 194f., 199, 414 (Anm. 7, 9)

Stadtplan 23f., 26, 30, 63f., 141, 242

Stadtplanung 78, 121, 138, 161, 164, 167f., 175, 181, 186, 189, 203f., 218

Stähelin, Adolf (1860–1928), Architekt 229

Staiger, Otto (1894–1967), Glasmaler 358

Stall 104, 107f., 123, 126, 130f., 161, 249f., 256, 262, 428 (Anm. 448)

Stans NW 370

Stapf, Adam (um 1550–1624), Festungsbaumeister 134

Steck, Jakob, Gerber 294

Steffanoni, Giuseppe (1841–1902), Restaurator 309

Stehelin – Gottfried (1779–1851), Pächter Strassenbeleuchtung 267 – Mathias (1784–1842), Pächter Strassenbeleuchtung 267 – Unternehmer (erwähnt 1841) 158

Stehlin – Fritz (1861–1923), Architekt 168, 175, 243, 304 – Johann Jakob d. Ä. (1803–1879), Architekt/Bürgermeister 162, 431 (Anm. 611) – Johann Jakob d. J. (1826–1894), Architekt 155, 165, 280, 390, 431 (Anm. 611) – Karl (1859–1934), Historiker 116, 429 (Anm. 510)

Steinhilber, J. (erwähnt 1829), Zeichner 110

Steinmann, Martin (*1940), Historiker 125

Stelzenbach, Hans (Anfang 16. Jh.), Bildschnitzer 364f.

Sterner 81, 89f.

Stimmer, Tobias (1539–1584), Maler 118, 356

Stock, Andries Jacobsz (1580–1648), Kupferstecher 125

Stocker, Hans (1896–1983), Glasmaler 358

Stoecklin, Niklaus (1896–1982), Grafiker 230, 345

Stohler, Martin (1857–1910), Geometer 65

Strassen und Plätze – Aeschengraben 163f. – Aeschenplatz 173, 274 – Aeschenvorstadt 71, 111, 147, 191, 205, 237, 261, 266, 292, 294, 444 (Anm. 354), 454 (Anm. 785) – Ahornstrasse 192 – Altrheinweg 275 – Amerbachstrasse 166, 171 – Andreasplatz 74, 78, 109, 195, 234, 236, 279, 328, 339 – Arnold Böcklin-Strasse 305 – Augustinergasse 51, 58, 62, 71f., 87, 122, 137, 151, 158, 218, 234, 236, 312, 317, 337, 341, 381 – Bachlettenstrasse 176 – Badergässlein 109 – Barfüsserplatz 78, 84, 88, 100, 102, 109, 122, 155, 171, 186, 189, 222f., 235f., 254, 266, 272, 330 – Bäumleingasse 71, 264, 331, 441 (Anm. 220) – Bäumlihofstrasse 192 – Bernerring 72, 176 – Binningerstrasse 268 – Birsigstrasse 176, 181, 236 – Blumenrain 75, 107, 109, 148, 152, 186, 189, 266, 270, 279, 312, 314 – Bruderholzallee 179 – Bruderholzweg 130f. – Centralbahnplatz 190 – Chrischonaweglein 145 – Christoph Merian-Platz 200 – Cityring 186, 198, 201–203 – Claragraben 345 – Claramatte 158 – Drahtzugstrasse 158, 160 – Dufourstrasse 173 – Eisengasse 58, 82, 84, 164, 173, 216, 230, 263, 266, 272, 421 (Anm. 68) – Elftausendjungfern-Gässlein 264 – Elisabethenstrasse 100, 155, 236, 424 (Anm. 266) – Elsässerstrasse 190 – Erasmusplatz 168 – Eulerstrasse 164f., 180 – Falknerstrasse 102, 171, 177, 191, 230 – Fatiostrasse 185 – Fischmarkt 75, 78, 100, 102, 107, 112, 122, 148, 172, 186, 212, 223, 233f., 254, 262, 266, 287, 301, 308, 312, 420 (Anm. 36) – Flughafenstrasse 201 – Freie Strasse 58, 71f., 75f., 78, 86, 91, 106f., 111–113, 118, 122, 136f., 152, 172f., 189, 212, 218, 231f., 264, 266, 295, 300–302, 312, 316, 369, 403, 425 (Anm. 323), 433 (Anm. 693), 444 (Anm. 362), 447 (Anm. 468f.) – Gellertstrasse 190, 200, 257 – Gerbergasse 58, 91, 100, 106, 109, 111, 113, 118, 136, 156, 171–173, 191, 230–232, 256, 266, 293, 300f., 303, 317, 403, 422 (Anm. 160), 433 (Anm. 693) – Gerbergässlein 109, 111, 186, 191, 199, 223, 225, 256f., 293, 444 (Anm. 362) – Grabenlinie 190f., 201 – Greifengasse 111, 161, 236, 258, 260, 285, 449 (Anm. 562) – Grenzacherstrasse 174 – Gundeldingerstrasse 100, 130, 168f., 190, 297 – Güterstrasse 171 – Hafraba (Autobahn Hamburg–Frankfurt–Basel) 190 – Hardstrasse 200 – Hebelstrasse 97, 110, 127, 138, 141f., 147, 369 – Hegenheimerstrasse 176 – Hermann Kinkelin-Strasse 234 – Heuberg 85, 100, 106, 108, 124, 196, 222, 283, 292 – Holbeinplatz 170, 189, 191 – Holbeinstrasse 165 – Jacob Burckhardt-Strasse 184 – Jungstrasse 185 – Kandererstrasse 180 – Karl Jaspers-Allee 200 – Kasernenstrasse 58 – Kaufhausgasse 164, 230 – Kellergässlein 287, 441 (Anm. 220) – Klingental 236, 267 – Klingentalstrasse 174 – Klybeckstrasse 166 – Kohlenberg 84, 102, 107, 109, 130, 191, 257, 263, 353, 425 (Anm. 300) – Kornmarkt 42, 100, 102, 112f., 122, 223, 233, 236, 245, 301, 423 (Anm. 209) – Leimenstrasse 165, 192, 205, 266 – Leonhardsberg 282 – Leonhardsgraben 84, 110, 155, 296 – Leonhardshügel 50, 102, 263, 283 – Leonhardskirchplatz 236 – Leonhardsstapfelberg 264 – Leonhardsstrasse 130, 353 – Lottergasse 100 – Malzgasse 44, 85, 100, 110, 124, 130, 425 (Anm. 300), 428 (Anm. 447) – Marktgasse 78, 177, 240, 244, 270, 433 (Anm. 724) – Marktplatz 28, 82, 84, 91, 100–102, 113, 116, 118, 121, 135f., 148, 171–174, 177, 195, 206, 218, 220, 223, 225, 233f., 236, 240, 244, 256, 264, 266f., 270, 272, 299, 342f., 350, 403, 423 (Anm. 222), 433 (Anm. 693), 437 (Anm. 23), 444 (Anm. 362) – Martinsgasse 103, 147, 158, 281 – Martinskirchplatz 234, 236, 313 – Messeplatz 258 – Missionsstrasse 190 – Mühlenberg 63, 111, 324 – Müllheimerstrasse 345 – Münchensteinerstrasse 190 – Münsterberg 71, 236, 264, 337, 441 (Anm. 220), 444 (Anm. 362) – Münsterhügel 24, 46, 50, 59, 68, 70–76, 81, 84f., 87f., 90f., 100, 118, 134, 158, 212, 217, 223, 259, 263, 282, 284, 287, 419 (Anm. 1); Bischofspalast 82; römisches Kastell 73, 100 – Münsterpfalz 53, 212 – Münsterplatz 71f., 96, 101, 111, 123, 149f., 155, 202, 206, 222, 233–235, 240, 244f., 268, 270, 284, 306, 327, 345, 359, 437 (Anm. 25) – Münzgasse 191, 199, 257 – Nadelberg 85, 90, 100, 103, 106, 149, 195, 236, 249, 261, 272, 283, 286, 291, 315, 320, 326, 333, 335, 362, 418 (Anm. 134), 444 (Anm. 362) – Nauenstrasse 190 – Neue Vorstadt 97, 100, 110, 127, 142, 147 – Oberwilerstrasse 192 – Ochsengasse 109 – Peter Rot-Strasse 185 – Petersberg 68, 75, 78, 82, 278, 394 – Petersgasse 85, 90, 100, 107, 246, 261 – Petersgraben 76, 84, 122, 129, 155, 191, 263, 284, 317, 441 (Anm. 220) – Petersplatz 53, 96f., 110, 127, 132f., 147, 158, 162, 191f., 206, 234f., 242, 245, 422 (Anm. 158) – Pfeffelstrasse 180 – Pfeffergässlein 313, 333 – Pfluggässlein 109 – Rappoltshof 258 – Reinacherstrasse 190 – Rheingasse 83, 111, 236, 258, 266, 279, 289, 291, 296, 318, 322, 332, 337f., 362, 424 (Anm. 255) – Rheinsprung 147f., 264, 267 – Riehenstrasse 145, 158, 183, 244, 258, 260, 373 – Riehentorstrasse 111, 236, 258, 266 – Rindermarkt 100, 102, 112f., 122, 300, 447 (Anm. 464) – Rittergasse 68, 71, 75f., 149, 240, 259, 266 – Rüdengasse 107, 109, 113, 153, 171, 301 – Sattelgasse 78, 87, 112, 171, 257, 259, 433 (Anm. 693), 437 (Anm. 37) – Schanzenstrasse 173 – Schiffländе 41, 63, 75, 107, 111, 113, 136, 148, 212, 214, 217, 229, 244, 252 – Schlüsselberg 63, 72, 87, 223f., 267f. – Schneidergasse 78, 82, 100, 186, 191, 195, 199, 231, 259, 262, 282, 285f., 288, 290f., 293, 296 – Schützenmatte 44, 132, 246f., 261 – Schützenmattpark 176 – Schützenmattstrasse 100, 133 – Schwanengasse 262 – Spalenberg 62, 75f., 87, 186, 191, 197, 227, 230f., 234, 249, 266, 276, 282f., 289, 296, 332, 369, 389, 422 (Anm. 160), 424 (Anm. 261), 444 (Anm. 362) – Spalenvorstadt 85, 87, 97, 99, 136, 164, 225, 234, 236, 249, 266, 294, 374 – Spiegelgasse 186, 278, 404 – Spitalstrasse 100, 318 – Sporengasse 111f. – St. Alban-Graben 71, 236, 266 – St. Alban-Vorstadt 51, 63, 70, 97, 263, 315, 329, 337, 374, 423 (Anm. 235) – St. Jakobs-Strasse 162f., 190, 239, 276 – St. Johanns-Platz 242 – Stadthausgasse 78, 82, 225, 263, 266 – Stapfelberg 122, 264 – Steinenberg 57, 76, 84, 102, 137, 155, 191, 217, 220, 267 – Steinenring 170 – Steinentorberg 271 – Steinentorstrasse 256 – Steinenvorstadt 63, 97, 111, 236, 243, 256, 279 – Sternengasse

60 – Sternengässlein 130 – Stiftsgasse 285 – Strassburgerallee 176 – Streitgasse 107, 264 – Talentlastungsstrasse 172, 186, 189, 191, 199, 206, 404 – Theaterpassage 76 – Theaterstrasse 100, 110, 123, 152, 155, 191, 423 (Anm. 229), 441 (Anm. 220) – Thiersteinerallee 171 – Totengässlein 109, 264, 272 – Totentanz 71, 74, 127, 285, 328, 400 – Totentanzbrücke 190, 201 – Uferpromenade 217 – Uferstrasse 275 – Vogesenstrasse 185 – Wanderstrasse 192 – Webergasse 260 – Weisse Gasse 109, 113
Strassburg F 31, 43, 54, 63, 73, 90, 102, 125, 133, 136, 141, 143, 158, 192, 194, 212, 214, 234, 241, 303, 312, 331f., 353, 367, 370, 396, 398, 400, 419 (Anm. 20), 454 (Anm. 806) – Münster 75, 353 – Rue des Juifs 15 332f., 450 (Anm. 604)
Strassburgerdenkmal 97, 133, 241
Strassenbahn/Tram 156, 176–179, 189, 191, 201, 215, 267, 274
Streuber, Wilhelm Theodor (1816–1857), Theologe/Philologe/Journalist 149, 429 (Anm. 502)
Strobel, Richard (*1936), Denkmalpfleger 34
Stübben, Joseph (1845–1936), Architekt/Stadtplaner 164, 177, 251
Stückelberg – Ernst (1831–1903), Maler 239f., 341 – Ernst Alfred (1867–1926), Archäologe/Numismatiker 197
Stucky-Schürer, Monica (*1942), Kunsthistorikerin 370
Studer, Benedikt (erwähnt 1820), Zeichner 147
Stühlinger, Harald (*1970), Architekt/Kunsthistoriker 437 (Anm. 27)
Stumpf, Johannes (1500–1577/78), Chronist 46f., 85
Stupanus, Anna Maria (*1654), Ehefrau von Johann Ludwig Iselin 329
Sturm – Johann Christoph (1635–1703), Astronom/Mathematiker 276 – Leonhard Christoph (1669–1719), Mathematiker/Baumeister 429 (Anm. 508)
Stuttgart D 185, 189, 268
Sullivan, Louis H. (1856–1924), Architekt 276
Sulzer, Simon (1508–1585), Theologe/Antistes 352, 355
Suter & Burckhardt, Architekturbüro 174
Suter & Suter, Architekturbüro 433 (Anm. 698)
Synagoge 92
System Ochsner 274

T

Tammen, Björn (*1966), Musikwissenschaftler 362
Taut, Bruno (1880–1938), Architekt 25
Technischer Arbeitsdienst (T.A.D.) 26, 194
Telefon 272f.
Telegrafie 272f.
Tempesta, Antonio (um 1555–1630), Maler/Zeichner/Radierer 329
Teniers, David d. J. (1610–1690), Maler 372
Thierstein, Katharina von († 1385), Ehefrau Markgraf Rudolfs II. von Hachberg-Sausenberg 96
Thommen – Achilles (1832–1893), Oberbaurat 160 – Hans Peter (erwähnt 1731), Handlungsgehilfe/-diener 430 (Anm. 563)
Thun BE 26, 60, 130
Thun, Heinrich II. von († 1238), Bischof von Basel 83, 88
Thurneysser, Leonhard (1531–1596), Naturforscher 130, 339, 353
Tilly, Johann T'Serclaes von (1559–1632), Feldherr 134
Tinguely, Jean (1925–1991), Maler/Bildhauer 238
Tipton, Susan (*1961), Kunsthistorikerin 312
Tiziano Vecelli († 1576), Maler 31
Tobel (auch: Dobel, Tobeller), Hans (erwähnt 1523, † 1557), Bildhauer 135
Tonjola, Johannes (1634–1700), Pfarrer 339
Tornielli, Giovanni Battista (erwähnt 1675–1681 in Celle D), Stuckateur 387
Tours F 36
Treviso I 36
Trier D 36
Trinkstube 90, 110f., 227, 315, 425 (Anm. 307)
Trotte 130, 135
Trottoir 220, 223, 241f., 250, 266, 274, 442 (Anm. 259)
Trüdinger, Paul (1895–1961), Architekt 198f.
Tschachtlan, Benedikt (um 1420–1493), Chronist 41
Tschaggeny, Robert (1872–1946), Architekt 242
Tschopp, Emanuel (erwähnt 1765), Gipser, Basel 384
Tschudy, Johannes (1672–1736), Ebenist 143
Tubbesing, Markus (*1973), Architekt/Architekturhistoriker 437 (Anm. 27)
Tuchhaus 111
Tulla, Johann Gottfried (1770–1828), Ingenieur 212
Typhus 28, 250

U

Udine, Giovanni da (1487–1564), Maler 382
Uffheim, von, Familie 90
Uhlmann, Wilhelm (19. Jh.), Fabrikant, Gründer der Firma Gerber & Uhlmann 174f.
Ulm D 262
Ulm, Friedrich von (auch: Fritschmann von Ulm) (erwähnt 1393, 1402), Kartenmaler 448 (Anm. 526)
UNESCO 18, 33, 244
Ungeld 82, 88, 107, 424 (Anm. 277)
Untermann, Matthias (*1956), Kunsthistoriker/Mittelalterarchäologe 223
Unwin, Raymond (1863–1940), Architekt 183
Urlsperger, Johann August (1728–1806), Pfarrer, Augsburg D 153

V

Valentinian I. (321–375), römischer Kaiser 71
Valkenburgh, Johan van (um 1575–1625), Festungsbaumeister 134
Varady, Adam (1816–1889), Fotograf 62
Venedig I 22, 44, 48, 116, 323
Veneziano, Agostino (um 1490–um 1540), Kupferstecher 337
Venturi, Robert (1925–2018), Architekt/Architekturtheoretiker 218
Verguin, François-Emmanuel (1814–1864), Chemiker 174
Verkehrsverein 230
Vernet, Joseph (1714–1789), Maler 372
Verona I 36
Vesal, Andreas (1514–1564), Mediziner 294
Vevey VD 151, 401
vicus 68, 71, 73
Vidler, Anthony (1941–2023), Architekt 26
villa Baselahe 68, 74
Villani, Giovanni (um 1280–1348), Chronist 263
Vinken, Gerhard (*1961), Kunsthistoriker 197
Viollet-le-Duc, Eugène (1814–1879), Architekt 29
Virchow, Rudolf (1821–1902), Mediziner 28
Vischer – Eduard (1843–1929), Architekt 267, 326, 369f., 401 – Hieronymus (1564–1630), Glasmaler 132, 449 (Anm. 579) – Paul (1881–1971), Architekt 272
Visscher van Gaasbeek, Gustav Adolf (1859–1911), Architekt 180, 231, 280, 304f.
Vitruv (Marcus Vitruvius Pollio) (1. Jh. v. Chr.), römischer Architekt/Architekturtheoretiker 131, 276
Vitztum – Burkhard (vor 1221–vor 1299), Ritter/Bürgermeister 85, 421 (Anm. 88) – Familie 85, 88, 90
Vogel Gryff 212, 244, 359
Vogesen F 280
Vogt, J. (erwähnt 1891), Maler 229
Vogtherr, Heinrich d. Ä. (1490–1556), Maler, Holzschneider 312
Von der Mühll, Hans (1887–1953), Architekt 184, 232
Vorgarten 168, 183, 223, 250f.
Vries, Hans Vredeman de (1527–1609), Maler/Architekt 312, 320, 365
«V»S, Monogrammist (16. Jh.), Maler, Holzschneider 417 (Anm. 125)

W

Wackernagel – Jakob (1891–1967), Jurist 194 – Rudolf (1855–1925), Historiker/Staatsarchivar 81, 112, 247, 256, 300
Waldmann, Hans (1435–1489), Bürgermeister von Zürich 439 (Anm. 106)
Waldshut D 190
Walke 257
Waltenheim, Hans (1410–1470), Junker 107
Walter – Hans († 1610), Schreiner 367, 369 – Luc II. (erwähnt um 1810/20), Hafner, Strassburg F 400
Wangen im Allgäu D 109
Wanner – Gustaf Adolf (1911–1984), Historiker 454 (Anm. 785) – Jakob Friedrich (1830–1903), Architekt 176
Watteau, Antoine (1684–1721), Maler 375, 377
Weber – Louis (1891–1972), Bildhauer 238 – Max (1864–1920), Soziologe 25, 141 – Thoman († 1574), Maler 312
Weberhaus 72
Weesen SG 266
Weidling 212, 252
Weil am Rhein D 190
Weinbrenner, Friedrich (1766–1826), Architekt 158, 236, 431 (Anm. 632)
Weiss – Hans (1894–1973), Architekt 193 – Markus (1689–1768), Seidenbandfabrikant 373

Weitnauer (erwähnt 18. Jh.), Tapezierer 380
Weltkulturerbe 18, 33
Wentikon, Peter Hans (erwähnt 1431/32), Kaufmann 107
Werenfels, Samuel (1720–1800), Baumeister 60, 62, 138, 143, 150, 303, 385, 391, 399f., 446 (Anm. 446)
Wettingen AG, Kloster 258, 278
Wettstein, Johann Rudolf (1594–1666), Bürgermeister von Basel 240, 343
Weyden, Rogier van der (1399/1400–1464), Maler 355
Wiegelmann, Günter (1928–2008), Volkskundler 276
Wiemken, Walter Kurt (1907–1940), Maler 345
Wien A 26, 31, 125, 155f., 160, 164, 173, 265, 290 – Stephanskirche 31
Wiesbaden D, Ringkirche 171
Wilde, Franz (1895–1980), Bildhauer 238
Wildt – Jeremias (1705–1790), Seidenbandfabrikant 147, 150f., 288, 374, 399 – Johann Jakob (1666–1750), Seidenbandfabrikant 147
Wille, Johann Georg (1715–1808), Kupferstecher/Bilderhändler 150, 340
Windeck, Doktor und Frau (erwähnt 1497) 106
Winterlin, Anton (1805–1894), Maler 60, 62, 246
Winterthur ZH 158, 305, 308, 394, 396, 401
Wittwer, Hans (1894–1952), Architekt 186
Witz, Konrad (um 1400–1446), Maler 223, 225, 312, 360
Wocher, Marquard (1760–1830), Maler 60, 130, 247
Woensam, Anton (vor 1500–1541), Maler/Grafiker 98
Wölfflin, Heinrich (1864–1945), Kunsthistoriker 25f., 28
Wolgemut, Michael (1434–1519), Maler/Holzschneider 46
Worms D 78, 81
Wright, Frank Lloyd (1867–1959), Architekt 435 (Anm. 809)
Wuhr 257, 440 (Anm. 184)
Wurstfabrik Bell, Kühlhaus 174
Wurstisen – Christian (1544–1588), Stadtschreiber/Chronist 45, 135, 153, 226, 346, 417 (Anm. 126) – Samuel (erwähnt 1568) 352
Wüst, Wolfgang (*1953), Historiker 126
Wüthrich, Lucas Heinrich (1927–2022), Kunsthistoriker 48
Wyhlen D 278
Wyssenbach, Rudolf (vor 1527–vor 1572), Zeichner/Drucker/Verleger 323

Z

Zaeslin, Johann Heinrich (1695–1740) 145
Zähringen, Herzöge von 26, 83
Zähringer 26, 83, 186 – Zähringerkreuz 26 – Zähringerstadt 26
Zamometić, Andrea (um 1420–1484), Erzbischof von Krajina 225
Zasius, Ulrich (1461–1535), Jurist 125
Ze Rin, Familie 90
Zeiller, Martin (1589–1661), Lehrer/Chronist 51
Zerkinden, Heinrich († vor 1325), Ritter 90
Zibol, Jakob (vor 1366–1414), Oberstzunftmeister 114
Ziegelei 100, 103, 279–281, 424 (Anm. 237) – Aktienziegelei Allschwil 279 – Passavant-Iselin 279, 282, 401
Zivilgesetzbuch, Schweizer 183, 197, 286, 445 (Anm. 389)
Zofingen AG 109, 272
Zola, Émile (1840–1902), Schriftsteller 179
Zonenplan 182f., 186, 191f., 194, 286, 410
Zschan, Hans († 1525), Brunnmeister 260f.
Zscheckenbürlin – Hannemann (erwähnt 1377) 261 – Hieronymus (1461–1536), Prior des Kartäuserklosters 364
Zschokke – Alexander (1894–1981), Bildhauer/Maler 241 – Fridtjof (1902–1993), Kunsthistoriker/Denkmalpfleger 196
Zuber, Jean (1773–1852), Tapetenmanufaktur Rixheim F 381
Zuccaro, Federico (um 1540–1609), Maler 137
Zuichemus, Viglius (1507–1577), Jurist 125
Zünfte und Gesellschaften – Feuerschützen 132, 320f., 351f., 428 (Anm. 464) – Fischer 111 – Gartner 107, 152, 354 – Goldener Stern 132, 298 – Grautücher 111 – Hausgenossen 229, 249, 298, 311, 356, 401 – Himmel 44, 64, 111, 227, 248f., 289, 298, 310f., 360 – Kürschner 81 – Rebleute 229, 236, 318f. – Safran 112, 207, 249f., 300, 341f., 356, 362 – Schiffleute 263 – Schlüssel 111, 153, 223f., 249, 264, 266, 298, 300, 326, 341, 356, 369f., 374, 401 – Schmiede 312, 341, 355, 370, 401 – Schneider 111 – Schuhmacher 111, 301 – Spinnwettern 111, 142f., 232, 298, 310, 360, 365, 394 – Vorstadtgesellschaft zum Hohen Dolder 326 – Vorstadtgesellschaft zur Krähe 111, 228 – Vorstadtgesellschaft zur Mägd 228 – Webern 110f., 152, 236, 349 – Weinleuten 101, 107, 131, 249 – Zunft(haus) allgemein 56, 88, 91, 96, 106, 110f., 113, 117, 126, 132, 135, 138, 222, 228, 245, 249, 296, 298, 301, 311f., 326, 341, 359, 421 (Anm. 108), 422 (Anm. 131), 425 (Anm. 310), 444 (Anm. 362) – Zunftsaal 111, 249, 301, 319, 326, 341f., 346, 355f., 369, 401
Zunftstadt 25
Zürcher Schilling/Burgunderchronik 41f.
Zürich 370, 375 – Fraumünster 235 – Grossmünster 43, 155 – Predigerkloster 382 – Rossi-Plan 27 – Zähringerdurchbruch 186
Zurzach AG 106, 113
Zwinger, Theodor (1533–1588), Arzt/Professor 22f., 29, 35, 38, 110, 128, 135, 227f., 297, 314, 326, 329, 339f., 417 (Anm. 126)

Abbildungs-nachweis

Die Herkunft der Fotos, der historischen Bild- und Plandokumente sowie der Plangrundlagen ist in den jeweiligen Abbildungslegenden nachgewiesen.

Vorsatzkarte
Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 2025.

Einbandprägung
Die geprägte Einbandvignette zeigt das Wappen des Kantons Basel-Stadt.

Der Autor

Martin Möhle, Studium der Kunstgeschichte und der Germanistik in Braunschweig und Marburg. 1994 Promotion mit einer Dissertation über den Braunschweiger Dom. 1994 bis 2001 u. a. tätig in Lübeck in der Inventarisierung der Profanbauten der Lübecker Altstadt und denkmalpflegerischen Zielplanung für die Residenzstadt Neustrelitz in Mecklenburg. Seit 2001 Inventarisator und Kunstdenkmälerautor im Kanton Basel-Stadt. Erfassung und Publikation der Profanbauten in Grossbasel; Band 7 der Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt (zusammen mit Anne Nagel und Brigitte Meles, 2006) und Band 8 (in alleiniger Verantwortung, 2016). 2005/06 und 2022 Lehrbeauftragter an den Kunstgeschichtlichen Instituten der Universitäten Basel und Freiburg i. Br.



Panorama aus dem Blauen Haus



Innenhof des Basler Rathauses



Grossratssaal im Basler Rathaus

FSC
www.fsc.org
MIX
Fördert gute Waldnutzung
FSC® C198899



G S K Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte
SHAS Société d'histoire de l'art en Suisse
SSAS Società di storia dell'arte in Svizzera